This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

159. e. 7.

159. e. 7.

Allgemeine

Kulturgeſchichte

von der Urzeit

bis auf die Gegenwart.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

Vierter Band.

Das Zeitalter der Reformation.

Zweite umgearbeitete Auflage.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1878.

Kulturgeschichte

des

Zeitalters der Reformation.

Vom Wiederaufleben der Wissenschaften

bis zum

Ende der Religionskriege.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

Zweite umgearbeitete Auflage.

> Wo hat die Geschichte der Völker eine Epoche aufzuweisen, der gleich, in welcher die folgenreichsten Ereigniſſe, die Entdeckung und erſte Koloniſation von Amerika, die Schifffahrt nach Oſtindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung und Magellans erſte Erdumſegelung, mit der höchſten Blüte der Kunſt, mit dem Erringen geiſtiger, religiöſer Freiheit und der plötzlichen Erweiterung der Erd- und Himmelskunde zuſammentrafen?
>
> Humboldt, Kosmos.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1878.

Inhalt.

Seite

Eingang 1

Erstes Buch.

Das Wiederaufleben der Wissenschaften.

Erster Abschnitt. Italien am Anfange der Neuzeit. 4
A. Die Staatszustände 4
Italiens Bedeutung für das Reformzeitalter 4
Die italienischen Republiken 5
Die Medici in Florenz 10
B. Die Kirchenzustände 14
Das Ende des großen Schisma 14
Die Entsittlichung des Papsttums 16
Alexander VI. und seine Familie 17
Julius II. und die päpstliche Politik 22
Leo X., der Ablaß und die Reformation 24
Zweiter Abschnitt. Die Opposition gegen Italiens staatliche und kirchliche Zustände 28
A. Girolamo Savonarola 28
B. Niccolo Machiavelli 41
Dritter Abschnitt. Die wälschen Humanisten 54
A. Die Wiedergeburt des klassischen Altertums 54
Dante, Boccaccio, Petrarca 55
Die Griechen in Italien und ihre Schüler 57
B. Die Pflege der Wissenschaften nach dem Muster der Alten . . 61
Widerstand gegen die Scholastik 61
Aufkommen der platonischen Philosophie 62
Die humanistischen Geschichtschreiber 67
Vierter Abschnitt. Die deutschen Humanisten 69
A. Die Entwickelung des deutschen Humanismus 69
Die deutschen Universitäten 70
Die französischen und niederländischen Humanisten 72
Hus u. a. Vorläufer der Kirchenreform 74
Die Buchdruckerkunst 76

Seite

B. Die Blüte des deutschen Humanismus 78
Konrad Celtes 78
Johann Reuchlin 79
Die Briefe der Dunkelmänner 81
Erasmus von Rotterdam 83
C. Der Übergang des Humanismus zur Reformation 87
Wilibald Pirkheimer (und Kaiser Maximilian I.) . . . 88
Ulrich von Hutten als Humanist (und Deutschlands Kämpfe) 92
Die Schulen am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts . . 97

Zweites Buch.

Die Kirchentrennung.

Erster Abschnitt. **Das zerrissene deutsche Reich** 100
A. Der Abfall von Rom 100
Das Konzil von Konstanz und Hus 100
Das Konzil von Basel 103
Die Wunder und das Verderbniß der Kirche 104
Luther, Melanchthon und Karlstadt 109
B. Die Entwickelung der Gegensätze unter den Reformatoren. . . 117
Die Bilderstürmer 118
Hutten als Reformator 119
Ulrich Zwingli und die Reformation der deutschen Schweiz. 123
Der Bauernkrieg und Thomas Münzer. Die Wiedertäufer. 129
C. Die Entartung der Reformbewegung 136
Luthers und Zwingli's Entzweiung 137
Das Wiedertäuferreich in Münster 138
Landgraf Philipps Doppelheirat 145
Thomas Murners Wühlereien 147
Die Religionskriege und der Religionsfriede 148
Zweiter Abschnitt. **Das große Frankreich und das kleine Genf** . . 150
A. Das centralisirte Frankenreich 150
Frankreich und sein Marsch zur Centralisation 151
Die gallikanische Kirche 155
Anfänge der Reformation in Frankreich 156
B. Calvin und Servet 159
Genf vor Calvin 160
Calvins politische Wirksamkeit 163
Sein moralisches Wirken 166
Servet's Prozeß und andere Opfer Calvins 172
Protestantische Inquisition in anderen Ländern 180
C. Die Hugenoten 182
Verbreitung der Reformation in Frankreich 183
Die Religionskriege und die Bartholomäusnacht 185
Heinrich IV. und das Edikt von Nantes 188
Dritter Abschnitt. **Die englische Hochkirche und die schottische Volkskirche** 190
A. Die englische Kirche 190
England am Ende des Mittelalters 190

Seite

Wicliffe 192
Heinrich VIII. und seine Ehescheidung 193
Thomas Morus und die Utopia 196
Heinrichs spätere Frauen und Ende 203
Eduard VI. und Cranmer 204
Reaktion der blutigen Maria 205
Elisabeth und die Hochkirche. Katholische Verschwörungen . 206
Jakob I. und die Pulververschwörung 209
B. Die schottische Kirche 210
Kirche und Krone gegen den Adel 210
John Knox, Maria Stuart und die Presbyterianer . . 211

Drittes Buch.

Die Gegenreformation.

Erster Abschnitt. **Die Wiedererhebung des Katholizismus** 213
A. Reformation und Inquisition in Italien 213
Clemens VII. und seine Ränke 214
Reformatorische Bewegungen in Italien 215
Die neue römische Inquisition und der Index 217
B. Das Konzil zu Trient und seine Folgen 218
Berufung und Eröffnung des Konzils 219
Spaltung und Unterbrechung desselben 221
Seine Beschlüsse 223
Die Reformation der Sitten 225
Karl Borromeo und Franz von Sales 226
Sixtus V. und die Banditen. Familienmorde 230
Zweiter Abschnitt. **Spaniens flammende Scheiterhaufen** 232
A. Die Leiter und Häupter der spanischen Inquisition. 232
Polemik gegen die Mängel der Kirche in Spanien 232
Die spanische Inquisition und ihre Erneuerung 234
Opposition gegen sie; des Arbues Ermordung 240
Die Inquisitoren Torquemada und Ximenes 243
Die Universität Alcala und die complutensische Bibel . . . 245
Karl V. und Philipp II. der Ketzerei verdächtig 247
Philipps Charakter und Unthaten 248
B. Die Opfer der spanischen Inquisition 250
Verfolgung und Vertreibung der Juden und Mauren . . . 250
Verfolgung und Autos da fé der Protestanten 252
Prozeß gegen den Erzbischof Carranza 257
Zustand der Wissenschaften in Spanien 259
Schwärmer und angebliche Zauberer 260
Die Anzahl der Opfer des Glaubensgerichtes 261
Dritter Abschnitt. **Die Jesuiten und ihr Wirken** 263
A. Die sogenannte Gesellschaft Jesu 263
Ein geistlicher Don Quijote 264
Die berühmten Jesuiten: Xavier, Canisius, Baronius, Bellarmin 266
Die Konstitutionen und Exerzitien 268
Die jesuitische Moral 271

Seite
Die Politik der Gesellschaft Jesu 276
Schule und Wissenschaft der Jesuiten 277
Abtrünnige Jesuiten 281
B. Die katholischen Eroberungen mit Hilfe der Jesuiten 281
Betheiligung der Jesuiten an der Gegenreformation in Deutschland 282
Gegenreformation und Versuche solcher in den Niederlanden, Schweden, Polen 286
Propaganda in Rußland und der Türkei 288
Missionen in Abyssinien, Ostindien, China, Japan, Amerika . 288
Weltliche Ansprüche des Papstthums. Streit mit Venedig. Fra Paolo Sarpi 291

Viertes Buch.

Der Volksgeist des Reformzeitalters.

Erster Abschnitt. **Das Volk, der Staat und das Recht** 296
A. Die großen Bewegungen der Zeit 296
B. Das geschriebene Recht 302
Eindringen fremder Rechte in Deutschland 302
Die Carolina 304
Das französische Recht 305
Das englische Recht und die Schwurgerichte 306
C. Das ideale Recht 307
Der moderne Staat 308
Machiavelli's Staatstheorie 309
Bodin's Staatslehre 310
Das Naturrecht der Deutschen. Luther, Zwingli u. Melanchthon 311
Oldendorp und seine Nachfolger 312
Zweiter Abschnitt. **Das Recht im Banne der Barbarei** 314
A. Das allgemeine Strafrecht 314
Die Folter und die schmerzhafte Jungfrau 314
Das System der Strafen und die Menschenvertilgung . . . 316
Die Bußen 317
Die Ehrenstrafen 317
Die Körperstrafen 318
Die Todesstrafen 318
Scharfrichter und Strafrichter 321
B. Die Hexenprozesse 322
Aberglaube im Allgemeinen 322
Ausbildung des Hexenwesens 323
Bulle Innocenz VIII. und der Hexenhammer 324
Verfahren der Hexenprozesse 328
Die Opfer dieser Gräuel und die Hexenthürme 330
Opposition gegen die Hexenprozesse 334
Dritter Abschnitt. **Die Irrgärten des Aberglaubens** 337
A. Astrologie und Alchemie 337
Astrologie 338
Alchemie. Die Rosenkreuzer 341
B. Allerlei Aberglaube 345
Zauberpflanzen und Getränke daraus 345

Seite
Thierbeschwörung 346
Chiromantie, Physiognomik, Chiliasmus 347
Geisterbeschwörung — die Faust-Sage 348
Stigmatisationen. Blutdürstiger Aberglaube, Währwölfe, Vampyre 350

Fünftes Buch.

Die Wissenschaft des Reformzeitalters.

Erster Abschnitt. Die Wissenschaft der Natur 352
A. Die Natur der Erde 352
Fortschritte der Empfänglichkeit für die Naturschönheiten . . 352
Entdeckung der neuen Welt 356
Christoforo Colombo 357
Behaim, Peter Martyr, Las Casas 359
Caboto, Cabral, Balboa, Vespucci 360
Diaz, Gama, Magelhaens, Cano 361
Franz Drake. Walter Raleigh 362
Geographie; Sebast. Münster 362
Naturhistorische Sammlungen 363
Beobachtungen über Magnetismus, Wärmevertheilung und Meeresströmungen 364
Bergbau und Mineralogie: Agricola 365
B. Die Natur des Weltalls 365
Astronomische Beobachtungen der Seefahrer 366
Nikolaus Koppernik 367
Tycho de Brahe 369
Johannes Kepler 370
Galileo Galilei 373
Astronomische Mechanik; Uhren: Dasypodius. Jost Bürgi 379
C. Die organische Natur 381
Die Ärzte des 15. und 16. Jahrhunderts 381
Mystische Naturkunde und Medizin: Agrippa und Paracelsus 381
Botanik und Zoologie: Konrad Geßner 384
Anatomie: Vesal und die Italiener 384
Physiologie: William Harvey 385
Zweiter Abschnitt. Die Wissenschaft des Geistes 386
A. Die Philosophie 386
Der Übergang zur neuern Philosophie 386
Die italienischen Pantheisten:
Giordano Bruno 388
Tommaso Campanella 389
Lucilio Vanini 392
Die deutsche Theosophie: Jakob Böhm 393
Die englische Empirie: Francis Bacon 395
B. Die Erziehungslehre 397
Luthers pädagogische Ansichten 397
Melanchthon, Trotzendorf, Reander, Sturm . . 398
Deutsches Schulwesen seit der Reformation 400
Französische Erziehung: Michel Montaigne 403

C. Die Geſchichtſchreibung . . . . . .
Franzöſiſche Geſchichtſchreiber . . . . . .
Spaniſche „ . . . . . .
Deutſche „ . . . . . .

Sechſtes Buch.

Die Dichtung des Reformzeitalters.

Überſicht . . . . . .
Erſter Abſchnitt. **Die franzöſiſche Poeſie** . . . . . .
A. Die volkstümliche Dichtung . . . . . .
Volksdramen und Volkslieder. Franz Villon . . . . .
Franz Rabelais . . . . . .
B. Die Hof- und Gelehrtendichtung . . . . . .
Die Renaiſſance in Frankreich . . . . . .
Margareta von Valois und Clement Marot . . . .
Die Plejade . . . . . .
Franz von Malherbe . . . . . .
Satire und Idylle . . . . . .
Zweiter Abſchnitt. **Die deutſche Poeſie** . . . . . .
A. Die Nachklänge des Mittelalters . . . . . .
Die Meiſterſänger . . . . . .
Die Volkslieder . . . . . .
Die Präambeln . . . . . .
Die Volksbücher . . . . . .
Die Thierſage. Reinhart Fuchs . . . . . .
Eulenſpiegel und Fauſt . . . . . .
Die Schildbürger und der Ewige Jude . . . . .
Das Volkstheater. Hans Wurſt und der Teufel . . . .
Die Satire. Teichner und Suchenwirt . . . . .
Die Liederdichter. Roſenplüt . . . . . .
Epiſche Gedichte. Bütheler. Wittenweiler . . . . .
B. Die Dichtung der Reformationszeit . . . . . .
Sebaſtian Brant . . . . . .
Thomas Murner . . . . . .
Nikolaus Manuel. Hans Sachs . . . . . .
Erasmus Alberus. Burkard Waldis . . . . . .
Johann Agricola. Sebaſtian Frank . . . . . .
Johann Fiſchart . . . . . .
Lehrdichter, Epiker, Dramatiker . . . . . .
Dritter Abſchnitt. **Die italieniſche Poeſie** . . . . . .
A. Arioſto's Zeit . . . . . .
Lorenzo de' Medici . . . . . .
Das Drama . . . . . .
Das Heldengedicht und die Lyrik. Pulci. Bojardo . .
Lodovico Arioſto . . . . . .
Arioſto's Zeitgenoſſen: Sannazaro, Triſſino, Alamanni, Aretino, Vittoria Colonna, Berni
B. Taſſo's Zeit . . . . . .
Bernardo und Torquato Taſſo . . . . . .
Die Idylle: Guarini, Marino und Murtola . . . .
Die Satire: Boccalini und Taſſoni . . . . . .

Seite

Vierter Abſchnitt. **Die ſpaniſche und portugieſiſche Poeſie** 464
A. Die Lyriker und Epiker 464
Lyriker und Idyllendichter 465
Die Kultiſten, die Konzeptiſten und ihre Gegner 466
Epiker.
Alonſo de Ercilla 467
Luis de Camoes 468
Romandichter.
Der Schelmenroman: Mendoza, Aleman, Eſpinel, Quevedo 469
Miguel Cervantes Saavedra 470
B. Das ſpaniſche Theater 474
Juan del Encina. Gil Vicente. Torres Naharro. . 474
Rueda, Timoneda u. A. 476
Lope de Vega und ſeine Schule 477
Pedro Calderon de la Barca 480
Die Epigonen des ſpaniſchen Dramas 481
Fünfter Abſchnitt. **Die engliſche und ſchottiſche Poeſie** 482
A. Das Volkslied und die Hofdichter 482
Geoffrey Chaucer und ſeine Zeitgenoſſen 483
Die Schotten. Jakob I. William Dunbar u. A. . . . 484
Die Renaiſſance in England und der Hof Heinrichs VIII. . 485
Pſalmendichter und Lyriker. Spenſer 486
B. Das engliſche Theater 487
Deſſen Anfänge 487
Lilly und der Euphuismus 489
Marlowe und ſein Fauſt; ſeine Nachahmer und Nebenbuhler 489
William Shakeſpeare 493
Ben Jonſon, Beaumont und Fletcher, und andere Epigonen 500
Die engliſche Bühne zur Blütezeit der dramatiſchen Poeſie . . 502
Beſchränkungen und endliche Unterdrückung des engliſchen Theaters 505

Siebentes Buch.

Die Kunſt der Renaiſſance.

Erſter Abſchnitt. **Die bildende Kunſt im Süden** 507
A. Die italieniſchen Schulen 507
Fünfzehntes Jahrhundert 508
Blütezeit. Bramante 510
Lionardo da Vinci 511
Michel Angelo Buonarroti 512
Rafael Sanzio 514
Correggio, Tiziano, Veroneſe u. A. 517
Eklektiker (Carracci) und Naturaliſten (Salvator Roſa) . 518
Benvenuto Cellini 519
Kunſtgeſchichte. Vaſari 519

B. Die Spaniſche Schule . . . . . .
Velazquez. Murillo . . . . . .
Zweiter Abſchnitt. **Die bildende Kunſt im Norden** . . . . . .
A. Die deutſchen Schulen . . . . . .
Deutſche Bildhauerkunſt. Veit Stoß. Adam Krafft. Peter Viſcher . . . . . .
Deutſche Malerei.
Ältere Schulen. Flandern. Brüder van Eyck . . . .
Memling. Schongauer . . . . . .
Albrecht Dürer . . . . . .
Lukas Kranach . . . . . .
Der Todtentanz. Nikolaus Manuel . . . . . .
Hans Holbein . . . . . .
B. Die franzöſiſche und die engliſche Schule . . . . . .
Vergleichung ſüdlicher und nördlicher Kunſt . . . . . .
Dritter Abſchnitt. **Die Tonkunſt** . . . . . .
Niederländiſche Muſiker . . . . . .
Italieniſche „ . . . . . .

Achtes Buch.

Geſelliges Leben und Treiben im 15. und 16. Jahrhundert.

Einleitung . . . . . .
Erſter Abſchnitt. **Hoch und niedrig** . . . . . .
A. Die Stände . . . . . .
Standesverhältniſſe in Italien . . . . . .
„ „ Deutſchland . . . . . .
Der Adel . . . . . .
Der Bürgerſtand . . . . . .
Die Verſtoßenen . . . . . .
Hofnarren . . . . . .
Juden . . . . . .
Fahrende Leute. Zigeuner. Gauner . . . . . .
B. Das Polizeiweſen . . . . . .
Öffentliche Sicherheit. Straßen. Reiſen . . . . . .
Wucher. Bettel. Schuldner . . . . . .
Frauenhäuſer. Findelhäuſer . . . . . .
Statiſtik. Staatsverwaltung . . . . . .
C. Die Volkswirtſchaft . . . . . .
Volkswirtſchaftliche Anſichten . . . . . .
Forſtweſen, Bergbau, Verkehr, Jagd . . . . . .
Zweiter Abſchnitt. **Krieg und Frieden** . . . . . .
A. Kriegs- und Seeweſen . . . . . .
Söldner . . . . . .
Waffen. Milit. Strafrecht . . . . . .
Seeweſen . . . . . .
B. Bewegtes Leben im Frieden . . . . . .
Öffentliche Feſte und Vergnügungen . . . . . .
Carneval. Faſtnacht. Theater . . . . . .
Gaukler. Glückshäfen . . . . . .
Schützenfeſte. Hochzeiten . . . . . .

Eingang.

Die Kulturgeschichte der neuern Zeit oder die Geschichte der modernen Kultur hat kein bestimmtes Ereigniß, kein einzelnes Jahr zum Ausgangspunkte; denn der Kampf, der ihren Inhalt bildet, erwachte nicht auf einmal, sondern entwickelte sich mühsam und allmälig aus verschiedenen Elementen, die, ursprünglich von einander unabhängig, nach und nach absichtlos zusammenwirkten, um das stolze aber hohle Gebäude der Geistesdespotie, das Europa in Fesseln darniederzuhalten wähnte, zu untergraben.

In einzelnen Zweigen der Kultur erwachte der Geist des Widerstandes gegen das streng kirchliche, die Forschung niederdrückende System sehr früh, in anderen später, und so auch in einigen Ländern früher als in anderen. Die ersten Spuren desselben dürften schon in den „ketzerischen" Regungen des zwölften Jahrhunderts zu finden sein, und zuvörderst wol in dem Auftreten Arnolds von Brescia, welchem bald die Albigenser, Katharer, Waldenser, Stedinger und andere Sekten, sowie die merkwürdige geheime Ketzerei des Tempelordens folgten, jedoch unterdrückt wurden, und deren Wirken im Ganzen theils unbeachtet vorüberging, theils wenigstens für die Zukunft keine Früchte trug. Ebenso finden sich leuchtende Blitzfunken oppositionellen Geistes in den Sirventen und Tenzonen der provençalischen Literatur, sowie in der deutschen Heldendichtung des schalkhaftkühnen Gottfried von Straßburg und in den göttlich-derben Sprüchen eines Bridank. Ein nachhaltig wirkendes und für die Zukunft fruchtbares Erwachen aus dem mittelalterlichen Geistesschlummer fand aber erst statt durch den prachtvollen Sonnenaufgang der italienischen Nationaldichtung mit Dante und der italienischen Malerei mit Cimabue und Giotto, am Anfange des 14. Jahrhunderts, wodurch sich diese beiden Künste für immer aus dem beengenden Formenzwange des Byzantinismus und der Scholastik losrangen. Es dauerte indessen geraume Zeit, bis auch in anderen Ländern und anderen Kulturzweigen ein ebenso dauerhaftes Erwachen stattfand, und dies war zunächst der Fall in der Begründung wirksamer Versuche einer Reformation der Kirche durch Wicliffe im 14., durch Hus und Hieronymus am Anfange des 15. Jahrhunderts, in dessen Mitte dann,

wie mit einem elektrischen Schlage, die ganze hervorragende Geisteswelt Europa's gerüstet da stand, ihre Pflicht zu thun und sich herauszuringen aus der mittelalterlichen Versumpfung. Die Ereignisse, welche zu dieser Krise den letzten, entscheidenden Anstoß gaben, waren die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche dem Mönchtum den Todesstoß gab (1440) und die Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453), welche das allmälig erneuerte Studium des klassischen Altertums endlich vollständig in das Abendland versetzte und hierdurch der lästigen Vormundschaft der Theologie über die wirklichen Wissenschaften ein Ende machte.

Seit diesem allgemeinen Eindringen eines neuen, freien, kühnen Geistes in das Gebiet der Christenheit der europäisch-arischen Rasse übernahm endlich letztere die Rolle, welche im Mittelalter die Araber und Juden gespielt, jedoch nach kurzer Zeit wieder aufgegeben hatten, — diejenige der freien Forschung. Diese unschätzbare Thätigkeit nun bildet den Hauptinhalt der Kulturgeschichte neuerer Zeit, um welche sowol die übrigen Aeußerungen eines freien Sinnes, als die immer wieder auftauchenden Versuche, ihn zu unterdrücken, sich gruppiren.

Die Geschichte dieses Ringens widerstrebender Elemente zerfällt für uns in drei Perioden:

1. die Periode des Erwachens (IV. Band),
2. diejenige des Kampfes (V. Band) und
3. diejenige des Sieges (VI. Band dieses Werkes).

Die erste Periode enthält das Auftauchen des Geistes selbständiger künstlerischer, wissenschaftlicher und ethischer Thätigkeit in den verschiedenen Kulturzweigen sowol als in den verschiedenen Ländern, und seine bald glücklichen, bald mißlungenen Versuche, sich gegenüber dem Geiste der Unterdrückung geltend zu machen, wozu sie jedoch noch nirgends gelangen, indem das Ziel, das durch sie erreicht schien, nämlich, jenes der Reformation, ein trügerisches war und nur neben der alten dogmatischen Tyrannei des lebendigen Papstes diejenige einen papierenen schuf, welche beiden sich nun auf Tod und Leben bekämpften, ohne den Geist der freien Forschung zu seinem göttlichen Rechte gelangen zu lassen. Die Periode beginnt, wie bereits erwähnt, zu verschiedenen Zeiten und reicht bis dahin, wo der unglücklichste Weg, in den sich der Kampf der Geister verirren konnte, nämlich jener der Religionskriege, sein Ende erreicht, allerdings nur dadurch, daß er im dreißigjährigen Völkermorde einen vorwiegend politischen Charakter annimmt.

Die zweite Periode bringt den rein dogmatischen Streit endlich zum Schweigen und verschafft dem Geiste der Freiheit die ersehnte Möglichkeit, in seinem eigenen Namen und befreit von lästiger Vormundschaft, auf den Kampfplatz zu treten, auf dem er sich endlich mit Nachdruck und Kraft unter dem viel mißbrauchten Namen der Aufklärung zu behaupten

weiß. Sie schließt mit dem Ereignisse, das dieses Resultat zur endlichen Gewißheit brachte, — mit der französischen Revolution.

Die dritte Periode zeigt das entschiedene Vorwalten des Geistes der Aufklärung über jenen der Unterdrückung und die vergeblichen Versuche des letztern, sich von seinem tiefen Falle wieder zu erheben, welche den ersten nur wieder zu neuen Aeußerungen der Kraft, die in ihm lebt, bewegen. Sie dauert noch gegenwärtig fort, ein Abschluß ist noch nicht vorauszusehen, und sie muß daher notgedrungen mit den jüngsten kulturgeschichtlichen Erscheinungen abgebrochen werden.

Erſtes Buch.

Das Wiederaufleben der Wiſſenſchaften.

Erſter Abſchnitt.

Italien am Anfange der Neuzeit.

A. Die Staatszuſtände.

Wollen wir uns recht lebhaft in die Zeit verſetzen, da ein ne
Leben durch die Pulſe der Menſchheit zu jagen, da nach der ſchwerfälli
Bewegung des Mittelalters das Rad der Geſchichte ſich ſchneller zu dre
begann, ſo müſſen wir uns auf den Fittigen der Fantaſie nach t
Lande tragen laſſen, welches durch ſeine Lage in der Mitte des Süd
Europa's, in der Mitte des Mittelmeers und am Fuße der die europäi
Mitte durchziehenden Alpen, durch ſeine buchtenreiche Küſtenentwickel
zwiſchen zwei breiten Meereseinſchnitten, durch ſeinen Reichtum an Flü
und ſeine Umgebung von Inſeln (S. Bd. II. S. 340 ff.), durch ſei
göttlichen Himmel, ſein herrliches Klima und ſeine üppige Vegetation
der in der Geſchichte einzigen Ehre gelangt iſt, zweitauſend Jahre l
die Welt zu regiren, tauſend Jahre lang mit dem politiſchen und tauſ
mit dem religiöſen Scepter. Dieſes Land, welchem es die Kulturgeſchi
der neuern Zeit, in deren Beginn jene zweite Herrſchaft aufhörte
gemein zu ſein, ſchuldig iſt, ihm ihr erſtes Blatt zu widmen,
Italien.

Italien! Wem geht nicht das Herz auf bei dieſem Namen, wer fi
nicht eine unendliche Sehnſucht, „dahin zu ziehn“ und neues Leben
trinken aus dem Born unvergänglichen Ruhmes der Kunſt und Wiſſ
ſchaft? Wem ſteigen nicht die lieblichſten Bilder auf von Oliven=

Feigenhainen, ſchattigen Villen und ewig grünenden Gärten, von Ruinen mächtiger Amphitheater, Tempel und Triumfbögen, von ſchattigen Gallerien, geſchmückt mit den ewigen Werken, die der Pinſel eines Rafael, Michel Angelo, Tizian, Leonardo da Vinci u. A. in glühenden Farben hinzauberte, von maleriſchen Gruppen kräftiger, ſonnegebräunter Burſche mit Gladiatorenarmen und Senatorenblicken, ſchmucker, buntgekleideter Mädchen mit bezaubernden Madonnenblicken, andächtig ſcheinender Mönche und trotzig dreinſchauender Berſaglieri? Wer denkt nicht ſofort an Milano's weißſchimmernden thurmreichen Dom, an das um die verlorene Herrſchaft des Meeres trauernde Venedig mit ſeinen ſchwarzen Gondeln und verfallenden Paläſten, an das kunſtſinnige Florenz mit den Gräbern eines Dante, Savonarola und Machiavelli, an das zu allen Zeiten unter irgend einer Form die Welt beherrſchende oder zu beherrſchen ſtrebende Rom mit ſeinen Ruinen, Katakomben und Baſiliken, mit dem Koloſſeum und der Peterskirche, dem Pantheon und dem Vatikan, an das im Schoſe ſeines einzigen Golfs entzückend hingegoſſene Neapel, den dampfenden Veſuv über ſich, das zauberiſche Capri mit ſeiner blauen Grotte vor ſich, das tiefblaue Meer unter ſich?

Nach Italien alſo ſind unſere Blicke gerichtet, wenn wir den ſchönſten Schmuck der Natur, — nach Italien, wenn wir den höchſten Triumf der Kunſt ſuchen. Nach Italien müſſen ſie aber auch gerichtet ſein, wenn wir die Werkſtätte der Geſchichte, wenn wir die klaffendſten Gegenſätze der politiſchen und der religiöſen Entwickelung der Völker kennen lernen wollen. Und dieſe Gegenſätze treten niemals ſo ſchreiend hervor, wie im Beginne der Zeit, die wir als die „neue" zu bezeichnen pflegen. Auch damals behauptete Italien den Rang, die Stätte zu ſein, von wo alle Bewegungen des Lebens der Menſchheit ausgingen. Die Geſchichte Italiens war vom Untergange der helleniſchen Freiheit bis zum Untergange der päpſtlichen Allmacht die Geſchichte der Welt.

Aus der ſtraffſten Einheit im Geſammtkörper des römiſchen Weltreiches durch die Stürme der Völkerwanderung und die wiederholten Einbrüche der Barbaren in das Extrem der weiteſtgehenden Zerſplitterung hinübergeworfen, nahm Italien, unter dem weit gebietenden Scepter der deutſchen, oder ſich ſo nennenden römiſchen Kaiſer, in ſeinen unzähligen ummauerten Gemeinweſen republikaniſche Formen an (ſ. Bd. III. S. 276 ff.). Die Zahl dieſer italieniſchen Städterepubliken war Legion; ihr politiſcher Zuſtand wurde mit dem Titel „Freiheit" beehrt. Unter dieſem blendenden Namen iſt jedoch nichts anderes zu verſtehen, als was das Mittelalter überhaupt darunter verſtand, was auch in der Hanſa und in der Eidgenoſſenſchaft der Alpen damit bezeichnet wurde, nämlich der Beſitz der Macht, der Herrſchaft, der Gewalt. Nach mittelalterlichen Begriffen war der Staat frei, der keinem andern gehorchte; wenn er ſelbſt andere unterdrückte, that dies ſeiner Freiheit in den Augen jener Zeit keinen Eintrag.

Der moderne Begriff der Freiheit, zu deren Wesen es gehört, daß Niemand unterdrückt wird, daß Jeder, soweit er fremde Rechte achtet, sich frei bewegen kann und Niemand das Recht hat, die Freiheit Anderer zu beeinträchtigen, war im Mittelalter unbekannt. So brannte denn in den italienischen Städterepubliken ein beständiger Kampf zwischen Denen, welche nach ihren Begriffen „Freiheit", d. h. Gewalt suchten, und Denen, welche sich die errungene „Freiheit", d. h. Gewalt, nicht entreißen lassen wollten. So war jede Stadt in zwei Parteien zerrissen, welche in der Regel die nämlichen waren, in die das gesammte „römische Reich" zerfiel, nämlich die Parteien der Waiblinger (italianisirt: Ghibellinen) und der Welfen (Guelfen). Diese beiden Parteien zerrissen nicht nur Italien überhaupt und dessen Städte im Besondern, sie spalteten auch die einzelnen Familien, — der Sohn war der Feind des Vaters, der Bruder warf seinen Haß auf den Bruder (Bd. III. S. 144).

In Folge dieser Parteikämpfe schwankten die italienischen Republiken beständig zwischen Aristokratie und Demokratie in den verschiedensten Formen. In Florenz sehen wir die Aristokratie des Adels seltsamerweise durch eine Aristokratie des Volkes verdrängt (Bd. III. S. 278. 280). Dagegen nahm in Venedig die erstere an Festigkeit zu, und diese Republik war die einzige Italiens, welche bis zu den französischen Revolutionskriegen weder einer Schwesterstadt unterthan wurde, noch der Monarchie anheimfiel, noch zur Beute des Auslandes herabsank. Denn Como, Crema u. A. wurden Unterthanen Mailands, Brescia, Verona u. A. von Venedig, Pisa und Siena von Florenz u. s. w., Mailand wurde eine Monarchie der Visconti, dann der Sforza, Mantua der Gonzaga, Parma der Farnese und später der spanischen Bourbonen, Modena der Este, Florenz der Medici u. s. w., Bologna, Urbino, Perugia wurden zum „Erbtheile des heiligen Petrus" geschlagen, Genua fiel zeitweise bald an Mailand und bald an Frankreich, an letzteres auch Mailand selbst, über welches dann wieder die Schweizer verfügten, bis es dauernd an Spanien und Österreich verschachert wurde, welchem Schicksal in gleicher Weise Neapel und Sicilien anheim fielen.

Es gab endlich in Italien kaum mehr eine italienische, sondern entweder nur eine partikularistische (venetianische u. s. w.) oder gar eine ausländische (französische, spanische) Politik; ja es scheuten sich einzelne italienische Staaten nicht, sich mit den Türken gegen ihre Landsleute zu verbinden.

In der heftigsten Krise waren diese Veränderungen im Uebergange vom fünfzehnten zum sechszehnten Jahrhundert begriffen; sie fielen also mit der bedenklichen Katastrophe zusammen, welche in derselben Zeit auch die kirchliche Macht Italiens, das Papsttum, erreichte. Es wird daher zunächst unsere Aufgabe sein, die allgemeinen politischen und die allgemeinen kirchlichen Zustände Italiens zu jener Zeit zu skizziren.

Die Verminderung der italienischen Republiken mittels Verschlingung der einen durch andere, durch Fürstentümer oder gar durch ausländische Mächte hatte zunächst eine fortwährende Verminderung der mit politischen Rechten begabten Individuen im Gefolge. Die Zahl derselben, welche noch im dreizehnten Jahrhundert eine Million und achthunderttausend (ein Zehntel der Bevölkerung) betragen hatte, soll, nach Sismondi, im vierzehnten auf den zehnten, im fünfzehnten sogar auf den hundertsten Theil jenes Betrages herabgeschmolzen sein. Ja, die herrschsüchtigen Staatshäupter schienen sich in ihren Parteikriegen nicht einmal mit diesem erschütternden Ergebniß begnügen zu können; die politische Rechtlosigkeit war ihnen noch ein zu mildes Loos für das zum Gehorchen geborene Volk. So wurden denn oft die Besiegten geradezu in den sonst fast gar nicht mehr vorhandenen Stand der Leibeigenschaft hinabgestoßen. Franz Sforza, der zum Herrscher Mailands emporgestiegene wilde Condottiere, ließ 1447 die Bewohner des erstürmten Piacenza an die Meistbietenden verkaufen, ja selbst die Päpste, die Statthalter Christi, des Propheten der menschlichen Bruderliebe, verfuhren ähnlich mit den ihren Heeren Unterlegenen. Bonifacius VIII. ertheilte in seinem apostolischen Zorne die Erlaubniß, alle Lehensleute der Familie Colonna, Sixtus IV. alle Bolognesen, und Julius II., dieser gewaltige Krieger, nicht Gottes, sondern der Welt, 1509 alle Venetianer, im Falle des Ergreifens, als Leibeigene zu verkaufen. Allein diese verspäteten und nicht mehr zeitgemäßen Maßregeln waren umsonst. Die Käufer wußten mit ihrem lebenden Eigentum nichts anzufangen, indem sie keine Lust hatten, Leute zu ernähren, die nur gezwungen, also so wenig wie möglich arbeiteten, und das Verhältniß nahm stets wieder ein rasches Ende, so daß es in Italien keine „Sklaven" weiter gab, als die zu den Galeren verurteilten gefangenen „Ungläubigen".

In den italienischen Republiken galt zwar die Regel, die Anmaßung des Richteramtes von Seite der Regirung dadurch zu verhindern, daß man zu Richtern und Advokaten Fremde berief, welcher Gebrauch in seinem letzten Reste heute noch in der unsterblichen kleinen Republik San Marino besteht. Er wurde jedoch zur bittern Täuschung, indem die Machthaber es verstanden, ihn nach Belieben zu umgehen. So oft es das Interesse des Staates zu gebieten schien, — und wann konnte man dies nicht behaupten? — nahm die Regirung vorübergehend die richterliche Gewalt selbst in die Hände und sandte, wie Sismondi sagt, die verhaßten Gegner ihrer Macht unter die Folter und auf das Schaffot. Und überdies war die Gesetzgebung und die Gerichtsverfassung so beschaffen, daß sie dem Angeklagten weder für die Anwendung einer bestimmten Strafe, noch für humane Behandlung während der Untersuchung, noch für einen Vertheidiger die geringste Gewähr bot. Ja, es konnte das Unglaubliche vorkommen, daß die Häupter einer Partei, unter dem Namen Balia, sich

eine unumschränkte Gewalt übertragen ließen und ohne Untersuchung, noch Urteil, über die Mitglieder ihrer Gegenpartei die schärfsten Strafen verhängten. Die Balia trat auch als eine Art provisorischer Regirung oder Diktatur bei Verfassungveränderungen auf und riß für gewisse Zeit alle Gewalt an sich. Wollte sie dann das Volk glauben machen, daß es auch noch etwas zu sagen habe, so rief sie es unter dem Titel eines Parlamentes zusammen, in welchem dann die Anhänger der Herrschenden alle Uebrigen durch betäubenden Lärm überschrieen. Auf Verlangen der in Italien allmächtigen Geistlichkeit wurde endlich gegen die angeblichen Verbrechen der Ketzerei und der Zauberei mit der größten Unmenschlichkeit eingeschritten, und sowol bei solchen, wie bei Fällen der Unzufriedenheit gegen die Regirung, nicht nur Thaten, sondern selbst Worte und Geberden, ja bloser Argwohn bezüglicher Gedanken hart bestraft.

Die Preßfreiheit war in den Staaten, von denen wir sprechen, gänzlich unterdrückt. Gegen ungerechtes Verfahren der Behörden stand dem Bürger kein Recht der Beschwerde zu. Die Freiheit der Mitglieder der Behörden, zu reden und zu stimmen, war wesentlich beeinträchtigt und wurde von der Regirung zu ihren Gunsten oft in sehr auffallender Weise zu verhindern gesucht.

Dies waren die Schattenseiten der italienischen Republiken. Wir säumen nun aber nicht, auch ihre, freilich in Folge der erwähnten Krisen nach und nach zu Grunde gegangenen Lichtseiten anzuführen. Alle über das Volk ausgeübte Gewalt wurde stets als vom Volke ausgegangen anerkannt und keine Neuwahl der Behörden vorgenommen, ohne das Volk um seine Mitwirkung anzugehen. Ausgenommen in Venedig, dessen Dogen und Senatoren auf Lebenszeit ihr Amt bekleideten, waren die Behörden aller Republiken des Landes auf bestimmte und zwar sehr kurze Zeit ernannt und stets als absetzbar betrachtet. Die längste dieser Amtsdauern betrug ein Jahr, ja die höchsten Würden in manchen Staaten, wie z. B. in Florenz, wurden nur auf zwei Monate übertragen. Außerdem waren die Inhaber der Staatsämter ihren Wählern, d. h. dem Volke, für den davon gemachten Gebrauch verantwortlich und traten nach Ablauf ihrer Amtsdauer wieder in den Rang einfacher Bürger zurück. Und diese Schranken ermangelten nicht, auf die geschilderte, den Regirenden gestattete Willkür einen mäßigenden und mildernden Einfluß auszuüben; denn an die Stelle des abtretenden Tyrannen konnte dessen Gegner, ja sein Opfer treten und ihn zu furchtbarer Rechenschaft ziehen!

Doch, diese demokratischen Einrichtungen fielen, wie bereits angedeutet, nach und nach dem Despotismus zum Opfer, der sich der italienischen Republiken bemächtigte. Die Tyrannen, welche sich in denselben aufwarfen und sie durch einen orientalischer Luxus aussogen, der lächerlich gewesen wäre, wenn er nicht so empörende Folgen gehabt hätte, fröhnten lediglich noch ihrer Sinnenlust und der Rache an ihren Feinden, und ver-

banden blutige Verbrechen mit raffinirtem Luxus (Bd. III S. 278 f.). Aber noch war der kriegerische Geist nicht von den Italienern gewichen; sie erhoben sich seit dem 15. Jahrhundert gegen die fremden Söldnerbanden, welche im Dienste ihrer Fürsten ihr Land verheerten, vertrieben sie und bildeten selbst bewaffnete Scharen, deren Führer als Condottieri die einheimischen Fehden führten und dabei einen Ruhm darin suchten, ihre „theuern" Krieger so viel als möglich zu schonen, so wenig Blut als möglich zu vergießen, so daß einst in einer tagelangen Schlacht kein einziger Mann den Tod fand, was aber nicht hinderte, daß bei Erstürmungen von Städten, wo jene Rücksicht wegfiel, die ärgsten Greuel verübt wurden. Dabei verachteten die Condottieri das Volk, welches die Künste des Friedens trieb, und gingen mit dessen bürgerlichen Rechten gewissenlos um. Hinwieder wurden sie selbst von ihren Brotherren verachtet und hart bestraft, wenn sie unterlagen, — gefürchtet und auf die Seite geschafft, wenn sie siegten. Oft aber schwangen sie sich sogar zu Herrschern der Staaten empor, wie die Sforza in Mailand, und als die mächtigeren Fürsten ihr Gebiet vergrößerten, dienten ihnen ihre schwächeren Standesgenossen als Condottieri, was dazu beitrug, daß die Willkürlichkeit der Fürsten überhaupt abnahm und sie begannen, sich Bildung, Geschmack und feinere Sitten anzueignen, in welcher Beziehung sich Federigo Montefeltro, Herzog von Urbino (1444—82), auszeichnete. Dabei geriet auch die aristokratische Ausschließlichkeit in Verfall, und oft folgten den Fürsten ohne Einsprache ihre unehelichen Söhne.

Die fortgesetzten Kriege zwischen den einzelnen Staaten und die fürchterlichsten Greuel innerhalb der sie beherrschenden Familien, z. B. die Blutbäder der Baglioni in Perugia, nahmen immer mehr überhand und machten nach und nach den kleineren Fürstentümern ein Ende, besonders am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Das Gefühl für Unabhängigkeit lag brach; außer dem an das alte Rom erinnernden Senate von Venedig, welcher (1432) den Mut hatte, den ehrgeizigen Condottiere Francesco Carmagnola verhaften und hinrichten zu lassen, erhob sich, wenn nicht blos vorübergehend, keine Republik zu so kühner Offenbarung ihres Unabhängigkeitsinnes. Den letztern aber nährte in der stolzen Lagunenstadt vor Allem ihre abgeschlossene Lage und ihre festgegliederte Verfassung mit der starren, doch soliden Herrschaft eine Anzahl verdienter Geschlechter (Bd. III. S. 280 f.), deren Mitglieder das politisch rechtlose Volk nicht wenig durch Wolthätigkeit versöhnten, indem sie oft für die Armen Häuser bauten, um sie darin unentgeltlich wohnen zu lassen. Durch Handel und Krieg beschäftigte man die Elemente, welche unter anderen Umständen zum Sturze der Verfassung und Regirung geneigt gewesen wären.

Von den übrigen Republiken widerstand einzig Florenz den Eroberungsgelüsten der Fürsten, und zwar speziell denen eines Gian Galeazzo Visconti von Mailand und eines Ladislaus von Neapel. An der Spitze

dieſer Republik ſtand die Signoria als regirende Behörde, deren Perſon aus acht Priori und einem Gonfaloniere di giustizia beſtehend, al zwei Monate wechſelte. Mit den zwölf Gonfalonieri delle compagni unter denen ſich ſonſt das Volk in Waffen ſammelte, und den zwö Buon' uomini, bildeten die Signoria das Collegium. Kriegsangelege heiten berieten die alle ſechs Monate wechſelnden Dieci della guerra politiſche und gemeine Verbrechen beurteilten die nach vier Monaten al tretenden Otto (Acht). Die Abſtimmung über die Geſetze aber und d Wahl der Behörden ſtand dem Consiglio del Commune und dem Co siglio del popolo zu.

Allein auch der Freiſtaat am Arno ſollte nicht auf die Dauer d Ruhm genießen, die letzte Demokratie Italiens zu ſein. Nach dem Stur der Geburtariſtokratie war in der gewerbreichen Stadt mit der Zeit ei Geltariſtokratie emporgekommen. Aus der Mitte derſelben leuchtete d Familie Medici hervor, deren Glieder, anfangs ungeſucht, die höchſt Würden des Staates errangen und bald alle übrigen Familien hinter ſi ließen, indem ſie gewandt ihre überlegenen Geiſtesgaben zur Vermehrun ihrer Einkünfte zu benützen wußten. In den Jahren 1434 bis 147 gaben ſie an Almoſen, öffentlichen Bauten und Steuern 663.755 Goll gulden (Coſimo allein 100.000) aus. Dies befeſtigte ſie in ihren Ehre ſtellen, und die Gewohnheit, ſtets Medici in den höchſten derſelben z erblicken, ſchläferte die Eiferſucht der Bürger auf ihre alten demokratiſche Einrichtungen ein, und zwar um ſo eher, als Florenz ſeit der Unterjochun der Schweſterſtadt und Nebenbuhlerin Piſa und deren Verurteilung z vollkommener Rechtloſigkeit ohnehin nicht mehr als eine wahre Republi betrachtet werden konnte und der fortwährenden blutigen Parteikämpf zwiſchen ſeinen Bürgern endlich müde wurde. Der erſte Medici, der ſolch Gewalt ſich aneignete, hieß Salveſtro († 1388). Sein Enkel Coſimo, der Begleiter Papſt Johanns XXIII. auf deſſen verhängnißvoller Reiſ nach dem Konzil von Konſtanz, erlangte durch Klugheit und Mäßigung und die ſorgfältige Vermeidung ſelbſt jedes Scheines der Anmaßung großer Einfluß und Anhang in der Vaterſtadt, — nach ſeiner in einem Partei kampfe nichtsdeſtoweniger gegen ihn verhängten Verbannung ehrenvoll Aufnahme in Venedig, dann ebenſo ehrenvolle Rückberufung nach Hauſe und hier eine fortgeſetzte Bekleidung der höchſten Stellen, immer einer nach geſetzlichem Ablaufe der andern. Dieſe Macht und ſeine irdiſchen Schätze benützte er jedoch in verdienſtvollſter Weiſe zur Erwerbung und Vervoll kommnung geiſtiger Güter und zur Beſchützung der Kunſt und Wiſſen ſchaft. Unter ihm blühten die vier geiſtigen Kinder des italieniſchen Kunſt patriarchen Giotto: die Marmor-, Erz- und Leinwandkünſtler Brunelleschi Donatello, Ghiberti und Maſaccio, — Alles Florentiner, um die aber ganz Italien ſich riß, um ihnen alles Schöne zur Verwirklichung zu über tragen. Kein Mißbrauch ſeiner Stellung, keine Mißachtung der republi

kanischen Einrichtungen trübte Cosimo's Andenken. Und in dem durch das Wiederaufleben der Kenntniß des klassischen Altertums genährten und von ihm gehegten Feuer der Begeisterung für das Ideale wuchs sein Enkel Lorenzo auf. Beim Tode des Großvaters (1464) erst sechszehn Jahre alt, behauptete er dennoch in den Parteikämpfen, die sein habsüchtiger und daher wenig beliebter Vater Pietro herbeiführte, einen seltenen Takt, gewann durch seine Leutseligkeit seine Feinde und stellte so das gefährdete Ansehen seiner Familie wieder her. Die Florentiner baten ihn sogar förmlich, an die Spitze der Regirung zu treten, und er zögerte nicht, diesen Ruf anzunehmen, indem er die Zuvorkommenheit seiner Mitbürger und ihre Gleichgiltigkeit gegen die republikanische Vergangenheit der Vaterstadt schlau dazu benützte, die Wahl der Behörden in seine und seines Bruders Giuliano Hände zu spielen. Er setzte aus seinen Anhängern den Rat der Siebenzig zusammen, welchem er die Wahl aller Behörden übertrug, und zerstörte hierdurch alle Standesunterschiede. Sein Ruhm stieg täglich, nicht nur in Florenz und Italien, sondern auch in fernen Ländern. Sein durch Handel erworbener Reichtum ermöglichte ihm, in Entfaltung von Pracht und Glanz mit den Höfen Europa's zu wetteifern, so daß er bereits den Eindruck eines Monarchen machte und daher von seinen Zeitgenossen den Beinamen des „Prächtigen" (Magnifico) erhielt. Er wurde zum Vermittler zwischen Königen angerufen, so zwischen jenen von Frankreich (Ludwig XI.) und Neapel, empfing den Besuch Solcher, selbst aus dem hohen Norden (Christians, Königs von Dänemark, Norwegen und Schweden), und hatte die Genugthuung daß selbst der deutsche Kaiser Friedrich III. um seine Gunst buhlte und die fernen Könige von Ungarn und Portugal nach der Ehre strebten, mit ihm zu verkehren. So durfte er es denn wagen, dem Länderhunger des damaligen Papstes Sixtus IV. zu widerstehen, indem er dessen Anschlag auf die Grenzstadt Castello durch Unterstützung derselben vereitelte. Da beschloß der heilige Vater, welcher nach der Unsitte jener Zeit seine eigenen Söhne, deren er mehrere besaß, mit den höchsten Ämtern der Kirche beschenkt hatte, den mächtigen Mediceer und dessen Bruder Giuliano auf die Seite zu schaffen. Er bediente sich hierzu der mit den Medici in Florenz rivalisirenden Familie Pazzi, des Erzbischofs Salviati von Pisa und mehrerer frechen Wüstlinge und Condottieri. Wie bei der sechszehn Monate vorher durch adelige Jünglinge Mailands verübten Ermordung des wollüstigen Tyrannen Galeazzo Maria Sforza, wurde auch in Florenz eine Kirche (!) zum Schauplatze der schwarzen That auserkoren, in welcher der mit den Verschworenen einverstandene Kardinal Riario, ein Verwandter des Papstes, die Messe las, und während päpstliche Truppen gegen Florenz marschirten, war die Erhebung der Hostie (!) das Zeichen für die dazu bestellten Meuchler. Die zwei für Lorenzo Bestimmten waren Priester (!), der Eine davon überdies päpstlicher Sekretär; die für Giuliano Bestimmten ein Pazzi und

ein Baroncelli. Letztere holten am 2. Mai 1478 ihr zögerndes Opf
ſelbſt vom Hauſe in den Dom ab und ſchlangen heuchleriſch die Arme u
ſeinen Nacken, um zu fühlen, ob er keinen Panzer unter den Kleide
trage. Als dann die von der katholiſchen Kirche ſo über Alles heilig g
haltene Handlung vorgenommen wurde, vollführten Giuliano's Mörd
ihr blutiges Werk mit kannibaliſcher Luſt; den beiden Pfaffen aber gela
das ihre an Lorenzo nicht; er ſchlug ſie mit dem Schwerte in die Flu
Das den Brüdern anhängliche wütende Volk metzelte die Mörder grauſ
nieder, der Erzbiſchof wurde im Ornate vor dem Fenſter des Regirun
palaſtes aufgehängt, die Pazzi hingerichtet, eingekerkert oder verbannt,
nach Konſtantinopel entkommene Baroncelli vom Sultan, aus Hochachtu
für den auch ihm rühmlich bekannten Lorenzo, ausgeliefert und in Flor
gehängt. Die päpſtliche Armee zog ſich zurück und Lorenzo kennzeich
das Verfahren ihres Herrn vor ganz Europa. In hohem Maße e
mütig verfuhr er gegen die ſchuldloſen Verwandten der Mörder. D
über das Mißlingen ſeines Anſchlages wütende Papſt konfiszirte a
florentiniſche Eigentum in Rom und ſchleuderte den Bann gegen Loren
und die übrigen Glieder der Regirung von Florenz, die es gewagt, geweih
Prieſter mit dem Tode zu beſtrafen, exkommunizirte ſie, belegte das gan
Gebiet der Republik mit dem Interdikt und drohte, im Vereine mit de
König von Neapel, den Florentinern mit ſeiner Rache, falls ſie ihm nic
Lorenzo auslieferten. Florenz ſtand zwar für ſeinen Liebling ein; abe
weil der Krieg ſeinen Scharen nicht günſtig war, lieferte Lorenzo eine
Beweis ſeiner Seelengröße, indem er ſich ſelbſt heimlich nach Neapel in di
Gewalt ſeiner Feinde begab, und zugleich einen Beweis ſeiner Klugheit
indem er den König, unter Ueberwindung der größten Schwierigkeiten
zum Abfall vom Papſte und zum Bunde mit Florenz gewann. Erſt ei
drohender Überfall Italiens (in Otranto) durch die Türken verſöhnte de
für die uneinige Chriſtenheit zitternden Papſt mit den gebannten Floren
tinern. Italien war jedoch bereits ſo ſchwach, daß es gegen die Eindring
linge nichts ausrichtete und nur durch deren freiwilligen Abzug von ihne
erlöst wurde.

Nach dieſer Beſeitigung der päpſtlichen Feindſchaft und dem Tod
ihres Urhebers, der das zweifelhafte Verdienſt mit ſich in das Grab nahm
die Verkäuflichkeit der höchſten kirchlichen Würden und die Inquiſition de
Preſſe (die Cenſur) eingeführt zu haben, wandte Lorenzo ſeine Kräft
mit Eifer auf die ſtete Hebung des Wolſtandes und der Stärke ſeine
Vaterſtadt, deren höchſte Blüte in dieſe Zeit fiel. Die Induſtrie kam i
große Aufnahme, die Bevölkerung wuchs ſo ſehr, daß man ſich an de
Papſt um die Erlaubniß wenden mußte, Kloſtergärten zu Bauplätzen z
verwenden; die Polizei wurde ſo verbeſſert, daß weder Raubanfälle no
Meuchelmorde, ja nicht einmal nächtliche Ruheſtörungen vorkamen. Au
die durch Kriege arg mitgenommenen Finanzen des Staates ordnete Loren

wieder, und aus Anerkennung bezahlte die Republik die Schulden, welche ihr Haupt theils in ihrem Intereſſe, theils auch in oft unbeſonnener Verſchwendung, eingegangen war. Hierdurch beſchämt, vertauſchte der Mächtige den unſteten Handel, dieſen Beruf ſeiner Familie, mit der ſicherern Landwirtſchaft und ſeine reizende Villa am Ombrone, Ambra genannt, war mit ihrem Thier- und Pflanzengarten, ihrer Maulbeerpflanzung, welche den Preis der Seide herabzudrücken verſprach, und ihrer Käſerei, welche ganz Florenz mit dieſem Artikel verſorgte, — ein Wunder der Zeit und wurde von den Dichtern beſungen.

Lorenzo's Leiſtungen für Wiſſenſchaft und Kunſt, welche unſterblicher ſind, als ſeine politiſche Wirkſamkeit, werden uns beſchäftigen, wenn wir den Zuſtand jener höchſten Zweige menſchlichen Thuns überhaupt näher betrachten werden. Lorenzo war aber auch, obſchon er die heidniſche Philoſophie eifrig pflegte und in ſeinen Schriften die olympiſche Ruhe eines Platon bewahrte, von tief religiöſem Sinn erfüllt, was ihn jedoch nicht verhinderte, oder unter den damaligen Verhältniſſen vielmehr gerade veranlaßte, den Anmaßungen des Papſttums kräftig entgegenzutreten. In Folge dieſer Lichtſeiten hat man ſich denn, ſowol zu ſeinen Lebzeiten, als ſeither, daran gewöhnt, ſeine Fehler, ja ſogar Schlechtigkeiten zu vergeſſen, welche in rückſichtloſer Selbſtſucht, unrechtmäßiger Erwerbung von Macht und Eigentum, in ſchamloſen Ausſchweifungen und in demoraliſirender Einwirkung auf das Volk beſtanden. Mit der größten Kaltblütigkeit hatte er eine Menge politiſcher Gegner hinrichten laſſen und ſich empörende Unterſchlagungen des Staatsgutes, ja ſogar ſolche aus der ihm anvertrauten Sparkaſſe für Mädchen erlaubt, wodurch manche der Letzteren zu unehrenhafter Lebensweiſe gezwungen worden ſein ſollen. Hatte er aber auch Vieles dazu beigetragen, die republikaniſchen Inſtitutionen von Florenz zu unterdrücken, ſo war doch daran ſeine Herrſchbegierde weniger ſchuld, als die Entartung ſeiner Landsleute. — Es war im Jahre der Entdeckung Amerika's, als die Pfuſcherei der damaligen Ärzte ſeinen ſchwächlichen Körper auflöste, und ſein Verluſt trotz ſeiner Schattenſeiten ganz Italien mit tiefer Trauer erfüllte und die Fantaſie des Volkes ſo aufregte, daß man vor- und nachher Viſionen von dreifachen Sonnen, Heeren Bewaffneter und Blut ſchwitzenden Statuen hatte. Sein einziges Denkmal ſind ſeine Werke, — er hat kein anderes verlangt. Mit ihm ſtieg die Blüte der italieniſchen Wiſſenſchaft, mit ihm die humane Anwendung großen politiſchen Einfluſſes in dieſem Lande in das Grab, und nach ihm herrſchte, nicht ohne ſeine Schuld, die empörendſte Gleichgiltigkeit gegen Recht, Freiheit und Ehrlichkeit und damit auch die ſchmählichſte Verletzung dieſer Güter und die herzloſeſte Kälte gegen das Elend der Mitmenſchen.

Die Florentiner hatten ſich ſchon ſo ſehr daran gewöhnt, das jeweilige Haupt der Familie Medici an der Spitze ihres Gemeinweſens zu ſehen, daß es gleichſam als ſelbſtverſtändlich angeſehen wurde, wenn Lorenzo's

ihm nicht von ferne gleichkommender älteſter Sohn Pietro in die Würde des Vaters trat. Weder Deſpotie der Regirenden, noch Kriecherei der Regirten, ſondern allein die ſüße Macht der Gewohnheit hatte die republikaniſchen Grundſätze untergraben. Aber noch waren ſie nicht todt, noch konnte wol das Genie, nicht aber die Unfähigkeit die Begeiſterung für die Freiheit darnieder halten. Der thörichte Pietro pflanzte durch ein heimliches Bündniß mit dem Könige Ferdinand von Neapel, durch welches er ſeine eigene Macht zu ſtärken wähnte, brennende Eiferſucht und tiefes Mißtrauen zwiſchen die italieniſchen Staaten, deren Herrſcher nun, voran Lodovico Sforza, genannt Moro, Herzog von Mailand, wechſelſeitig den König Karl VIII. von Frankreich, einen geiſtig und körperlich ſchwachen und eiteln Menſchen, zur Dazwiſchenkunft in Italien herbeiriefen. Dies war die Todesſtunde der italieniſchen Selbſtändigkeit und der Anfangspunkt jener Reihe von Kriegen, welche für fremde Intereſſen die Ebenen der Lombardei drei und ein halbes Jahrhundert lang mit Blut tränkten. So betraten denn die Franzoſen auf ihrem abenteuerlichen Zuge nach Neapel, wo Spaniens Macht der ihrigen weichen ſollte, zum erſten Male auch den Boden der Republik Florenz, und während die Bürger über dieſe Schmach knirſchten, warf ſich der elende Pietro, in lächerlicher Nachahmung der Auslieferung ſeines Vaters, dem fremden Könige zu Füßen und bot ihm die wichtigſten Plätze ſeines Landes an. Das war denn doch zu viel, und er mußte vor der Wut ſeiner Mitbürger, die er gerne Unterthanen genannt hätte, mit Schimpf und Schande in die Verbannung fliehen, in welcher er ſpäter als franzöſiſcher Söldner beim Uebergange über den Garigliano ertrank. So war die republikaniſche Macht der Medici geſtürzt, aber nicht um der Freiheit Platz zu machen, ſondern um nach wenigen Jahrzehnten als monarchiſche wieder aufzuleben.

B. Die Kirchenzuſtände.

Wir haben das Papſttum (Bd. III. S. 157) bei dem Kampfe dreier Päpſte um die dreifache Krone verlaſſen und geſehen, daß durch dieſen für alle unabhängigen Geiſter das Anſehen der römiſchen Kirchenherrſchaft für immer gebrochen war. Es konnte ſich ja bei dieſem widerwärtigen Treiben nicht mehr um Religion, am wenigſten um die erhabene chriſtliche handeln, ſondern lediglich um materiellen Beſitz. Damit König Ladislaus von Neapel das verhaßte Konzil von Piſa ſprenge, trat ihm der in Rom gewählte Gregor XII. die ewige Stadt und den Kirchenſtaat völlig ab, natürlich um es ihm nachher, wenn er ſeiner nicht mehr bedurfte, wieder zu nehmen, worin ihm aber ſein Gegner, der in Piſa gewählte Balthaſar Coſſa (Johann XXIII.), nach dem gleichzeitigen Berner Geſchichtſchreiber Juſtinger der „böſte verlümdeteſte Mann, den man finden

kunft", zuvorkam. Er wollte Ladislaus aus Neapel vertreiben, aber Dieſer vertrieb ihn aus Rom, und widerwillig mußte ſich der geträumte einzige Papſt, auf Verlangen des deutſchen Kaiſers Sigismund, darein fügen, daß ein Konzil auf deutſchem Boden, in Konſtanz, über die dreifache Krone richtete. Alle drei Päpſte wurden ſchimpflich entſetzt, und 1417 ſtand wieder nur ein einziger ſolcher da, der Römer Martin V. In dem anarchiſchen Rom, wo wilde Condottieri herrſchten, die er durch Andere ihres Gelichters ſchlug, zog er 1420 ein. So war das Papſttum im frühern Stile wieder hergeſtellt, aber ſeine frühere Macht war für immer gebrochen. Seit der Erneuerung ihres Sitzes in Rom und der Bändigung der letzten demokratiſchen und ariſtokratiſchen Regungen in dieſer Republik (Stefano Porcari's unter Nikolaus V. 1453 und Tiburzio's unter Pius II. 1459), die nun wieder als monarchiſche Reſidenz auftrat, waren die Päpſte in Wahrheit nicht mehr die geiſtlichen Herren der Welt. Ihre Schwäche zur Zeit der Verbannung in Avignon und des Schismas hatte der ſich allmälig aus dem Zerfalle des Feudalweſens entwickelnde moderne Staat, der ſogenannte Polizeiſtaat, benutzt, ſich zu gutem Theile ſelbſt an die Stelle der „unfehlbaren Kirche" zu ſetzen, indem er die im 13. Jahrhundert geſtiftete kirchliche Inquiſition in eine weltliche verwandelte, die Hexenprozeſſe an ſich zog und das ungeheuerliche Verbrechen der „Gotteslästerung" erfand. Nicht einmal der Geſammtheit der Kirche, welche im fünfzehnten Jahrhundert mit pomphaften Konzilien zu imponiren ſuchte, gelang es mehr, ihren Lehrmeinungen allgemeine Geltung zu verſchaffen, nicht der lendenlahmen Halbheit der Synode zu Konſtanz, welche drei Päbſte abſetzte und den verratenen Hus verbrennen ließ, noch derjenigen zu Baſel, welche den Böhmen den Kelch bewilligte, den übrigen Chriſten aber nicht, — und umſonſt trachtete Papſt Eugen IV., der dem ſtörriſchen und von Rom nie anerkannten Baſeler Konzil gegenüber ein ſolches in Ferrara eröffnete, die Griechen, obſchon das drohende Türkenjoch ſie zum Äußerſten drängte, der römiſchen Hierarchie zu unterwerfen; denn ſie durchſchauten die geſchichtlichen Fälſchungen Roms. Eugen beſiegte zwar faktiſch das Konzil von Baſel, wie er es auch wagte, den Karmelitermönch Thomas Conecte, der als ſittenreiner und glaubensfeſter Miſſionär die Laſter Roms geißelte, durch die Inquiſition foltern und lebendig verbrennen zu laſſen, und ſeine Nachfolger hielten mit dem gelehrten aber charakterloſen Äneas Silvius Piccolomini (Pius II.), dem abgefallenen Vertheidiger der Kirchenverſammlung zu Baſel, den Papſt nebſt den Kardinälen für das beſte Konzil und verſammelten kein weiteres; dennoch waren ſie im Weſentlichen nichts Anderes mehr als — italieniſche Fürſten, die den übrigen Staaten dieſes Landes, dem Könige von Neapel, den Herzogen von Mailand und Savoien, den Republiken Venedig, Genua und Florenz wie gleich und gleich gegenüberſtanden, und ſich um anderweitige Länder nur ſo weit bekümmerten,

als deren Herren von ihnen Gunstbezeugungen bedurften, welche sie sich mit schwerem Gelte bezahlen ließen; die Bestechung war am römischen Hofe an der Tagesordnung; wer in geistlichen Rechtsstreitigkeiten besser zahlte, erhielt auch Recht, und wenn es sich um Wahlen zu geistlichen Würden handelte, erfolgte die Bestätigung erst nach wiederholten klingenden Spenden. Fürsten und Könige mußten jährlich gewisse Summen nach Rom schicken, um den Papst in guter Laune zu erhalten, wozu noch jährliche Weihnachtgeschenke an ihn und seine Hofbeamten im Betrage von mehreren hundert Dukaten kamen. Eine noch vorhandene Rechnung führt u. A. 100 Dukaten für Konfekt auf, das man neun Kardinälen schenkte; auch Gold- und Silberzeug spielte eine große Rolle. Die Stellen am päpstlichen Hofe wurden ebenfalls um schweres Gelt gekauft. Es konnte natürlich nicht verhindert werden, daß Solches bekannt wurde, und die Folge war, daß man sich überall über die römische Habgier lustig machte und daß die Bannstralen der Päpste nur noch als ein Zornausbruch angesehen und allgemein verlacht wurden. So nahm denn das Ansehen des heiligen Stuhls merklich ab.

Das deutsche Reich, Frankreich, England, Spanien und Portugal hatten sich nach und nach, die einen mehr, die anderen weniger, von Rom unabhängig gemacht, besetzten die Bistümer und die höheren Pfründen und zogen nach Gefallen Klöster ein, noch ehe von einer Reformation in dem Sinne, wie sie später eintrat, im Geringsten die Rede war. Daß auch in Italien solcher Geist neuerer Staatsallmacht eindrang, haben wir am Beispiele Lorenzo's de' Medici gesehen.

Die Päpste nahmen sich in Folge ihrer nunmehrigen Stellung zur Welt nicht mehr, wie oft früher (wenn auch nicht aus Liebe zur Freiheit, sondern aus Eifersucht gegen die weltliche Macht) unterdrückter Völker gegen deren Könige an, sondern sie verbündeten sich jetzt mit den Königen, wie nicht minder auch mit entarteten Republiken, in denen das Volk nichts mehr galt, zur Darniederhaltung demokratischen Geistes.

Unter solchen angeblichen Häuptern der Kirche wurde es möglich, daß Glieder der höhern Geistlichkeit sich benehmen konnten, wie der Erzbischof von Genua, Paolo Fregoso, welcher in einer der kurzen Zwischenperioden abwechselnder französischer und mailändischer Herrschaft sich in seiner Vaterstadt gewaltsam zum Dogen aufwerfen, und als er wegen seiner Despotie vertrieben wurde, Seeräuber werden, nachher aber wieder als Erzbischof fungiren und endlich sogar zum Kardinal aufsteigen konnte. In gerechter Würdigung ähnlicher Vorfälle geschah es wol, daß im Reichstage zu Frankfurt, nach Äneas Silvius, die Deutschen dem Papste, seinen Legaten und dem gegen ihn allzu unterwürfigen Kaiser Friedrich III. offene Verachtung bezeugten.

Alles Streben der Päpste war gleich jenem anderer Fürsten nur noch auf Vergrößerung ihres Gebietes und auf die Förderung ihrer Familie

gerichtet; denn die meiſten Päpſte jener Zeit waren mit Kindern geſegnet, und die, welche keine beſaßen, jedenfalls mit Neffen und Nichten. Zu ihrem eigenen und dieſer ihrer Verwandten Vortheil verkauften ſie ohne Scham geiſtliche Stellen, vom Kardinal bis zum letzten Kirchendiener herab, um ſchwere Summen, und waren darin ſo erfinderiſch, daß z. B. Sixtus IV. (1471—84) ein Collegium von „100 Janitſcharen“ errichtete, deren Stellen 100.000 Dukaten koſteten. Die verkäuflichen Stellen der päpſtlichen Kurie in Rom nährten unter Adrian VI. 800 Perſonen, welche beinahe nichts zu thun hatten. Ebenſo verhandelten die Päpſte um Geld die Begnadigung der Mörder, von denen endlich Rom wimmelte, ſo daß ſelbſt kaiſerliche Geſandte vor deſſen Thoren ausgeplündert wurden. Die Taxen für die von der päpſtlichen Kanzlei zu erlangenden Diſpenſe und Abſolutionen von allen möglichen Verbrechen waren ſo kraß, daß man ſpäter ihr Verzeichniß für ein von den „Ketzern“ gemachtes hielt und auf den Index ſetzte. Wir haben bereits (oben S. 11) das Verfahren Sixtus IV. kennen gelernt, welcher ſeine weltliche mit ſeiner geiſtlichen Stellung geradezu verwechſelte, und daher ſo weit ging, ſeine Feinde aus rein weltlichen Veranlaſſungen zu exkommuniziren. In einem ſolchen Privatſtreite ließ er den Protonotar Lorenzo Colonna, den er gefangen, aber freizugeben verſprochen, treuloſer Weiſe hinrichten. Seinem Neffen Girolamo Riario, der neben ihm die Verſchwörungen gegen die Brüder Medici geleitet hatte, gab er die Herrſchaft über Forli und Imola. Den Bruder desſelben, Pietro, machte er zum Titularpatriarchen von Konſtantinopel und verlieh ihm ſo viele Pfründen, daß ſein Einkommen auf 60.000 Goldgulden ſtieg. Es wurde am Hofe dieſes Papſtes in raffinirteſter Weiſe geſchwelgt und unzüchtige mythologiſche Schauſpiele wurden gegeben. In einer Bulle von 1471 behielt er ſich das wichtige Recht vor, aus Wachs gebildete Oſterlämmer zur Abwendung von Zauberei verfertigen und — begraben zu laſſen. Sein Nachfolger Innocenz VIII., ein Freund Lorenzo's de' Medici, deſſen Tochter ſein unehelicher Sohn zur Gattin erhielt, und mit dem er auch im nämlichen Jahre ſtarb, hatte ſechszehn eigene uneheliche Kinder, welche er gewiſſenhaft auf Koſten des römiſchen Schatzes und der Chriſtenheit verſorgte, und führte zu dieſem Zwecke Ablääſſe in ſchamloſeſter Form ein. Den Prieſtern aber mußte er unterſagen, Schlacht- und Spielbänke, Wirts- und Unzuchthäuſer zu halten, — und durch die Bulle „Summis desiderantes affectibus“ vom 5. December 1484, welche uns ſpäter beſchäftigen wird, wurde er zum eigentlichen Begründer des fluchwürdigen Inſtitutes der Hexenprozeſſe.

Nach ihm, deſſen Tod der römiſche Pöbel mit den ärgſten Ausſchweifungen feierte, gelangte ein Scheuſal auf den Stuhl Petri, wie ſeit Heliogabalus kein entſetzlicheres die Welt befleckt hatte. Alexander VI., urſprünglich ein Spanier aus Valencia, Rodriguez Lenzuoli, der von ſeinem Oheim, dem frühern Papſte Calixtus III., den Namen Borgia

angenommen, brachte seine Wahl durch schamlose Bestechung der Kardinä sowol, als seines Nebenbuhlers zu Stande. Er hatte sich, wie der ultr montane Historiker Cantu sagt, „bereits durch eine außerordentliche G wandtheit, eine ausgezeichnete Begabung und eine Kühnheit, die vor kein Eingebung seines Ehrgeizes zurückschreckte, hervorgethan. Im Punkte d Sittlichkeit war sein Ruf schon längst ein sehr schlechter, und es wir die Thatsache, daß dieser Ruf seine Erhebung zur höchsten Würde d Kirche nicht unmöglich machte, ein grelles Licht auf die Verkommenhe der Zeit. Mit starker Hand führte er die Barone zu ihrer Pflicht zurüc und die energischesten Maßregeln entfaltete er gegen die Räuber, dere Frechheit alles Maß überstieg, so daß während der letzten Krankheit seine Vorgängers wol zweihundert Bürger unter ihren Messern gefallen waren Statt der Interessen der Kirche beschäftigte ihn jedoch nur der Gedank die ihm von der Vanozza geborenen Kinder glänzend zu versorgen."

Unter diesen Kindern, die er öffentlich anerkannte, befand sich d würdige Sohn eines solchen Vaters, Cesare Borgia, ein tückisch und blutdürstiger Mensch, der Caracalla des päpstlichen Rom. Die geis lichen Befugnisse der Päpste waren bereits so sehr zu Mitteln geworden den Glanz der Familien der Herrscher des Kirchenstaates zu vermehren daß dieser hochstehende Bandit, welcher Theologie studirt hatte, das Er bistum Valencia und selbst die Kardinalswürde bekleiden, den geistliche Stand aber, als dieser ihm nicht mehr gefiel, ohne Weiteres wieder ve lassen und Herzog von Valence in Frankreich werden konnte. Die öffen liche Meinung beschuldigte ihn, daß er (noch als Geistlicher) seinen älter Bruder, den Herzog von Gandia, auf den er wegen der Zuneigung d Vaters eifersüchtig war, habe tödten und in den Tiber werfen lassen, oh daß der Papst ihn zu strafen wagte.

Erbliche Fürstentümer bleiben wenigstens immer in den Händ einer Familie, wenn nicht ausnahmweise verschiedene Dynastien um d Besitz des Landes kämpfen. Diese Ausnahmen wurden aber im damalig Kirchenstaate zur Regel. Was die Neffen des einen Papstes erhalten, d nahmen ihnen die Söhne des Nachfolgers wieder weg. So vertrieb Cesa Borgia die Witwe des Girolamo Riario aus Imola und Forli und ve größerte diese Besitzung durch Eroberungen, indem er an der Spitze ein päpstlichen Heeres nicht nur den ghibellinischen Parteigängern der Famil Colonna, sondern selbst seinen Freunden, den Anhängern der welfisch Orsini, ihre Feudalgüter mit Anwendung von List und Verrat raub einen Theil der Beraubten, die freilich nicht besser waren als er, so seinen eigenen Helfershelfer ermorden, und den Herzog von Urbino, d ihm arglosser Weise Truppen und Geschütz geliehen hatte, aus seine Lande vertreiben, den jungen Herrn von Faenza und dessen Bruder d drosseln ließ. So gründete er sich ein Fürstentum, welches die Romag die Marken und Umbrien, mithin den ganzen Norden des ehemali

Kirchenstaates umfaßte, Alles mit Genehmigung, ja Unterstützung und zur großen Freude seines Vaters, der ihn durch das zu diesem Zwecke vergrößerte Kardinalskollegium zum „Herzog von Romanien" proklamiren ließ. Nach diesen Erfolgen ging Cesare mit dem Plane um, ganz Italien unter seinem bluttriefenden Scepter zu vereinigen, was er vorzüglich durch seine Wahl zum Papste nach des Vaters Tode und darauf folgende Säkularisation des Papsttums zu bewerkstelligen hoffte, — und der König Ludwig XII. von Frankreich, der ihn mit Geschenken überhäufte, ihm eine Verwandte, Carlotta von Navarra, zur Ehe gab und ihm eine Pension bezahlte, begünstigte jenen Gedanken, weil ihm Mailand versprochen wurde und weil er wahrscheinlich hoffte, dadurch Italien zum Vasallenlande seines Reiches herabzuwürdigen, eine Politik, welche unter den französischen Herrschern aller Parteien traditionell geworden ist. Es gab kein Verbrechen, mit welchem sich Cesare Borgia nicht befleckte, wie er denn auch auf seinen Kriegszügen stets einen spanischen Henker und einen spanischen Giftmischer mit sich führte (mit seinem Vater und seinen Geschwistern sprach er stets spanisch). Die vier Geschwister Cesare Borgia's, zwischen welchen er dem Alter nach in der Mitte stand, waren: Peter Ludwig, der als Kind starb, Johann, Herzog von Gandia, den Cesare ermorden ließ, Gottfried, Graf von Cariali, und die vielgenannte und wie es nun scheint auch viel verleumdete Lucrezia. Letztere wurde in ihrer Jugend von ihrer Mutter, Perpetua Vanozza de Catanei, die nicht ohne Bildung war, einem Kloster zur Erziehung übergeben und in noch zartem Alter mit einem spanischen Edelmanne verlobt, welches Verhältniß aber ihr Vater, als er Papst wurde, sofort auflöste und durch ein solches zu Johann Sforza, Herrn von Pesaro, aus dem berühmten Geschlechte der Herzoge von Mailand ersetzte, das auch zur Ehe führte. Da aber die von Alexander geträumten politischen Folgen dieser Verbindung nicht in Erfüllung gingen, indem die Macht des Hauses Sforza sank, sprach der Papst nach vier Jahren die Scheidung aus und vermälte 1498 die erst zwanzigjährige Tochter mit Alfons von Aragon, einem natürlichen Sohne des gleichnamigen Königs von Neapel, dessen Macht damals im Aufblühen begriffen war. Bald nach der Geburt ihres ersten Kindes wurde ihr Mann am Thore einer Kirche von Mördern angefallen und schwer verwundet, und als er trotzdem wieder in der Genesung begriffen war, während Lucrezia's, die ihn sonst sorgsam pflegte, zufälliger Abwesenheit ermordet. Die allgemeine Stimme der Zeit bezeichnete als den Urheber beider Thaten Niemanden anders als Cesare, der seinen Schwager bekanntermaßen tödtlich haßte und darauf spekulirte, selbst Neapels Herrscher zu werden. Kaum war ein Jahr verflossen, während dessen Lucrezia einst in des Papstes Abwesenheit als Regentin fungirte, so wurde sie zum dritten Male vermält. Der Auserkorene war Alfons von Este, Sohn des Herzogs Ercole von Ferrara, der die Verbindung nach heftigem Widerstreben erst auf Zu-

reden des Königs von Frankreich zugab. Dieselbe war ein rein politisch Unternehmen. Lucrezia erhielt als Mitgift das Herzogtum Spoleto u einige kleinere Gebiete, und das von Rom abhängige Ferrara wurde d Nachkommen des Brautpaares erblich zugesichert. Zur Feier der Ho zeit, zu welcher sich von Ferrara eine Gesandtschaft mit Gefolge von 5 Personen begab, donnerten die Kanonen der Engelsburg einen ganzen T lang. Lucrezia ritt zu Pferde, von den Damen des römischen Adels b gleitet, im Brautschmuck in die Kirche, um der Jungfrau Maria f das Zustandekommen dieser Heirat zu danken. Die große Glocke d Vatican läutete, die ewige Stadt wurde illuminirt, Feuerwerke brannte und als man zugleich die Eroberung von Neapel durch die Franzos erfuhr, erhöhte man die Lust durch eine Maskerade und durch die Au dehnung des Carnevals über den ganzen Winter von 1501 auf 150 man feierte denselben durch Pferderennen, Truppenmusterungen, Turnie ja sogar durch — Frauenwettrennen, spanische Stiergefechte (Cesare Borg tödtete selbst sechs wilde Stiere) und allabendliche Theatervorstellungen i päpstlichen Palaste, deren Schauspieler zu Pferde mit von Lucrezia g schenkten Brokatkleidern durch die Stadt stolzirten und die „Herzogin v Ferrara" sammt dem Papste hoch leben ließen. Der Prinz von Ferra schenkte seiner Braut Schmucksachen im Werte von hunderttausend Thale und ließ sie mit ungeheurem Pompe in sein Land führen. — Währe all' dieser Feierlichkeiten ließ Cesare einem Maskirten, der auf ihn m dem Finger gedeutet hatte, den letztern abhacken, und einem Andern, d über ihn beißende Bemerkungen gemacht hatte, eine Hand und die Spi der Zunge abschneiden und erstere Trophäe zwei Tage lang am Kerke fenster zu Jedermanns Ansicht aufhängen. Der Senat von Venedig ab war so ehrenhaft, den Borgia's die Auslieferung eines seiner Bürge welcher gegen diese Familie eine griechische Satire geschrieben hatte, rund weg zu verweigern. Und dazu hatte er gegründete Ursache, seitdem ein seiner Bürger, der über den römischen Luxus nach Hause geschrieben hatt auf Alexander's Befehl verhaftet und, als die Republik seine Freilassun forderte, auf Cesare's Anordnung ermordet worden, und seitdem d venetianische Gesandte zu Rom, Paolo Cappello, 1500 geschrieben hatte jede Nacht finde man zu Rom vier oder fünf Ermordete, Bischöfe, Prälate u. A., so daß ganz Rom davor zittere, von dem Herzog Cesare ermord zu werden, welcher Letztere Nachts mit seinen Garden in der eing schüchterten Stadt umherzog, um seiner Mordlust zu fröhnen und a Allen blutige Rache zu nehmen, die gegen den argen Aufwand des päpst lichen Hofes murrten oder auch nur über ihr Elend jammerten. Lucrezia' Hochzeitsgeschenke erstiegen einen Wert von 300.000 Dukaten, darunt 100.000 baar, Silbergeschirr, Juwelen, Kleider, Wäsche u. s. w., u. ein Kleid für 15.000 Dukaten, 200 Hemden zu 100 Dukaten u. s. v Ihre Reise nach Ferrara machten 1000 Pferde und Maulthiere un

200 Wagen mit. Ueber den Charakter dieſer Frau und ihr ſittliches Leben in Rom iſt früher ſehr ſcharf geurteilt worden. Die Beweiſe für die gegen ſie erhobenen Anklagen ſcheinen jedoch auf ſchwachen Füßen zu ſtehen. Eine etwas ſonderbare Artigkeit war es indeſſen, daß ſie bei ihrem Einzug in Ferrara in einer völlig ernſt und galant gemeinten Anrede mit — Maria Magdalena verglichen wurde.

Und das Haupt dieſer damals ſo mächtigen Familie, zugleich Haupt der Chriſtenheit, ein Menſch, der die Verworfenheit ſo weit trieb, dem türkiſchen Sultan Bajeſid anzubieten, daß er deſſen nach Europa und zuletzt nach Rom geflohenen Bruder Dſchem gegen eine jährliche Bezahlung von 40.000 Dukaten gefangen halten, gegen 300.000 Dukaten aber — aus der Welt ſchaffen wolle, — bekümmerte ſich um ſeine Eigenſchaft als „Statthalter Chriſti“ nur, ſoweit ſie ihm Vortheil brachte, — Alexander VI. gab gewiſſermaßen Gaſtrollen in der Papſtwürde. In einer ſolchen produzirte er ſich, als nach der Entdeckung der neuen Welt Fernando und Iſabella von Spanien ihn baten, ihnen das Eigentumsrecht der neuentdeckten Länder zuzuſprechen; denn man glaubte, daß der Statthalter Chriſti als Oberlehnsherr der Erde über deren Gebiet verfügen könne. In der Bulle „Inter caetera“ vom Mai 1493 wurde dieſer Grundſatz ausdrücklich ausgeſprochen, und Spanien erhielt zum Geſchenk und zur ausſchließlichen Verfügung Alles, was weſtlich von einer Linie lag, welche man damals für eine ſolche hielt, auf der die Magnetnadel nicht von Norden abwich und die man ſich hundert Seemeilen weſtlich von den Azoren dachte. Dieſe Annahme bezüglich des Magnetismus hat ſich freilich durch die ſpäteren Forſchungen als irrtümlich erwieſen. Alexander begünſtigte nebenbei einigermaßen die Künſte, bewies aber ſeinen Sinn für Schicklichkeit darin, daß er einſt eine feile Buhlerin aus vornehmer Familie (Julia Farneſe) als Madonna und ſich ſelbſt vor ihr auf den Knieen malen ließ.

Der Tod eines ſolchen Menſchen war, nach einer übrigens beſtrittenen Erzählung, ſeines Lebens würdig. Um einen Kardinal, nach deſſen Reichtümern er lüſtern war, — Arian von Corneto, aus dem Wege zu räumen, lud er ſich ſelbſt und Ceſare am 12. Auguſt 1503 bei demſelben zu einem Male ein, wobei aber in Folge Beſtechung des päpſtlichen Tafeldeckers durch den die wahren Abſichten witternden Bedrohten ſowol der Papſt als ſein Sohn das vergiftete Zuckerwerk zu eſſen, nach anderer Erzählung Wein zu trinken bekamen, den ſie ihrem Opfer beſtimmt hatten. Alexander ſtarb nach einigen Tagen, Ceſare aber wurde durch ſeine kräftige Natur und die Kunſt ſeiner Ärzte gerettet. Weil er jedoch fürchten mußte, durch einen neuen Papſt aus einer andern Familie ſeine Macht und die Ausſicht auf das Gelingen ſeiner Plane zu verlieren, bemächtigte er ſich des päpſtlichen Schatzes und Palaſtes und beſetzte mit Truppen die Engelsburg. Ein blutiger Kampf erfolgte mit den Römern, die ſich ſeiner

Herrschaft nicht fügen wollten; aber die Dazwischenkunft der fremden Gesandten veranlaßte seine Flucht. Neue Versuche von seiner Seite, sich Roms zu bemächtigen, endeten mit seiner Gefangennahme und Verbannung nach Spanien, wo er, nach dem Verluste seiner französischen Pension, im Dienste seines Schwagers, des Königs von Navarra, in einem Gefechte fiel. So zerplatzten dieses neuen Cäsars ehrgeizige Träume wie Seifenblasen.

Die Regirung Alexanders VI. war abermals (wie im zehnten Jahrhundert Bd. III S. 138 f.) eine Zeit der tiefsten Erniedrigung des Papsttums. Krieg verwüstete das Land, Parteikämpfe der in besonderen Burgen abgeschlossenen Familien zerrissen die Stadt, Mordthaten kamen täglich und nächtlich vor; weder Ackerbau noch Industrie nährten die Bevölkerung, die aus Geistlichen, Notaren, Wechslern, Pilgern und Abenteurern verschiedener Nationen bestand, Ämter und Steuern wurden verkauft, jeder Kardinal hielt einen Hof von Leibwachen, Kämmerern, Stallmeistern, Spaßmachern, Sängern, Dichtern und Dirnen (es gab unter Alexanders Regirung in Rom 6800 Personen dieses Gewerbes, die Beihälterinnen einzelner Männer *nicht* gerechnet!). „Das ganze Treiben," fügt der Geschichtschreiber Cantu seiner so eben skizzirten Schilderung bei, „war eine ausgelassene Komödie, deren Zwischenspiele von den Meuchelmördern besorgt wurden."

Einen ganz andern kulturgeschichtlichen Charakter trug die Regirungsperiode des nächsten Papstes (den nur wenige Tage nach seiner Wahl gestorbenen Pius III. nicht gerechnet). *Julius* II., dem Hause *della Rovere* angehörend und der bitterste Feind der Borgia, hatte, wie man zu sagen pflegte, die Schlüssel des heiligen Petrus in den Tiber geworfen und sich mit dem Schwerte des heiligen Paulus begnügt. Mit den Borgia's, Vater und Sohn, in dem Bestreben übereinstimmend, die päpstliche Würde zu rein irdischen Zwecken zu benützen und in Italien eine große Rolle zu spielen, unterschied er sich hingegen darin von ihnen, daß er dies nicht aus egoistischen Gründen, nicht zum Vortheile seiner Familie, sondern aus wirklicher Liebe zu seinem Vaterlande, aus Begeisterung für die Einheit und den Ruhm Italiens that, und ebenso darin, daß er ein verweichlichtes, lüsternes und lasterhaftes Hofleben und Weiberregiment ebenso sehr haßte, wie Jene es gepflegt hatten. Von unsittlichem Leben war Julius II. als Papst ebenso weit entfernt, wie von irgend welcher Bethätigung für den kirchlichen Glauben; er war ausschließlich italienischer Patriot und Krieger.

Nachdem sich der neue Papst (1503) des gefährlichen Nebenbuhlers Cesare Borgia, der im Stande gewesen wäre, geradezu dem Papsttum ein Ende zu machen, glücklich entledigt hatte, nahm er dessen Besitzungen in seine Hand, hütete sich aber wol, sie den alten Feudalherren oder ihren Erben zurückzugeben; auch der Kirchenstaat war nun ein modern absolu-

tiſtiſcher Staat geworden. Dann wandte er ſich gegen Außen, um vor Allem Italien von den eingedrungenen Fremden (oder „Barbaren", wie die entarteten Nachkommen der Römer ſie verächtlich nannten) zu ſäubern, nämlich von den Franzoſen und Spaniern, die ſich um Neapel, ſowie von denſelben und den Deutſchen, die ſich um Mailand ſtritten. In dieſem Streben aber ſtieß er auf Widerſtand, wo er ihn ſchwerlich erwartet hatte. Die ſtolze Republik Venedig, von ihren Lagunen aus zugleich die Lombardei und das Morgenland beherrſchend, kümmerte ſich wenig um das übrige Italien; ihr war an ihrem praktiſchen Länderbeſitz und Handel Alles, — nichts an einer Theorie von der Einigkeit des Landes, dem ſie angehörte, gelegen; ſie hatte daher nach Ceſare's Sturz die adriatiſchen Küſtenſtädte des Kirchenſtaates beſetzt, ehe der Papſt dieſelben mit ſeinem Fürſtentum vereinigen konnte. In ſeiner Verzweiflung vergaß Julius II. auf einen Augenblick das Ziel ſeines Lebens und ſchloß mit den „Barbaren", mit Ludwig XII. von Frankreich, Kaiſer Maximilian I. und Spanien den verhängnißvollen Bund von Cambray, von dem er jedoch zuerſt wieder ausſchied, als er das Unvaterländiſche ſeines Beginnens einſah. Ja er verband ſich ſogar mit Venedig gegen ſeine frühern Bundesgenoſſen, indem er mit Frankreich völlig brach, während er den ſchwachen Kaiſer Deutſchlands nur verachtete. Er eilte, obſchon krank und 65 Jahre alt, ſelbſt in den Krieg, beſuchte die Laufgräben der belagerten Städte und ließ ſich durch Breſchen auf die eroberten Mauern hinaufziehn. Die Völker begannen einen ſolchen Papſt zu verabſcheuen, während ihn die italieniſchen Patrioten in den Himmel erhoben und die Humaniſten ihn in Proſa und Verſen zur Befreiung Italiens anfeuerten. Um dieſen Zweck leichter erreichen zu können, warf er ſeinen Blick auf ein kleines Land, deſſen Angehörige aber damals die geſuchteſten und gefürchtetſten Kriegsleute Europa's waren. Es waren dies die Schweizer. Innerhalb des letzten Vierteljahrhunderts hatten ſie den letzten feudalen Fürſten Frankreichs, den Nebenbuhler dieſes und des deutſchen Reiches, Karl den Kühnen, bei Grandſon, Murten und Nancy, das mächtige Mailand bei Giornico, den Kaiſer ſelbſt und das Reich an der Calven (man nannte bisher die Schlacht irrtümlich: auf der Malſerheide), bei Fraſtenz und Dorneck geſchlagen, ſie hatten ſich durch Baſel und Schaffhauſen vergrößert und hiermit den obern Rhein in die Hände bekommen; der Kaiſer und Frankreich buhlten um ihre Gunſt, Mailand und Savoien zitterten vor ihnen, — warum ſollte nicht der Papſt mit ihrer Hilfe mehr ausrichten als mit jener der unter ſich zerſplitterten Großmächte? Es war ein Schweizer, und wie Julius ſelbſt, ein kriegeriſcher Kirchenfürſt, der ihn auf dieſe Umſtände aufmerkſam machte, der Kardinal Matthäus Schinner, Biſchof von Sitten. Mit Gelt und — Ablaß kittete er den Bund zwiſchen dem Kämpfer für Italiens Wiedergeburt und den tapferſten Söldnern der Zeit. Die Schweizer wurden im Jahre 1510 die Kriegsknechte des Papſtes

zum Zwecke gänzlicher Vertreibung der Fremden aus Italien. Umſon ſuchte der wankelmütige Kaiſer Max, im Vereine mit ſeinem ſonſtige Erbfeinde Frankreich, dieſen neuen Bund zu ſprengen, der Beiden glei unwillkommen ſein mußte, weil er Beide von Italien ausſchloß. Maximilia faßte ſogar die fantaſtiſche Idee, ſich ſelbſt an Julius' II. Stelle zur Papſte wählen zu laſſen und die „beiden Schwerter" in einer Hand z vereinigen. Warum ſollte, meinte er, nicht ein Kriegsmann dem ander die dreifache Krone ſtreitig machen? Von einem geiſtlichen Papſttum war damals ja gar nicht mehr die Rede! Die Verbündeten verſchmähten e daher nicht, zu Gunſten ihrer Politik auch die Religion herbeizuziehe indem ſie ein angeblich reformatoriſch geſinntes Konzil nach Piſa zuſammen beriefen, das aber, als der Papſt dasſelbe in den Bann that und e anderes nach Rom einlud, vom piſaniſchen Volke auseinander gejagt wurd Julius II. Politik aber triumfirte in dem Abſchluſſe der „heiligen Lig gegen Frankreich.

Es brauchte zwar viel, bis ſich die Schweizer in die neuen Feſſe fügten, die man ihnen anlegte (es waren freilich vergoldete!), und Schinn hatte über Hals und Kopf zu thun, bis er ſie, deren in Venedig anweſe den Boten er ein goldenes Schwert und einen perlenbeſetzten Herzogshu als Lockvögel vorwies, dem Papſte zu Willen ſtimmte; denn es ging j zunächſt gegen ihren frühern Verbündeten, Frankreich, in deſſen Beſit Mailand lag und gegen welche Macht ſich daher jetzt ganz Italien, ſow Spanien und England, und endlich auch der ſchwache Kaiſer wandte. D Schweizer, vereint mit Venedig, ſäuberten Norditalien auf einer wahre militäriſchen Promenade von den vorher ſiegreichen Franzoſen, und d Papſt, bei der Nachricht davon eben im Gebete begriffen, rief entzückt aus Heiliger Schweizer, bitt' für uns! Roms Kanonen donnerten feſtlich, un die Schweizer erhielten den Titel: „Beſchirmer der Freiheit der chriſ lichen Kirche." Der jetzige Kanton Teſſin und das Veltlin wurden ih Beute, ihre Tagſatzung empfing die Geſandten von ganz Europa, dere jeder ſie für die Politik ſeines Herrn zu bearbeiten ſuchte, und ſie ve fügten über das Herzogtum Mailand, indem ſie den jungen aber unfähige Maximilian Sforza auf deſſen Tron ſetzten.

Unter ſolchen politiſchen und militäriſchen Aktionen verging die Regirun des Papſtes Julius II., bis der Donner der Schlacht bei Novara (1513 wo die Schweizer den mächtigen Anlauf Frankreichs gegen Mailand al wehrten, ihm in das Grab nachhallte. Es war keine Kulturperiode geweſe es war die letzte Kraftanſtrengung des rettungslos der Fremdherrſcha verfallenden ſchönen Landes im Süden der Alpen.

Der Kardinal Giovanni de' Medici, der zweite Sohn Lorenzo des Prächtigen, ſetzte als Leo X. die Tiara auf, — ein in Beziehung a Pflege der Kunſt und Wiſſenſchaft ſeit ſeiner Jugend hoffnungsvoll Mann, in der Politik aber durchaus unfähig und in der Religion i

different, wenn nicht geradezu glaubenslos. Unter Alexander VI. hatte das Laster in Rom geherrscht, unter Julius II. die Politik, unter Leo X. herrschte die Kunst und Wissenschaft des klassischen Altertums. War es ein Wunder, daß unter drei solchen Päpsten, denen ihr eigentlicher Beruf gleichgiltig war, welche nur Fürsten von Rom oder Protektoren von Italien sein wollten, für andere Nationen aber kein Herz hatten, — die Kirche wanken, sinken und endlich auseinanderfallen mußte? Leo's X. Vorgänger hatten wenigstens ein politisches System gehabt, wenn auch Alexander blos ein egoistisches, Julius aber ein patriotisches, und hatten dadurch ihrer Stellung ein gewisses äußeres Ansehen verschafft; Leo aber hatte kein System, er schwankte zwischen Frankreich, Spanien und Deutschland, zwischen der Schweiz und Venedig hin und her, hielt keinem Verbündeten Treue und ging gegen keinen Feind energisch vor, — und so fielen die tapferen Alpensöhne dieser elenden Politik zum Opfer, indem sie, verraten und verlassen, bei Marignano (1515) der französischen Übermacht erlagen und ihren Kriegsruhm als europäische Macht einbüßten, ohne daß ihnen später Gelegenheit wurde, ihn wieder herzustellen. Sie schlossen einen ewigen Frieden mit Frankreich, von welcher Macht sie von da an — unter den verschiedensten Regirungen — gerade drei Jahrhunderte lang (bis 1814) in mancher Hinsicht abhängig blieben.

Im Innern des Kirchenstaates aber verhielt sich Leo in politischer Beziehung durchaus falsch und hinterlistig. Um jenen Staat, der in viele kleine Feudalherrschaften zerfallen war, wieder herzustellen, war ihm kein Mittel zu schlecht. Urbino nahm er den Nachkommen der Neffen seines Vorgängers Julius und gab es seinem eigenen Neffen, Lorenzo dem Jüngeren von Medici, den freilich blutdürstigen Tyrannen von Perugia, Paolo Baglione, lockte er nach Rom, ließ ihn foltern und enthaupten und zog sein Land ein, Fermo ließ er unversehens überfallen und dessen tapfern Feldherrn niederhauen und nahm dann auch die sämmtlichen Städte und Festungen der Mark Ancona ein, deren Inhaber theils entflohen, theils in Rom Gnade suchten, aber ohne solche eingekerkert, theilweise auch hingerichtet wurden. Nur in seinen mit nicht weniger Verräterei gegen Ferrara versuchten Handstreichen scheiterte er. Bei all seiner persönlichen Ungläubigkeit schämte er sich nicht, den Bann als Waffe gegen seine politischen Feinde zu gebrauchen. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß einer der Letzteren, über seine Verräterei erbittert, ihn habe vergiften lassen. Unter Leo's Regirung verbanden sich Unsittlichkeit, Aberglaube und Unglaube, die zerrüttete Kirche vollends zu stürzen, und zwar waren jene Richtungen nicht etwa blos außerhalb derselben, sondern gerade unter den sie selbst leitenden Kreisen reichlich vertreten. Unter dem italienischen Volke aller Klassen und Gebiete herrschte die Rachsucht bis zur vernichtenden Blutrache zwischen ganzen Familien, der Ehebruch bis zur völligen Gewöhnung daran und zur Auffassung seiner Abwesenheit als einer Ausnahme von der

Regel. Völlig im Schmuze des Laſters wälzten ſich die Mönche und Nonnen und wurden daher nicht nur ſogar von den verdorbenen Laien allgemein verachtet, ſondern waren in den Novellen, ſelbſt in den von Geiſtlichen verfaßten, die Zielſcheibe des unflätigſten Witzes. Die Volksreligion wurde völliges Heidentum; Maria wurde mehr verehrt als Gott. Man flehte zu den Heiligen um Gelingen eines Mordes und machte ſich über das geringſte Brechen der Faſtengebote mehr Skrupel als über die Erdolchung eines Menſchen.

Die Syſtemloſigkeit Leo's gab endlich der Einheit der Kirche den längſt vorbereiteten Todesſtoß. Wie Alexander VI., um ſeinen Laſtern zu fröhnen, Julius II., um ſeine Kriege zu führen, ſo verkaufte Leo X., um ſeine Kunſtliebe zu befriedigen, die geiſtlichen Ämter, die daher überall in der Chriſtenheit vielfach an Untaugliche vergeben und von Dieſen den Bettelmönchen zur Beſorgung anvertraut wurden. Bettelmönche fungirten unter dem Schutze der Päpſte als Biſchöfe und in anderen hohen Würden.

In den höheren Kreiſen der Kirche war ſchon längſt, vorzüglich ſeit dem Beginne des großen Schisma, ſolche Sittenloſigkeit eingeriſſen, daß die lateraniſche Kirchenverſammlung in ihrer elften Sitzung das Benehmen von Biſchöfen rügen mußte, welche um Gelt die Befugniß zum Konkubinate zu ertheilen ſich erfrechten. Kardinäle und Biſchöfe lagen zu den Füßen gefeierter und mit höchſtem Luxus umgebener Hetären. Dieſes und Ähnliches hatte natürlich eine ſtetige Abnahme der Achtung vor den Geiſtlichen und daher auch immer weitergehende Zweifel an ihren Lehren und endlich offene Verwerfung derſelben mit ſich geführt. Leo X. ſelbſt ließ an ſeinem Hofe die unzüchtigſten Komödien aufführen, beſchützte den verworfenen Dieb und Zotendichter Pietro Aretino, ließ zwei Harlekine, Querno und Baraballo, auf dem Kapitol feierlich krönen, vertheidigte die Schrift des Pomponatius gegen die Unſterblichkeit der Seele, ergriff in einer Disputation gegen dieſes Dogma Partei, und ſein Sekretär, der Kardinal Bembo, tadelte den Melanchthon, daß er an ſo einfältige Dinge glaube. Man vermiſchte auf die widerſinnigſte Weiſe heidniſche und chriſtliche Mythologie, nannte an hoher Stelle ungeſcheut Maria eine Göttin und Chriſtus den Sohn Jupiters, gab kirchlichen Feſten den Anſtrich und Charakter heidniſcher und rief gewohnheitgemäß die „Götter“ an. Leo ſagte ſelbſt zu Kardinal Bembo: es wiſſe Jedermann, wie einträglich ihnen die Fabel von Chriſtus geworden, und das zehnte lateraniſche Konzil mußte vorſchreiben, man ſolle an die Unſterblichkeit der Seele glauben (1513). „In Rom galt man,“ ſagt P. Ant. Bandino, „nicht mehr für einen gebildeten Mann, wenn man nicht irrige Meinungen vom Chriſtentum hegte. Am Hofe ſprach man von den Satzungen der katholiſchen Kirche, von den Stellen der heiligen Schrift nur noch ſcherzhaft; die Geheimniſſe des Glaubens wurden verachtet.“ Und der Kardinal Bellarmin: „Einige Jahre bevor die Lutheriſche und Calviniſtiſche Ketzerei entſtand, gab es, wie Die

jenigen, welche damals lebten, bezeugen, in den geiſtlichen Gerichten beinahe keinen Ernſt, in den Sitten keine Zucht, in den heiligen Wiſſenſchaften keine Kenntniß, vor göttlichen Dingen keine Ehrfurcht, ja es gab beinahe keine Religion mehr.“ Die Faſtengebote wurden, je nachdem ſie einträglich zu ſein ſchienen, oft abgeändert, bald auf dieſe, bald auf jene Speiſen ausgedehnt oder beſchränkt, ſo daß der Glaube an dieſes Mittel zum Heile der Seele täglich ſchwächer wurde. Unter ſolchen Verhältniſſen zeigte ſich nun Leo X. als vollendeter Heuchler, indem er, der ſelbſt nichts glaubte oder doch wenigſtens dem Unglauben auf keine Weiſe ſteuerte, zur Befriedigung ſeiner Liebhabereien das verwerflichſte Mittel wählte, nämlich den Handel mit Vergebung der Sünden, den Ablaß (ſ. Bd. III S. 187 f.), an deſſen Wirkung er doch auf ſeinem Standpunkte unmöglich glauben konnte; aber trotz der vielen durch ſolche verwerfliche Mittel erhaltenen Gelter hinterließ er einen leeren Staatsſchatz. Sein eigener Freund und Beamter, der berühmte Geſchichtſchreiber Guicciardini ſagt von ihm: „Leo hatte über die ganze Erde, ohne Unterſchied der Zeit und des Ortes, den weiteſtgehenden Ablaß verbreitet, und zwar nicht nur, um damit die Lebenden zu erfreuen, ſondern auch mit der Macht, die Seelen der Hingeſchiedenen aus dem Fegefeuer zu erlöſen, welche Dinge in ſich weder Wahrſcheinlichkeit noch Berechtigung hatten, indem bekannt war, daß ſie nur bewilligt wurden, um von jenen Menſchen, welche mehr Einfalt als Klugheit beſaßen, Gelt zu erpreſſen, und auf ſchamloſe Weiſe von zu dieſem Gewerbe auserleſenen Bevollmächtigten ausgeübt wurden, deren größter Theil vom (römiſchen) Hofe das Recht dazu erkauft hatte, was an vielen Orten genug Unwillen und Ärgerniß verurſachte, namentlich in Deutſchland“. Und vom römiſchen Hofe ſagt derſelbe Hiſtoriker: man könne von demſelben nicht ſo viel Böſes ſagen, daß er nicht noch Schlimmeres verdiene. — Kräftigere Zeugniſſe für die damaligen elenden Zuſtände der Kirche als von den angeführten guten Katholiken können wol nicht verlangt werden.

Als Leo geſtorben war, ohne das Sakrament und die letzte Ölung zu empfangen, konnte ihm das römiſche Volk, wie Ranke ſagt, dieſe Ketzerei ſo wenig wie ſeine Verſchwendungſucht verzeihen. „Es begleitete ſeine Leiche mit Schmähungen: „Wie ein Fuchs,“ rief es, „haſt du dich eingeſchlichen, wie ein Löwe haſt du regirt, wie ein Hund biſt du dahingefahren.“

Nicht glücklicher in dieſer Beziehung war ſein Nachfolger, der Flamländer Hadrian VI., vorher ſpaniſcher Großinquiſitor und Lehrer Karls V., der letzte Papſt, der als Solcher keinen neuen Namen annahm, und der letzte, der kein Italiener war. Seine Frömmigkeit und Einfachheit ließen Beſſerung und eine Reformation hoffen; dieſe aber hatte bereits als Revolution begonnen. Sein ehrlicher Wille, den Deutſchen entgegenzukommen, paßte nicht in die damalige römiſche Welt und das gleiche Volk, das die Verſchwendung Leo's verwünſcht hatte, verhöhnte und verſpottete

den verhaßten Fremden, bekränzte, als er ſtarb, die Thüre ſeines Arzt und feierte Dieſen als den „Befreier des Vaterlandes".

Solche Zuſtände wie die eben geſchilderten, auf dem politiſchen w auf dem kirchlichen Gebiete, mußten notwendig unter den begabten Ge ſtern Oppoſition hervorrufen. Eine ſolche wurde vor Allem in zwei Fl rentinern wach, deren Charakter und Wirkſamkeit jedoch einen Gegenſa darbieten, wie er nicht ſchreiender gedacht werden könnte. Es ſind Gir lamo Savonarola, der ſchwärmeriſche Mönch, und Niccolo Machia velli, der berechnende Staatsmann.

Zweiter Abſchnitt.

Die Oppoſition gegen Italiens ſtaatliche und kirchlich Zuſtände.

A. Girolamo Savonarola*).

Als Lorenzo de' Medici, deſſen politiſche Laufbahn wir betrachtet auf dem Sterbebette lag, empfing er, nach der einfachen und prunkloſe Erzählung ſeines Freundes Poliziano, die Zuſprüche eines von ihm aus drücklich, mit Umgehung ſeines ſonſtigen Beichtvaters, zu ſich berufene Mönches; es war dies der damalige Prior des Dominikanerkloſters San Marco in Florenz, ſein wohlklingender Name lautete: Girolamo Savona rola. Er verlangte von dem Sterbenden Hoffnung auf die Barmherzigkei Gottes, Rückerſtattung alles unrechtmäßig Erworbenen und Wiederher ſtellung der florentiniſchen Freiheit. Als Lorenzo nur das Erſte willig das Zweite unwillig verſprach, das Dritte aber barſch verweigerte, verlie ihn der Mönch ohne Losſprechung. — Es hatten ſich da zwei Vertrete ſehr verſchiedener, im damaligen Zeitpunkte einander ablöſender Syſtem in die Augen geſehen. Wie der Mediceer den für das Wiederaufleben von Kunſt und Wiſſenſchaft des klaſſiſchen Altertums begeiſterten, in Bezu auf Religion und Moral aber mehr oder weniger indifferenten und dabe Pracht und Glanz liebenden Humanismus des ſcheidenden fünfzehnte Jahrhunderts, ſo vertrat ſein Tröſter eine Richtung, welche jene klaſſiſch Nachblüte verſchmähte, mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit den Glauben un die Sitten, die den Lehren der Evangelien entſprechen, predigte und je

*) Pasquale Villari, Storia di Geronimo Savonarola, 2 Bde. Floren 1859—1861.

Verleugnung der chriſtlichen Armut und Demut mit Donnerworten züchtigte, — den Reformationsgeiſt des ſechszehnten Jahrhunderts. Das erſte der beiden Syſteme, das der Wiederherſtellung des heidniſchen Altertums, ſtarb, — das zweite, das der Wiederherſtellung des chriſtlichen Altertums, ging ſiegesgewiß einer erfolgreichen Zukunft entgegen.

Dieſer Geiſt der Oppoſition und Reformation war in Italien nicht neu. Schon in einer Schöpfung des Papſttums ſelbſt, durch welche dasſelbe ſich eine Stütze zu errichten gewähnt hatte, in dem Bettelorden der Franziskaner, erhob ſich, indem dieſer die Armut als chriſtliche Pflicht betonte, eine ſcharfe Kritik des päpſtlichen Luxus, und der General dieſes Ordens, der heiliggeſprochene Kardinal Johann von Fidenza, genannt Bonaventura (1221—1274, ſ. Bd. III S. 343) erklärte friſchweg Rom als die Buhlerin der Offenbarung des Johannes; „denn dort werden," ſchrieb er, „die Kirchenſtellen gekauft und verkauft und herrſcht Gottesverachtung und Unzucht." Um aber den geliebten Luxus zu retten, ſcheute ſich das Papſttum nicht, die Lehre von der chriſtlichen Armut als Ketzerei zu erklären und damit der geſchichtlichen Wahrheit in's Geſicht zu ſchlagen (ſ. Bd. III S. 176 und 194).

Dies ſchürte nur das Feuer der Oppoſition. Der große Dichter der göttlichen Komödie beſtritt mit ſeinen berühmteſten und verdienteſten Zeitgenoſſen (dem gelehrten engliſchen Scholaſtiker Wilhelm von Occam, dem Franzoſen Johann von Pandunum, den Deutſchen Heinrich von Halem und Lupold und dem Spanier Alvaro Pelayo, päpſtlichem Kurialbeamten) den Vorrang des Papſtes vor dem Kaiſer und theilte Bonaventura's Deutung der apokalyptiſchen Buhlerin, wie er auch ohne Bedenken eine Reihe von Päpſten in ſeiner Hölle leiden ließ, und zwar in einer gar keine Achtung einflößenden Lage. Noch entſchiedener als Dante trat ſein dichteriſcher Nachfolger Petrarca gegen das Papſttum auf. Nicht nur erhob er den die päpſtliche Herrſchaft in Rom vorübergehend beſeitigenden Cola di Rienzo mit glühender Begeiſterung als Befreier des Vaterlandes; er goß auch die ſcharfen Pfeile ſeiner Satire gegen den üppigen und entſittlichten Papſthof zu Avignon ab, das er „Babylon" und die „Hölle" nannte. Des Letztern Freund und Schüler, Ludwig Marſiglio aus Padua, Auguſtinermönch in Florenz, wies in ſeiner Schrift „Defensor pacis" (in den zwanziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts) nach, daß alle weltliche Gerichtsbarkeit und alle weltlichen Güter dem Kaiſer gehören, und daß das Papſttum durchweg auf Anmaßung beruhe. Petrus, ſo legte er dar, habe nach dem Tode Jeſu durchaus keinen Vorrang unter den Apoſteln eingenommen, indem weder die Apoſtelgeſchichte, noch des Paulus Briefe von einem ſolchen etwas wiſſen, und es könne auch hiſtoriſch nicht nachgewieſen werden, daß Petrus jemals in Rom geweſen; denn in dieſem Falle müßte ſowol die Apoſtelgeſchichte, welche doch des Paulus Ankunft in Rom erzählt, als Paulus ſelbſt, welcher aus und nach Rom Briefe ſchrieb,

des Petrus erwähnen, was aber nicht der Fall ist. Ja, Marsiglio gi noch weiter, leugnete die Berechtigung des Papstes, der Bischöfe und d Geistlichkeit überhaupt, zu lösen und zu binden, und behauptete, die Kir bestehe nicht in der Hierarchie der Priester, sondern in der Gemeinde d Gläubigen.

Auf diesem Boden stand nun auch Savonarola. Als Loren starb und eine neue Welt im Westen aus den Wogen stieg, war der Ref mator vierzig Jahre alt; seine Wiege hatte zu Ferrara gestanden, wo se Großvater Michele, gebürtig aus Padua, markgräflicher Leibarzt gewes Dem Berufe des Letztern gemäß zum Arzte bestimmt, wählte er aus eigene Antriebe, in Folge zunächst einer abgewiesenen Liebeswerbung und sodan schwärmerischer Ideen, die ihn einnahmen, den geistlichen Stand und er floh aus dem väterlichen Hause in das Dominikanerkloster zu Bologn um, wie er hoffte, der unter den Menschen eingerissenen furchtbaren Sün haftigkeit zu steuern. Während seine Mitbrüder, dem Geiste der Zeit hu digend, im Aristoteles nach scholastischen Spitzfindigkeiten grübelten, ve tiefte er sich in die Bibel und die Kirchenväter und leitete den ihm übe tragenen Unterricht der Novizen. Entscheidend für sein Leben und se Wirken wurde aber erst, als Bologna von Krieg bedroht war, seine Se dung nach Florenz (1482), wo das Kloster seines Ordens, San-Mar durch wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit aus der Masse der u thätigen und faulen Klöster hervorragte. Nicht ohne harte Kämpfe r seiner anfänglichen Ungeschicklichkeit im Predigtamte, bestärkte er sich seinem Vorhaben, die Welt aus der Verderbniß zu reißen, in die sie d Beispiel einer sittenlosen Geistlichkeit gestürzt hatte, und zwar durch d Mittel einer Reformation, wie sie, freilich ohne Energie und daher au ohne Erfolg, die großen Kirchenversammlungen des Jahrhunderts a gestrebt hatten.

Die Zeit war im Allgemeinen dem Unternehmen, Buße zu predig günstig, namentlich in Italien. Es traten dort eine Menge solcher Predi auf, von denen Einer, Giovanni Capistrano aus den Abruzzen, bis n Deutschland reiste und mit Hilfe von Dolmetschern zur Buße aufri Sie waren meist Bettelmönche und befaßten sich neben der Bußpred auch mit jener des Kreuzes gegen die Türken. Ungeheure Massen Vol liefen ihnen zu und verehrten sie abgöttisch. Ihr Wirken war theils wolthätiges, indem ihnen Besserung der höchst verdorbenen Sitten gela theils aber auch ein verderbliches, indem sie Aberglauben und Fanatism wach riefen. Ihr Beispiel erregte auch unter nicht geistlichen Eremi Nachahmung, welche sich in ihren Vorträgen gegen die Vorrechte der Ge lichkeit auflehnten. Beide Arten von Predigern mischten sich oft in Politik und sagten den Herrschern hin und wieder ohne Scheu derbe Wa heiten. Die Namen dieser Bußprediger sind jedoch alle vergessen bi demjenigen des größten unter ihnen, — Savonarola.

Als er zu predigen begann, waren seine ersten Erfolge nicht geeignet, große Zuversicht in ihm zu erwecken. Die Florentiner, seine eigenen Klostergenossen nicht ausgenommen, hatten zu viel von der die Zeit beherrschenden humanistischen Richtung eingesogen, als daß sie den heiligen Ernst eines christlichen Eiferers noch hätten begreifen können. Es gehörte zum guten Tone, vom kirchlichen Glauben wenig zu halten; auch verlangte man von den Predigern, wenn diese genießbar sein sollten, einen eleganten Stil und Nachsicht gegen die menschlichen Schwächen. Es ist daher begreiflich, daß die Predigten Savonarola's, welche in rauhem Gewand auftraten und wenig Liebe zu den Klassikern verrieten, anfangs wenig Zuhörer erhielten, — viele dagegen diejenigen des von den Medici beschützten, klassisch gebildeten und schöngeistigen Mönches Mariano da Gennazzano. Dieses Glück des Nebenbuhlers schmerzte Savonarola tief, — nicht um seines Ruhmes, sondern um des Sieges der Gleichgiltigkeit gegen Religion und Tugend willen, — und zwar so tief, daß er nicht mehr Herr seiner Sinne war und in seinen inbrünstigen Andachten Visionen hatte, in denen sich ihm der Himmel öffnete, und er Stimmen hörte, die ihn aufforderten, sein Ziel weiter zu verfolgen. Nachdem er von seinem Orden in mehrere Städte der Lombardei gesandt worden war und seinen Ruhm als Prediger bei dieser Gelegenheit fest gegründet hatte, waren es die ihm verhaßten Medici selbst, die Unterdrücker seines Vaterlandes, es war Lorenzo der Prächtige, der Gönner der Humanisten und Dichter, der Feind düsterer Asketik, der ihn zurückrief. Mit Widerstreben nur verstand er sich dazu, den Florentinern, die ihn früher so kalt aufgenommen, wieder zu predigen; allein als er, von allen Seiten gedrängt, sich endlich dazu verstand, da glänzte ihm nun ein Erfolg, den er sich ehemals kaum geträumt, und die Schar Derer, die ihn zu hören begierig waren, wuchs von Tag zu Tag, so daß er seit 1491 im Dome predigen mußte, weil seine Klosterkirche die Menge nicht mehr faßte. Seine moralischen Ermahnungen brachten einen staunenswerten Eindruck hervor, und man sah unmittelbar nach seinen Predigten die Sünder hingehen und ihre Vergehen möglichst wieder gut machen.

Savonarola's Meinungen, die wir aus seinen zahlreichen philosophischen und theologischen Werken kennen lernen, waren ein sonderbares Gemisch aller damals in Italien bekannten philosophischen Systeme, besonders des aristotelischen und des platonischen, die er mit christlicher Theologie und mit einem sich selbstvergessend in Gott versenkenden Mysticismus tränkte. Er ging zwar von dem richtigen Grundsatze aus, daß man in der Erkenntniß der Dinge mit den bekanntesten anfangen und zu den unbekannten fortschreiten müsse, sprach aus, daß alle Erkenntniß bei den Sinnen anfange, ging jedoch von diesen auf die jetzt noch spukende Hypothese von „angeborenen Kenntnissen" über, auf welche sich jeder Lehrsatz ebensowol stützen müsse, als auf die sinnlichen Wahrnehmungen, und verlor sich endlich in so unklare metaphysische Träumereien, daß wir dieselben füglich übergehen

können, — und ebenso auch seine theologische Methode, nach welcher er die Bibel nicht nur wörtlich, sondern auch noch auf vier andere Arten: geistig, moralisch, allegorisch und mystisch, erklärte*). — Wir werden uns daher blos mit Dem beschäftigen, was seinen Ruf begründete, mit seinen moralischen Grundsätzen. Dieselben waren in der Grundlage christlich, jedoch nicht ohne Beimischung neuplatonischer Ideen, sind indessen nicht wesentlich verschieden von anderen ethischen Systemen; die Hauptsache für uns ist ihre praktische Wirksamkeit. — Hätte sich unser Bußprediger begnügt, die Sitten seiner Mitbürger zu bessern, so wäre sein Leben ungetrübt und glücklich dahingeflossen. Allein nachdem er zum Prior seines Klosters ernannt worden, nahm er sich, da er nicht ohne Eitelkeit und Ehrgeiz war, immer mehr Extravaganzen heraus, trat maßlos gegen die Medici, gegen Lorenzo's Prachtliebe, Unsittlichkeit und Despotismus auf, verweigerte dem Mächtigen die hergebrachte Huldigung des neuen Priors und verkündete endlich sogar die angeblich bevorstehende Vertreibung und den Tod desselben, sowie den des Papstes. Lorenzo versuchte durch Bitten, Bestechungen und Drohungen und endlich durch erneuerte Predigten Mariano's, Savonarola unschädlich zu machen. Umsonst! Mariano mußte nachgeben und dem Gegner Freundschaft heucheln, während er ihm Rache schwur. Bald aber trat die vorausgesagte, bereits geschilderte Sterbestunde Lorenzo's und auch jene des Papstes ein. —

Nach diesen Ereignissen begann Savonarola, obschon von dem rohen Pietro de' Medici hart verfolgt, die Reformen, die seinem Geiste vorschwebten, im eigenen Kloster, indem er allen Luxus daraus verbannte, eigentümliche fromme Uebungen einführte und die Unabhängigkeit desselben von den bisherigen Ordensoberen, trotz dem Widerstreben Papst Alexander VI., durchsetzte. Als dies gelungen war, bewirkte er durch emsige Reisen, daß sich viele Klöster Toscanas, selbst anderer Orden, herbeidrängten, der neuen „Congregation von San-Marco" und damit dem neuen Propheten sich unterzuordnen und seinen Reformen sich anzuschließen. Namentlich in den Nonnenklöstern hielt Savonarola die Reform für dringend notwendig, da die Nonnen, nach seinem Zeugnisse, im fünfzehnten Jahrhundert einen schlechtern Lebenswandel führten, als die öffentlichen Dirnen. So war der Prophet Generalvikar der toscanischen Dominikaner geworden; als ihm aber Alexander VI., dessen Lasterleben er freimütig angriff, um ihn zum Schweigen zu bringen, den erzbischöflichen Stuhl von Florenz und den Kardinalshut antrug, wies er diese Zumutung mit Entrüstung zurück und erklärte, keinen andern Hut zu verlangen, als den mit seinem Blute gefärbten des Martyrers, und fuhr fort, seine Meinung über den römischen

*) Nur als Curiosum führen wir an, daß im 1. Verse der Genesis Himmel und Erde geistig als Seele und Körper, moralisch als Vernunft und Instinkt, allegorisch als Adam und Eva oder Juden und Heiden oder Papst und Kaiser, und mystisch als Engel und Menschen erklärt wurden!

Sündenpfuhl frei zu äußern. Selbst der schändliche Borgia konnte diesem Auge seine Bewunderung nicht versagen.

Savonarola schritt jetzt Stufe für Stufe weiter vorwärts. Nachdem er in den Klöstern seines Ordens seine Idee verwirklicht, begann er sein Augenmerk auf die politischen Verhältnisse seines engern Vaterlandes zu richten. Die damalige Ohnmacht und Zerrissenheit Italiens, die blutige Feindschaft zwischen den verschiedenen Staaten dieses Landes und die Unterdrückung der Volksfreiheit in denselben erfüllten ihn mit tiefem Schmerz und er glaubte, kein anderes Mittel vermöge hier Rettung zu bringen, als der Einbruch von Fremden in das Land. Er sah daher in der Invasion Karls VIII. von Frankreich, die er vorhersagte, nichts anderes als eine wohlverdiente Züchtigung der Italiener, und ein Mittel, dieselben zu zwingen, daß sie sich aus ihrer Versunkenheit aufrafften. Wir haben schon gesehen, wie Pietro de' Medici's feigherziges Benehmen bei Anlaß dieses Einmarsches, den er selbst großentheils verschuldet hatte, seiner Herrschaft und damit für längere Zeit auch jener seines Hauses ein Ende machte.

Als nun Florenz den Zorn des Königs zu fürchten hatte, weil es den vertrieben, der sein Vaterland an ihn verraten, sandte es vier Boten zu ihm und gab ihnen den einflußreichen Savonarola mit, dessen Predigten es zu verdanken war, daß nach dem Aufhören der mediceischen Herrschaft keine blutigen Unruhen eintraten. Der Mönch hatte den Muth, dem Verlüster Italiens im Tone seiner Predigten mit dem Zorne Gottes zu drohen, falls er Florenz nicht achte und verschone, und bewirkte damit, daß der König bei seinem Einzuge die Stadt mild behandelte und durch allen Trotz des unerschütterlichen Republikaners Pietro Capponi, obschon dringend, zur Unterzeichnung des Friedensvertrages bewogen wurde, was wohl die Plünderung der Stadt verhinderte, als den Abzug der Franzosen beschleunigte.

Nach sechszig Jahren mediceischer Herrschaft war Florenz endlich (Ende 1494) wieder frei geworden, aber auch seiner Unterthanenlande wieder beraubt. Die alte Freiheit war während so langer Zeit in Vergessenheit gerathen, und die Stadt erwachte daher wie aus einem Traume, als jetzt ihr profetischer Mönch, in Folge der ihm durch seine Predigten verschafften Macht über die Seelen seiner nunmehrigen Mitbürger, das Haupt der Demokratie erhob. Umsonst suchte die in der damaligen Regierung vertretene oligarchische Partei dieses Vorhaben zu vereiteln; nach dem Rate und unter Leitung Savonarola's wurde 1495 die Einrichtung des „großen Rates" (Consiglio maggiore) ins Leben gerufen, der je auf 6 Monate lang aus einem durch das Loos berufenen Drittheil aller 30 Jahre alten Bürger, welche oder deren Väter oder Großväter Ämter der Republik bekleidet hatten (cittadini beneficiati), bestehen, alle Staatsämter besetzen und über Annahme oder Verwerfung der Gesetze abstimmen

ſollte. Allerdings war dies keine vollkommene Demokratie, aber do demokratiſch im Vergleiche zur mediceiſchen Herrſchaft. Ein Ausſchuß vo achtzig Mitgliedern dieſer aus etwas über tauſend Mann beſtehenden B hörde, Consiglio degli ottanta genannt, erhielt die Aufgabe, die Geſet entwürfe auszuarbeiten und die Regirung (Signoria) zu beaufſichtige von welcher ein Mitglied, der Propoſto, beide Räte präſidirte. Es wir indeſſen ein ſonderbares Licht auf dieſe „Demokratie", daß Niemand i den beiden Räten ohne Erlaubniß der Signoria ſprechen durfte, — un auch dann nur — zu ihren Gunſten (!), was indeſſen, wie man denke kann, nicht ſtreng eingehalten wurde. Zu den erſten Geſchäften der neue Behörden gehörte die Einführung einer Appellation von den Strafurteile des Gerichtes der Acht, wobei aber die ariſtokratiſche Partei, um die ne Ordnung der Dinge in Mißkredit zu bringen, den „großen Rat" al Inſtanz durchſetzte, ſtatt eines kleinern, wie Savonarola gewollt hatt Ferner wurden die „Parlamente" (oben S. 8) aufgehoben und die Steuer geregelt. Die Dieci della guerra erhielten den bezeichnenden Namen Dieci della libertà e pace.

Dem Ideenkreiſe Savonarola's gemäß konnte es indeſſen in Flore nicht bei der bloſen Demokratie bleiben; dieſe Republik mußte zugleic eine Theokratie werden, wenn die kühnen Plane des Reformator Sitten und Glauben der Menſchen wieder in urſprünglich chriſtliche Geiſte herzuſtellen, Ausſicht auf Erfolg haben ſollten. Der originell Mönch geriet daher auf den für jene Zeit begeiſternden und feſſelnde Gedanken, Chriſtum zum Könige von Florenz und Schutzherrn von deſſe Freiheit zu proklamiren. Das Auffallendſte bei einer ſolchen idealen R girungsform war, daß keineswegs, wie man erwarten könnte, die Geiſ lichkeit zu beſonderm Einfluſſe gelangte, ſondern vielmehr von ihrem eigene Mitgliede, das der Republik ihre neue Form gab, ängſtlich ferne gehalte wurde, indem die Mönche aus Eiferſucht auf ſeinen Einfluß zu ſeinen g fährlichſten Feinden gehörten. Es iſt indeſſen zu bemerken, daß Savono rola mehr aus Inſtinkt, als aus Abſicht ehrgeizig war. Er hatte wirkli mehr das Wol des Staates und der Kirche im Auge, als ſein Intereſſ Ebenſo beruhen ſeine Profezeiungen und Viſionen nicht auf Betrug; ſonder auf einer ungezügelten, unklaren Fantaſie, auf Selbſttäuſchung.

Zu dem Anſpruche, den die umgewandelte Republik machte: zugleic demokratiſch und chriſtlich zu ſein, paßte es nach heutigen Begriffen indeſſ ſchlecht, daß ſie ſpäter, als Karl VIII. aus Neapel zurückgekehrt wa die Stadt Piſa, die dieſer König nebſt ihrem Gebiete unabhängig g macht, wieder als rechtloſes Unterthanenland zu unterwerfen trachtete, u daß Savonarola ſelbſt, der chriſtlich-demokratiſche Profet, nicht nur di Verſuche billigte, was eben im Geiſte jener Zeit lag, welcher eine uneige nützige Freiheit etwas Unbegreifliches war, ſondern dem Könige ſei Meinung derb in das Geſicht ſagte, weil derſelbe, ſeinen Verſprechung

zuwider, Piſa nicht an Florenz zurückgegeben hatte. Ebenſo war Savonarola mehr ein politiſcher als religiöſer Profet, wenn er von der Kanzel herab laut den Tod der Medici forderte, welche wieder Anſtalten trafen, ſich der von ihnen geräumten Stadt zu bemächtigen.

Das Gerüſte des neuen Staates war vollendet; man mußte nun an den innern Ausbau gehen, und dieſen ſah Savonarola, wie bereis angedeutet worden, in der Verbeſſerung des religiöſen und moraliſchen Zuſtandes ſeiner nunmehrigen Mitbürger. Derſelbe war ein ſehr geſunkener. Bis in das Heiligtum der Familien war die ſchamloſeſte Unſittlichkeit gedrungen. Die Spielwut graſſirte in allen Häuſern, und mit Tanz und Trunk wurden die Nächte durchgeſchwelgt. Die Sonntage wurden nicht heilig gehalten und die beſte Zeit mit dem Zuſchauen bei Taſchenſpielerkünſten vertändelt.

Savonarola's Predigten, in denen er gegen dieſe Übelſtände mit dem ganzen Feuer ſeiner Beredſamkeit loszog, wurden ſo ſtark beſucht, daß die Bauern der benachbarten Gebirge ſich ſchon Nachts aufmachten, um in der Kirche einen Platz zu finden, und die Reichſten ſtritten ſich oft darum, dieſe Andächtigen zu beherbergen. Der Erfolg war aber auch wunderbar. Man that Buße und faſtete, ſang geiſtliche Lieder ſtatt unſittlicher Gaſſenhauer, die Läden ſchloſſen ſich Sonntags; ſelbſt auf den Straßen laſen die Leute in ihren Gebetbüchern oder in der Bibel, und wilde zügelloſe Künſtler wurden Mönche. Man verfiel ſo aus einem Extrem in das andere, und es iſt bezeichnend für den eindringenden neuen Geiſt in der ſich entwickelnden katholiſchen Muckerrepublik, daß beim Unterricht in den alten Sprachen die erhabenen und ewig jungen Klaſſiker den Kirchenvätern weichen mußten. Die Beluſtigungen der Bekehrten beſtanden fortan darin, daß ſie nach angehörter Meſſe und eingenommenem Abendmal auf das Land luſtwandelten, um an einem paſſenden Orte Pſalmen zu ſingen und an die Bilder des Jeſuskindes oder der Madonna Gebete zu richten. Auf ähnliche Weiſe wurden auch die Hochzeiten gefeiert, und im Carneval, dieſem italieniſchen Nationalfeſte, bewirkte des Profeten bloſes Wort, daß die früher bei jenem Anlaſſe gebräuchlichen zügelloſen Bacchanalien aufhörten und religiöſen Feierlichkeiten Platz machten. Mit Begeiſterung ſetzte man ferner den Vorſchlag des gefeierten Predigers ins Werk, zur Regelung der öffentlichen Mildthätigkeit eine Leihanſtalt zu errichten, welche ihre Geſchäfte zu einem unglaublich geringen Zinſe beſorgte und dem Wucher ein gründliches Ende machte. Von ſolchen Erfolgen geblendet, begann Savonarola, ſich auf zudringliche Weiſe ſogar in eheliche Verhältniſſe zu miſchen, und es kam vor, daß, durch ſeine Predigten bewogen, Frauen ihre Familien verließen und ins Kloſter traten, oder, wenn dies der Mann nicht zugab, ſich das Gelübde immerwährender Enthaltſamkeit auferlegten. Um das Volk gründlich in ſeinem Sinne zu beſſern, zog der Reformator ſchon die Kinder zu ſeinen Predigten heran und bildete ſogar aus dieſen jungen

Weltbürgern, die bisher arg verwildert waren und sich die ärgsten Ruh
störungen in der Stadt erlaubten, einen Staat im Staate, der sei
eigenen Beamten und Räte und die Bestimmung erhielt, Gelt zum Beste
der Armen zu sammeln.

Die seit Jahrhunderten an Parteiungen gewöhnten Florentiner, di
seit Vertreibung der Medici zu keiner rein politischen Entzweiung meh
Ursache hatten, nahmen von Savonarola's Auftreten bald Anlaß, in poli
tisch-religiöse Gruppen auseinanderzufallen. Seine Anhänger nannte ma
wegen der weinerlichen Rührung, in welche sie durch seine Vorträge ver
fielen Piagnoni (Heuler), seine Gegner aber, bei denen diese Wirkung nic
erzielt wurde, Arrabiati (Wühler), welche Benennungen jedoch insofer
von den drei und ein halbes Jahrhundert später in Deutschland üblich g
wordenen abwichen, als in Florenz die Heuler Demokraten und die Wühl
Aristokraten waren. Es waren ähnliche Ausdrücke, wie in den schweiz
rischen Parteikämpfen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts d
der Harten und Linden. Die Anhänger der Medici, Bigi (Graue) genann
schwankten zwischen beiden Parteien und versuchten bald da, bald dort fü
ihre Zwecke zu intrigiren, während diejenigen Demokraten, welche da
mönchische Wesen nicht leiden mochten und sich Bianchi (Weiße) hießen
die Bewegung mit Mißtrauen betrachteten. Die Wühler, an welche si
natürlich auch die Geistlichkeit anschloß, deren Einfluß von dem einzige
Amtsbruder an sich gezogen wurde, hielten kein Mittel für zu schlecht, u
dem verhaßten Volksführer zu schaden und benutzten jeden Anlaß, um selb
seine Rechtlichkeit und die Ehre seines Klosters anzutasten. Man citir
ihn vor den ihm feindlich gesinnten Gonfaloniere der Justiz, um über sei
Auftreten Rechenschaft abzulegen, und ein Mönch eines auf das seini
eifersüchtigen Dominikanerklosters suchte ihn durch theologische Gelehrsam
keit einzuschüchtern, mußte aber vor seiner Gewandtheit den Kürzern ziehe
Da bewirkten die Wühler und der in Rom weilende Mariano durch An
hetzungen bei dem ruchlosen Papst Alexander VI., daß dieser durch ei
Breve den Savonarola nach Rom berief, indem er heuchlerisch vorga
durch ihn „den Willen Gottes besser erkennen lernen" zu wollen. D
Heuler aber ruhten nicht, bis Savonarola den Ruf ablehnte, da ih
schon oft mit Gift und Dolch nach dem Leben getrachtet worden und sei
Feinde so eifrig gewirkt hatten, daß die von ihm erzielte Besserung d
Sitten bereits wieder im Abnehmen begriffen war.

Ein dritter Versuch der Feinde bestand darin, andere Predig
namentlich Franziskaner (die Erbfeinde der Dominikaner) an verschieden
Orten gegen Savonarola auftreten zu lassen; ja eine Nonne wollte m
ihm disputiren, wurde aber von ihm mit sarkastischer Antwort an d
Spinnrocken verwiesen. Sogar sein eigenes Kloster fing bereits an, Spur
von Widerstand gegen ihn zu zeigen.

In ihrer Tücke wandten sich nun die Wühler an den sie begünstige

den Herzog von Mailand, Lodovico Sforza, genannt Moro, und an den Papſt, und Letzterer citirte den kühnen Mönch, um den ſich die Netze immer enger zogen, obſchon er vorher ſeine Ablehnung angenommen hatte, in zornigem Breve als „Verbreiter falſcher Lehren“ nach Rom. Savonarola aber zog es vor, Florenz zur Vertreibung der die Stadt immer noch bedrohenden Medici aufzufordern, was auch gelang. Als ein zweiter, ſtrengerer Befehl ebenſo erfolglos war, unterſagte ihm der Papſt das Predigen; aber die damalige Regirung von Florenz, welche dem Reformator ergeben war, trat gegenüber dem ohnmächtigen Bannſtrale ſo entſchieden auf, daß Savonarola nach kurzer Unterbrechung während des Winters von 1495 auf 1496 mit Erlaubniß des Papſtes die Kanzel wieder beſteigen und in ganz Toscana Miſſionen abhalten konnte. Und nun nahm er auch kein Blatt mehr vor den Mund und predigte laut und eindringlich gegen das bekannte damalige Laſterleben am römiſchen Hofe, das er in Ausdrücken geiſelte, die heute nicht mehr gebraucht werden dürften und dem er die gräßlichſten Strafen proſezeite. Bei alledem aber war er weit entfernt, die Autorität des Papſttums zu verwerfen, ſondern verdammte vielmehr Alle, die ſich von ihm trennen wollten.

In Folge der Entſchiedenheit, mit welcher die Republikaner am Arno ihn ſchätzten, ſtieg der Ruf des Reformators wieder höher und verbreitete ſich über die ganze damalige civiliſirte Welt, namentlich mittels der weiten Reiſen florentiniſcher Kaufleute. Selbſt der türkiſche Sultan Bajeſid las von ſeinen Predigten mit Intereſſe und ließ ſie ins Türkiſche überſetzen. Dies erbitterte aber die Wühler nur noch mehr, und die Heuler bildeten um ihren Abgott eine Leibwache, welche bald einen offiziellen Charakter erhielt. Die Feinde des Reformators widerlegten die ſchwärmeriſchen Schriften, die zu ſeinen Gunſten erſchienen, durch wütende und höhniſche Pamphlete, hetzten die italieniſchen Fürſten gegen ihn, die er auf der Kanzel als Tyrannen brandmarkte, und bewogen den ohnehin über Savonarola's Predigten erbosten Papſt, dem kühnen Mönche abermals das Predigen zu unterſagen, und zwar bei Strafe der Exkommunikation. Dieſer Zorn des heiligen Vaters hatte rein politiſche Gründe, weil die Zuſtände von Florenz einer Erweiterung der Macht des Hauſes Borgia entgegenſtanden; mit der Religion hatte er nichts zu ſchaffen. Auch hob der Papſt die Selbſtändigkeit der toscaniſchen Klöſter wieder auf, indem er ſie neuerdings den lombardiſchen unterordnete, ſo daß Savonarola's Generalvikariat ein Ende gehabt hätte, wenn der Papſt in der Lage geweſen wäre, ſein Breve in Vollzug zu ſetzen. Savonarola wollte zwar ſeit dem neuen Verbote nicht mehr predigen, mußte es aber bald wieder thun, da der in politiſche Bedrängniß geratene Staat nur von ihm Hilfe hoffte, und wirkte dann auch auf andere Weiſe im Sinne ſeiner Lehren. Er ließ nämlich zur Zeit des Carnevals von 1497 durch die von ihm angeleiteten Kinder alle jene Gegenſtände welche er als ſolche der „Eitelkeit“ bezeichnete, in

den Häusern zusammenbetteln und dann nach angehörter Messe und eing nommenem Abendmal in feierlicher Processíon auf den Platz der Signor tragen und dort unter Trompetenschall und Glockengeläute verbrenne Es befanden sich darunter neben Schmuckſachen, Spiegeln, Schleier falschen Locken, Masken, Musikinstrumenten, Schachbretern, Karten, Wü feln u. s. w., auch Gemälde und Bücher von unanständigem Inhalte, w Savonarola's Feinde benutzten, ihm vorzuwerfen, er habe wertvolle Schä der Literatur und Kunst verbrennen lassen, während er doch ein begeisterte Freund der Gelehrten, Dichter und Künstler war und sich in seine Predigten selbst als feuriger Verehrer des Schönen und in seinen Schrifte als Dichter kundgab.

Als Savonarola, im Angesichte der immer tiefer sinkenden Verderb heit der Kirche, mit dem alten Feuer gegen dieselbe predigte und ei Reform verkündete, an deren Spitze er sich stellen werde, forderte der e erwähnte Prediger, Bruder Mariano, den Papst geradezu auf, jen „Ungeheuer" (Savonarola) von der Kirche Gottes abzuschütteln, und d Wühler erregten zugleich Verunehrungen der Kanzel des Letztern, Störunge seiner Predigten, ja sogar Angriffe auf seine Person während derselbe Der Papst aber bestrafte nun die Widersetzlichkeit Savonarola's durch desse förmliche Exkommunikation; umsonst protestirte der Gebannte i einem Briefe an Alexander und in anderen Schriften gegen die „e schlichene" Bulle; umsonst auch unterstützten ihn seine Anhänger mit zah reichen Nachahmungen seiner Vertheidigung. Sich aber geradezu vo Papsttum loszusagen, das damals auf so unwürdige Weise vertreten wa dies fiel weder den Piagnoni, noch ihrem Haupte ein. Die Arrabia wurden nun zu Parteigängern des Papstes, Florenz widerhallte v ihren Spottliedern auf den Verfolgten, und die inzwischen wieder in ihre Sinne gewählte Regirung untersagte den Dominikanern von San-Mar die Theilnahme an Prozessionen. Als die Pest in Florenz ausbrach, v pflegte Savonarola seine Mönche im Kloster, sandte Manche fort, um zu retten, und bemühte sich auch den übrigen Kranken Trost und Linderu zu bringen. Als aber die in Florenz wieder an das Ruder gelang Volkspartei fünf Männer, die sich zu Gunsten der Medici verschwore hinrichten ließ, ohne die von Savonarola selbst eingeführte Appellation den großen Rath zuzugeben, begann er, durch diese Energie seiner Par wieder ermutigt und von ihr beschützt, von Neuem zu predigen und wid setzte sich dadurch dem Papste, dessen Unfehlbarkeit er offen verwarf. D zahlreichen Brevia des Letztern hatten keinen Erfolg, so lange des G bannten Partei regirte, der im Carneval 1498 eine zweite Verbrennu von „Eitelkeiten" vornahm. Als aber bei den nächsten Wahlen sei Feinde siegten, mußte er auf ihren Befehl die Kanzel verlassen, nahm e greifenden Abschied von seinen Zuhörern, erließ einen fulminanten Feh brief an den Papst und schrieb an die mächtigsten Könige Europa's, u

ſie zur Verſammlung eines Konzils zu bewegen, das den Papſt entſetzen ſollte, und für dieſe Idee wirkte eine mächtige Partei in der Kirche, an deren Spitze der Kardinal San-Pietro in Vincula (der ſpätere Papſt Julius II.) ſtand. Dies war dem wütenden Borgia zu viel. Sein Zorn wandte die große Mehrheit der Italiener und Florentiner von Savonarola ab, und auf Verlangen der Franziskaner, ſeiner Gegner, wurde von der Regierung zwiſchen beiden Parteien eine Feuerprobe angeordnet, von welcher zwar Savonarola ſelbſt ſo vernünftig war nichts zu halten, welche aber für ihn zu beſtehen ſeine Mitmönche und Leute aus dem Volke ſich eifrig herbeidrängten. Das mittelalterliche Schauſpiel kam jedoch nicht zu Stande, da ſein Freund Fra Domenico, der ſtatt ſeiner für dasſelbe auserſehen war, und der Vertreter der Gegenpartei ſo lange über die Bedingungen des Gottesurteils ſtritten, bis ein Regen deſſen Aufführung unmöglich machte. Die Folge war, daß dem über das Mißlingen dieſer barbariſchen Thorheit erbitterten Volke Savonarola nun als ſeines Zaubers entkleidet und überwunden erſchien, ſeine Feinde ſich rüſteten, San-Marco zu überfallen, und, — während die Regirung ihn zum Schein aus Florenz verbannte, mit deren Einwilligung ihr Vorhaben ausführten. Da eine Anzahl von Piagnoni das Kloſter vertheidigten, entſtand ein furchtbarer Kampf, und Häuſer der angegriffenen Partei wurden zu gleicher Zeit geplündert und mit Mordthaten befleckt. Das Kloſter, deſſen Mönche ſich bewaffneten und mit Helmen und Panzern über ihren weißen Kutten bei Fackelſchein wacker dreinſchlugen, wurde erſtürmt und Savonarola mit Fra Domenico gebunden abgeführt, vom Volke mit Steinen geworfen, geſchlagen und mißhandelt und endlich eingekerkert. Der Papſt dankte ſeinen Schergen, und ſandte ſeine Ketzerrichter nach Florenz, da dieſe Stadt noch den Mut hatte, die Auslieferung des Angeklagten nach Rom zu verweigern. Nach langen Kerker-, Folter- und Seelenqualen und einem gefälſchten Prozeſſe, in welchem alle geſetzlichen Formen mit Füßen getreten wurden, erfolgte die Verurteilung Savonarola's und ſeiner beiden Mitbrüder Domenico und Silveſtro zum Feuertode, dann ihre Degradation vor dem ſchadenfroh zuſchauenden wankelmütigen Volke, das ſie vorher vergöttert hatte, und endlich der Vollzug. Sie wurden über einem brennenden Scheiterhaufen an einem Galgen aufgehängt und ihre Aſche in den Arno geworfen. Es war der 23. Mai 1498.

In der erſten Zeit nach dieſem Martyrtode eines von gutem Willen, aber auch von religiöſen Vorurteilen erfüllten Mannes wurden ſeine wenigen noch übrigen Anhänger auf die grauſamſte Weiſe verfolgt. Bei dem damaligen Zuſtande der Kirche war es indeſſen den Wolhabenden unter ihnen vergönnt, ſich mit Gelt von der Strafe loszukaufen, während die armen Dominikaner von San-Marco nur durch den ſchmählichſten Abfall von den Lehren ihres geopferten Hauptes den Fortbeſtand ihres Kloſters erkaufen konnten.

Als es aber bekannt wurde, daß König Ludwig XII. von Frankrei
ſich, wiewol zu ſpät, für den Martyrer verwendet habe, begann, ſche
zwei Jahre nach deſſen Opfertode, eine Reaktion zu Gunſten ſeines A
denkens Platz zu greifen; der Platz ſeiner Hinrichtung wurde am Jahre
tage derſelben mit Blumen beſtreut, in Rom ſogar zu ſeiner Ehre geprä
Medaillen verkauft, ohne daß Jemand dagegen einſchritt; mehrere de
folgenden Päpſte, beſonders Leo X., ſprachen ſich offen zu Gunſten Savona
rola's aus, und unter Paul IV. ſtellte ein von Dieſem berufenes geiſtliche
Collegium förmlich die Rechtgläubigkeit des florentiniſchen Reformators he
Ja, einige ſeiner feurigſten Anhänger, ſo Filippo Neri und Catarin
Ricci erlangten die Ehre der Kanoniſation.

In Florenz aber herrſchten nach dem Tode Savonarola's Anarch
und Zerrüttung durch Parteien, ein Zuſtand, der die Veranlaſſung z
dem Ruhme des Mannes wurde, mit dem wir uns zunächſt beſchäftig
werden.

Savonarola ſchaut mit einem Janusgeſichte auf das Mittelalter zu
rück und in das Reformationszeitalter vorwärts. Er vereint in dem Krei
ſeiner Anſchauungen den Standpunkt der myſtiſchen „Ketzer", die vor ih
dahin gegangen, mit demjenigen der Reformatoren des ſechszehnten Jah
hunderts. Die Grundlage des Glaubens war ihm die Bibel; die Ve
ehrung der Jungfrau Maria und der Heiligen ſchätzte er gering gegenüb
jener Chriſti; aber er hielt noch viel auf der Wirkſamkeit der Religio
durch ſinnliche Eindrücke und empfahl die leibliche Enthaltſamkeit im Faſte
im Kloſterleben und im Cölibat. Und wenn auch, geſtützt auf dieſe Un
ſtände, ſein neueſter Biograph Villari ſeinen Katholizismus retten z
müſſen glaubt, ſo war er nichtsdeſtoweniger ein Vorläufer der Reformatore
welche ja auch auf katholiſchem Boden ſtanden, bis die Hartnäckigkeit d
Papſttums ſie davon vertrieb, wozu es bei Savonarola nicht kam, we
er bei Zeiten gewaltſam vernichtet wurde. Wer weiß, wozu es in Italie
gekommen, wenn er länger gelebt hätte? Seine Religioſität war tief u
innig, nach Art jener der erſten Chriſten, und eben noch nicht frei vo
Joche der Werkheiligkeit. Auch ſah er noch, gleich den Päpſten, den Sta
als der Religion untergeben an und identifizirte die Freiheit mit d
letztern. Sein Florenz war dem jüdiſchen Staate unter den Richtern nac
geahmt. Ein ſolches Gemeinweſen bedurfte einer Autorität, und je
Autorität iſt geiſtige Bildung ein untergeordnetes Moment, wenn nic
geradezu ein Greuel. Und wenn auch Savonarola dieſelbe nicht geri
achtete, ſo pflegte er ſie doch nicht, ſondern zog ihr die Religioſität u
Moral vor. Sein Auftreten war mithin eine Reaktion gegen den Hum
nismus, deſſen Blüte von da an ein Ende nahm. Eine Einſeitigkeit v
drängte eben damals eine andere, — es wich die antike Einſeitigkeit v
der chriſtlichen zurück. Das Papſttum war ſo weit gekommen, einzig u
allein noch religiöſe Werkheiligkeit zu pflegen und darob den Glauben

verlieren. Die Heuchelei dieſes Verhaltens hatte der Tugend allgemeinen Untergang bereitet. Savonarola wollte die Tugend retten, ohne ihr die Bildung beizugeſellen. Er unterlag in dieſem verfehlten Beginnen; denn ohne Bildung iſt die Tugend Fanatismus, und dieſer reibt ſich ſelbſt auf. Umgekehrt verſuchte es der ſpätere Papſt Leo X., die Bildung allein auf den Thron der Welt zu erheben, ohne ihr die Tugend beizugeſellen. Die Folge davon war die Spaltung der Kirche. Und weil beide Theile der zerriſſenen Kirche ſich um die Wette wieder der vorher vernachläſſigten Tugend zu bemächtigen ſuchten, der katholiſche ihr aber blos die Werkheiligkeit, der proteſtantiſche blos den Glauben beigeſellte, und beide die Bildung vergaßen, ſo hat ſich letztere in der neuern Zeit ſelbſtändig entwickelt und in den Herzen der von ihr eroberten aufgeklärten Welt das Anſehen beider Kirchen als ſolcher gründlich untergraben.

B. Niccolo Machiavelli *).

Zu der Zeit, da der fürchterliche Ceſare Borgia, deſſen Unthaten wir kennen gelernt, durch Liſt und Mord die Romagna unterwarf, wurde von ihm, dem damaligen Verbündeten der Florentiner, durch die er aber lediglich auch Toscana's Herr werden wollte, in nächtlicher Stunde ein Geſandter dieſer Republik empfangen, der ihn mit der feinſten Kunſt der Diplomatie beobachtete, in ſeinen Mienen und denen ſeiner Höflinge las, was darin verborgen war, und, weit entfernt, ſich über die verwerflichen Mittel, die jener Emporkömmling anwandte, zu entſetzen, vielmehr in deſſen blutigen Thaten die wahren Anlagen zu einem Fürſten erblickte, wie er nach ſeiner Anſicht dem damaligen in Feigheit und Zerriſſenheit verſunkenen Italien not that. Dieſer Geſandte war der berühmte Staatsmann und Schriftſteller Niccolo Machiavelli. Savonarola hatte dem Diktator Lorenzo de' Medici, dem klugen Unterdrücker der florentiniſchen Volksfreiheit gegenüber, in offener Weiſe die letztere verfochten und nach dem Tode Desſelben ſogar wieder in's Leben geführt. Er war an der Unausführbarkeit ſeines Beginnens geſcheitert. Dem verbrecheriſchen Bändiger des Feudaladels aber, dem blutigen Ceſare, trat ein anderer Freund der florentiniſchen Volksfreiheit, Machiavelli, in berechnender Klugheit, nicht feindlich gegenüber, — er war vielmehr bereit, dieſes Ungeheuer zur Förderung ſeiner Ideale zu benützen. Wie auch er an der Unausführbarkeit ſeines Beginnens ſcheiterte, werden wir ſehen. Der feurige Savonarola hat den gewinnenden Lorenzo als abſchreckendes, der berechnende Machiavelli

*) Francesco Nitti, Machiavelli nella vita e nelle dottrine studiato, Neapel 1876; Passerini e Milanesi, le legazioni e commissarie di Niccolò Machiavelli, Florenz 1875—1877; Pasquale Villari, Niccolò Machiavelli ed i suoi tempi illustrati con nuovi documeuti. Florenz 1877.

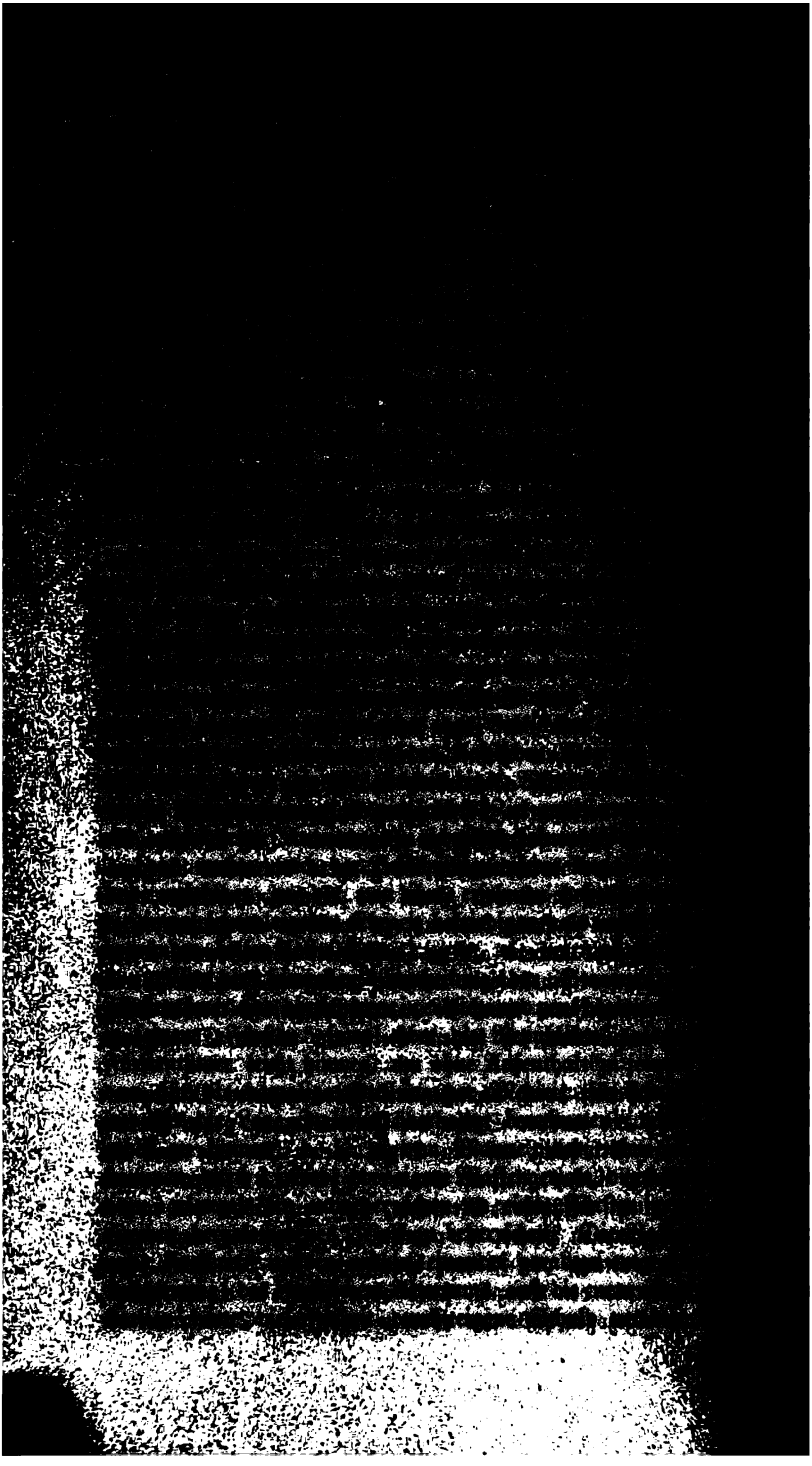
den abſchreckenden Borgia als gewinnendes Bild zu malen verſucht. Bei Maler haben ſich als Karikaturenzeichner erwieſen, beide haben die Lü und Falſchheit der gleichzeitigen Zuſtände ihres Vaterlandes in ihre Bild übergetragen.

Einen Monat nach der Hinrichtung Savonarola's und ſeiner zw eifrigſten Jünger wurde der damalige Gehilfe des Kanzlers der florentiniſche Republik, Niccolo Machiavelli, einer uralten welfiſchen Familie en ſtammend, damals neunundzwanzig Jahre alt, zum zweiten Kanzler, d. Sekretär der „Zehn des Kriegs und Friedens" (oben S. 10 u. 34) un wieder einen Monat ſpäter zum Staatsſekretär von Florenz ernannt. I ſeinem kleinen ſchmächtigen Körper, deſſen Äußeres nichts weniger al vernachläſſigt wurde, brannte eine kühne Seele, mißtrauiſch aber furchtlo voller Geiſt, aber ohne Gemüt. Die Leitung des Staates ging damal in die Hände des auf Lebenszeit zum Gonfaloniere gewählten Piet Soderini über. Bei der Unfähigkeit dieſes Mannes und der in de Verfaſſung begründeten raſchen Abwechſelung der übrigen Regirungsglied iſt es wol nicht zweifelhaft, daß Machiavelli der eigentliche Kopf de Staates war; er wurde deshalb auch vorzüglich dazu verwendet, denſelbe nach Außen zu vertreten, wie über hundert Jahre vor ihm die große Dichter Dante, Petrarca und Boccaccio, trat in der Eigenſchaft eine Geſandten bei den kleinen italieniſchen Fürſten und Republiken, bei der Papſte, ſowie in Frankreich und dem deutſchen Reiche auf und bildete ſi bei dieſen Anläſſen in der ſchon in ſeinem Charakter begründeten Kun der Diplomatie d. h. der Verſtellung, der Heuchelei, der kalten herzloſe Berechnung zu Gunſten ehrgeiziger Staatszwecke aus. So einflußreich e mithin ſchien, ſo ſehr waren ihm durch die Eiferſucht des ſcheindemokratiſche Regimentes ſeiner Vaterſtadt die Flügel beſchnitten, ſelbſt in ökonomiſche Beziehung, ſo daß er ſich auf ſeinen Geſandtſchaftreiſen oft in der bitterſte Geldverlegenheit befand; zu Hauſe aber war er vollends ſo ohne alle Macht daß es ihm zur Unmöglichkeit wurde, die herrſchende Partei-Anarchie in Geringſten zu dämmen. Als Julius II., der mit der dreifachen Kron geſchmückte italieniſche Patriot, es unternommen hatte, die Franzoſen au Italien zu vertreiben, blieb unter den größeren Staaten Italiens einzi Florenz dieſer nationalen Sache fremd, und der beſchränkte Soderini brac durch dieſe Theilnahmloſigkeit ſich und der florentiniſchen Freiheit den Hal Die Söhne Lorenzo's de' Medici, der Kardinal Giovanni (ſpäter Pap Leo X.) und Giuliano, unternahmen mit Unterſtützung des Papſtes Julius einen Angriff auf Florenz, ſiegten ohne große Mühe über die uneinig Bürger und ſtellten das Regiment ihrer Familie im Jahre 1512 wied her. Soderini konnte ſich durch die Flucht retten; Machiavelli wur ſeines Amtes entſetzt, ſpäter als angeblicher Verſchwörer eingekerkert u gefoltert, durch die Milde des zum Papſt ernannten Kardinals Giovan aber entlaſſen, wenn auch von allen Hilfsmitteln entblößt, da er bei de

Geize seiner Oberbehörden während seiner diplomatischen Sendungen sein Vermögen aufgebraucht hatte. Mit seiner Gattin und fünf Kindern zog er sich auf das ihm übrig gebliebene Landgütchen La Strada, auf der Straße nach Rom, zurück. Hier wurde er durch die unfreiwillig erlangte Muße zum Schriftsteller. Nachdem er den hellen Tag auf dem Vogelfange, im Walde bei Beaufsichtigung seiner Holzhauer und in der Schenke beim Spiele mit ganz gemeinen Menschen verbracht, weihte er den Abend dem Umgange mit den Genien des Altertums. Und in diesen stillen Stunden entstand zuerst das zugleich berühmte und berüchtigte Buch „vom Fürsten", dessen offen ausgesprochener Zweck war, ihm durch eine angemessene Stellung bei den herrschenden Medici wieder Ehre und Einfluß und seiner mit bitterer Not kämpfenden Familie ein sorgenloses Leben zu verschaffen, — dem aber in der glühenden Seele des italienischen Patrioten der großartige Gedanke zu Grunde lag, seinem innig geliebten Vaterlande um jeden Preis die Einheit und durch diese die Freiheit wieder zu erringen.

Dieser doppelte Beweggrund veranlaßte den ersten Staatsmann seiner Zeit zur Abfassung eines unsterblich gewordenen Werkes, unsterblich geworden nicht durch die Sorgfältigkeit der Anordnung, nicht durch die Eleganz des Stiles, nicht durch die Offenbarung großer Gelehrsamkeit, nicht durch edle Absichten zum Wole der leidenden Menschheit, sondern durch seinen originellen, man darf sagen dämonischen Inhalt. Zwanzig Jahre früher hatte der gelehrte Pontanus unter demselben Titel „vom Fürsten" ein (lateinisches) Buch geschrieben, in welchem er es als die Aufgabe eines Monarchen verkündete, sich in allen Tugenden möglichst zu vervollkommnen und alle Laster sorgfältig zu vermeiden. Daß Machiavelli's „Fürst" demjenigen seines wolmeinenden Vorgängers diametral entgegentrat, erklärt sich einerseits durch den Zweck des Buches, anderseits durch den damaligen politischen Zustand Italiens, zu welchem ein genialer Kopf wie Machiavelli nicht wol anders als in Opposition treten konnte, welche Opposition zudem eine originelle sein mußte, wenn die Familie Medici auf den Verfasser aufmerksam, wenn sie dadurch veranlaßt werden sollte, ihm eine Stellung anzubieten, die seinem Geist und seinem Ehrgeiz angemessen wäre.

Die Familie Medici besaß damals drei hervorragende Mitglieder: den Papst Leo X., der an der Spitze der Unternehmung gegen Florenz gestanden, seit seiner Erhebung auf den Stuhl Petri aber nur noch auf geistigem Felde Ruhm suchte, seinen Bruder Giuliano (den dritten Sohn Lorenzo's), einen unfähigen Menschen, und den Sohn des in der Verbannung umgekommenen Pietro, Lorenzo II. Giuliano, vom neuen Papste mit der Verwaltung von Florenz beauftragt, gab dem Amte eines päpstlichen Obergenerals den Vorzug, starb aber später in einem Kloster, in das er sich zurückgezogen hatte und Lorenzo ergriff das Steuerruder der



Vaterſtadt ſeiner Familie, worauf ihn der Papſt zum Herzog derſelben e nannte. So war in der Stadt des Dante die Monarchie in aller Fon begründet, ja Leo X. hegte noch weiter gehende, ganz Italien umfaſſen ehrgeizige Plane. Bereits gehorchte Mittelitalien ſeiner Familie, inde er ſelbſt den Kirchenſtaat und ſein Neffe Toscana beherrſchte. Er ver ſchaffte Letzterm überdies die Herrſchaft über Urbino, das er der Famili ſeines Vorgängers Julius II. nahm, bannte den vertriebenen Herzog, al dieſer ſein Land wieder einnehmen wollte, rief alle chriſtlichen Mächte gege den „Verräter an ſeinem Lehusherrn“ zum Beiſtande, und zwang ih durch Krieg zur Entſagung. Leo hat, wie ſein Biograph Roscoe ſagt durch dieſes Beiſpiel prieſterlicher Raubgier ſein Amt geſchändet. Hiern ſoll er beabſichtigt haben, Giuliano das Königreich Neapel und Lorenz das Herzogtum Mailand zuzuwenden.

Der zweite Lorenzo de' Medici beſaß aber weder die Klugheit, noch di Friedensliebe ſeines glorreichen Großvaters; ſein wilder, kriegeriſcher un rachſüchtiger Charakter ließ ihn die Plane ſeines hochſtehenden Oheims mi voller Glut erfaſſen und von einer mächtigen italieniſchen Krone träumen Ein ſo kühner Geiſt nun ſchien dem berechnenden Machiavelli geeignet, vo ihm als Miniſter geleitet zu werden und mit ſeiner Hilfe das zerriſſen und ohnmächtige Italien durch eine entſetzliche, aber nach ſeiner Anſich notwendige Tyrannei umzugeſtalten. Für ein ſolches Ziel, für welche ein Fürſt brannte, über welches das Volk offen ſeine Meinungen äußerte und in welchem Bewunderer des klaſſiſchen Altertums, wie Machiavell ſelbſt Einer war, die Möglichkeit einer Wiederkehr römiſcher Macht un Größe ſehen mußten — für ein ſolches Ziel gewiſſermaßen eine ſyſtematiſch und erſchöpfende Anleitung zu ſchreiben, einen Wegweiſer zu verfertigen — das mußte, nach der Berechnung unſeres klugen Staatsmannes, ſich und unfehlbar zu der von ihm erſehnten hohen Stellung hinanführe die ſowol ſeinen eigenen Ehrgeiz befriedigen, als auch das Wol des Lande begründen helfen ſollte.

Mit der formellen Eintheilung der Staaten in Republiken un Fürſtentümer und der letzteren in erbliche und neue beginnend, geht Machiavel in ſeinem „Fürſten“ ſowol über die Republiken, als über die erbliche Fürſtentümer leicht hinweg, um ohne Aufenthalt zu ſeinem Lieblingsthem dem für die damalige Stellung der Medici, für ſeine eigenen Wünſch und für die Lage Italiens überhaupt berechneten „neuen Fürſten“ über gehen zu können, d. h. zu dem Manne, der, ohne von Fürſten ab ſtammen, durch „fremde oder eigene Waffengewalt, durch Glück oder Tugen dazu gelangt, ein entweder ſchon an einen Fürſten gewöhntes oder „ Freiheit hergekommenes“ Volk zu beherrſchen. Die Begriffe „Fürſtentu und „Freiheit“ werden mithin einander geradezu entgegengeſetzt, und di Anſchauung des klaſſiſchen Altertums auf die neuere Zeit übergetrag Italien hatte die Freiheit durch eigene Schuld verloren, es hatte ſi

in Florenz und anderswo, unfähig gezeigt, sie wieder erlangen, oder, wenn dies auch augenblicklich möglich wurde, bewahren zu können. Es war daher, nach Machiavelli's Dafürhalten, reif, die Beute eines „neuen Fürsten" zu werden, welchem sich der Verfasser dadurch empfahl, daß er ihm gewissermaßen Unterricht in der Unterjochung eines Volkes ertheilte.

Wer bereits Länder besitzt und dazu neue, welche seinen bisherigen in Sprache oder Sitten ähnlich sind, erwirbt und behaupten will, lehrt Machiavelli's jesuitische Staatskunst, muß zweierlei vor Augen haben, erstens ihres alten Fürsten Geschlecht zu vertilgen und zweitens nichts in ihren Gesetzen und Steuern zu ändern; so werden sie in kürzester Zeit ein Leib mit seinem alten Staate werden. Wer dagegen Staaten erwirbt, welche von seinen bisherigen in Sprache, Sitte u. s. w. abweichen, befestigt den Besitz derselben einmal dadurch, daß er selbst seinen Wohnsitz dort aufschlägt, dann, daß er in einige Orte Kolonien verpflanzt und den alten Bewohnern Felder und Häuser nimmt, um sie den neuen zu geben, wodurch jene, weil arm geworden und zersprengt, unschädlich werden. „Denn es ist wol zu merken, daß man die Menschen entweder liebzutosen oder sie aufzureiben hat, weil sie sich wegen leichter Kränkung rächen können, wegen schwerer aber nicht. Ferner muß, wer eine ungleichartige Landschaft einnimmt, sich zum Oberhaupt und Vertheidiger der kleineren Nachbarfürsten machen und dahin streben, die Mächtigeren zu schwächen und es abzuwenden, daß ein Fremder in die Provinz gelange, der nicht schwächer als er selbst ist"". — Sind nun aber die erworbenen Staaten nicht Fürsten unterworfen gewesen, sondern „nach ihren eigenen Gesetzen und frei zu leben gewohnt, so gibt es drei Wege sie zu behaupten: erstens „„sie zu Grunde zu richten"" (!!), zweitens persönlich darin zu wohnen, drittens ihnen ihre Verfassung zu lassen, indem man ein Jahrgelt daraus zieht und eine Regirung von Wenigen einsetzt, die dieselben dem Eroberer befreundet erhalte. Auf eine an Freiheit gewöhnte Stadt sind die zwei letzteren Wege aber nicht anwendbar; um eine solche sicher zu haben (?), giebt es kein Mittel als die Vernichtung (!). Wer einer solchen Herr wird und sie nicht selbst zerstört, erwarte von ihr zerstört zu werden (!), weil ihr als Zuflucht der Empörung immer der Name ihrer Freiheit und alten Ordnung dienen wird, welche weder durch Länge der Zeit, noch durch Wolthaten je in Vergessenheit kommen. (Das Beispiel Pisa's, der von Florenz unterjochten Schwesterrepublik, welche bei jedem Anlasse wieder zu den Waffen griff, schwebte hier dem neuen Staatskünstler vor!) Denn, sagt Machiavelli bezeichnend, und hier tritt seine innere republikanische Gesinnung wieder hervor, in den Republiken ist mehr Leben, mehr Gier nach Rache, als in den Monarchien. Das Gedächtniß ihrer alten Freiheit läßt sie nicht, kann sie nicht ruhen lassen: der sicherste Weg bleibt, sie zu vertilgen oder in ihnen selbst zu wohnen."

Charakterbild des „Retters der Gesellschaft", wie er ihn sich vorstellt. D ein Mensch, lehrt er, der in allen Stücken zum Guten sich bekennen wollt unter so Vielen, die nicht gut sind, zu Grunde gehen müßte, so ist es fü einen Fürsten, der sich behaupten will, nötig, daß er lerne, nich gut sein zu können, und hiervon Gebrauch zu machen oder nicht, j nachdem es not thut. Den Fürsten kümmere die Schande nicht, sic solchen Lastern zu ergeben, ohne welche er sich die Herr schaft nicht erhalten könnte. Der Fürst Machiavelli's muß dahe seine persönliche Eigentümlichkeit vollständig ablegen und in Allem nich darauf Bedacht nehmen, ob seine Handlungen gut oder böse, sondern blos ob sie geeignet seien, seine Stellung zu befestigen oder zu untergraben. De „neue Fürst" wird daher ausführlich unterrichtet, wie er sich zu benehmen habe, um weder als karg, noch als verschwenderisch verschrien, um sowo geliebt als gefürchtet, nicht aber gehaßt zu werden. Die Erfahrung lehrt nach Machiavelli, daß gerade jene Fürsten Großes vollbracht, welch auf die Treue wenig gegeben und die Gehirne der Menschen mi List zu bethören gewußt und daß sie zuletzt Die überwältigt haben, deren Richtschnur die Ehrlichkeit war. Da von den zwei Arten des Kampfes, durch Gesetze und durch Gewalt, jene den Menschen, diese den Thieren eigen ist, die erste aber öfters nicht ausreicht, so muß der Fürst zur zweiten greifen und es verstehen, sowol das Thier als auch den Menschen richtig anzuwenden. Er muß Fuchs sein, um die Schlingen zu erkennen, die man ihm legt, und Löwe, um die Angreifer zu schrecken. Ein kluger Fürst kann daher die Treue nicht halten, noch darf er es, wenn ihm dies Halten zum Schaden ausschlüge und die Gründe, aus denen er sie versprach, erloschen sind! Wären die Menschen alle gut, so würde diese Regel nicht gut sein; „weil sie aber schlimm sind und ihre Treue dir nicht halten würden, so hast du sie ihnen auch nicht zu halten!" Einem Fürsten werden auch nie gesetzliche Gründe zur Beschönigung des Nicht-haltens fehlen. Der Fürst sei groß in der Kunst sich zu stellen und zu verstellen, und er wird immer Solche finden, die sich betrügen lassen. Als Beispiel eines solchen Fürsten führt Machiavelli den saubern Papst Alexander VI. an. Es ist für den Fürsten, sagt er ferner, schädlich: gütig, treu, fromm, redlich zu sein, nützlich aber, es blos zu scheinen, damit er, wenn es nötig wird es nicht zu sein, das Gegentheil hervorzukehren die Kraft und den Mut habe. Und von den erwähnten Eigenschaften ist nichts notwendiger, daß man es zu besitzen scheine, als Religion, indem es Jeden gegeben ist zu sehen was man scheint, nur Wenigen aber zu fühlen was man ist, und die Wenigen es nicht wagen, sich der Meinung der Vielen zu widersetzen; der Fürst trachte daher, die Oberhand im Staate zu behaupten, dann werden die Mittel immer ehrenvoll und von Jedermann löblich gefunden werden; denn der Pöbel ist immer vom Erfolge befangen und in der Welt ist nichts als Pöbel! In dieser Stelle bricht Machi-

velli's durch das Elend seiner eigenen Lage und jenes seiner ganzen Nation großgezogener Pessimismus in einen Mißton der Verzweiflung aus, — und wenn er auch an einer spätern Stelle die Eigenschaften aufzählt, durch die sich ein Fürst liebenswürdig und geachtet machen, sich der volkstümlichen Berufsarten, als Industrie, Handel, Ackerbau u. s. w. annehmen soll, so macht dies jenen Gipfel der Niederträchtigkeit, den er einem Menschen gegenüber seines Gleichen zumutet, keineswegs mehr gut, sondern vollendet nur das von dem geistreichen Florentiner entworfene Gemälde der Heuchelei, wie sie nur aus dem demoralisirten Zustande von Staat und Kirche vor dem Beginne der Reformation hervorgehen konnte. Und gegen diesen Zustand, gegen die Zersplitterung Italiens, gegen die Einmischung der Fremden in die Geschicke dieses Landes ist der wilde und wirre Aufschrei gerichtet, mit welchem der dasselbe so innig liebende Machiavelli seine verzweiflungvolle Fürstenlehre schließt, indem er die Medici dringend aufruft, sich an die Spitze der Erlösung Italiens von den „Barbaren" zu stellen, einen heiligen Krieg zu eröffnen gegen die spanischen, französischen, deutschen und schweizerischen Söldner, denen die einheimischen Krieger wol gewachsen wären, wenn sie wollten, und durch einen glorreichen Sieg, dem das Volk zujubeln würde, das Vaterland zu verherrlichen.

Und dieser begeisterte Aufruf verhallte ohne Erfolg! Die Welt, die der Einzelne nun einmal nicht nach seinem Kopfe modeln kann, hat den gehabenen Zweck, den Machiavelli vor Augen hatte (wenn er ihn auch mit verwerflichen Mitteln erreichen wollte), mit Verachtung bei Seite geworfen, aus dem merkwürdigen Fürstenbuche, wider die Absicht und gewiß zu großem Schmerze des Verfassers, wenn er es wissen könnte, nur die Niederträchtigkeiten herausgelesen und, wie man aus dem Inhalte derselben ersinnen wird, bis auf den heutigen Tag mit fürchterlicher Genauigkeit befolgt.

Lorenzo de' Medici, der kleine Namensvetter und Enkel eines großen Mannes, nahm das ihm gewidmete Buch des gewesenen Staatskanzlers seiner Vaterstadt zwar an; aber für den Verfasser that er nichts, weder für dessen mittellose Lage, noch für dessen großartige Plane. Ob er ihm, als gewesenem Demokraten, mißtraute, oder vor den furchtbaren Ratschlägen eines so gefährlichen Ratgebers zurückbebte, das bleibt dahingestellt.

Machiavelli darbte in Folge dessen mit seiner Familie bis zum Tode des Lorenzo (1519); nach diesem in Florenz nicht betrauerten Ereignisse betrug Papst Leo X., das Haupt der Medici, der überall experimentirte ohne je etwas Entscheidendes zu thun, seinem Vetter, dem Kardinal Giulio, einem natürlichen Sohne des ermordeten Giuliano, die Verwaltung des florentinischen Staates, und wurde zugleich auf unsern schriftstellernden Staatsmann aufmerksam, indem damals eine von demselben verfaßte Komödie, die „Mandragola", großes Aufsehen erregte. Machiavelli schildert in derselben die Lasterhaftigkeit jener Zeit, an der sich Mönche und Geistliche in empörender Weise betheiligten, und der Papst fand so großes

Gefallen daran, daß er die Schauspieler sammt Dekorationen aus Floren nach Rom kommen und das zotenhafte, aber künstlerisch vollendete Stü vor sich spielen ließ. In dem Dichter jedoch mehr als dies ahnend, beauf tragte er ihn bald darauf mit einem Gutachten über die Reformen, die i Florenz eingeführt werden könnten.

In diesem Gutachten ist bereits ein Rückgang von Machiavelli's in „Fürsten" ausgesprochenen Ansichten zu bemerken. Entweder war er durch Lorenzo's Gleichgiltigkeit verletzt, oder er vermißte eine zur Ausführun seiner Ratschläge geeignete Persönlichkeit. Er spricht sich nämlich m Entschiedenheit gegen die Einführung eines Prinzipates und für Be behaltung der Republik in Florenz aus, macht jedoch den Medici da unter den damaligen Umständen unvermeidliche Zugeständniß, die Wahl de von ihm vorgeschlagenen beiden Räte dem Papste Leo und dem Kardina Giulio zu übertragen, nach deren Tode sie aber wieder an das Volk zurück fallen solle; die übrigen Behörden und Beamten sollte dagegen ein große Rat von tausend Mitgliedern einsetzen und damit Savonarola's Schöpfun wieder zu Ehren gezogen werden! Der geborene Republikaner atmet also wieder freier. Mit Bedauern entnehmen wir jedoch demselben Gut achten, wie Machiavelli sich an die im „Fürsten" geoffenbarten pessimistische und treulosen Anschauungen so sehr gewöhnt hatte, daß er jenen beide geistlichen Fürsten des Hauses Medici rät, die in ihre Hand gelegte Wahlen zu Gunsten ihrer Machtstellung nötigenfalls zu — verfälschen — ein Verfahren, welches sich ein bekannter moderner Machiavellist nu zu geschickt angeeignet hat.

Der Fluch unredlicher Mittel, auch wenn sie zu guten Zwecken führe sollen, verleugnet sich indessen niemals. Machiavelli hat auch mit seinen Gutachten über eine neue Verfassung von Florenz bei den Medici so wenig Anerkennung gefunden wie mit dem Fürstenbuche. Die Folge davon war, daß er in seinen wiederkehrenden republikanischen Bestrebungen um einen Schritt weiter ging. In den prachtvollen Gärten, welche der reiche und gelehrte Bernardo Rucellai, ein Freund Lorenzo's I. und Mitbeförderer von dessen wissenschaftlichen Bestrebungen, in griechischer Weise zu Florenz angelegt und mit den vorzüglichsten Kunstwerken des Altertums geschmückt hatte, versammelte sich unter Machiavelli's Mentorschaft ein Kreis edler und freisinniger junger Männer, welche für die alte römische und die alte florentinische Freiheit schwärmten. Aus den dort gesprochenen geistreichen und kühnen Worten gingen Machiavelli's politische „Discorsi" hervor, denen er den unverfänglichen Titel von „Gesprächen über den Livius" beilegte. Im Gegensatze zum Fürstenbuche, in welchem er gewissermaßen den Staat des Fürsten wegen aufbaut, stellt er hier die Idee des Staates obenan und macht diesen wieder zum Selbstzwecke. Die einem Fürsten unter den damaligen entsittlichten Verhältnissen notwendige Verworfenhei erscheint hier nicht mehr so sehr als Berechnung, sondern nur noch al

eine unläugbare Thatsache und der Pessimismus als der eines Cato, nicht mehr eines Cesare Borgia. Die Stellung eines Fürsten sieht er nicht mehr als wünschbar an, im Gegentheil als eine für ehrbare Menschen zu vermeidende. Desto unveränderlicher aber bleibt seine Überzeugung von der Notwendigkeit der Einigung Italiens durch eine mächtige Hand, indem er mit bitterm Schmerze sein Vaterland als das verderbteste unter den damaligen Ländern anerkennt. In einer tyrannischen Herrschaft erblickt er fortwährend, wenn er sie auch grundsätzlich verabscheut, das beste Mittel, ein Volk zur Wiedererlangung der Freiheit zu zwingen. Das Verderben Italiens aber, das zur Notwendigkeit einer so verzweifelten politischen Kur führte, sieht Machiavelli, dessen politischer und religiöser Standpunkt im klassischen Altertum wurzelte, mit furchtloser Offenheit im Verderben der römischen Kirche begründet und stellt sich damit an die Seite Savonarola's als Vorläufer der deutschen Reformatoren. Wäre das Christentum, ist seine Ansicht, seinen ursprünglichen Grundsätzen treu geblieben, so würden die christlichen Staaten „um Vieles einiger und glücklicher sein. Je näher aber die Völker der römischen Kirche sind, um so weniger Religion haben sie. Durch das schlechte Beispiel des römischen Hofes hat Italien alle Frömmigkeit und Religion verloren. Die Kirche hat dieses Land zertheilt und erhält es in beständiger Zertheilung fort. Sie zerstörte mit Hilfe Karls des Großen das langobardische Reich, aus welchem sonst ein italienisches entstanden wäre, sie demütigte mit Hilfe Frankreichs die Republik Venedig und vertrieb wieder mit Hilfe der Schweizer die Franzosen. Sie hat daher das Aufkommen einer Menge kleiner Fürsten begünstigt und die Verwüstung Italiens durch fremde Heere verschuldet. Man versuche es nur beispielsweise, den römischen Hof in die Schweiz zu verlegen, das einzige Land, welches noch im Sinne der Alten lebt, und man wird sehen, daß die traurigen Sitten dieses Hofes mehr Unordnung in jenem Lande hervorrufen werden, als je eine andere Begebenheit im Stande wäre."

Machiavelli begnügt sich aber in den sogenannten livianischen Gesprächen nicht damit, den römischen Hof anzuklagen; er beschuldigt sogar das Christentum als solches oder vielmehr dessen Ausleger und Priester, durch ihre Empfehlung der Demut, Selbsterniedrigung und Verachtung des Weltlichen die Menschheit geschwächt und zur Beute der Bösen gemacht, sie zum Müßiggange, statt zur Kraft geführt zu haben.

Es ist nicht zu verwundern, daß diese kühnen Ideen die Besucher der Gärten des Rucellai (es war nach dem Tode Papst Leo X.) dahin brachten, eine Verschwörung zur Vertreibung der Medici und zur Wiederherstellung der republikanischen Verfassung anzuzetteln. Sie wurde entdeckt; zwei Männer erlitten die Todesstrafe, die übrigen konnten sich flüchten. Merkwürdiger Weise aber entging Machiavelli allem Verdachte des Kardinals Giulio; ja der Letztere begann jetzt sogar sich ihm zu nähern, und be-

auftragte ihn, gegen ein gewiſſes Honorar die Geſchichte von Flore
zu ſchreiben, welcher Arbeit ſich der Verfaſſer des „Fürſten“, währe
ſein neuer Gönner als Clemens VII. den päpſtlichen Tron beſti
mit rieſigem Fleiße unterzog, bis ein Werk vorlag, deſſen philoſophiſch
Geiſt, deſſen kräftige, gedrängte und ſchmuckloſe Sprache, deſſen patri
tiſche Haltung, deſſen freimütige Brandmarkung fürſtlicher Gewaltherrſch
und päpſtlicher Ränke und deſſen großartige Auffaſſungsgabe es zu eine
Meiſterwerke klaſſiſch hiſtoriſcher Darſtellungskunſt ſtempeln.

Es war eine gewitterſchwüle Zeit in Italien. Wandernde Wal
brüder und Prediger ſagten den Untergang der Welt voraus und bezei
neten Papſt Clemens VII. als den Antichriſt. Das Land war die Be
fremder Heere, und es ſchien ſein Schickſal zu ſein, durch ſeine Erhebu
gegen den einen Fremden ſich den Andern auf die müden Schulte
zu laden. Die Franzoſen waren von der habsburgiſchen Macht bei Pav
geſchlagen, und nun ſeufzte Italien unter der ſpaniſch-deutſchen Zuchtru
Der neue Papſt trat an die Spitze einer italieniſchen Erhebung geg
die neuen Dränger; aber ſchon im Entſtehen war ſie von dem in M
wiſſenſchaft gezogenen Spanier Avalos, Marcheſe von Pescara, verrate
Um den Abfall von der kaiſerlichen Sache zu züchtigen, eilte unter d
Fahnen des die Reformation bekämpfenden Kaiſers ein zuchtloſes, a
Lutheranern gegen den doppelt verhaßten Papſt geworbenes Heer na
Italien, wo es ſich mit ſpaniſchen Söldnern vereinigte. Georg von Frund
berg, der in Worms dem kühnen Mönch ermunternd auf die Schulter g
klopft, und der Connetable von Bourbon, der Feind ſeines Vaterlande
führten es. Erſterer ſtarb auf dem Wege, Letzterer auf den Wällen Rom

Da war es der patriotiſche Clemens, der, als gleichzeitiger B
herrſcher des zu einem mediceiſchen Erbgute herabgewürdigten Florenz, b
der Bedrohung dieſer Stadt durch Horden der Landsknechte, unſern Machi
velli, der inzwiſchen ein Werk über Kriegskunſt verfaßt hatte, zum Be
walter der florentiniſchen Feſtungswerke ernannte. In der Stunde d
Gefahr, welche Mittelitalien die Unterjochung und Verwüſtung und de
neuen Babylon am Tiber den Untergang drohte, beratſchlagte Machi
velli, der nun in Florenz eine hohe Stellung einnahm, mit ſeinem Freun
und hiſtoriographiſchen Ruhmesgenoſſen Francesco Guicciardini, d
damals das päpſtliche Heer befehligte und die Romagna verwaltete, üb
die Mittel zur Rettung Italiens von den neuen Barbaren. Aber die Ze
rüttung der Truppen des noch unabhängigen Theiles von Italien und d
Verrat des Herzogs Urbino vereitelten alle hochherzigen Plane; Ro
erlebte am 6. Mai 1527 die Tage eines Alarich und Geiſerich noch ei
mal, wobei ſich indeſſen blos die Spanier durch Grauſamkeit und Zuc
loſigkeit auszeichneten, während die Deutſchen mehr ihrem Hange zur B
ſpottung des beſiegten Papſttums Luft machten. Zu gleicher Zeit erhol
ſich die Republikaner von Florenz, ermutigt durch die Schwäche ih

Tyrannen, vertrieben die im Auftrage des Papſtes dort hauſenden beiden Baſtarde des Hauſes Medici, Ippolito und Aleſſandro, zertrümmerten das Standbild Clemens VII. und nahmen ihm ſeine Güter weg. Machiavelli aber, der in der letzten Zeit die Gunſt der Medici gekoſtet, war jetzt in der Vaterſtadt verpönt, wurde als Tyrannenſchmeichler zurückgeſtoßen, und ſein Herz brach, wenige Wochen nach der Verwüſtung Roms, am 22. Juni. Seine Kinder, die er in der größten Dürftigkeit zurückließ, waren die Einzigen, die ihn beweinten.

Die wieder errungene Selbſtändigkeit von Florenz war nicht von Dauer. Der Kaiſer Karl V., der die durch ſeine Siege in Italien feſtgegründete ſpaniſch-öſterreichiſche Oberherrſchaft von jeder Oppoſition befreien wollte, und der Papſt Clemens VII., der des Kaiſers bedurfte, um die Reformbewegung in Deutſchland zu bekämpfen, verbanden ſich gegen die Stadt des Dante, um den letzten Reſt von Freiheit in Italien zu ertödten. Von ſeinem Feldherrn Malateſta Baglioni verraten, mußte ſich Florenz, obwol von dem großen Künſtler Michel Angelo, der das Geſchütz befehligte, heldenmütig vertheidigt, ergeben (1530) und der Kaiſer ernannte den Baſtard Aleſſandro von Medici, der wahrſcheinlich ein natürlicher Sohn des Papſtes und einer Negerſklavin war (ſeine Phyſiognomie verriet die Raſſe ſeiner Mutter), aber als Sohn Lorenzo's II. galt, zum erblichen Herrn von Florenz. Nachdem derſelbe in einem ſchändlichen Leben jedem Verbrechen gehuldigt, ſchaffte ihn ſein Vetter Lorenzino, von einer jüngern Linie der Medici, durch Mord aus dem Wege (es begann die vormals verdienſtvolle Familie bereits zu byzantinern), ſtarb aber ſelbſt als Verbannter denſelben Tod, und ein weiterer Vetter, Coſimo, erhielt die Herrſchaft über das niedergedrückte Florenz, unterwarf ganz Toscana und erntete ſpäter für ſich und ſeine Nachkommen den Titel eines Großherzogs.

So war nun ganz Italien, mit Ausnahme drei ariſtokratiſcher und daher blos angeblicher Republiken (Genua, Lucca und Venedig), entweder einheimiſchen oder fremden Monarchen unterworfen; Machiavelli's hochfliegende Plane wurden durch die von ihm ſelbſt in anderer Abſicht ertheilten Ratſchläge erſtickt, und von da an blieb, wie der Patriot Mariotti ſagt, „die Schmach der Feigheit auf den Italienern haften und ſchändet noch heutzutage den Charakter dieſes Volkes“. — Die Umwandelungen der letzten Jahre jedoch, der überall kundgegebene Wille der ganzen Nation, einig und frei zu werden, und die bei dieſer Gelegenheit, trotz manigfachen Mißgeſchickes, an den Tag gelegte Ausdauer und Unerſchrockenheit, berechtigen zu begründeten Hoffnungen auf eine beſſere und erfreulichere Zukunft.

Dritter Abſchnitt.

Die wälſchen Humaniſten.

A. Die Wiedergeburt des klaſſiſchen Altertums.

Die ſtaatlichen und kirchlichen Zuſtände Italiens im Übergang vom fünfzehnten zum ſechszehnten Jahrhundert boten ein troſtloſes Bild dar und endeten in den ſchreiendſten Mißtönen. Dieſes unglückliche Land würde daher der vollſten Verzweiflung preisgegeben erſcheinen, wenn nicht zu derſelben Zeit der wolthuende Hauch idealer Beſtrebungen die heſperiſchen Fluren verklärt hätte. Die Betrachtung dieſer Blüte des geiſtigen Lebens wird in uns die ſcheußlichen Erſcheinungen jener Schreckenszeit wieder vertilgen und uns mit der Vergangenheit des ewig ſchönen Gartens jenſeits der Alpen verſöhnen.

Es gab in Italien eine — freilich kurze — Zeit, von welcher der Geſchichtſchreiber Guicciardini im Beginne ſeines Werkes ſagen konnte jenes Land habe „gänzlich des tiefſten Friedens und der vollſtändigſten Ruhe genoſſen, nicht weniger in den gebirgigſten und unfruchtbarſten Gegenden, als in den ebenſten und fruchtbarſten, es ſei keiner andern Herrſchaft unterworfen geweſen, als jener ſeiner eigenen Angehörigen, habe nicht allein Überfluß an Bewohnern und Reichtümern beſeſſen, ſondern ſei auch im höchſten Maße durch die Freigebigkeit vieler Fürſten, durch den Glanz der edelſten und ſchönſten Städte, durch den Mittelpunkt und die Majeſtät der Religion verherrlicht worden, es haben dort die bewährteſten Männer in der Staatsverwaltung, die edelſten Geiſter in allen Wiſſenſchaften und in jeder ausgezeichneten und emſigen Kunſt geblüht“. Es war dies das Zeitalter des Lorenzo de' Medici, die eigentliche Blüteperiode italieniſcher Wiſſenſchaft und Kunſt, welche namentlich dadurch unſterblichen Ruhmes theilhaft geworden iſt, daß ſowol die Wiederherſtellung der Kenntniß des klaſſiſchen Altertums nach Kräften gepflegt und aufrecht erhalten, als die eine Zeit lang durch letztere Geiſtesrichtung in den Hintergrund gedrängte italieniſche Literatur wieder zu Ehren gezogen wurde.

Der Beginn dieſer beiden Bethätigungen des italiſchen Geiſtes fällt in das vierzehnte Jahrhundert, alſo in eine Zeit, in welcher die mittelalterlichen Ideen noch beinahe unumſchränkt herrſchten und welche daher nur durch vereinzelte eine neue Zeit ankündende Geiſtesblitze erhellt wurde. Zwar hat es ſchon früher hier und anderwärts in Europa nicht an Bemühungen zu Gunſten einer reinern Kenntniß des klaſſiſchen Altertums gefehlt (Bd. III. S. 347 f.), aber es geſchah nur in vereinzeltem Maße

Beide genannte Richtungen haben ihre erſte deutliche Wurzel in einem Manne, dem großen Dante Alighieri (1265—1326), dem Schöpfer der „göttlichen Komödie“ (1300), dieſer Verſchwiſterung klaſſiſcher Dichtung und mittelalterlicher Schulweisheit; denn er war es, der aus den klangreichſten Elementen der italieniſchen Mundarten dieſem Lande eine reizvolle Schriftſprache ſchuf und ſowol in die Alleinherrſchaft der verdorbenen alten Sprache Roms im gebildeten Europa die erſte Breſche ſchoß, als in die Überzeugung von der Allmacht, der Unfehlbarkeit und dem weltlichen Herrſcherberufe des Papſttums. Er wagte Letzteres vom Standpunkte der nationalen Monarchie aus und griff die Alleinherrſchaft kirchlicher Vorſtellungen im Gebiete der Poeſie kühn an mittels der Wahl Vergils zu ſeinem Führer durch die weiten Reiche der Hölle und des Läuterungsortes, wie mittels durchgehender Vermiſchung heidniſcher und chriſtlicher Fantaſien vom Jenſeits und mittels rückſichtloſer Verdammung nichtswürdiger Prieſter, Mönche und ſelbſt Päpſte in ſeine Hölle, — bei aller Rechtgläubigkeit ſeiner theologiſchen Anſichten (ſ. Bd. III. S. 385 ff). Der edle Dichter mußte jedoch als Verbannter, ferne vom undankbaren Florenz ſterben. Als die Vaterſtadt des großen Genius ihr Unrecht einſah, errichtete ſie, ſeinen zürnenden Schatten zu ſühnen, einen beſondern Lehrſtuhl für die Erklärung ſeiner Werke und übertrug ihn dem Giovanni Boccaccio (1313—1375, ſ. Bd. III. S. 388 f.). Dies war der erſte Italiener, der mit Hilfe des griechiſch gebildeten Calabreſen Leontius die Sprache des alten Hellas wieder in Aufnahme brachte und den Homer (in's Latiniſche) überſetzte; durch ſeinen Decamerone aber wurde er der Vater der italieniſchen Proſa und machte in demſelben auf die bodenloſe moraliſche Verſunkenheit des römiſchen Hofes und Klerus, und in Folge deſſen auch der bürgerlichen Geſellſchaft aufmerkſam, ſowie auf den verwahrloſten Zuſtand der Wiſſenſchaften in den Klöſtern, den angeblichen Bewahrern derſelben. Er ſelbſt fand im Kloſter Monte-Caſſino, dem berühmteſten und gelehrteſten aller europäiſchen, die Bibliothek in Staub und Moder verſunken und den Ratten preisgegeben, und die herrlichſten Manuſkripte Homers und Platons mit Legenden und theologiſcher Polemik überſchrieben! Der Dritte im Bunde der vormediceiſchen Literatur Italiens war, gleich den beiden Anderen, ein Florentiner, wenn auch in der Verbannung geboren, Francesco Petrarca (1304—1374, ſ. Bd. III. S. 387 f.), der für die latiniſche Sprache, beſonders für die Kenntniß ſeines Ideals, Cicero, ebenſo anregend wirkte, wie Boccaccio für die griechiſche, die Petrarca nicht verſtand. Im Leben mehr wegen des vergeſſenen latiniſchen Epos „Africa“ (über Scipio den Afrikaner), als wegen ſeiner italieniſchen, kunſtvollen, wenn auch langweiligen und mehr berechneten als gefühlten Liebesgedichte an die provençaliſche Ritterdame Laura berühmt, wurde er im Jahre 1314 in der ewigen Stadt, über „deren damalige Unwiſſenheit er errötete,“ der er aber doch den Vorzug vor Paris und Neapel

gab, die ihn zu ehren wetteiferten, feierlich auf dem Kapitol als Dichter gekrönt, wobei in bezeichnender Versinnbildlichung der beginnenden Vermischung heidnischer und christlicher Ideen, Figuren der griechische Mythologie den Festzug verherrlichten, der mit Messen eröffnet wurde und am Altare des heiligen Petrus schloß. Auch dieser Dichter, obwol von den Schwächen seiner Zeit nicht frei, ist ein furchtbarer Strafprediger gegenüber der päpstlichen Hierarchie, deren schmählichste Erniedrigung in Sündenpfuhle Avignon er mit ansah. Noch mehr als Boccaccio hat er gearbeitet, die abgeschmackte Scholastik durch den frischen Quell der griechischen und römischen Klassiker wegzuschwemmen. Schon bei seinen Lebzeiten verehrte ihn der byzantinische Orient und sorgte die Vaterstadt Arezzo für den Schutz seines Geburtshauses.

Dieses Kleeblatt ist, obschon nach seinen theologischen Ansichten noch ganz in das Mittelalter gehörig, doch von so hoher Bedeutung für die Kultur der nachfolgenden Zeiten, daß ihm die Literatur keines andern Volkes irgend etwas Ähnliches an die Seite zu setzen vermag. Alle Drei, Dante, Petrarca und Boccaccio, haben die italienische Literatur, die durchaus keine volkstümliche Grundlage hat, durch ihren Geist *geschaffen*, das Studium der alten Klassiker wieder hergestellt, und — die unbedingte Autorität des Papsttums untergraben. Sie sind damit die ersten Störer des mittelalterlichen Kulturstillstandes, der Scholastik und der Hierarchie, die Begründer der neuern wissenschaftlichen Forschung, der nationalen Kunst und Dichtung und der Fortbewegung aus der Versumpfung im kirchlichen Leben, wenn auch noch nicht geradezu der Reformation, geworden.

Diese neuen Erscheinungen schütteten indessen ein solches Füllhorn des Schönen, Guten und Wahren auf die Menschheit aus, daß diese nicht Alles zumal erfassen konnte. Es mußte von diesen reichen Blüten eine der andern Zeit lassen, Früchte zu tragen; alle zugleich hätten einander erstickt.

Zuerst machte sich die Wiedergeburt der klassischen Studien geltend und ist auf diese Weise zur Vorläuferin der neueren nationalen Literatur und der Reformation geworden. Zwar ist sie im Anfange, begünstigt durch die gleichzeitige türkische Eroberung der Balkan-Halbinsel und die daraus hervorgehende Flucht gelehrter Griechen nach Westeuropa, mit solcher Leidenschaft ergriffen worden, daß die nationale Literatur nicht nur zurücktreten mußte, sondern von einseitigem gelehrtem Dünkel geradezu hintangesetzt und als Sache des Pöbels vornehm weggeworfen, und daß die von den Konzilien zu Konstanz und Basel angelegte Kirchen*reform* so lange aufgeschoben wurde, bis es zu spät für sie war und eine Kirchen*trennung* an ihre Stelle treten mußte.

Bei der innern Leerheit, Hohlheit und Öde der damaligen, von den unwissenden Kirchenvätern beherrschten Wissenschaft mußten die griechischen und römischen Klassiker jedem mit gesunder Vernunft begabten Menschen als eine wahre Erquickung erscheinen und mit Jubel willkommen geheißen

werden. Wie ſtach gegen das, was man bisher gehört, die Vaterlandsliebe eines Herodot, Thukydides, Demoſthenes, die Erhabenheit eines Homer, Aiſchylos, Sophokles, Pindar, die Tiefe eines Platon und Ariſtoteles, die feine Bildung eines Cicero, Horaz und Ovid, die republikaniſche Würde und moraliſche Entrüſtung eines Salluſt und Tacitus ab! Die todten Heiden, über welche der chriſtliche Klerus vornehm die Achſeln zuckte, mußten die geiſtige Erziehung der Menſchen, die jener vernachläſſigt hatte, nachholen!

Der geiſtige Vater der italieniſchen Freunde des klaſſiſchen Alterthums war der Grieche Emmanuel Chryſoloras, welcher als Geſandter des byzantiniſchen Kaiſers Johannes Palaiologos im Abendlande vergeblich um Hilfe gegen die das demoraliſirte Oſtreich überſchwemmenden wilden Söhne der turaniſchen Steppe rief. Es gelang ſeinen Bewunderern, ihn als Lehrer der griechiſchen Sprache und Literatur in Florenz, dem Vororte aller höheren Beſtrebungen in Italien, zu feſſeln; er theilte aber die Schätze ſeines Wiſſens auch anderen italieniſchen Städten mit, zuletzt ſelbſt dem deutſchen Konſtanz, wo er während des dortigen Konzils ſtarb. Was er für die Sprache von Hellas, das that ſein gleichgeſinnter Zeitgenoſſe Johannes von Ravenna, Profeſſor in Florenz, für jene des alten Rom; es folgten ihnen unzählige Griechen und Italiener und das ganze gebildete Italien wollte nur noch römiſch ſprechen, ſchwärmte nur noch für der glorreichen römiſchen Vorfahren Sitte, Macht und Bildung. Und doch war es nicht Rom, das in dieſen Beſtrebungen voranging. Die ewige Stadt, von dem ſtrebſamen, lebhaften, für ideale Intereſſen ſchwärmenden Florenz längſt überflügelt, hatte während des vierzehnten Jahrhunderts nicht nur in materiellen, ſondern auch in geiſtigen Ruinen gelegen und keinen einzigen bedeutenden Kopf hervorgebracht, — nur den kopfloſen Schwärmer Rienzo. Es war dies aber auch zu der anarchiſchen Zeit während der Abweſenheit der Päpſte in Avignon und des Schismas nichts Auffallendes. Adelige Parteihäupter, herrſchſüchtige Legaten und ehrgeizige Volksführer ſchienen zu wetteifern in der Zerſtörung jeden höhern Strebens. Erſt im Jahre 1431 gelangte Rom zur Erneuerung ſeiner Univerſität durch Eugen IV., welcher einſah, daß die Stadt, welche die meiſten Reſte klaſſiſcher Kultur umfaßte, in Pflege derſelben nicht zurückbleiben dürfe.

An die Spitze der humaniſtiſchen Bewegung ſtellten ſich die damals noch die republikaniſchen Formen achtenden und alles Schöne befördernden Beherrſcher von Florenz aus dem Hauſe der Medici, zuerſt Coſimo. Mit Benützung ihrer die ganze damals bekannte Welt umfaſſenden Handelsverbindungen, ſuchten ſie aus dem Oriente, beſonders aus dem berühmten Kloſter des Berges Athos, Handſchriften der alten Klaſſiker herbeizuſchaffen und in unſchätzbare Sammlungen zu vereinigen. Coſimo gründete aus dieſem koſtbaren Funde die mediceiſche, die Republik Venedig, von Petrarca und dem Kardinal Beſſarion, einem zur römiſchen Kirche

übergetretenen Griechen, unterstützt, die Markus-Bibliothek, und der gelehrte Thomas Parentucelli von Sarzana, später Papst Nikolaus V., bereicherte die vatikanische Büchersammlung, welcher später auch die von Federigo Monteseltro angelegte, an Manuskripten reiche, Druckwerke aber verschmähende Bibliothek von Urbino einverleibt wurde. Man fertigte mit glühendem Eifer Abschriften in prachtvoller Ausstattung auf Pergament, wozu noch luxuriöser Einband in Karmoisinsammt und silberne Beschläge kamen, und zahlreiche Schreiber, deren Cosimo 45 hielt, welche in 22 Monaten 200 Bände schrieben, waren damit beschäftigt, in der schönen Handschrift jener Zeit die Alten wiederzugeben. Den Gelehrten aber, welche keine Schreiber halten konnten und selbst kopiren mußten, war die Erfindung der Buchdruckerkunst sehr willkommen. Schüler Guttenbergs zogen nach Italien, und Aldus Manutius in Venedig wurde ein Fürst des Typographenreiches. Erst jetzt konnten die vergessenen und vermodernden Schätze der Klöster nutzbar gemacht werden; denn diese Anstalten hatten in ihrer frühern Blütezeit kaum so viele Werke des klassischen Altertums gerettet und erhalten, als sie durch Überschreibung der wertvollsten Manuskripte mit Gebeten und Psalmen und in ihrem damaligen Verfalle durch grauenhafte Vernachlässigung dem Untergange weihten. Eines der berühmtesten Klöster in Bezug auf Wirken für Kunst und Wissenschaft war (Bd. III. S. 165 ff.) St. Gallen gewesen; seit dem elften Jahrhundert aber hatte es sich erst dem Müßiggange, dann der Jagd und dem Kriege ergeben. Die adeligen Stiftsherren vernichteten absichtlich die kostbarsten Bücherschätze und Urkunden, ließen solche entwenden*), und einer der gelehrtesten Italiener und eifrigsten Beförderer der klassischen Bewegung, Poggio Bracciolini (1380—1459), welcher während der Kirchenversammlung zu Konstanz sich nach St. Gallen verfügte, um nach wertvollen Handschriften zu suchen, fand dort in einem dunkeln und öden Thurme, wo die Bücher übereinander geschichtet vermoderten, von Schimmel und Staub bedeckte Codices des Quintilian, Valerius Flaccus u. a. großer Römer, und hielt sich durch diesen Zustand der Bibliothek und durch seinen wissenschaftlichen Eifer zu frechem Diebstahle kostbarer Werke für berechtigt. Erst das Beispiel der weltlichen und weltgeistlichen Altertumsfreunde hat später die Klöster theilweise veranlaßt, ihre Schätze wieder sorgfältiger zu sammeln und zu bewahren.

Der klassische Sammel- und Lerneifer wurde so groß, daß alle andern die Welt sonst beherrschenden Interessen zurücktreten mußten. Die Städte zogen ihre im Altertum berühmten Mitbürger zu Ehren und errichteten ihnen theilweise verspätete Denkmäler; so ehrten Mantua und Neapel den Vergil, Padua den Livius, Sulmona den Ovid; in Arpino wurden eine Menge Kinder „Cicero" und „Marius" getauft, und Pius II. (Äneas

*) Weidmann, Geschichte der Bibliothek von St. Gallen S. 80 ff.

Silvius Piccolomini) begnadigte die besiegten Arpinaten um dieser ihrer Vorfahren willen.

Der letztgenannte Papst schrieb in klassisch römischer Sprache eine Schilderung des damaligen Zustandes Europa's, eine Geschichte Italiens zu seiner Zeit, eine solche des Konzils zu Basel, an dem er eifrig Theil genommen, unterdrückte aber, seit er 1458 den heiligen Stuhl bestiegen, seine ehemaligen oppositionellen Äußerungen über Mängel der Kirche. Auch täuschte er die Hoffnungen der Humanisten von denen er sich als Papst abwandte, indem er während seiner kurzen Regirung für nichts so viel Interesse zeigte, als für den ohnmächtigen Versuch, die christlichen Fürsten zum Kampfe gegen die siegreichen Türken aufzurufen. Umsonst bemühte er sich, Reste der klassischen Zeit in Rom vor der Zerstörung zu bewahren, denn selbst seine Nachfolger Paul II. und Sixtus IV. verfuhren gegen selbe wie Wandalen. Später jedoch erwachte ein besserer Sinn. Man begann, besonders nach Poggio's Vorgang, Altertümer zu sammeln. Zugleich wurde es Mode, von den alten Römern abstammen zu wollen. Man gab, wie im übrigen Italien, den Kindern griechische und römische Namen. Man benannte moderne Gegenstände mit antiken Ausdrücken, indem man z. B. die Kardinäle als „Senatoren", die Nonnen als „Vestalinnen" bezeichnete. Mit Eifer wurden die Schauspiele des Plautus und Terentius in der Originalsprache aufgeführt. Man untersuchte die Reste der alten Villen, Thermen, Tempel, Wasserleitungen u. s. w. und grub darin nach Altertümern. Die Ruinen des mittelalterlichen Rom, die Gregorovius*) so ergreifend schildert, machten den Ruinen des antiken Rom Platz. Nach und nach (bis gegen Ende des Jahrhunderts) fand man unter den Trümmern der Stürme von Jahrhunderten die herrlichen Bildwerke des belvederischen Apollo, des Laokoon, der vatikanischen Venus, des Torso, der Kleopatra. Man lernte nach und nach die griechischen Klassiker, die man bisher nur in latinischen Übersetzungen gekannt, in der Ursprache kennen, namentlich seit griechische Flüchtlinge vor den Türken sie herüberbrachten, und man vervollständigte die latinischen, so weit es möglich war. Den erwähnten Poggio unterstützte in dieser Thätigkeit mit Aufopferung seines Vermögens der reiche Florentiner Niccolo Niccoli. Der in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts bei dem Herzog Johann Franz Gonzaga zu Mantua als Hauslehrer angestellte treffliche Pädagog und Humanist Vittorino Rambaloni aus Feltre hielt eine Lehranstalt, in welcher neben den Wissenschaften auch körperliche Übungen getrieben wurden, erzog überdies talentvolle Arme und verzichtete dabei auf eigene Bereicherung. Das Nämliche auch von Guarino aus Verona zu rühmen, der seit 1429 Lehrer am Hofe der Este zu Ferrara, dann an der dortigen Universität war und im

*) Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter VII. S. 690 ff.

Oriente Manuſkripte ſammelte, deren Verluſt durch einen Sturm ſei Haar plötzlich ergrauen machte. Sie und andere begeiſterte Verehrer d Wiſſenſchaft gewannen manchen Lebemann für die klaſſiſche Laufbahn u erzogen manches damals bewunderte Sprachgenie. Man ſtellte in Floren Rom und anderen Städten feſt beſoldete Lehrer des Griechiſchen an unter denen ſich, neben den Erwähnten, Johannes Argyropulos, Theodor Gaza, Demetrios Chalkondylas u. A. auszeichneten. Die Univerſitäten, welche bisher nur für Berufsfächer geſorgt hatten, erweiterten und vervollſtändigten ſich raſch.

Bologna wandte die Hälfte ſeiner Staatseinnahmen auf ſeine Hochſchule. Um die Profeſſoren ſicher zu ſtellen, ſchenkte man ihnen oft ein Kapital, aus deſſen Zinſen ſie leben konnten. Andere wurden nur auf einzelne Semeſter angeſtellt; Manche ſogar wanderten freiwillig umher und lehrten unentgeltlich. Die für die Humaniſten beſtimmte Stelle war in der Regel jene des Profeſſors der Retorik. Ihrer Manche lehrten indeſſen daneben auch andere Wiſſenſchaften, wie z. B. die Rechte. An manchen Orten entſtanden überdies, um dem Drange der Zeit genug zu thun, noch beſondere humaniſtiſche Anſtalten neben den Univerſitäten, ſo im Auguſtinerkloſter Santo-Spirito zu Florenz, während in Rom die bedeutendſten Humaniſten längere Zeit nicht an der Hochſchule (Sapienza) ſondern auf der päpſtlichen Kanzlei, oder als Privatleute unter der Protektion mäcenatiſcher Prälaten wirkten. Die humaniſtiſche Thätigkeit führte auch eine Reform der unteren latiniſchen Schulen herbei, die meiſt nicht unter der Kirche, ſondern unter Stadtverwaltungen ſtanden.

Die Humaniſten dienten den italieniſchen Fürſten, unter welchen ſogar verworfene Wüteriche, wie Sigismund Malateſta von Rimini, die Wiſſenſchaften beſchützten, vielfach als Briefſchreiber und Redner, in welch letzterer Stellung ſie auch mit Geſandtſchaften betraut wurden, den Fürſten bei feierlichen Anläſſen latiniſch anredeten (nicht ſelten in Verſen), am Jahrestage ſeines Todes Gedächtnißreden hielten, begeiſternde Anſprachen an die Soldaten verfaßten, — wenn ſie geiſtlich waren, auch latiniſch predigten u. ſ. w., welche retoriſche Muſterſtücke gewöhnlich ſowol pomphaft, als ungemein gelehrt ſein mußten und meiſt außerordentlich geſchmacklos ausfielen. Mit großem Eifer warfen ſich die Humaniſten auch auf die Abhandlung, in welcher ſie Cicero, und auf die Geſchichtſchreibung, in welcher ſie Livius und Cäſar zum Muſter nahmen. Es war jedoch dies eine baſtardartige Literatur, ſoweit ſie ſich auf Nachahmung der Alten warf, weil ſie darin nicht auf eigenen Füßen ſtand, ſondern ſich mit fremden Federn ſchmückte und daher nur farb- und lebloſe Phraſen hervorbrachte. Machten ſich dagegen die humaniſtiſchen Geſchichtſchreiber an ſelbſtändige Gegenſtände, ſtatt an fortlaufende, langatmige Geſchichten, wie an Monographien und Biographien aus ihrer Zeit, ſo lieferten ſie Werke, die den beſten klaſſiſchen Muſter würdig waren. Das Latiniſche war überhaupt

die allgemeine Sprache der Gelehrten, welche ſich in ihren Mutterſprachen und Dialekten (ſogar die Italiener verſchiedener Gegenden unter ſich) nicht verſtanden hätten, und man gewöhnte ſich ſo ſehr an die Herrſchaft des Lateiniſchen, daß Poggio ſogar bedauerte, Dante's göttliche Komödie nicht (wie ſie allerdings begonnen war) in Roms alter Sprache leſen zu können, ſondern in einer Mundart, die blos für die Handwerker und den Pöbel gut genug ſei; ſo klagt er auch, daß durch Petrarca's Sonette ſeine lateiniſchen Werke weit hintangeſetzt würden. Ja, in Florenz verboten ſogar Väter ihren Söhnen und Lehrer ihren Schülern das Leſen italieniſcher Bücher. Daher bildet das fünfzehnte Jahrhundert eine ſchmerzliche Lücke in der italieniſchen Literatur. Man dichtete faſt nur noch lateiniſch; man unternahm es ſogar, Vergil fortzuſetzen und mit Theokrit und Lucretius, Catull und Horaz zu wetteifern. Eine beſonders beliebte Form der lateiniſchen Dichtung war das Epigramm, mittels deſſen man Perſonen und Dinge der verſchiedenſten Art bald bis zur Lächerlichkeit verherrlichte, bald höhnend in den Schmutz herabzog. Namen der lateiniſchen Dichter werden wir unter denen der italieniſchen nennen.

B. Die Pflege der Wiſſenſchaften nach dem Muſter der Alten.

Die hauptſächlichſte Folge der humaniſtiſchen Bewegung, neben der Wiederbelebung des klaſſiſchen Altertums, war eine durchgreifende Umgeſtaltung der Philoſophie. So weit die herkömmlicher Weiſe mit dieſem Namen benannte Geiſtesrichtung damals im chriſtlichen Abendlande herrſchte, war ſie ein Gewebe von Widerſinnigkeiten, welches unter der Benennung „Scholaſtik“ den Leſern aus der Kulturgeſchichte des Mittelalters (Bd. III. S. 341 ff.) bekannt iſt. Die Scholaſtiker ſtritten ſich, namentlich in der Zeit des Verfalls dieſer Afterwiſſenſchaft, um die lächerlichſten Dinge, z. B. ob eine von einer Maus verſchlungene Hoſtie (alſo nach der kirchlichen Lehre der Leib Chriſti) noch im Bauche derſelben angebetet werden müſſe, — wie viel Engel auf einer Nadelſpitze Platz haben, — ob auch der Teufel das Abendmal genießen könne, ob Gott die Welt nicht auch unter der Geſtalt eines Kürbiſſes (!), eines Eſels (!!) u. ſ. w. hätte erlöſen können und wie er in derſelben hätte gekreuzigt werden müſſen, — ob (was endlich in unſerer Zeit ein altersſchwacher Papſt entſcheiden zu können glaubte) Maria von ihrer Mutter ohne Erbſünde empfangen worden und unzähliges Anderes, was theilweiſe ſogar der Anſtand nur anzudeuten verbietet. Den Inhalt der Scholaſtik ſtellte am Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts Corteſius in einem „wolgeſchriebenen klaſſiſchen Werke voll Geiſt und Witz“ zuſammen.

Es war nicht zu verwundern, daß ſich gegen dieſe Jämmerlichkeiten eine erfriſchende Oppoſition erhob, ſobald die griechiſchen Philoſophen,

voran der fantasiereiche, farbenschimmernde Platon, durch die klassische Bemühungen näher bekannt wurden. Der an den Konzilien von Ferrar und Florenz bei Anlaß der päpstlichen Versuche einer Vereinigung d morgen- und abendländischen Kirche anwesende griechische Platoniker Gemisto oder Gemistios Plethon, welcher laut seine Hoffnung aussprach bald würden Christentum, Judentum und Islam zu Gunsten eines gereinigten Heidentums verschwinden, dabei aber wunderliche mystische Ideen entwickelte, — schrieb einen so ausgezeichneten griechischen Stil, daß die gelehrtesten Humanisten seiner Zeit sagten, er unterscheide sich von den alten Hellenen nur dadurch, daß er nicht zu ihrer Zeit lebte, und hielt in Florenz auf Anordnung Cosimo's Vorlesungen über Platon. Durch dieselben angeregt, gründete der genannte Mediceer mit Plethons Hilfe die berühmte Akademie von Florenz. War nun auch der alte Platon mit seiner schwärmerisch-gläubigen Lehre dem verständigen und logischen Aristoteles gegenüber nicht gerade ein passender Vertreter des Fortschrittes, so war es doch ein empfindlicher Schlag für die Anbeter des verfälschten Aristoteles, daß ihr Ansehen Schritt vor Schritt abnahm, und die damaligen Platoniker stürmten gegen den aristotelischen Zopf so mächtig heran, wie in unserm Jahrhundert die Romantiker mit ihrem Ideal eines nie dagewesenen, erdichteten Mittelalters gegen den bureaukratisch-polizeilichen Zopf eines falschen Klassizismus. Alle Opposition ist schwärmerisch und fantasiereich, und so war auch jener Platonismus ein poetisches Rütteln an den Ketten trockener und öder Rabulisterei. Da indessen in Folge von Plethons Rückkehr nach Griechenland, wo er 1451 starb, die platonische Akademie zu keiner rechten Blüte gelangen wollte, übertrug Cosimo ihre Leitung dem jungen Gelehrten Marsilio Ficino (geboren 1433), der er selbst als Platoniker hatte erziehen lassen und dessen Vater sein Arzt gewesen war. Ficino war bereits als Schriftsteller berühmt; die erste gute lateinische Übersetzung Platons ist sein Werk. Er schrieb über das gesammte Gebiet des damaligen menschlichen Wissens, jedoch ohne daß er im Stande war, dasselbe in eine philosophische Einheit zu bringen, vielmehr in die wunderlichsten Verirrungen fiel, wie seine konfuse „Platonische Theologie" beweist, in welcher er allen Körperwesen, auch den unorganischen, „unsterbliche Seelen" zuschrieb und sie wunderlich klassificirte. Dennoch errangen seine Schriften damals in Europa ungeheuren Ruf, und man ließ sich kaum träumen, daß sie einst vergessen sein würden. An der Spitze der Platoniker stand der erwähnte Kardinal Bessarion, und ihm gegenüber suchte umsonst sein ursprünglicher Landsmann, Georg von Trapezunt, das im Sturze begriffene Ansehen des Aristoteles aufrecht zu erhalten. Während jedoch diese würdigen Gelehrten nur um der Sache willen, wenn auch nicht ohne Reizbarkeit und Heftigkeit kämpften, mußte man es erleben, daß selbst in die geheiligten Hallen der Wissenschaft sich bald unlautere Motive und Bestrebungen drängten. Es gab unruhig

Geister, denen der strengwissenschaftliche Ton überlästig und eine pikante Abwechselung zum Bedürfnisse wurde, wozu u. A. namentlich auch die aufgekommene Unsitte Anlaß gab, einander aus gelehrtem Eifer wertvolle Handschriften zu stehlen, — gleichwie in derselben Zeit die Frommen es für erlaubt hielten, Reliquien der Heiligen sich wider den Willen der Eigentümer anzueignen. Den Anfang in diesem unerquicklichen Treiben machte der Palermitaner Antonio Beccadelli, der in grauem Alter sein von Unanständigkeiten wimmelndes Werk „Hermaphroditus“ herausgeben und dem ihn beschützenden ernsten Cosimo widmen durfte. Das Buch wurde nicht nur an mehreren Orten verbrannt, sondern erfuhr auch den herben Tadel von Gelehrten, welche es selbst nicht besser machten. Es waren dies: der bereits aufgeführte Poggio, welcher scharf gegen die entartete Kirche auftrat und die Bettelmönche beschuldigte, nicht sich selbst, sondern Andere an den Bettelstab zu bringen, selbst aber eine Sammlung schmutziger Anekdoten (Facetiae) schrieb, die von 1470 bis 1500 zwanzig Auflagen erlebte, und sich während seiner Theilnahme an den Kirchenversammlungen in Konstanz und Basel an den ungezwungenen und paradiesischen Gewohnheiten der Kurgäste zu Baden im Aargau ergötzte, welchem auch wegen seiner Verdienste, sammt seinen vierzehn unehelichen Kindern, vom Staate Florenz die Steuern erlassen wurden; — dann seine beiden Gegner: Francesco Filelfo aus Tolentino, ein verzogenes Kind der Florentiner gelehrten Welt und undankbarer Schützling Cosimo's, und der Römer Lorenzo Valla. Alle drei schrieben Foliobände voll der gemeinsten und zotenhaftesten Schimpfereien und Verleumdungen gegen einander, die man heutzutage nicht einmal mündlich, geschweige denn schriftlich wagen würde, und stimmten nur in ihrer Geißelung des sittenlosen Lebens am römischen Hofe und in den Klöstern überein; ja, Valla, der noch der Anständigste unter den Dreien war, bestritt offen die Ächtheit der sogenannten Schenkung Konstantins, durch welche der Bischof von Rom den Kirchenstaat erworben haben sollte, und nannte die weltliche Herrschaft des Papstes ein Geschenk des Teufels. Dabei huldigten jedoch diese Gelehrten, besonders Poggio, dem krassesten Aberglauben, hielten Geistererscheinungen, Beschwörungen, Zaubereien, Astrologie u. a. Blödsinn für wahr, und warfen auf drolligste Weise heidnische und christliche Mythologie untereinander, indem sie z. B. zu beweisen suchten, daß schon die „alten Götter“ auf die „wolwollendste Weise“ von Christo gezeugt hätten! Eine ebenso widerwärtige Erscheinung sind die Betrügereien des Giovanni Nanni von Viterbo, welcher Bruchstücke klassischer Schriftsteller selbst verfertigte und als ächt herausgab. — Auch ist es am Platze, hier des sonderbarsten Abenteurers unter den Humanisten zu erwähnen, des Cyriakus de Pizzicolle aus Ancona (geboren 1391)*), welcher, ursprünglich Kaufmann,

*) Jahn, Aus der Altertumswissenschaft S. 333 ff.

ſeit 1412 weite Reiſen nach dem Orient unternahm, dabei in ſein
Mutterſprache dichtete, nach und nach latiniſch und griechiſch lernte, u
Unterſtützung Papſt Eugen's IV. und Kaiſer Sigismunds in Italien u
Griechenland nach Überreſten des Altertums forſchte und um die Mi
des 15. Jahrhunderts, angeblich in Cremona, ſtarb. Mit ſeinem Gönn
Poggio, deſſen Bildung er lange nicht erreichte, zerfiel er, weil er in deſſ
wichtigem Streite mit Guarino, ob Cäſar oder Scipio größer ſei, d
Partei des Letztern ergriff, für immer. In ſeinem verwirrten Kopfe hie
er die griechiſchen Götter für wirkliche Exiſtenzen und betete mit Vorlie
zu Merkur, von dem er auch eine ſonderbare Zeichnung in Griechenlan
fand und kopirt nach Italien brachte, welche Dürer zu einer allegoriſch
Darſtellung benutzte. Dies fand auch mit Bezug auf eine andere Zeichnun
unſeres kaufmänniſchen Humaniſten ſtatt, welche Arion auf dem Delphi
vorſtellte.

Wie wir bereits geſehen, trat Lorenzo de' Medici in die Fußtapfe
ſeines Großvaters Coſimo. Durch die ihm zu Theil gewordene Erziehun
erhielt ſein Leben eine wiſſenſchaftliche Weihe, und daß auf ſeine und ſeine
Bruders Giuliano Veranlaſſung ein Werk von ſo bedeutendem moral
philoſophiſchem Werte entſtehen konnte, wie die „Unterredungen vo
Camaldoli" ſeines Lehrers Criſtoforo Landino (1424—1504), be
weist, daß die Wiſſenſchaften dieſen Brüdern nicht Sache der Berechnung
ſondern des Herzens waren. Wie Marſilio Ficino und Landino ſeine Lehre
ſo wurde ſein Freund Angelo Poliziano (1454—1494), den er au
dunkler Herkunft emporgehoben, der Lehrer ſeiner Söhne und ſo auch
Leo's X.; er war der Erſte, der die Scholaſtiker als Entſteller des Ariſtoteles
entlarvte und Letztern nach dem Original in ſeiner wahren Geſtalt bekann
machte, und vertheidigte zugleich die Verdienſte Cicero's gegen die dieſen f
vielfach beurteilten großen Römer maßlos herabſetzenden Griechen. Gelehrt
minderer Größe zankten ſich um die Ehre, von Poliziano in deſſen Werke
citirt zu werden, und der von Schwächen nicht freie Mann verlor ſi
durch ſolchen Weihrauch von zweifelhaftem Werte in ſo maßloſe Eitelkei
daß er es über ſich brachte, in einem Schreiben an den König Mathia
Corvinus von Ungarn ſich über alle Gelehrte zu ſtellen, während er zu
gleich es wagte, nicht nur die ausſchließlich gelehrten Kreiſe zu berück
ſichtigen, ſondern auch auf das Volk und deſſen Sitten, ſelbſt auf d
verachteten Zigeuner aufmerkſam zu machen. Auch dichtete er, was d
Humaniſten ſonſt verſchmähten, in der Mutterſprache. Doch enthielt au
er ſich der unter den ſpäteren Gelehrten des fünfzehnten Jahrhunderts i
Schwange gehenden Unflätigkeit keineswegs. Sein Freund (und zugle
Lorenzo's) Giovanni Pico, Graf von Mirandola, trat ſchon
jugendlichem Alter ebenfalls mit Kraft gegen die Scholaſtiker auf; ſei
univerſelle und vorurteilsloſe Bildung ließ ihn die Bibel mitten un
anderen hervorragenden Büchern als ihresgleichen behandeln und die faſt

Wissenschaft, wie Astrologie, Magie u. s. w., griff er unerbittlich an. Er war auch der Erste, welcher gegen die Einseitigkeiten der Humanisten selbst auftrat, das Wahre, Schöne und Gute nicht allein im klassischen Altertum, sondern in allen Zeiten und Ländern suchen zu wollen erklärte, — und in seinem Werke „über die Würde des Menschen" ein begeistertes Programm einer neuen Zeit aufstellte. Er gab darin die alte mönchische Ansicht, daß alle Dinge nur geschaffen worden, um den Menschen zu dienen, ohne Bedenken auf und lehrte, daß im Gegentheil der Mensch erschaffen worden sei, um die Gesetze der Natur zu erkennen, deren Schönheit zu lieben und deren Größe zu bewundern. Er wandte sich aber in den späteren Jahren seines frühreifen Lebens (er starb mit 32 Jahren, zu gleicher Zeit mit Poliziano) mehr einer asketisch-mystischen, jedoch keineswegs der römischen Kirchengläubigkeit zusagenden Richtung zu. Poliziano und Pico waren Zeugen von Lorenzo's ergreifender Sterbestunde und von Savonarola's bitterer Verhandlung mit dem Scheidenden. Beide überlebten denselben nur um zwei Jahre, — sie starben als schwärmerische Verehrer Savonarola's, dieses Feindes rein weltlicher Gelehrsamkeit, dessen Beispiel auch jene Veränderung in Pico's Weltanschauung hervorgebracht hatte. Des Letztern Neffe, der sich ebenfalls in die Geheimnisse der Wissenschaften vertiefte und gleich ihm zwischen Forschung und Aberglauben schwankte, wurde im Streite um die Herrschaft über Mirandola von seinem eigenen Vetter ermordet.

Außerhalb der Musenstadt am Arno hatte sich unterdessen auch in Rom und Neapel die klassische Bewegung Bahn gebrochen. An letzterm Orte entstand unter dem Schutze des die Wissenschaft liebenden Königs Alfonso, der an die Gelehrten seines Hofes jährlich 30.000 Goldgulden wendete, eine Akademie, deren erster Leiter Beccadelli war, in Rom eine solche durch die Bemühungen des erwähnten Papstes Pius II. Die römischen Akademiker lebten nur noch im Altertum, speisten liegend, schwuren bei den Göttern, legten sich klassische Namen bei und sammelten Inschriften, Münzen, Gemmen u. a. Schätze des Altertums. Hier aber, wo kein Haus Medici waltete, war der herrschende Geist nicht von Dauer; er änderte sich je nach dem Charakter der Päpste, welche, weil meist in vorgerücktem Alter gewählt, nicht lange regirten. Pius' II. Nachfolger Paul II., ein unwissender und glaubenseifriger Mönch und ein bitterer Feind der Medici, schritt gegen die Akademiker, deren „Heidentum" ihm ein Greuel war, mit Ketten, Kerker und Folter ein und war sehr ungehalten, daß er ihnen keine „Ketzerei" nachweisen konnte. Unter dieser Verfolgung litt besonders der tief gelehrte, in seiner Armut die antiken Philosophen nachahmende und von seinen Schülern vergötterte Pomponius Lätus, ein unehelicher Sohn des neapolitanischen Hauses der Fürsten Sanseverino von Salerno, deren Verwandtschaft er aber stolz verleugnete. Er war das Haupt der römischen Akademie, mit welcher er jährlich den Gründungstag

der Stadt beging. Nach dem Tode Pauls II. wurde Latus wieder z
Ehren gezogen.

Während ſo im Kirchenſtaate die Wiſſenſchaften verfolgt wurde
erneuerte Lorenzo die Akademie des Florenz unterworfenen Piſa u
ſuchte damit das an dieſer Stadt begangene Unrecht einigermaßen gutz
machen. Italieniſche Gelehrte und mit ihnen dorthin eingewander
Griechen verbreiteten ſich damals über alle Länder Weſteuropa's, u
engliſche, franzöſiſche und deutſche Studirende überſtiegen die Alpen, u
zu den Füßen der gefeierten Lehrer Italiens, des damals an der Spi
der Kultur einherſchreitenden Landes, aus dem Borne der Weisheit
trinken. Aber wie alle Richtungen, ſo ging auch dieſe in's Abſurde. E
wurden Disputationen über alle möglichen Disciplinen (unter dem Ti
„de quolibet") gehalten, und Laien, ſelbſt Frauen drängten ſich daz
ohne etwas davon zu verſtehen, weil es eben — Mode war. Wanderm
Grammatiken, Lexiken und Enkyklopädien durchreisten das Land und gabe
Gaſtrollen in Gelehrſamkeit. Es gab auch italieniſche Damen, welche ſi
gelehrten Studien ergaben, mit gelehrten Männern briefwechſelten un
disputirten, — doch, und da trat die Schwäche des Geſchlechtes rächen
hervor, — nicht ohne manigfaltig ſich anſpinnende zarte Verhältniſſe
Eine Iſotta von Verona z. B. vertheidigte öffentlich, natürlich mit große
Beredſamkeit, die Schuldloſigkeit ihres Geſchlechtes am Sündenfalle. Fü
die ſchwärmeriſche Weiſe, in welcher die Philoſophie, und zwar voran di
platoniſche, in Italien gefeiert wurde, ſind das ergreifendſte Beiſpiel di
Feſte, welche Lorenzo de' Medici alljährlich am 7. November, dem angeb
lichen Geburts- und Todestage Platons, in ſeiner Villa veranſtaltete un
damit die im alten Hellas üblich geweſenen platoniſchen Sympoſien er
neuerte, wobei man die Statue oder Büſte Platons bekränzte, ſie beſan
und Reden an ſie hielt. Ja es ſoll dem päpſtlichen Stuhle zugemute
worden ſein, den Philoſophen — heilig zu ſprechen! Dieſe Feſte pflanzte
unerſchütterliche Freundſchaften, regten zum Studium der Wiſſenſchaften a
und trugen viel zur Erſchütterung der römiſchen Glaubenslehre bei.

Die nach Lorenzo's Tod eintretenden Reaktionen: die demokratiſch
myſtiſche Savonarola's und die abſolutiſtiſch-barbariſche Alexanders VI.
ſowie die darauf folgende militäriſche Julius' II., konnten begreiflich, ob
ſchon beide Päpſte ſich von entarteten Humaniſten ſchmeichleriſch anſinge
ließen und Solche ſogar den blutigen Cäſar Borgia in mythologiſch an
geſtatteten Gedichten als Schützling der Götter verherrlichten, nur da
dienen, die in der klaſſiſchen Bewegung mit den erwähnten Unanſtändigkeit
eingeriſſene Entartung zu vollenden. Der nächſte Papſt jedoch, Giovan
de'-Medici oder Leo X., dieſer unkriegeriſche, frivole, ränkevolle Lebemann
der Machiavelli's Notſchrei im „Fürſtenbuche" todtſchwieg, konnte e
Mediceer nicht umhin, das Unrecht, das ſeine nächſten Vorgänger d
Wiſſenſchaft und Kunſt zugefügt, wieder gut zu machen. Er ſtellte d

von Paul II. so brutal aufgelöste römische Akademie wieder her und ordnete an derselben Vorlesungen über alle Disciplinen, sogar über die Naturwissenschaften, an. Ganz besonders begünstigte er das Studium der griechischen Sprache, was mit der wirksamen Hilfe der beiden Byzantiner Johannes Laskaris, der in Florenz und Paris, und Markos Musurus, der in Padua gelehrt hatte, gute Früchte trug, und der gelehrte Buchdrucker Aldus war durch neue Herausgabe der Werke Platons bei dem Unternehmen Leo's äußerst thätig; Varinus (Guarino), Bischof von Nocera, förderte es durch sein verdienstvolles griechisches Wörterbuch. Außerdem unterstützte Leo das Studium der orientalischen Sprachen, des Syrischen, Chaldäischen, Hebräischen und Arabischen, nach Kräften, und mit Bienenfleiß vervollständigte er die vatikanische Bibliothek, zu deren Hut er die gelehrtesten Männer auswählte. Dafür wurde er aber auch überschwänglich gefeiert, und einer der Dichter seiner Zeit, welche ihn massenhaft umschwärmten und bei ihm schmarotzten, bat Gott, Christus und Maria, den göttlichen Papst der Erde noch lange zu lassen, da sie ja Ihrer im Himmel genug seien!!

Trotz alledem aber wurde das klassische Altertum, wenn es auch eine Liebhaberei der Gelehrten blieb, nicht mehr populär. Die große Menge der Gebildeten, von den einseitigen philologischen Bestrebungen übersättigt, wandte sich wieder der seit Petrarca und Boccaccio vernachlässigten italienischen Literatur zu, was, nächst Lorenzo's Anregungen, vorzüglich dem patriotischen Feuer Machiavelli's zuzuschreiben war. Die griechischen und lateinischen Gelehrten traten von da an nicht nur in den Hintergrund, sondern wurden selbst allgemein mißachtet, da man ihres unerträglich gewordenen Hochmutes, des ärgerlichen Lebens Vieler von ihnen und der ewigen Zwietracht und Lästerungen unter ihnen satt war. Die zunehmende Verbreitung der Klassiker durch den Druck machte sie ohnehin entbehrlich, und so trat an die Stelle ihres rein reproduktiven und daher nicht zu dauerndem Übergewichte berechtigten Wirkens ein produktives, und zwar, in geradem Gegensatze zu jener trockenen Gelehrsamkeit, ein vorzugsweise künstlerisches. Diesem künstlerischen Charakter entgingen selbst diejenigen Zweige der wieder aufblühenden national-italienischen Literatur nicht, welche sich an die Wirklichkeit statt an die Fantasie hielten, und jene Wissenschaften, deren Behandlung dem Idealen gar keinen Spielraum bietet, waren in jener Literatur gar nicht vertreten. So kommt es denn, daß das damalige Italien den Naturwissenschaften sich noch nicht hingab und daß seine Geschichtschreibung eine wesentlich künstlerische war, gleich jener des klassischen Altertums. Die bloße Durchforschung des letztern machte jetzt der Nachahmung desselben Platz und die erkünstelte Einheit der gelehrten Welt mittels ausschließlichen Gebrauches der alten Sprachen dem Bestreben, die nationalen Eigentümlichkeiten wieder zu Ehren zu bringen. Die in Leo's X. Zeitalter beginnende italienische Geschicht-

schreibung ist daher zugleich eine künstlerische, eine mit Vorliebe nac dem klassischen Altertum blickende, aber auch zugleich eine patriotisch und nationale.

Wir haben bereits von einem Manne ausführlich gesprochen, i welchem alle diese Eigenschaften vereinigt waren, und haben erwähnt, da ihm Clemens VII. den Auftrag ertheilte, die Geschichte der Republ Florenz, des damaligen geistigen Mittelpunktes von Italien, zu schreibe Es ist Machiavelli. Seine „florentinische Geschichte", von dem G danken einer Wiederherstellung des Glanzes geleitet, welcher einst Itali als Sitz der römischen Weltherrschaft umgab, beginnt mit der Völke wanderung und behandelt, in einem vermittelnden Sinne, vorzugsweise d italienischen Parteikämpfe des Mittelalters, mit der größten Ausführlichk aber die Periode der Mediceer im fünfzehnten Jahrhundert, und bricht a Ende des achten Buches mit dem Tode Lorenzo's de' Medici ab. Zur Da stellung seiner eigenen Zeit gelangte er nicht mehr. Die Nachahmung d Alten treibt er in seinem Geschichtwerke bis zur Aufnahme ganzer Reden jedes Buch beginnt er mit historisch-philosophischen Betrachtungen. Obscho ihm das Werk von einem Papste und einem Medici aufgetragen worden lobt er die Herrschaft der Letzteren keineswegs unbedingt und verdammt di der Ersteren sogar in der schärfsten Weise, indem er ihnen die Schuld a allem Unglück Italiens beimißt. Dennoch unterläßt er es, den Beginn de Anmaßungen des Mediceischen Hauses gegenüber den republikanischen Ein richtungen von Florenz recht deutlich und klar hervorzuheben.

Machiavelli's Vorarbeiten für eine Fortsetzung seines historischen Werkes hat sein Freund Francesco Guicciardini (1482—1540) zu seiner „Geschichte Italiens" benützt. Ebenfalls ein Florentiner, wirkte er jedoch größtentheils in päpstlichem Dienste, als Diplomat und als Feldherr in den Kriegen gegen die Franzosen, und schloß sich völlig der monarchischen Partei der Medici an. Sein Werk ist daher nicht, wie dasjenige Machiavelli's, von republikanischem Geiste getragen, läßt sich jedoch, in unbestechlicher Wahrheitliebe, nicht abhalten, die großen Schwächen der damaligen Päpst freimüthig zu schildern. Guicciardini beginnt da, wo Machiavelli endete, setz jedoch an die Stelle von dessen mehr reflektirender eine mehr pragmatisch Methode, die ihn auch verhindert, seine fließende Erzählung der politische Ereignisse durch Darstellungen der Kulturzustände zu unterbrechen. Mi Idealen hält er sich nicht auf, sondern nimmt die Menschen wie sie sind Das übrigens allzu breit angelegte, wortreiche und viele Wiederholunge enthaltende Werk zählt zwanzig Bücher und endet mit dem Tode Pap Clemens VII. (1534).

Eine andere Geschichte von Florenz, historisch genauer als jen Machiavelli's, aber mit weniger Beredsamkeit, von 1215—1537 reichend schrieb Filippo Nerli (1485—1556), früher ein Besucher der Gärt des Rucellai, dann Günstling der Mediceer und Päpste, während d

unerschütterliche Republikaner Giacomo Nardi, welcher die Geschichte seiner Vaterstadt von 1494 bis 1531 schrieb und den Livius übersetzte, als Verbannter umherirrte.

Von weit geringerm Werte als die berühmten Bücher der beiden Historiker von Florenz sind jene der gleichzeitigen und nachfolgenden Geschichtschreiber von Venedig, von denen Einer den Andern fortsetzte und unter denen der dortige Patrizier, Kardinal Pietro Bembo (er schrieb sein Werk latinisch und italienisch) der Bekannteste, sein Nachfolger Paolo Paruta der Begabteste ist.

Eine allgemeine Geschichte seiner Zeit, ohne Beschränkung auf ein einzelnes Land, schrieb Paolo Giovio (Jovius) aus Como (1483 — 1552), ein von Leo X. bevorzugter Gelehrter, jedoch in latinischer Sprache und befangen von seiner Stellung am römischen Hofe. Die Plünderung Roms durch die deutschen und spanischen Landsknechte unterbrach sein Werk, wie sie überhaupt der päpstlichen Bethätigung für die Wissenschaft den Todesstoß versetzt hat.

Auch brach diese Katastrophe einem Schriftsteller das Herz, welcher durch ein eigentümliches Werk für die Sittengeschichte seiner Zeit Bedeutung erlangt hat. Es ist der Mantuaner Baldassar Castiglione, welcher, als Günstling der damaligen schönwissenschaftlichen Fürstenhöfe, in einer Reihe von Gesprächen (Il Cortigiano betitelt) das Ideal eines gebildeten und liebenswürdigen Hofmannes zeichnete. Es bildet gewissermaßen einen ruhigen und ehrlichen Gegensatz zu dem von zerrissener Stimmung zeugenden und in grellen Mißtönen die Unredlichkeit auf den Tron erhebenden Machiavelli'schen Fürstenbuche. Das Höflingswesen beherrschte von da an die Italiener; Alle waren, je nach ihrem offenern oder verschlossenern Wesen, Machiavellisten oder Castiglionesen.

Vierter Abschnitt.

Die deutschen Humanisten.

A. Die Entwickelung des deutschen Humanismus.

Aus dem herrlichen Lande im Süden der Alpen, wo sich die Sehnsucht nach Befreiung von dem Joche staatlicher und kirchlicher Unterdrücker im unermeßlichen Gebiete der Schönheit verlor und das Volk zu männlichen Thaten kühner Selbstrettung unfähig wurde, — führt uns die Frage, wo denn männlich gehandelt wurde, um unerträglich gewordenen Zuständen ein Ende zu machen, wo der Geist des Volkes sich nicht von

Schwärmerei einschläfern ließ, wo, wenn auch langsam, doch sicher Weg eingeschlagen wurde, der das Christentum vor dem Untergang wahrte, — nach dem weniger reizvollen, doch ebenso schönen, we warmen, doch gesundern Lande im Norden der Alpen, — nach Deut land. Aus der Region der Citronen und Orangen gelangen wir in der Äpfel und Birnen, bescheidenerer, doch nahrhafterer Früchte, aus der gefälligen, aber kalten Kamine in jene der schwerfälligen, aber lichen und soliden Öfen. Statt glänzender Paläste und schmutziger H umfangen uns einfache aber wohnliche Häuser, mit hohen Giebeldä und seltsamen Schnitzereien. Es umweht uns kältere und trockenere aber es schlägt ein treues und biederes Herz in den Bewohnern.

Auch in Deutschland, wie in anderen Ländern, hatten seit der Be gung der durch die Völkerwanderung entstandenen Staaten die rön Hierarchie, das Feudalwesen und die scholastische sogenannte Philos den eigentümlichen Volksgeist zurückgedrängt und die Sprache des Rom zur alleinigen der Urkunden, der Gelehrten und der Kirche erh Nur vereinzelte schüchterne Versuche wurden, namentlich in einigen Klö gewagt, die deutsche Sprache, nicht etwa aus ihrer Erniedrigung em zuheben, — nur sie wenigstens der Vergessenheit zu entreißen. Ge aber als jene Anstalten der Enthaltsamkeit entarteten und zu Tummelpl weltlicher Zerstreuung für nachgeborene Rittersöhne wurden, als sie wissenschaftlichen Schätze vermodern ließen und demzufolge die Kenn der römischen Sprache abnahm, — gerade damals begann die deu Volkssprache aufzuleben, sich zuerst des Helden- und Minneliedes und Urkunden, dann der Gesetzbücher (Sachsen- und Schwabenspiegel), des Briefwechsels, hierauf der Predigt und endlich der Chronik zu ben tigen, — ein Kampf, der Jahrhunderte in Anspruch nahm.

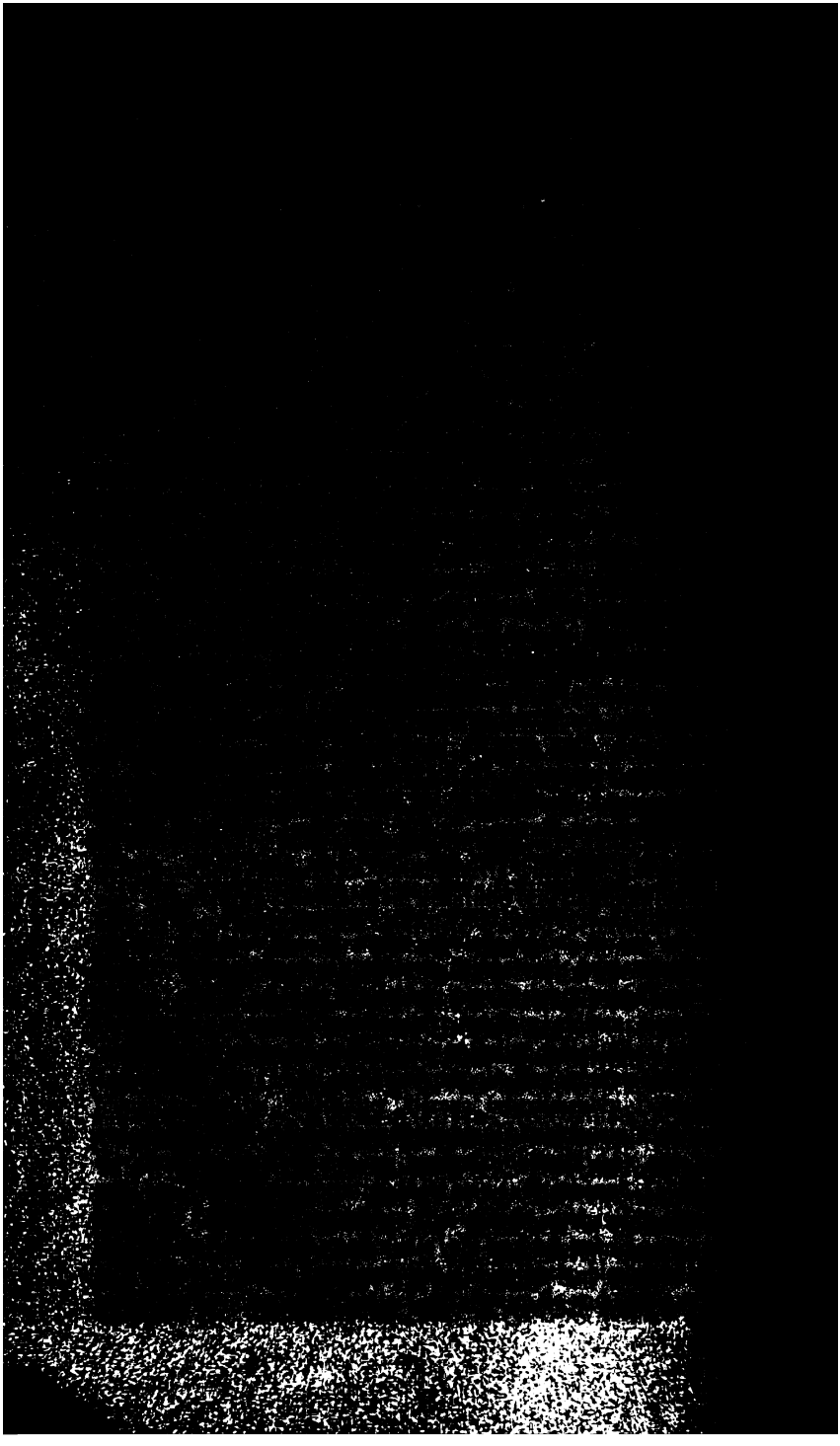
Zur Zeit der Blüte der Klöster waren die von denselben gegrün und in ihnen bestehenden Schulen die einzigen Anstalten zur Erwerb von Kenntnissen gewesen. Es war natürlich, daß mit dem Verfalle Klöster, seitdem die Mönche nicht mehr Gelehrte, sondern Jäger Krieger waren, auch die Klosterschulen zerfielen. Da war es die W lichkeit, welche sich des Zustandes der Schulbildung erbarmte und das wozu die Klöster nicht mehr fähig waren. Freie Vereinigungen edler, und lernbegieriger Männer traten als Wiederhersteller der Schule und so entstanden die Universitäten, deren Leistungen bald Alles trafen, was die Klosterschulen je zu Stande gebracht.

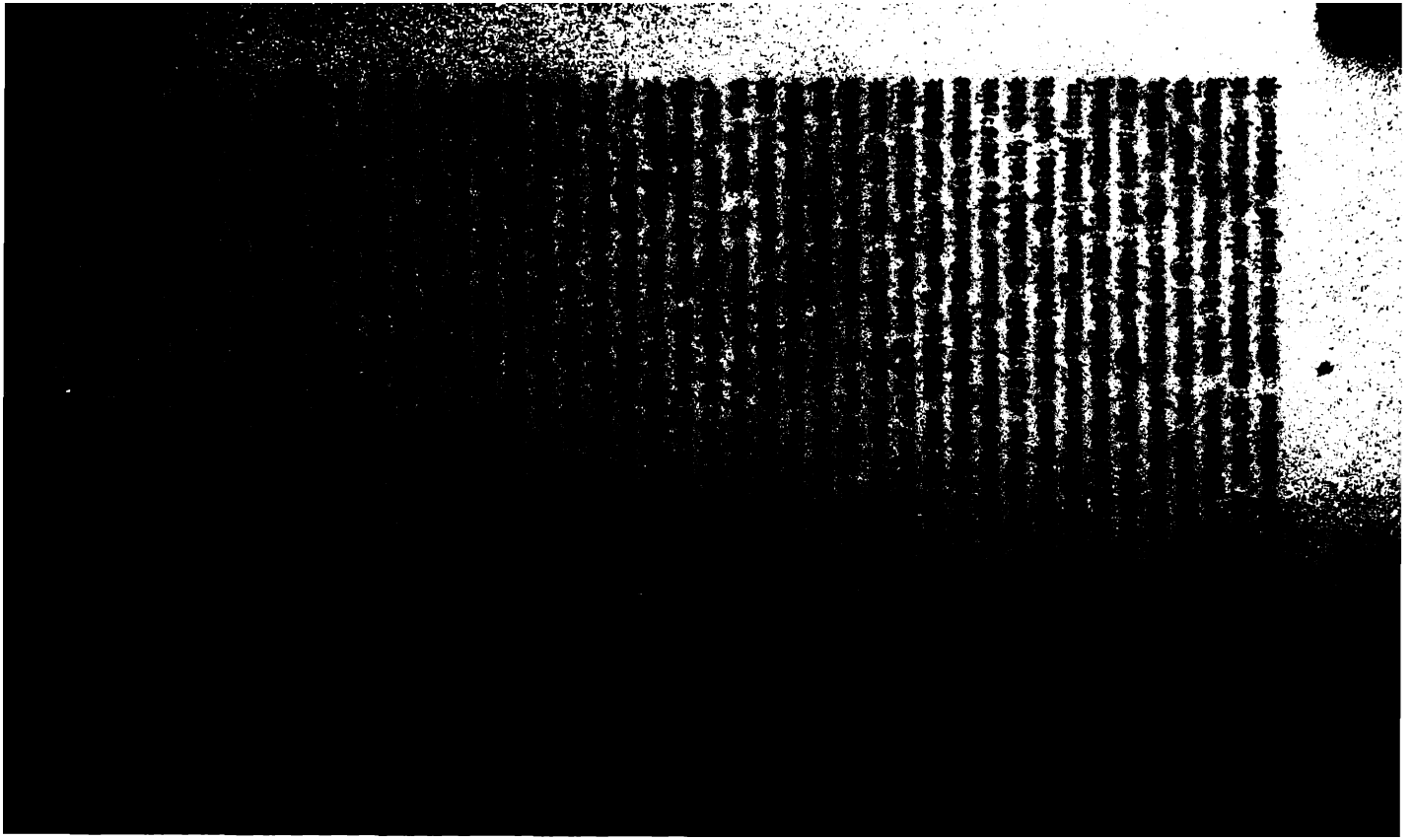
Deutschland war zwar das letzte Land des civilisirten Europa, we Hochschulen entstehen sah; weit früher als dort, bestanden solche in It (Bologna, Salerno), in Frankreich (Paris), ja in Spanien und in land (s. Bd. III. S. 346 f). Erst dreihundert Jahre nach dem falle der Klöster holten dort die Fürsten und die Städte nach, was Gelehrten selbst versäumt hatten; aber in der Folge sind die deutschen

ſchulen ihren ſämmtlichen ausländiſchen Nebenbuhlerinnen weit über den Kopf gewachſen. Kaiſer Karl IV. ſtiftete die erſte deutſche Univerſität 1348 in Prag, es folgten 1365 Wien, 1386 Heidelberg, 1388 Köln, 1392 Erfurt. Die letztgenannte war die erſte mit eigenthümlich deutſcher, nicht den italieniſchen und franzöſiſchen Zuſtänden nachgeahmter Einrichtung; ſie wurde vom Rate der Stadt, unabhängig von dem die Herrſchaft über dieſelbe anſprechenden Erzbiſchofe von Mainz, gegründet und dieſe Handlung von einem avignoniſchen Gegenpapſte, zur Zeit des großen Schisma, beſtätigt, welche Zerrüttung im Reiche der Kirche die Eröffnung der Schule hinausſchob, bis auch der römiſche Papſt ſeine Beſtätigung ausgeſprochen hatte. Auf Erfurt folgten bis zur Reformation: 1402 Würzburg, 1409 Leipzig, 1418 Roſtock, 1454 Trier, 1456 Greifswald und Freiburg im Breisgau, 1460 Baſel, 1472 Ingolſtadt, 1477 Tübingen und Mainz, 1502 Wittenberg und 1506 Frankfurt an der Oder.

Die erſten Univerſitäten beruhten auf dem das ganze Mittelalter durchdringenden Zunftweſen; ihre Angehörigen, Lehrer und Schüler, zerfielen anfangs in „Nationen", meiſt vier, oft aber auch mehr, deren Eintheilung ziemlich willkürlich war (ſo z. B. in Paris: Franzoſen, wozu auch die Italiener und Spanier gehörten, Normannen, Picarden und Deutſche, denen auch die Engländer beigeſellt waren, — in Prag bis auf Hus: Böhmen, Polen, Baiern und Sachſen). Im fünfzehnten Jahrhundert aber verloren die Nationen ihre Bedeutung, und die Univerſitäten theilten ſich nur noch (was indeſſen ſchon früher vorkam, und wie jetzt noch die engliſchen Hochſchulen) in Kollegien oder Burſen, d. h. gemeinſame Wohn- und Speiſehäuſer der Studirenden unter Aufſicht von Lehrern, deren Mitglieder Bursarii (woher das Wort „Burſch") hießen. Reich wurden die neuen Anſtalten mit Privilegien ausgeſtattet, ſo mit jenem beſonderer Gerichtsbarkeit und jenem der Ertheilung gelehrter Würden. Lehrer und Schüler waren nicht ſtreng geſchieden; viele wißbegierige Männer waren beides zugleich, indem ſie das eine Fach lehrten, während ſie ſich in einem andern noch zu vervollkommnen ſuchten. Lehrer und Schüler der Univerſitäten bildeten denn auch einen Körper, und es geſchah nicht ſelten, daß ſogar Schüler das Amt des Rektors erhielten, ſo 1486 zu Ingolſtadt Magiſter Magnus Airnſchmalz, Student der Medicin, 1514 zu Heidelberg Graf Johann von Henneberg und 1525 deſſen Bruder Chriſtoph.

Die an den Univerſitäten gelehrten Fächer zerfielen in Wiſſenſchaften (Berufsfächer) und freie Künſte. Erſterer waren drei (Fakultäten genannt): Theologie, Jurisprudenz und Medicin, letzterer ſieben, deren Eintheilung jedoch verſchieden angegeben wird; mit der Zeit wurden die ſieben freien Künſte zuſammengefaßt und als vierte oder artiſtiſche (ſpäter philoſophiſche) Fakultät den drei obigen ſolchen beigeſellt, welche indeſſen noch lange allein das Recht beſaßen, den Titel eines „Doktors" zu verleihen;





kein Wort vom öffentlichen Gottesdienſt enthalten, und wo die Geiſ
keit erwähnt wird, geſchieht es nur in halb entrüſtetem, halb ſpöttiſ
Tone über deren Hochmut und Unwiſſenheit. Die andere Tendenz
„Nachfolge Chriſti“ iſt dagegen eine rein asketiſche und der menſchl
Natur ſchnurſtracks entgegengeſetzte. Es wird uns nämlich die Zumu
gemacht, nicht etwa nur auf den unmäßigen und laſterhaften, ſonder
radezu auf beinahe jeden irdiſchen Genuß zu verzichten und ein mög
reines Seelenleben zu führen; der Körper und alles, was ſich auf
ſelben bezieht, wird als eine unerträgliche Laſt, als ein Hinderniß
wahren Gottſeligkeit betrachtet, und es waltet in dem Buche eine gew
maßen pantheiſtiſche, flammende Sehnſucht nach der unmittelbaren, u
hinderten Vereinigung der einzelnen Seele mit Gott. Für fromme Gem
enthält das Buch auch jetzt noch viel Schönes, für Schwärmer aber
große Gefahr bodenloſer Überſpanntheit darin; für den wiſſenſcha
Gebildeten hat es nur noch ein geſchichtliches Intereſſe. Das Ori
der Schrift des Thomas war in ſchlechtem Latiniſch abgefaßt; es er
zweitauſend Auflagen und wurde (vom Bibelüberſetzer Caſtellio) in
Latiniſch und ſpäter in viele neuere Sprachen überſetzt. Die Autor
wurde dem Verfaſſer vielfach beſtritten, doch nicht mit Grund.

Die Brüder vom gemeinſamen Leben beförderten das Leſen der
und das Beten, beides in der Mutterſprache, gegenüber der vorherrſche
Sprache Roms. Die Bettelmönche wüteten gegen ſie und ſuchten
ihren Bund den päpſtlichen Bannſtral zu richten, — doch umſonſt;
und Konzil (zu Konſtanz) anerkannten die Kongregation, vorzüglich
die Empfehlung des einflußreichen Pariſer Kanzlers Gerſon, dieſes
bekämpfers und Ketzerverbrenners. Im ſechszehnten Jahrhundert da
ſind die Brüderhäuſer entweder der Reformation oder dem — Jeſu
orden anheim gefallen. Trotz dieſer kurzen Dauer hat die Brüderſ
wenn dies auch großentheils wieder vergeſſen iſt, durch ihren mäch
Einfluß und ihre vielen Schüler der aus Italien nach Deutſchland
pflanzten klaſſiſchen Bewegung eine ſo ausgeprägte chriſtliche Rich
verliehen, daß die deutſchen Humaniſten der in Italien unter den Gele
allgemein gewordenen frivolen Glaubensloſigkeit durchweg fern blieben
dafür charakteriſtiſch ausgeprägte, grundſätzlich einer Reform des Kir
weſens geneigte Richtungen zu den ihrigen machten.

Unter dieſen Männern der deutſchen Reform nun, welche eine b
Kenntniß des klaſſiſchen Altertums mit freiſinnigeren religiöſen Anſ
verbanden und ſomit der Scholaſtik und der päpſtlichen Suprematie
gleicher Entſchiedenheit widerſtanden, war Johannes Hus der Erſte.
ein Tſcheche von Geburt und der Bewegung geneigt, welche unter
Schutze des entſetzten Kaiſers, aber noch regirenden Böhmenkönigs W
den Deutſchen ihre veralteten Vorrechte an der Univerſität Prag e
und damit die Überſiedelung derſelben nach Leipzig und die Grün

r dortigen Hochschule herbeiführte (1409), — war er doch ein Ange=
ger des deutschen Geisteslebens durch die Energie und Tiefe, mit
cher er die antipäpstlichen, wenn auch in vieler Hinsicht verwirrten
noch keineswegs vorurteilsloser freier Forschung entsprechenden, viel=
r im alten Sünden= und Teufelswahne befangenen Grundsätze des
länders Wiclef auffaßte und verbreitete und seine Überzeugung durch
Martyrtod zu Konstanz besiegelte. Er ist durch sein Heldenschicksal
erſten Bahnbrecher der deutschen Reformation geworden, dessen Ver=
ste keine tendenziöse Verkleinerungsucht vernichten kann, — und obschon
t in Italien gebildet, gehörte er zu den ersten gründlicheren Kennern
griechischen und hebräischen Sprache. Sein Ende schüchterte die Gegner
römischen Hierarchie und ihrer Verdorbenheit zwar etwas ein; aber
verlegten sich mit desto größerm Eifer auf das Studium der Alten.
auf deutschem Boden gehaltenen Konzilien zu Konstanz und Basel
ten manche gelehrte Italiener über die Alpen; die Bekanntschaft mit
n, sowie der Ruf von dem in Wälschland erwachten philologischen
führte dann hinwieder die lernbegierigen Deutschen den umgekehrten
, und im Lande der römischen Priesterschaft hatten sie dann die beste
genheit, die tiefe Entartung zu beobachten, in welche dieselbe versunken

Zu diesen Männern gehörte der Schweizer Felix Hämmerlin
: nach dem damals einreißenden Gebrauche, seinen Namen griechisch
lateinisch umzuwandeln, Malleolus), Chorherr in Zürich. Er schwang
unerbittliche Geißel über das sittenlose Leben eines Theiles der Kirchen=
r und erkannte mit feinem Geiste, daß die genannten Kirchenver=
nlungen nur, wie er sich ausdrückte, eine Maus geboren hätten. Als
lbst seine Kollegen, die Chorherren, nicht verschonte, erlitt er einen
danfall, ja sogar eine widerrechtliche Gefangennahme von Seite des
hofs von Konstanz (1454). Daß dies geschehen konnte, ohne daß
Jemand schützte, dazu hatte er selbst beigetragen, indem er während
Krieges zwischen dem mit Österreich verbündeten Zürich und den
gen Eidgenossen die Letzteren in seinen Schriften leidenschaftlich schmähte
in dieser Gesinnung auch nach geschlossenem Frieden eigensinnig ver=
te. Er starb im strengen Gewahrsam bei den einst von ihm derb
nommenen Franziskanern zu Luzern. In seine Fußtapfen trat Johann
Heimburg, der seinen Grundsätzen treu blieb, auch als sein früherer
ner Piccolomini als Pius II. Papst wurde, seine Freisinnigkeit abschwur
sich an dem hartköpfigen Deutschen durch den Bann rächte, weil der=
gegen die Einmischung des römischen Stuhles in die Amtsführung
Erzbischofs von Mainz als deutschen Erzkanzlers kräftig aufgetreten

Noch deutlicher äußerte sich Johannes von Wesel; er erklärte das
ftum für eine menschliche Erfindung, Fasten, Ablaß, Wallfahrten
w. für unnützes Zeug, die letzte Ölung, Firmung und Beichte für
sentlich. Dies Unterfangen blieb nicht ungestraft; er wurde unter

dem elenden Vorwande, als habe er seine Ansichten von Juden entlehnt (weil er bei Solchen hebräisch lernte), in seinem Greisenalter von einem Ketzergerichte zum Widerrufe gezwungen und starb im Kerker (1481).

In diesen Gelehrten hatte die reformatorische Richtung vorgewogen. Schüchterner gegenüber der Kirche verhielten sich dagegen die Schüler der niederländischen Brüderhäuser, zunächst jene des Thomas von Kempen, indem sie, bei aller Entschiedenheit ihrer Überzeugung, doch mehr Gewicht auf die Verbreitung klassischer Bildung und die Untergrabung der Scholastik, als auf Glaubensstreitigkeiten legten. Der älteste derselben, Johann Wessel (Wessel Gansevoort) aus Gröningen (1420—1489), bildete sich in Paris und Italien unter Bessarion von Trapezunt im Griechischen und ebenso im Hebräischen aus. Er bekämpfte die scholastische und mit ihr die aristotelische Philosophie und hielt dafür die platonische hoch, las die Bibel in den Ursprachen und huldigte bereits, wenn auch nur in Stillen, wie Luther selbst sagt, den von Diesem später verfochtenen Grundsätzen. Sein Landsmann und Schüler Rudolf Husmann, genannt Agricola (1443—1485), that sich in Italien, wo er am Hofe von Ferrara mit Auszeichnung behandelt wurde, durch Gelehrsamkeit und seinen Gesang hervor und wirkte im reifern Alter zu Heidelberg, wo der Kanzler des Kurfürsten von der Pfalz, Johann von Dalberg, später Bischof von Worms, eifrig die Wissenschaften im Sinne des Fortschrittes förderte und die dortige Universität zu einem wahren Sammelpunkte der Freunde klassischer Bildung erhob. Agricola schrieb griechisch und latinisch so gut wie die Alten, deren Studium er dem theologischen vorzog, und war dabei so weit entfernt, die Muttersprache, wie so viele Gelehrte, hintanzusetzen, daß er Lieder in derselben dichtete. Mit Wessel war er über die Verdorbenheit der Kirche und die Unzweckmäßigkeit des Cölibates einverstanden. Von ihm ließ sich der weit ältere, in den alten Sprachen ebenfalls sehr bewanderte Alexander Hegius aus Westfalen, Lehrer der meisten berühmten Holländer jener Zeit, auch des Erasmus, willig unterrichten.

Doch alle diese verdienstvollen Männer sind blos die Vorläufer jener Beiden, welche die Blütezeit der klassischen Studien begründeten, die Vorboten der Reformation wurden, und die man die beiden Augen Deutschlands genannt hat, — Reuchlin und Erasmus.

Ehe aber diese beiden großen Humanisten und die Mitarbeiter derselben durch ihre Werke in so eingreifender Weise auf ihre Zeit einwirken konnten, als dies in der Folge wirklich geschah, mußte eine Erfindung ins Leben treten, welche den Erzeugnissen geistiger Thätigkeit eine zeitlich schnellere und räumlich weitere Verbreitung verlieh, als solche durch das bisher einzige mühevolle und zeitraubende Mittel des Abschreibens je möglich geworden wäre. Es ist dies die Buchdruckerkunst, deren Ursprung die deutsche Nation mit Stolz in ihrem Schoße nachweisen kann.

Die Vorgängerin und Mutter der Buchdruckerkunst ist die Holz-
schnitt-Druckerei*). Wir finden sie zuerst im Anfange des fünfzehnten
Jahrhunderts in der Anwendung auf Heiligenbilder und — Spielkarten.
Die aber damals in den Niederlanden, früher als im übrigen deutschen
Reiche, die Verinnerlichung der Religion im Bunde mit der humanistischen
Bewegung stand, so wurde auch dort zuerst der Holzdruck auf Bücher an-
gewandt, doch anfangs nur auf solche von sehr kleinem Umfange, so z. B.
auf einen Auszug aus dem Grammatiker Donatus, der für das älteste
gedruckte Buch gilt, und dann auf manigfache Bilderbücher mit wenig
Text. Dazu gehörte namentlich die Biblia pauperum (Armenbibel), eine
bildliche Darstellung der im alten Testament enthaltenen, angeblich sich
auf Christus beziehenden Prosezeiungen, welche in jener Zeit den ärmeren
Geistlichen die wirkliche, ihnen sehr mangelhaft bekannte Bibel ersetzen
mußte und eine Menge von Nachbildungen und Nachahmungen hervorrief.

Dieser unzweifelhafte Fortschritt, der bei weiterer Vervollkommnung
die große Zukunft vor sich gehabt hätte, war jedoch noch nicht lange
gemacht, als er bereits eine gefährliche Konkurrenz erhielt, und zwar dies-
mal in einer oberdeutschen Erfindung, da das angebliche Vorangehen des
Harlemer Küsters Lorenz Jansson geschichtlich nicht festgestellt ist. Es war
der Mainzer Patrizier Johannes Gensfleisch, gewöhnlich nach dem
Familiennamen seiner Mutter Gutenberg genannt, der sich, während
er durch unbekannte Umstände herbeigeführten Aufenthaltes in Straßburg,
mehrlei technischen Versuchen hingab und bei denselben auf den Gedanken
fiel, die unvermeidliche Wiederholung der ganzen Holzschnitte bei jedem
neuen Buche dadurch zu vermeiden, daß jeder Buchstabe seine unabhängige
Form erhielt und somit zu jedem beliebigen Buche benützt werden konnte.
Hölzerne Buchstabenformen erwiesen sich jedoch bald als unpraktisch, da
sie nicht durchaus genau geschnitten werden konnten und von Feuchtigkeit
leicht angegriffen wurden, und so sah sich der Erfinder auf metallene geführt,
die zuerst ein Goldschmied verfertigte (dessen Kunstgenossen schon früher
ganze Schrifttafeln zum Abdrucken ausgeprägt hatten). Man hält 1440
für das Jahr der wichtigen und folgenreichen Erfindung, etwa dreihundert
Jahre, nachdem selbe in China gemacht, aber wieder aufgegeben worden
(s. I. S. 147), was Gutenberg jedenfalls unbekannt war. Vier Jahre
später kehrte der Erfinder, durch den Armagnakenkrieg bewogen, nach Mainz
zurück und verband sich mit dem dortigen Bürger Johannes Fust, der
das Geldmittel zur Ausführung des Unternehmens eines größern Buch-
werkes herschaffte, sich jedoch mit ihm, obschon inzwischen 1455 der Druck
der Bibel vollständig gelungen war, wegen Rechnungsangelegenheiten

*) Sotzmann, J. D. F., älteste Geschichte der Xylographie und der Druck-
kunst überhaupt; besonders in Anwendung auf den Bilddruck. Raumer's hist.
Taschenb. Jahrg. 1837. — Derselbe, Gutenberg und seine Mitbewerber, oder
Briefdrucker und die Buchdrucker. Raumer's hist. Taschenb. Jahrg. 1841.

entzweite und mit Peter Schöffer, der besonders den Letterguß vervollkommnete, ein neues Geschäft begann. Gutenberg starb, von der Kunst zurückgezogen, 1468. Die letztere verbreitete sich indessen rasch, und bis zum Ende des Jahrhunderts wurden weit über zehntausend Ausgaben von Büchern gedruckt, die meisten in Italien (wo 54 Städte Pressen besaßen), mehr als der vierte Theil jener Zahl allein in Venedig, weniger in Deutschland, Frankreich, England und Spanien. Unter den deutschen Städten gingen voran Bamberg, Köln, Nürnberg, Leipzig, Basel, Straßburg, Augsburg und Mainz, in den Niederlanden Löwen und Deventer. Unter den Buchdruckern erwarben besonders Amerbach und Froben in Basel einen großen Namen. Die Gegenstände des Bücherdrucks waren anfangs, außer den Bibeln und Erbauungsbüchern, meist Volksschriften, besonders Kalender, dann auch Reisebeschreibungen, Erzählungen u. s. w., und mit dem Aufblühen des Humanismus die Ausgaben der wieder aufgefundenen Klassiker.

Das erste Druckprivilegium ertheilte Kaiser Maximilian I. 1502 den von Konrad Celtes und Genossen herausgegebenen Werken dieser Gelehrten und der mittelalterlichen Dichterin und Nonne Roswitha (Bd. III. S. 381). Das Format der ältesten Bücher war ausschließlich Folio. Nur nach und nach gingen die Bücher vom Folianten zu kleineren Formaten herunter.

B. Die Blüte des deutschen Humanismus.

Erst mit Hilfe der Buchdruckerkunst, dieses ersten Triumfes geistiger Bildung seit dem Mittelalter, konnte der Humanismus die Fortschritte erringen, die er unter den genannten beiden „Augen Deutschlands“ gemacht hat, denen als Dritter wol Konrad Celtes beigesellt werden darf. Zu Schweinfurt 1459 unter dem Familiennamen Meißel geboren, studirte derselbe zu Köln und Heidelberg, stiftete dort die „Rheinische literarische Gesellschaft“ und las dann in Erfurt, Leipzig und Rostock über alte Literatur. Hierauf Italien bereisend, hörte er Marsilio Ficino und Pomponius Lätus, besuchte Ungarn und Polen und erwarb sich allseitige Bildung, wobei er sich indessen auch in die Astrologie verirrte. Nürnberg krönte ihn 1487 Kaiser Friedrich III. zum Dichter — das erste Beispiel dieser Art in Deutschland. Auf Reisen durch Deutschland, die Universitäten er sämmtlich besuchte, sammelte er Materialien zur deutschen Landeskunde und Geschichte und lebte einige Zeit in Nürnberg bei seinem Freunde Pirkheimer. Er stiftete 1491 in Mainz die Sodalitas literaria Rhenana, an deren Spitze der Bischof Dalberg von Worms trat, und welche in Heidelberg, Mainz, Regensburg, Forchheim, Augsburg und anderen Orten Sektionen errichtete, Agricola, Reuchlin, Pirkheimer u. a. zu Mitgliedern zählte, Wanderversammlungen hielt und zum Zwecke hatte

gegen die Scholastik und für die Ausbreitung des Humanismus zu kämpfen, wie auch Handschriften herauszugeben. Celtes starb 1508 zu Wien als Bibliothekar, Professor der Dichtkunst und Präsident der auf seinen sonderbaren Wunsch neu errichteten Fakultät für „Poesie und Mathematik". Was ihm in der lateinischen Komposition an der feinen und korrekten Schreibart Agricola's abging, ersetzte er durch Gedankenreichtum und Schwung. Wir besitzen von ihm lateinische Oden, vier Bücher Liebesgedichte in Hexametern und Pentametern (Elegien an vier emancipirte Damen in Polen, Baiern, am Rhein und in Norddeutschland, welche er als Knabe, Jüngling, Mann und Greis wirklich oder angeblich geliebt hatte, wichtig für die Sittengeschichte seiner Zeit, besonders des geistlichen Standes), eine Beschreibung Deutschlands, ein Buch über die Lage und Einrichtung Nürnbergs, ein Festspiel „Diana" u. s. w.

Johann Reuchlin (griech. Kapnion) war zu Pforzheim in demselben Jahre geboren, da das erste mit Typen gedruckte Buch vollendet wurde. Als Begleiter eines jungen badischen Markgrafensohnes nach Paris gekommen, wurde er mit den Streitigkeiten der scholastischen Philosophen, aber auch mit dem erwähnten Johann Wessel bekannt und von Letzterm zum Studium der Klassiker und der Bibel geführt. An der erst 1460 von dem Papste Pius II. (Piccolomini) in Erinnerung an seinen Aufenthalt während des dortigen Konzils zu Basel gegründeten Universität hörte er den Griechen Andronikos Kontoblakas, verfaßte auf Anregung des gelehrten dortigen Buchdruckers Johann Amerbach sein lateinisches Wörterbuch, das an der Grenzscheide der beiden Jahrhunderte 23 Auflagen erlebte, und hielt Vorlesungen über die griechische Sprache, was die Mönche, welche darin Gefahr für das römische System witterten, so in Harnisch brachte, daß sie den Neuerer rastlos befehdeten. Er setzte daher seinen Stab weiter und ließ sich, nach Wanderungen durch Frankreich, an der 1447 gegründeten Universität Tübingen nieder, von deren Landesherrn, dem Grafen Eberhard im Bart von Würtemberg, er in hohem Maße geehrt und nach Rom mitgenommen wurde, wo seine Latinität die Kardinäle in Erstaunen setzte. Auf der Heimreise lernte er in Florenz Lorenzo's platonische Tafelrunde kennen, wurde aber auch durch Pico von Mirandola mit einer sonderbaren Hinneigung zur hebräischen Geheimlehre (Kabbala) angesteckt, die nur das Gute hatte, ihn näher mit der hebräischen Sprache bekannt zu machen. Während er seinem Landesherrn politische Dienste leistete, beurkundete er seine neue mystische Richtung durch das Buch „vom wunderthätigen Worte", worin ein Grieche, ein Jude und er selbst sich über die Geheimnisse des Seins unterreden und die Namen Gottes und Jesu mystisch zu deuten suchen. Des wackern Eberhard Tod und seines Nachfolgers Abneigung gegen Reuchlin trieben Diesen nach Heidelberg, wo auch er des Kurfürsten und Dalbergs Gunst genoß, — so lange es ihm gut ging. Die scholastischen Mönche aber, welche die dortige Universität

beherrſchten, verwehrten ihm den Unterricht im Hebräiſchen und ſeinen Bruder jenen im Griechiſchen. Seine Thätigkeit war vielſeitig; er bekleidete zeitweiſe das Amt eines ſchwäbiſchen Bundesrichters, ſchrieb über Rechtswiſſenſchaft und Geſchichte, dichtete ſogar, kehrte aber immer wieder mit Vorliebe zu ſeinem Lieblingsſtudium, der hebräiſchen Sprache und Geheimlehre zurück. Trotz der Verirrung, welche im zweiten Punkte liegt, iſt er durch die mit dem erſten verbundene Proklamation freier Bibelforſchung ein Pionier der Reformation geworden, und wider ſeine Abſicht geriet der ſonſt ſo friedfertige Mann hierdurch in einen Streit, deſſen Lärm jene der Kirchentrennung voraus verkündete.

Ein betrügeriſcher Jude, Johann Pfefferkorn, war mit ſeinen Glaubensgenoſſen zerfallen, hatte ſich taufen laſſen und ſchrieb in ſeinem nunmehrigen Eigenſchaft als Chriſt eine Menge Schmähſchriften gegen die Juden, ja er ging ſo weit, im Vereine mit den ihn beſchützenden Dominikanern zu Köln den Kaiſer Maximilian zu einer Unterſuchung gegen die Juden und ihre Bücher aufzufordern. Max war ſo ſchwach dieſelbe mittels Mandates vom 19. Auguſt 1509 aus dem Heerlager bei Padua zuzugeben und ſogar Pfefferkorn mit der Vernichtung ſolcher jüdiſcher Bücher zu beauftragen, welche gegen das Chriſtentum gerichtet ſeien. Pfefferkorn machte hiermit in Frankfurt den Anfang; die Juden und chriſtliche Freunde der Religionsfreiheit und Wiſſenſchaft bewirkten jedoch daß der Kaiſer 1510 durch den Erzbiſchof Uriel von Mainz den Universitäten Köln, Mainz, Erfurt und Heidelberg, ſowie dem Dominikanerprior Jakob van Hoogſtraten, Ketzermeiſter zu Köln, unſerm Reuchlin und dem getauften jüdiſchen Rabbi Viktor von Korb, damals chriſtlicher Prieſter und Verfaſſer eines polemiſchen Werkes gegen ſeine frühere Glaubensgenoſſen, den Auftrag ertheilte, die jüdiſchen Bücher zu unterſuchen, zu begutachten, ob ſich darunter welche befinden, die im alten Teſtament nicht enthalten ſeien, und ſolche dann „abzuthun“. Als Reuchlin dieſen Auftrag erhielt, beantragte er, den Talmud und deſſen Auslegung ſowie die hiſtoriſchen, philoſophiſchen und mediciniſchen Schriften der Hebräer nicht zu verwerfen, ſondern lediglich wirkliche Schmäh- und Läſterſchriften gegen das Chriſtentum den Juden wegzunehmen und zu verbrennen. Dieſen an den Erzbiſchof Uriel abgeſandten Rat fing aber Pfefferkorn auf, und erbost darüber, daß Reuchlin ſich weigerte, den vollen Auftrag auszuführen, ſchrieb er gegen ihn eine Schmähſchrift, der „Handſpiegel“ betitelt, welche in höchſt gemeiner Weiſe die Verdienſte und den Charakter des Gelehrten herabzuwürdigen ſuchte. Letzterer replizirte in dem „Augenſpiegel“, in welchem er ſeine Vorſchläge zu rechtfertigen ſuchte. Es entſtanden Parteien für die beiden Kämpfer, von denen Pfefferkorn ſeinen Gegner als Ketzer und als „mit den Juden unter einer Decke liegend“ erklärte

*) Weislinger, Jo. Nik., Huttenus delarvatus; d. i. wahrhaffte R

Die erſten inquiſitoriſchen Schritte der Dominikaner gegen den Augenſpiegel erfüllten zwar deſſen von Natur ſchüchternen Verfaſſer anfangs mit Furcht vor jenen unheimlichen Ketzerrichtern, die ſelbſt der ſchreckliche Papſt Alexander VI. ſcheute; aber bald ermannte er ſich wieder und veröffentlichte den Hergang in deutſcher Sprache; es folgten in erbittertem Kampfe Reuchlins lateiniſche Schutzſchrift und Pfefferkorns „Sturm über und wider die drüloſen Juden, anfechter des Leichnams Chriſti und ſeiner glidmaſſen (!), Sturm über einen alten Sünder Johann Reuchlin, zuneiger der falſchen Juden u. ſ. w.“ Die Univerſitäten Köln, Mainz, Erfurt, Löwen und Paris verurteilten den Augenſpiegel zum Feuertode und vollzogen dieſen. Als aber trotz alledem die Dominikaner nicht gegen den ſchlagfertigen Humaniſten aufkommen konnten, lud ihn Hoogſtraten als Inquiſitor vor das Ketzergericht in Mainz, und trat ſelbſt als Richter zurück, um deſto beſſer als Ankläger wirken zu können. Die Dominikaner verſprachen Jedem, der dem gehofften Urtelsvollzuge beiwohnen würde, Ablaß auf dreihundert Tage; aber als Reuchlin, ſelbſt erſcheinend, das Gericht verwarf und an den Papſt appellirte, verfügte der Erzbiſchof von Mainz den Verſchub der Verhandlung. Leo X. übertrug jetzt (1513) die Sache den Biſchöfen von Speier und Worms. Der bereits greiſe Reuchlin fand ſich aber nicht beruhigt, bis die Sache vom Papſte ſelbſt entſchieden würde. Die Dominikaner ſuchten Dieſem mit Abfall zu drohen, ja ihn zu beſtechen. Aber Leo X., dem Glaubensſtreitigkeiten ein Greuel waren und der ſich in ſeinen wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Neigungen nicht gern ſtören ließ, ſchlug den Prozeß durch ſein Machtgebot nieder, ſo daß derſelbe ohne Folgen blieb. Die ſtörriſchen Dominikaner brachte erſt Reuchlins Freund, der derbe Haudegen Franz von Sickingen zur Ruhe, indem er ſie durch verſtändliche Drohungen zwang, dem Verfolgten die Prozeßkoſten zurückzuerſtatten. In ruhigem philologiſchem Wirken verlebte Dieſer ſeine letzten Jahre, begrüßte Luthers Auftreten mit Freuden und ſtarb hochgeehrt 1522. Seine Freunde und Anhänger aber ſetzten den Kampf gegen die Mönche fort, indem ſie das meiſt von Hutten verfaßte Gedicht „Triumphus Capnionis“ in Hexametern, mit einem bezeichnenden Titelbilde, und dann das weit berühmtere, niederſchmetternde Buch „Epistolae virorum obscurorum“ (Briefe der Dunkelmänner) herausgaben, welches Strauß den deutſchen Don Quijote genannt hat, obſchon es lateiniſch geſchrieben iſt, — eine ſo treffende Perſifflage der ſcholaſtiſchen Grübeleien und eine ſo täuſchende Nachahmung des mönchiſchen Küchenlatein, daß viele Kloſtermänner das Buch im Ernſte aufnahmen und mit Wolbehagen laſen, ohne die Satire zu verſtehen. Die bedeutendſten unter den Verfaſſern waren: für den erſten Theil der witzige Profeſſor

richt v. d. Authore od. Vrheber d. verſchreyten Epistolarum Obscurorum virorum Vlrich v. Hutten. Konſtanz u. Augsb. 1730.

Crotus Rubianus in Erfurt und für den zweiten die beiden kriegeriſch Humaniſten Pirkheimer und Hutten, welche uns ſpäter mehr B ſchäftigen werden.

Die Briefe der Dunkelmänner*) umfaſſen drei Bände. D zwei erſten enthalten lauter meiſt an den Magiſter Ortuinus Grati (genannt vir inenarrabilium doctrinarum) gerichtete Briefe von ve ſchiedenen Geiſtlichen, deren Mehrere im Buche abgebildet ſind, mit de Gegenſtande zur Seite, dem ihr Name entſpricht, z. B. Baccalaure Thomas Langſchneiderius, Magiſter Joannes Pellifax, Petrus Haſenfuſiu (oder Haſenmuſius), Guilhelmus Scherſchleiferius, Henricus Schaffsmuliu u. A. Dieſelben erkundigen ſich in einem Latein, das Wort für Wor dem damaligen Deutſch entnommen iſt, nach dem Stande des Streite zwiſchen Reuchlin und Pfefferkorn, z. B. Etiam debetis me certificare quomodo stat in guerra inter vos et Doctor. Ioannem Reuchlin, qui intellexi quo iste ribaldus (quamvis sit Doctor et Jurista) nondum vul revocare verba sua. Oder: Et praecipue scribite mihi quid faciat D Ioan. Pfefferkorn, an adhuc habeat inimicitiam cum Doctore Reuchline an vos adhuc defenditis eum, sicut fecistis, et mittite mihi unam novi tatem. Es werden Ausfälle auf die Humaniſten gemacht, durch welche di Briefſchreiber ſich ungemeiner Lächerlichkeit preisgeben; auch verſuchen di Letzteren Verſe, in denen ſie aller Poeſie und Metrik Hohn ſprechen, z. B

Sunt Moguntiae in publica Corona
In qua nuper dormivi in propria persona
Duo indiscreti bufones
In magistros nostros irreverentiales nebulones
Qui ardent reprehendere magistros in Theologia,
Quamvis ipsi non sunt promoti in Philosophia, u. ſ. w.

Dabei werden Kirchenväter, Scholaſtiker und Inquiſition mit einem Lob überſchüttet, das äußerſt komiſch wirkt. Durch ihre drollige Beſchönigung geißeln die Briefſteller die Sitte und die Bildung der Geiſtlichen jene Zeit ſcharf. Boshafter Weiſe iſt dem zweiten Bande die Bemerkung an gehängt: Romae Stampato con Privilegio del Papa e confirmato i lugo, qui vulgo dicitur Belvedere. (Leo X. hatte den Briefen die Ehr erwieſen, ſie durch Breve vom 15. März 1517 zu verdammen.) Der dritt Band, welcher Briefe Verſchiedener an Verſchiedene enthält, verbreitet ſic vorzüglich über die Aufnahme, welche die beiden erſten gefunden und läß als Anhang folgen: Klagen (Lamentationes) der Dunkelmänner über di Angriffe, welche ſie erlitten.

Was Pfefferkorn betrifft, ſo wiſſen wir nicht beſtimmt, ob er ein Perſon iſt mit dem getauften Juden Johann Pfefferkorn, welcher 1514 z

*) Epistolae obscurorum virorum tertio volumine auctae. Londini apu Editorem. (Hinten im Buche:) Impressum Coloniae, anno MCCCCCXVIII i Augusto. Item MDC.XIX Ipsis Cal. Graec.

halle unter der Anklage, das geiſtliche Amt zwanzig Jahre ohne Weihe bekleidet, Hoſtien geſtohlen, um Gelt Menſchen und Brunnen vergiftet und Zauberei getrieben zu haben, mit glühenden Zangen geriſſen und langſam gebraten wurde.

Paſſiver als die genannten Freunde Reuchlins verhielt ſich in dem heißen Kampfe zwiſchen Letzterm und den Mönchen oder zwiſchen Humanismus und Obſkurantismus Derjenige, welchen Geburt, Bildung und Ruhm zu des Erſtern Hauptkämpen berufen hatten, der aber ſein ganzes Leben hindurch eine vorſichtige, kluge und damit auch oft charakterloſe Haltung zu beobachten für gut befunden hat.

Es iſt dies der uneheliche Sohn eines gewiſſen Gerhard Helie von Gouda in Holland, eines witzigen und lebensfrohen Mannes, der aber von ſeinen Verwandten durch die falſche Nachricht vom Tode ſeiner Geliebten veranlaßt wurde, dem von ihnen längſt gehegten Wunſche ſich zu fügen und Mönch zu werden. Das Kind dieſer zu weit gediehenen Liebe, in Rotterdam 1467 geboren, wurde in den Schulen der Brüder vom gemeinſamen Leben unter den erwähnten Lehrern Hegius und Agricola erzogen, hatte nach dem Tode der trotz ihrer gewaltſamen Trennung für ihn ſorgenden Eltern mit herzloſen Vormündern zu kämpfen, die auch ihn vermönchen wollten, lernte, zum Novizentum überredet, das ganze Schmachleben der damaligen Klöſter kennen und wurde endlich mit Liſt zur Ablegung der Gelübde gebracht. Deſiderius Erasmus (dieſen Namen hatte er angenommen) hielt das ihm verhaßte und unerträgliche Kloſterleben nur ſo lange aus, bis er eine günſtige Gelegenheit fand, ihm zu entrinnen, und dieſe bot ſich dar, als der Biſchof von Cambrai ihn in ſeine Dienſte nahm. Nach einigen Jahren erhielt er die erſehnte Erlaubniß, die Univerſität Paris zu beſuchen. Die dort herrſchende Scholaſtik ſtieß ſeinen hellen Geiſt zurück und führte ihn von der Theologie, deren Streitfragen ihm von da an bis an das Ende ſeines Lebens verhaßt blieben, gänzlich ab und mit immer größerer Vorliebe den humaniſtiſchen Studien zu. Einladungen reicher junger Engländer, denen er Sprachſtunden gab, führten ihn auf einige Zeit nach England, wo Thomas More zu ſeinen Freunden gehörte. Mangel an Geltmitteln war die nächſte Veranlaſſung für ihn, ſeine Talente als Schriftſteller zu verwerten. Sein Enchiridion militis Christiani (Handbuch des chriſtlichen Streiters), eine polemiſche Schrift zu Gunſten jener niederländiſchen Richtung, welche das Chriſtentum mehr im Seelenleben als in den äußeren Formen ſieht, rief den begeiſtertſten Beifall aller vernünftigen und wahrhaft religiöſen Männer und den wildeſten Haß der Mönche hervor; die Sorbonne zu Paris verdammte es ſogar. Es folgte aus ſeiner Feder eine Sammlung von klaſſiſchen Sprüchen (Adagia), die ſo treffenden Bezug auf die Zeitverhältniſſe hatten, daß ſie ſpäter von zwei Päpſten verdammt wurden. Überſetzungen griechiſcher Schriftſteller in's Latiniſche beſchäftigten ihn dazwiſchen fort-

während. Das Hebräiſche dagegen ſchreckte ihn durch ſeine Fremdartigkeit ab. Sein ſehnlichſter Wunſch ward indeſſen erfüllt, als es ihm möglich wurde, Italien, das gelobte Land der Gelehrſamkeit, zu beſuchen. Das Kriegertum Papſt Julius II. und Roms Zuſtände ſtießen ihn ab; dagegen erquickte ihn der Umgang des Aldus in Venedig, griechiſchen Lehrer in Padua, und des ſpätern Papſtes Leo X., der ſein Gönner wurde. Durch die geiſtige Luft Italiens geſtärkt, ſchuf er während eines zweiten Aufenthaltes in England im Hauſe des Thomas More, ſein (in Bezug auf bleibende Bedeutung für die Zukunft) wichtigſtes Werk, das „Lob der Narrheit“. Unter griechiſchem Titel (Ἐγκώμιον μωρίας, eine Anſpielung auf den Namen ſeines Wirtes, dem er das Buch widmete) latiniſch abgefaßt, iſt es eine der glänzendſten Leuchtkugeln, welche das Feuerwerk der Reformation verkündeten, und genoß deshalb ebenfalls die Ehre, obſchon von Leo X. mit Beifall begrüßt, von der ſcholaſtiſchen Sorbonne verdammt zu werden. In dem Werklein tritt die Narrheit als Perſon ſelbſtredend auf, giebt ihren Stammbaum zum Beſten, preist ihre Verdienſte um Götter und Menſchen an, indem ihr alle herrlichen Thaten, alle Künſte zu verdanken ſeien, während die Weisheit nur Unheil angerichtet habe (was an des Sokrates Giftbecher und Ähnlichem nachgewieſen wird), die Narrheit alſo die wahre Klugheit ſei. Es folgt die koſtbarſte Verhöhnung der aufgeblaſenen und unwiſſenden „Gelehrten“ jener Zeit, der Jagdliebhaber, der Spieler, der Goldmacher (Alchemiſten), Geiſterſeher u. ſ. w. Der Verfaſſer wird immer kühner und ſchiebt die Abergläubigen, die Ablaßkäufer, die Heiligenverehrer nach, dann die Schulmeiſter, Dichter, Redner, Schriftſteller, die Juriſten und Philoſophen (Scholaſten) und hinter ihnen zu guter Letzt mit dem grauſamſten Spott die Theologen, deren dogmatiſche Grübeleien derb gegeißelt werden. Vollends unerbittlich wird aber die Narrheit, wo ſie auf die Mönche, dieſe Todfeinde der Humaniſten und die Vertreter des Standes, dem Erasmus alles Unglück ſeines Lebens zu verdanken hat, zu ſprechen kommt. Ihre Unwiſſenheit und Lüderlichkeit wird mit den ſchwärzeſten Farben geſchildert, ihr elendes Predigen verſpottet und mit dem Lautenſpielen eines Eſels verglichen. Nicht einmal die Könige und Hofleute verſchont ſodann der gelehrte Pamphletiſt und vergreift ſich ſogar an den Biſchöfen und Kardinälen, deren Habgier und Weltluſt er verſpottet; ja er ſcheut ſich nicht einmal die Päpſte abzuhandeln und ihren Hofſtaat durchzuhecheln, in welche Wechsler und Kuppler nicht fehlen; der Bann, der Ablaß und die Sorge für die weltliche Herrſchaft, für welche kein Blut geſpart wird und welcher die Sorge für die Kirche ſtets nachhinkt, kommen natürlich ebenfalls ſchlecht weg. Ein biſſiger Ausfall auf die Sorbonne, der den Haß dieſes Pfaffentribunals erklärt, ſchließt das ſarkaſtiſche Buch, das indeſſen des logiſchen Zuſammenhangs ermangelt, an einigen Orten zu breit angelegt und von Undeutlichkeiten und Wiederholungen nicht frei iſt.

Das „Lob der Narrheit", gerade zu der Zeit erschienen, als der heiße Federkampf zwischen Reuchlin und Pfefferkorn begann, erregte ungeheures Aufsehen und erlebte in wenigen Monaten sieben Auflagen. Die Getroffenen schrien grell auf, und die schadenfrohen Gegner derselben lachten lauten Beifall.

Hat Erasmus in diesem Werke wahrer heidnischer Spottlust den Zügel schießen lassen, so stach um so mehr sein nächstes Unternehmen, als ein ernst-christliches, dagegen ab; es war die erste wissenschaftliche Ausgabe des Neuen Testamentes im griechischen Original, in Basel 1516 bei dem gelehrten Johann Froben gedruckt und mit nebenstehender lateinischer, von der fehlerhaften Vulgata unabhängiger Übersetzung versehen. Was Reuchlin mit seiner Kenntniß des Hebräischen in Bezug auf das alte, das hat daher Erasmus in Bezug auf das neue Testament geleistet, und Beide arbeiteten mithin den Reformatoren vor, deren Hauptbestreben ja eben auf die Verbreitung dieser Bücher gerichtet war. (Und im nächsten Jahre trat Luther auf!) Es folgten kritische Ausgaben der Kirchenväter und zwar der griechischen ebenfalls mit lateinischer Übersetzung. Solche Arbeitskraft setzt um so mehr in Erstaunen, als der Verfasser während dieser wissenschaftlichen Leistungen beinahe immer auf Reisen war. Am meisten hielt er sich in Basel auf, später aber, als ihm sein Gesundheitszustand das Reisen nicht mehr erlaubte, immer länger, und zuletzt bleibend. Die Ausgaben der Kirchenväter benutzte er zur Darlegung seiner freisinnigen Ansichten und sprach sich ziemlich frisch gegen den Wert unverständlicher Dogmen, namentlich bezüglich der Dreieinigkeit, gegen Ketzerrichterei und für persönliche Glaubensfreiheit aus, wie er auch den Gedanken festhielt, daß Liebe und Eintracht die Summe der Religion seien. Nirgends aber äußert er sich mit weniger Scheu, als in seinen unter dem Titel „Colloquia" erschienenen Gesprächen, welche gewissermaßen das Thema des „Lobes der Narrheit" ohne allegorische Einkleidung weiter spinnen, das Mönchswesen, Fasten, Wallfahren u. s. w. bitter geißeln, im Übrigen alle möglichen Lebensverhältnisse behandeln, aber vielfach durch höchst unanständige und frivole Stellen befleckt sind, so daß des Verfassers Absicht, dieses Buch zum Unterricht in der lateinischen Sprache für die Jugend zu bestimmen, nur Unwillen erregen kann*).

Erasmus war, wie aus Obigem hervorgeht, in Glaubenssachen mehr oder weniger indifferent; er kannte nur ein Interesse, das für die philologische Wissenschaft. Ein solcher Mann mußte sich daher in einer äußerst schwierigen Stellung befinden, als in Deutschland, von Luther begonnen,

*) Erasmi Adagiorum opus, iuxta locos secum congruentes et pugnantes, summa diligentia redactum. Basileae in aedibus Thomae Volffii. Anno D.XXX. Mense Augusto. — Erasmi Colloquiorum familiarium opus, postrema autoris manu locupletatum et recognitum. Unà cum autoris vita. Basileae apud Chr. Egenolphum. M.D.L.V.

der große Kampf um den Glauben losbrach, besonders da in einer so b wegten Zeit von jedem Manne verlangt wurde, daß er Partei nehm Für den alten Glauben und die alte Kirchenverfassung, die unser Gelehrt mit so viel Geist und Witz verspottet und angegriffen hatte, konnte er sic nicht unbedingt erklären, ohne sich selbst zu widersprechen, — und eben wenig konnte er für die spitzfindigen Dogmen der Reformatoren, über di sein freier Geist weit hinaus war, eingenommen sein. Seine innerste Ab neigung gegen theologische Streitigkeiten ging so weit, daß er sich nich einmal die Mühe nahm, Luthers Schriften zu lesen, sich daher auch nich über dessen Grundsätze aussprach, sondern sich damit begnügte, seinem red lichen Willen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und dem Kurfürste Friedrich von Sachsen, dem Beschützer Luthers, lächelnd bemerkte: de Letztere habe eine doppelte Sünde begangen, indem er dem Papste an di Tiara und den Mönchen an die Bäuche gegriffen habe. Solche und ähnliche Äußerungen vermehrten den längst ihm gewidmeten glühenden Ha der Mönche, während hinwieder seine Neutralität und die schwächlich Versicherung seiner Ergebenheit gegen die römische Kirche, die er an seine Mitfreigeist, den Papst Leo X., richtete, dessen Bannbulle gegen Luthe er doch zugleich mißbilligte, ihm das Mißtrauen und endlich die Abneigung der reformatorischen Partei zuzog. Erasmus geriet noch ärger in di Klemme, als die katholischen Theologen, die über keinen Gelehrten zu ver fügen hatten, der sich mit ihm messen konnte, ihn unablässig quälten, al Anwalt der alten Kirche öffentlich gegen Luther aufzutreten, und sein Zögerung seinem Einverständnisse mit der neuen Lehre zuschrieben; den er habe eigentlich „das Ei gelegt, welches Luther ausgebrütet!“ Endlic wußte sich der inzwischen alt gewordene und zudem kränkliche Mann, de die Störung seiner friedlichen Studien durch den wilden Sturm de Kirchenspaltung beinahe zur Verzweiflung brachte, nicht mehr anders z helfen, als daß er wirklich gegen Luther schrieb, jedoch nur einen Grund satz desselben angriff, den er verabscheute, nämlich jenen der Unfreihei des Willens, was eine unerquickliche Reihe von Repliken und Duplike hervorrief. Das Gutachten, welches Erasmus dem unschlüssigen Rat von Basel über die Reformation abgab, war so farblos, daß seine Lage nur verschlimmert wurde und der aus Friedensliebe neutrale Greis nun mit beiden Parteien zu kämpfen hatte, was manche der Blößen, die er sich gab, verzeihlich erscheinen läßt. Die endlich zu Basel in heftigem Parteikampf erzwungene Einführung der Reformation trieb ihn, samm seinem aus gleichen Gründen der Neuerung abgeneigten humanistischen Mitarbeiter Heinrich Loriti aus Mollis im Kanton Glarus, genann Glareanus — nach Freiburg im Breisgau und von hier aus schleudert er gegen die „sich fälschlich so nennenden Evangelischen“ einen heftigen un ungerechten, selbst seiner eigenen Vergangenheit widersprechenden Zornbri (1529). Trotz fortwährender Kränklichkeit und Mißbehagen an seine

neuen Wohnorte gab er zahlreiche alte Klassiker heraus und fiel zugleich wieder in seine alte Opposition gegen kirchliche Mißstände zurück, indem er offen darlegte, wie das von den Päpsten und anderen Würdenträgern für die Türkenkriege gesammelte Gelt von Denselben unterschlagen worden, und nachwies, daß sowol in den Kirchenvätern, als in päpstlichen Dekreten manche Ketzereien enthalten seien, sowie daß das apostolische Symbolum (die Abendmalslehre) nicht von den Aposteln herrühre, — während er hinwieder gegen einen heftigen Brief Luthers, der ihn des Arianismus beschuldigte, als gegen einen „nicht nüchternen" Angriff in die Schranken zu treten genötigt war (1533). Im Begriffe, nach Besançon überzusiedeln, erlag Erasmus, während eines Besuches bei seinen Freunden, den Druckern Froben und Amerbach in Basel 1536, ohne alle katholische Ceremonien, unter einfach rührender Anrufung Gottes, — den Anstrengungen seines ganz der Wissenschaft des Altertums gewidmeten Lebens, welcher Neigung er sich so sehr hingegeben hatte, daß er keine einzige lebende Sprache (außer etwa den holländischen Dialekt) verstanden, ja sogar sich dessen gerühmt haben soll. Und so ging in dem Mönchssohne von Rotterdam eine großartige Erscheinung dahin, ein Martyrer der Wissenschaft und der Glaubensfreiheit, der weder den Pfaffen in der Tonsur, noch jenen im Kragen opfern wollte! Profetisch hatte er geahnt, daß mit der bloßen Trennung der Kirche dem Fortschritte nicht gedient sei. Seine Ansicht von der kirchlichen Gemeinschaft war eine ideale, eine erhabene, wir möchten sagen eine antike; er wollte Reformen und einen gemeinsamen, sichern, wenn auch langsamen Fortschritt, — nicht eine Trennung, nach welcher beide Lager in dem dogmatischen Sumpfe stecken blieben, in den sie sich verrannt hatten. Und wenn er auch in seinem Kampfe gegen zwei Richtungen, die ihm beide verderblich schienen und ihn beide zu erdrücken drohten, oft das Maß der Billigkeit, ja die Konsequenz seiner eigenen Grundsätze vergessen hat, so ist dieses Erliegen einer einzelnen Menschenkraft vor dem Sturme einer Welt wol zu begreifen.

C. Der Übergang des Humanismus zur Reformation.

In Reuchlin und Erasmus hatte der Humanismus, was Deutschland betrifft, seinen Höhepunkt erreicht. Es war ihm gelungen, die Scholastik niederzuwerfen; das Lob der Narrheit und die Dunkelmännerbriefe waren tödtliche Geschosse. Da er jedoch nichts Neues schuf, sondern nur Altes an seinen gebührenden Platz einsetzte, so hatte er keinen Anspruch auf eine weitere Herrschaft im Reiche der Gedanken; er mußte anderen Gestaltungen weichen. In Italien folgte ihm die nationale Poesie und bildende Kunst nach, — in Deutschland nahm die Reformation diese Stelle ein, — in beiden Ländern dem Volksgeiste gemäß, in welchem jenseits der Alpen die Fantasie, diesseits das Gemüt dem Verstande beigesellt ist.

Reuchlin hatte noch während des Beginnes der Luther'schen Bewegung die Augen geschlossen, — Erasmus wurde von ihr überrascht und das schwankende Schiff seiner Grundsätze von ihr unbarmherzig hin und her geworfen. Die wenigen ihm folgenden jüngeren Männer, die noch vorzugsweise Humanisten genannt werden können, waren daher bereits genötigt, Einer immer entschiedener als der Andere, Partei zu ergreifen und sich in den Strom der Zeit zu werfen, in welchem ihre Richtung als selbständige unterging, um nur noch als Ergänzung anderer Wissenschaften in höchst harmloser Weise aufzutauchen. Unter jenen letzten Humanisten nun, welche bereits mit dem Strome der Zeit schwammen und deren religiös-politische Kämpfe mitfochten, ragen zwei Nennenswerte hervor: Pirkheimer und Hutten, — es sind Männer der Feder und des Schwertes zugleich.

Wilibald Pirkheimer, 1470 in Eichstädt geboren, wurde durch die Fürsorge seines Vaters, eines Nürnberger Patriziers und von vielen Herren gesuchten und beschäftigten Beamten, in allen damaligen Wissenschaften, wie nicht minder in allen ritterlichen Tugenden ausgebildet. In Pavia lernte er unter griechischer und italienischer Leitung die humanistischen Studien lieb gewinnen, mußte jedoch die vorzugsweise Beschäftigung mit denselben dem Willen seines Vaters opfern und in Padua die Rechte studiren. Nachdem er diese absolvirt, folgte er wieder dem Zuge seines Herzens und eignete sich von allen Wissenschaften und Künsten wenigstens etwas an. Heimgekehrt widmete er seine Thätigkeit der Vaterstadt Nürnberg. In dieser hatte er erst drei Jahre zugebracht, als der Krieg zwischen dem Reiche und den Schweizern ausbrach, in Deutschland „Schweizer-", in der Schweiz „Schwabenkrieg" genannt, welcher die thatsächliche Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft vom deutschen Reiche zur Folge hatte (1499).

Das letztgenannte Staatsgebilde, einst das Haupt Europa's und der Stolz der Christenheit, war durch das schrankenlose Emporwuchern der ehemaligen Reichsvasallen, der kleinen Fürsten, namentlich seit der Regirung der habsburgischen und luxemburgischen Könige, welche jenem Krebsübel gar keinen Einhalt thaten, ja es sogar begünstigten, um ihre eigene Hausmacht vergrößern und ihrem fortwährenden Geltmangel abhelfen zu können, — an die Grenze äußerster Ohnmacht gesunken, welche es unter dem kraftlosen Friedrich III., dem letzten König, der sich in Rom als Kaiser krönen ließ, erreichte. „In den Zeiten, in welchen alle Monarchien in Europa (England nach Beendigung des Rosenkrieges, Frankreich nach dem Sturze Karls des Kühnen, Spanien unter Ferdinand und Isabella) sich konsolidirten," sagt Ranke, „ward der Kaiser (vom Könige Matthias Corvinus von Ungarn) aus seinem Erblande verjagt und zog als ein Flüchtling im Reiche umher; er nahm sein Mal in den Klöstern und den Städten des Reiches, wo man ihn umsonst bewirtete; mit den kleinen

Gefallen ſeiner Kanzlei beſtritt er ſeine übrigen Bedürfniſſe; zuweilen fuhr er mit einem Geſpann Ochſen ſeine Straße! Niemals, er fühlte es ſelbſt, war die Hoheit des Reiches in niedrigerer Geſtalt einhergezogen; der Inhaber einer Gewalt, welche ihrer Idee nach die Welt beherrſchen ſollte, forderte gleichſam das Mitleiden heraus."

Bei ſo traurigen Umſtänden durchdrang ein allgemeines Gefühl der Notwendigkeit von Verbeſſerungen die einflußreichſten Kreiſe des Reiches. Dasſelbe begann mit dem Durchdringen der Einſicht, daß der bisherige Dualismus von Kaiſer und Papſttum ſich überlebt habe und einmal überwunden werden müſſe, wenn es beſſer werden ſolle. Das Reich mußte nach Außen unabhängig, mußte ein deutſches, ein einheitlich geleitetes werden, — dann konnte es ſich vielleicht noch gleich den weſteuropäiſchen Staaten befeſtigen. Die päpſtlichen Nuntien wurden bereits nicht mehr zu den reichsſtändiſchen Verſammlungen eingeladen, und zu dem Landfrieden, der die überall hervorbrechenden Fehden und Unruhen ſtillen und die Rechtsſicherheit befeſtigen ſollte, wurde die Beihilfe des Papſtes nicht mehr in Anſpruch genommen. Die lange durch Zwietracht getrennten Fürſten und Städte des Reiches vereinigten ſich, um zur Vollziehung des Landfriedens ein oberſtes Gericht einzuſetzen, zu welchem der Kaiſer dann den Vorſitzenden zu ernennen hätte. Der ſchwache Kaiſer aber, der ſeine Zeit mit Alchemie, Aſtrologie, Chiromantie und anderm Aberglauben vertändelte, ſetzte dieſen Beſtrebungen einen beſchränkten Eigenſinn entgegen, und nahm es mit eiferſüchtiger Tücke auf, als die Kurfürſten ſeinen Sohn Maximilian um des öffentlichen Wohles willen zum römiſchen Könige wählten, den er trotzdem fortwährend wie einen Knaben behandelte. Maximilian aber, ein unabhängiger, wenn auch wankelmütiger Charakter, ſuchte dem Reiche gegenüber ſeines Vaters Starrſinn gutzumachen und fand ſo viel treuherziges Entgegenkommen, daß es ihm gelang, Öſterreich dem kühnen Ungarn wieder abzunehmen und dadurch einen Bund zu ſprengen, der ſich zwiſchen Corvinus und den Schweizern gebildet und wahrſcheinlich die Teilung der habsburgiſchen Erblande zum Zwecke gehabt hatte, — einen Bund, dem auch Baiern und Württemberg nicht fremd geblieben zu ſein ſcheinen. Dieſen ungetreuen Gliedern des Reiches gegenüber begünſtigte nun Maximilian die Gründung des „ſchwäbiſchen Bundes", in welchem ſich Städte und Ritter zur Aufrechthaltung ihrer Unabhängigkeit und zugleich des Landfriedens verbanden. Der Bund wurde ſo mächtig, daß ſich ihm Würtemberg freiwillig und Baiern durch Waffengewalt gezwungen, unterwarfen, und ſuchte nun auch die Schweizer zum Eintritt in ſeine Reihen zu bereden. Die alte Stammeseiferſucht zwiſchen Schweizern und Schwaben verhinderte jedoch die Erſteren, ſich Letzteren anzuſchließen, in deren Landen ſie ohnehin maßlos beſchimpft wurden. Umſonſt ſuchte Max die Schweizer durch die rührendſten Vorſtellungen zu gewinnen; ſie hatten was ſie wollten und glaubten in dem alternden Reiche nichts mehr finden

zu können, was ihnen frommen würde. Max, der vom Könige Frankreichs Karl VIII., persönlich beleidigt war und das Reich von den Franzose und Türken bedroht sah, berief den denkwürdigen Reichstag von Worm (1495), welcher eine allgemeine Reichssteuer, den „gemeinen Pfennig" ausschrieb und deren Verwendung einem Reichsrate übertrug, der zugleich über die Rechtssicherheit zu wachen, für die Herbeibringung der abgekommenen Reichslande zu sorgen und den Widerstand gegen die Türken und andere Reichsfeinde zu leiten hätte. Da aber Maximilian diese Neuerungen, als die königliche Gewalt allzusehr beschränkend, nicht bestätigen wollte, begnügte sich der Reichstag mit endlicher Feststellung des Landfriedens in der Weise, daß von da an das Faustrecht unmöglich wurde, mit Einführung des Reichskammergerichts, wie es bereits früher die Stände gewollt hatten, und mit Ausschreibung jener Reichssteuer des „gemeinen Pfennigs" ohne Beschränkung der kaiserlichen Gewalt.

Dies waren nun die Reichstagsbeschlüsse, deren Nichtannahme durch die Eidgenossen den Schwabenkrieg herbeiführte, und dies die damaligen politischen Verhältnisse Deutschlands, deren Verständniß diese Abschweifung von unserm Pirkheimer notwendig machte. Als der nunmehrige Kaiser Max selbst den Kriegsschauplatz am obern Rhein und Bodensee betrat, wo die Truppen des schwäbischen Bundes beständig geschlagen wurden, gesellte sich ihm auch der tapfere Humanist von Nürnberg mit vierhundert Mann bei, obschon er, dessen Vaterstadt einst wirksame Hilfe aus der Schweiz erhalten, dies mit widerstrebendem Herzen und nur aus Gehorsam gegen den Kaiser that. Fruchtlos vergeudete er die Kräfte seiner Leute an den unwegsamen, mit ewigem Schnee bedeckten Alpen Graubündens, wegen welches Mißlingens er bei dem Kaiser verleumdet wurde, doch ohne Erfolg. Umsonst griff er auch den Seehafen Rorschach am Bodensee mit einer kleinen Flotte an, machte die tapferen Vertheidiger nieder, plünderte und verbrannte den Flecken. Der Kaiser, dessen Heer bei Dorneck blutig geschlagen wurde, mußte die Unabhängigkeit der Schweiz anerkennen.

Von Max für seine Dienste zum kaiserlichen Rat ernannt, widmete sich Pirkheimer, nach hergestelltem Frieden und Niederlegung seiner Ämter, ganz den Wissenschaften und schaffte sich zu diesem Zwecke eine kostbare Bibliothek an. Mehrere griechische Klassiker übersetzte er in's Lateinische und schrieb in dieser Sprache die „Geschichte des Schweizerkrieges" (historia belli Suitensis s. helvetici libri duo), welche über den Schwabenkrieg viele sonst nirgends zu findende Aufschlüsse gibt, und ein humoristisches Werkchen, die „Apologie des Podagra" (Apologia s. laus podagrae), an welchem Übel er lange Jahre litt.

Die bisherigen Humanisten, in ihren Studirstuben ergraut und vom Volke abgeschlossen, sogar, wie Erasmus, von dessen Sprache, hatten es nicht nötig gefunden, ihre Wissenschaft für die nicht gelehrte Welt nutzbar

zu machen. Die Männer der Studien waren auf dem beſten Wege, eine Art indiſcher Kaſte abzugeben, deren Leben und Treiben für das Volk unverſtändlich war. Es iſt daher bezeichnend, daß gerade Pirkheimer, der Mann des Staatsdienſtes und des Krieges, der als ſolcher nicht blos in der Studirſtube ſaß, ſondern unter die Leute kam, in der Entwickelung der klaſſiſchen Studien um einen Schritt weiter ging und der Erſte war, welcher griechiſche und römiſche Klaſſiker in die deutſche Mutterſprache überſetzte. Genial iſt auch die Methode die er dabei befolgte, indem er Werke des Plutarch, Salluſt, Cicero u. A. in ſorgfältiger Auswahl und Anordnung unter dem Geſammttitel: „Theatrum virtutis et honoris oder Tugendbüchlein aus etlichen fürtrefflichen griech. und lat. Skribenten ins Deutſche gebracht“ zuſammenſtellte. Daneben ſammelte er fleißig alte Münzen und andere Altertümer, die ſpäter ſeiner Vaterſtadt zu Gute kamen. Die Hartnäckigkeit ſeines Gichtleidens und noch mehr der frühe Verluſt ſeiner trefflichen Gattin trübten die Tage ſeines Lebens vielfach. Entſchädigt wurde er hierfür durch die Liebe ſeiner Schweſter Charitas, welche durch den gelehrten Konrad Celtes in die humaniſtiſchen Wiſſenſchaften eingeweiht war und ſich, um ganz den Studien leben zu können, doch ohne eine Schriftſtellerin ſein zu wollen, in ein Frauenkloſter zurückzog. Ein reger Briefwechſel in Herzens- und Geiſtesangelegenheiten verband die beiden feingebildeten Geſchwiſter. Es entſchädigte den vielgeprüften Mann ferner der geiſtige Verkehr mit Reuchlin, für den er in deſſen großem Streite zahlreiche Freunde warb, dem er auch reichlich mit Geldmitteln und mit Troſt unter die Arme griff, mit Erasmus, deſſen Schwanken er zu regeln ſuchte und deſſen Zutrauen er wie Niemand ſonſt beſaß, mit dem Maler Albrecht Dürer, ſeinem Mitbürger, dem er in deſſen traurigen Schickſalen väterliche Freundſchaft widmete. Der Briefwechſel des Gelehrten und des Künſtlers war ein höchſt vertrauter, ſo daß Dürer ſeinem Freunde, der, wie es ſcheint, in Liebesſachen nicht allzu ſkrupulös war, einſt brieflich bemerkte: derſelbe ſei alt und glaube, er ſei ebenſo hübſch, und ſein Buhlen um die „ſchöne Roſenthalerin“ ſtehe ihm gerade ſo, wie des großen zottigen Hundes Schäckern mit dem jungen Kätzlein.

Pirkheimer verhielt ſich zur Reformation in ähnlicher Weiſe, wie unſere großen deutſchen Dichter zur franzöſiſchen Revolution. Dieſelbe an ſich fand ſeinen vollen Beifall und Luther an ihm einen aufrichtigen Freund; die mit der Bewegung verbundenen Ausſchreitungen aber ſtießen den ſtreng rechtlichen Mann, den Freund der Glaubensfreiheit, den Verehrer alter Schätze der Kunſt und Wiſſenſchaft, heftig ab. Seine Stellung war daher in ſofern derjenigen ſeines Freundes Erasmus ähnlich, als er wie Dieſer zu keiner von beiden Religionsparteien ausſchließlich hielt, doch darin von derſelben verſchieden, daß er ſich hütete, zwiſchen beiden hin und her zu ſchwanken und es dadurch mit beiden zu verderben. Auch

er wollte keiner von beiden Glaubensdespotien huldigen, doch nicht etw aus Vorurteilslosigkeit, sondern großentheils auch aus Befangenheit i älteren Anschauungen, die er der Aufhebung dessen, was er selbst für ver altet ansah (z. B. des Fastens), nicht opfern wollte; indessen starb e bald nach dem Ausbruche der Bewegung, im Alter von sechszig Jahren der letzte männliche Sprosse seines Stammes.

Wie endlich die humanistische Bewegung gänzlich in die reforma torische und die Beflissenheit in den alten Sprachen in die Pflege de Muttersprache überging, zeigt die Wirksamkeit des jüngern Freundes un Geistesverwandten Pirkheimers, Ulrichs von Hutten, welcher, al Nachkomme eines fränkischen Rittergeschlechtes, 1488 auf der Feste Stäkel berg an der obern Kinzig geboren wurde. Von seinen Eltern dem geist lichen Stande geweiht, brachte er seine Jugend vom elften Jahre an i der berühmten Benediktinerabtei Fulda zu, aus welcher er jedoch, d ihm das Klosterleben durchaus zuwider war, im siebenzehnten Jahr entfloh. Auf mehreren Universitäten studirte er nun die humanistische Wissenschaften, zuerst in Köln, mit dem erwähnten Crotus Rubianu (eigentlich Johann Jäger), der gewissermaßen sein Mentor war, und er während dieser Zeit von der Scholastik zur Humanistik übertrat, bis Beid durch den Sieg der Feinde Reuchlins von dort vertrieben wurden, — dann in Erfurt mit seinem Altersgenossen Eoban Hesse, einem ge wandten latinischen Dichter, dessen Verse der Prosa des Erasmus an di Seite gesetzt wurden, der aber auch in persönlicher Erscheinung als ei Ideal der Männlichkeit erscheint, und einen Freundeskreis belebte, dem de ehrwürdige Konrad Muth (genannt Mutianus Rufus), Chorherr i Gotha, die wissenschaftliche Weihe gab; es wurde in demselben, wenn auc nicht ohne mystische Beimischung, in himmelstürmend titanischer Weise üb die herrschende Religion und ihre Geheimnisse verhandelt. In Franfur an der Oder beendete Hutten seine Studien und begann ein unstet Wanderleben bis an die Gestade der Ostsee, mit Armut kämpfend un sogar bettelnd, und von einem anfänglichen Wolthäter, bei dem sich ab bald der Eigennutz hervorkehrte, meuchlerisch überfallen, mißhandelt un beraubt. Er besang diese Unfälle in latinischen Elegieen, ging aber bal zu politischer Poesie über.

Es war eine bewegte Zeit. Die gegenseitige Eifersucht zwische dem König Maximilian und den Reichsständen auf ihre beiderseitige Rechte war zu einem förmlichen Bruche ausgeartet und im Reiche herrsch völlige Anarchie. Es gelang jedoch Maxen, trotz der Feindschaft d Kurfürsten, mehrere niedere geistliche und weltliche Fürsten für sich zu g winnen; er besiegte mit ihrer Hilfe die Häupter der Widerspenstigen, d Herzog Georg von Baiern-Landshut und den Pfalzgrafen Ruprech und stellte so sein Ansehen wieder her; die kaiserliche Macht fand wiet Verehrer, und es wurde eine Druckschrift verbreitet, welche in religi

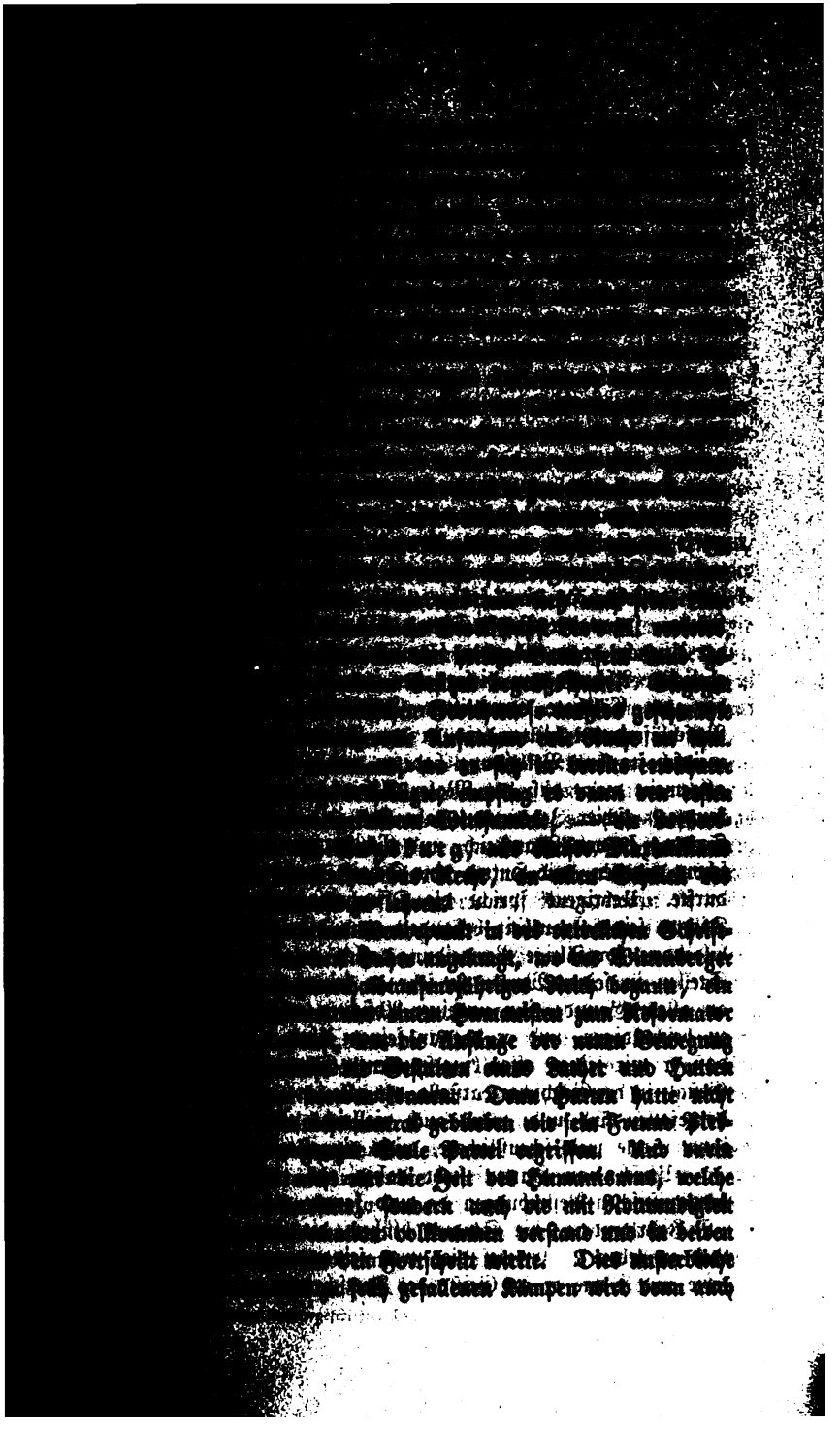
begeisterter Sprache den Kaiser vor den Franzosen warnte, die sich des Papst- und Kaisertums bemächtigen wollten. Auf dem Reichstage zu Konstanz im Jahre 1507, wo auch die Eidgenossen wieder erschienen, für deren Übertritt von der französischen zur deutschen Bundesgenossenschaft man im Reiche betete, schien der alte deutsche Ruhm noch einmal aufleben zu wollen. Feurig forderte Max zur Vertheidigung deutschen Namens und deutscher Ehre gegen die Wälschen auf. Es galt nach seinem ritterlichen, von Schwärmerei nicht freien Sinne die Eroberung der deutschen Kaiserkrone in Rom und die Unterwerfung Italiens unter das Reich, von welchen veralteten Traditionen man sich nicht loszumachen vermochte. Alle Stände, selbst die Schweizer, versprachen Betheiligung am Römerzuge; der Kaiser beschenkte Letztere reich, verhieß ihnen, falls sie wieder treue Reichsglieder sein wollten, ebenfalls ein guter Eidgenosse zu bleiben und sprach sie von allen fremden Gerichten los.

Die Zeiten waren aber andere geworden, und der mittelalterliche Römerzug scheiterte, theils an der Gleichgiltigkeit, ja dem Verrate deutscher, von Frankreich gewonnener Fürsten, theils an der Abneigung des Papstes Julius II. gegen Alles, was nicht Italien zu gut kam, theils an der förmlichen Feindschaft der stolzen Republik Venedig, die dem Reichsherrn den Zug durch ihr souveränes Gebiet sperrte. Von da an gingen die Geschicke Italiens und Deutschlands auseinander, das unnatürliche Reich des zweiköpfigen Adlers war zerrissen; der Papst war, was er sein wollte, blos noch ein italienischer Fürst, der Kaiser, was er sein sollte, blos noch ein deutscher König. In Trient legte sich Maximilian aus eigener Machtvollkommenheit den Kaisertitel bei, und die Römerzüge hatten aufgehört. Unter allen Umständen aber mußte Venedig für seinen Trotz gezüchtigt werden. Der verzweifelte und unnatürliche Bund von Cambrai sollte diesem Zwecke dienen und war ein neues Stadium in den wankelmütigen Bundesgenossenschaften Maximilians, so daß sich nun auch die Schweizer nicht mehr an ihn gebunden erachteten und die deutschen Stände übeln Willen zeigten, das Blut ihrer Völker länger um Italiens willen zu opfern, vielmehr geneigt waren, mit dem kaufmännischen Venedig den Streithandel um Gelt abzuwickeln. Die Entzweiung im Reiche brach wieder hervor, und gegen Venedig wurde nichts ausgerichtet als ohnmächtige Scharmützel.

Diese Lage war es nun, welche Hutten's patriotische Zornesleier erklingen machte. Mit Begeisterung erfüllte ihn die Idee des Kaisertums, wie sie sich im Mittelalter entwickelt hatte, nämlich jene einer Weltherrschaft, der alle übrigen Staaten unterworfen sein sollten. Als Ritter war er Anhänger der Monarchie überhaupt und Widersacher der sich gegen die Reichseinheit auflehnenden Republikaner, als verarmter Ritter insbesondere ein Feind der venetianischen Geldsäcke; als deutscher Enthusiast raubte er, seine Nation, welche das Schießpulver und die Buchdruckerkunst

erfunden und in wiſſenſchaftlicher wie ökonomiſcher Blüte begriffen, ſe dazu berufen, an der Spitze der Chriſtenheit zu ſtehen. Dies ſind di Gedanken, welche Hutten's Gedicht „Exhortatio ad Maximilianum“ be ſeelen, in dem er ſich indeſſen wolweislich hütete, die politiſche Ohnmacht ſeines Vaterlandes zu berühren. Er ſchrieb es in Wien, wo er den Schweizer Badian (Joachim von Watt) und andere bedeutende Männer zu Freunden gewann, die ſcholaſtiſche Hochſchule aber ihn verhindert haben ſoll, über Poetik zu leſen, und von wo er ſich daher bald nach Italien, dem gelobten Lande des Humanismus, begab, um deſſen Beſitz (1512) aber gerade die Franzoſen und die Schweizer blutig ſtritten, nachdem Letztere aus ihrem Schwanken zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Freundſchaft durch ihre Hingabe an den kriegeriſchen Julius II. herausgeriſſen worden. Hutten hatte als Student in Pavia die Rohheit beider Heere bitter zu koſten. Durch Not zum Eintritt in das kaiſerliche Heer im Kriege gegen Venedig gezwungen, ſetzte er ſeine politiſchen Gedichte fort und wandte ſich in denſelben endlich vorzüglich gegen den Papſt, deſſen gänzliches Vergeſſen ſeines Amtes in Blut und Brand, und deſſen Ablaßhandel er mit ſtarken Farben ſchilderte, und den er nach ſeinem Tode auch von der Himmelspforte abgewieſen darſtellte.

Gerade als endlich dem irrenden Ritter, nach ſeiner Heimkehr, das langentbehrte Glück zu leuchten ſchien, indem der feingebildete Ritter Eitelwolf vom Stein (der ſchon im Kloſter Fulda ſein Beſchützer geweſen) ihm eine ehrenvolle Stellung am Hofe des aufgeklärten Erzbiſchofs von Mainz (Albrecht von Brandenburg) zu verſchaffen im Begriffe ſtand, mußte er an einem und demſelben Tage ſowol den Tod dieſes ſeines Gönners, als denjenigen ſeines Vetters Hans von Hutten erfahren. Der Letztere war nämlich der Günſtling, Trink- und Spielgeſelle des berüchtigten Herzogs Ulrich von Würtemberg geweſen, eines Wüſtlings, der ſchon im zarten Alter von dreizehn Jahren mit der Sendung dreier Fäßchen voll eingeſalzenen Hochwildpretes an die ihm befreundeten Schweizer dieſe ermahnte, ſolches nicht ohne die Geſellſchaft ſchöner Frauen zu genießen, — und durch ſeine und ſeiner Günſtlinge Herrſchſucht und Verſchwendung das arme Volk fürchterlich ausſog und zum Aufſtande des „armen Konrad“ zwang. Nach grauſamer Unterdrückung desſelben, deſſen Opfer in die Schweiz flohen, ſtellte der Herzog der jungen Gattin Hanſen von Hutten nach, bat denſelben auf den Knien um ihm die Pflege dieſer ſeiner Liebe zu geſtatten, und rächte dann ſeine Abweiſung, indem er den unglücklichen Ehemann in einen Wald lockte, ihn dort ermordete und den Körper an ſeinen in den Boden geſteckten Degen hängte. Die Familie Hutten und mit ihr die ganze ſchwäbiſche Ritterſchaft ſagte entrüſtet dem Herzoge den Frieden auf, und Ulrich von Hutten wurde das Organ der Empörten, indem er mit ſeiner gefürchteten Feder in zermalmender Wucht der Rede gegen den Mörder zu Felde zog, bis



in unſeren Augen keineswegs geſchmälert durch jenen Umſtand, den d „Dunkelmänner“ ſtets mit ſo vieler Wolluſt gegen ihn geltend gemac haben, weil ſie ihm nichts Anderes vorzuwerfen wußten. Es iſt dies k Krankheit, an welcher er ſeit ſeinem zwanzigſten Lebensjahre litt, k Syphilis oder Luſtſeuche, welche erſt ſeit dem Zuge der Franzoſen na Neapel im Jahre 1494 in Europa deutlich aufgetreten und wah ſcheinlich aus dem neu entdeckten Amerika durch die Spanier eingeſchlep war und deren Urſprung Italiener und Franzoſen einander wechſelſeit zuſchoben. Die Krankheit trat ſo verheerend auf, daß man genötigt wa eigene Spitäler für ihre Opfer zu errichten (ſo 1505 in Ferrara), we die ſonſtigen nicht ausreichten und die Beſchaffenheit der neuen Seuch ihre gemeinſchaftliche Behandlung mit anderen Kranken nicht geſtattete. Ab geſehen nun davon, daß kein Beweis dafür vorliegt, als hätte ſich Hutten dieſe Krankheit durch Ausſchweifungen leichtſinniger Weiſe zugezogen, viel mehr bekannt iſt, daß ſich dieſelbe auch durch unreinliche Betten, Gefäße u. ſ. w. fortpflanzen kann, iſt es falſch und heuchleriſch, die Anſchauungen unſerer Zeit, welche den Beſitz dieſer Krankheit mit Grund für unehren haft anſieht, in eine frühere Zeit überzutragen, wo die Fürſten aller Länder, ſogar der Papſt Sixtus IV. in Rom ſelbſt, Häuſer zur Pfleg der Unzucht gegen Abgaben förmlich duldeten, wo man ſich offen der un ehelichen Abkunft von dieſer oder jener hochſtehenden Perſon rühmte, wo die zum Cölibate verurteilten Geiſtlichen notoriſcher Weiſe ohne Heh Beiſchläferinnen hielten, wo in den Bädern Männer und Weiber in Ge meinſchaft ohne Bekleidung badeten und gerade die berührte Krankheit ſ allgemein war, daß der Maler Albrecht Dürer an Pirkheimer ſchreibe konnte, „ſchier Jedermann habe ſie“, ja ſogar Könige, wie bekanntli Franz I. von Frankreich, und Päpſte wie Leo X. nicht von ihr ver ſchont wurden, und Hutten eine Schrift darüber einem Erzbiſchofe widme durfte. Uebrigens ſpricht die Offenheit, mit welcher unſer ritterlich Dichter ſeine Krankheit behandelt, und die in jener Zeit eine Ausnahm bildende, ſorgfältige Vermeidung aller unanſtändigen und zweideutig Stellen in ſeinen Werken ſo ſehr zu ſeinen Gunſten, — es fehlt ſo ſe an allem Grunde, ihn unreiner Abſichten und unehrenhafter Handlung zu beſchuldigen, und er hat an ſeinem Übel ſo unſäglich ſchwer gelitt daß er mit ſeinen offen eingeſtandenen Schattenſeiten eine weit koſtbare Geſtalt in der Geſchichte darſtellt, als alle jene „obscuri viri“, die über ih hergefallen ſind und, wenn auch vielleicht nicht an ihrem Körper, doch i ihrer Seele weit ſcheußlichere, nicht eingeſtandene Schäden herumtrage

Ulrich von Hutten ſteht daher als ein würdiger Schlußſtein d humaniſtiſchen Beſtrebungen da und konnte mit Recht begeiſtert ausrufe „O Jahrhundert, die Studien blühen, die Geiſter erwachen, es iſt e Luſt zu leben.“ Er rief dies trotz ſeiner namenloſen Leiden, — ſo ſe lebte und webte er im Geiſte des Fortſchrittes. Und wirklich war es

jener Zeit, trotz anfänglicher Verfolgung der Humaniſten, durch raſtloſes Arbeiten gelungen, dieſen Männern an allen deutſchen Hochſchulen das Übergewicht zu verſchaffen, ja ihnen die meiſten Lehrſtühle zu übertragen und die Scholaſtik beinahe ſpurlos auszurotten, deren Schickſal verdientermaßen auch die Kollegien oder Burſen, dieſe durchaus faul und unnütz gewordenen Reſte klöſterlichen Zuſammenlebens, theilten, welche nur Müßiggang und damit auch alle Laſter begünſtigt hatten; denn allen ſolchen waren ihre Mitglieder ergeben; ja es kamen ſogar oft Mordthaten unter Studirenden, und an Profeſſoren und Rektoren durch deren Famuli vor.

Bei dieſem Zeitpunkte des Sieges antiker Wiſſenſchaftlichkeit und der durch ſie angebahnten Begründung neuer Richtungen des Menſchengeiſtes über das alte Schulzopftum werfen wir auch noch einen Blick auf den Zuſtand der Schulen in jener Zeit des Überganges aus der mittelalterlichen Unwiſſenheit des Volkes zur Volksbildung der Neuzeit.

Auf dem Lande waren in der Regel die Pfarrer die einzigen Perſonen, welche einen höchſt notdürftigen Unterricht ertheilten und demſelben nur zu oft, theils durch Mangel an Lehrgabe, theils an Geduld, alle Wirkſamkeit nahmen. Wo ungebildete Weltliche Schule hielten, machten ſie ſich oft durch unmenſchliche Züchtigungen fehlbarer Schüler ſo verhaßt, daß ſie von ihrer Stelle entfernt werden mußten. Wer den Drang in ſich fühlte, mehr zu lernen, als ihm dort geboten wurde, machte ſich auf die Füße und reiste, um Gelegenheit zu ſeiner Ausbildung zu finden. Auf dieſen Wanderſchaften trafen in der Regel zweierlei Leute zuſammen, Studenten, auch „Bachanten“ oder verächtlich „Beani“ genannt, d. h. Solche, welche ſchon Schulen beſucht hatten, ohne daß ſie deshalb etwas zu wiſſen brauchten, und Schüler, oder „Schützen“, d. h. Knaben, denen das damalige Schulleben noch fremd war. Die „Schüler“ waren förmliche Sklaven der „Studenten“, wurden von ihnen, wenn ſie müde wurden, mit Rutenſtreichen vorwärts getrieben und mußten für ſie von Haus zu Haus betteln; das Erhaltene aber, wie nicht minder das den Schülern zu Hauſe Mitgegebene, verzehrten die „Studenten“ allein und ließen ihre jüngeren Kameraden hungern und frieren, in Ställen oder im Freien ſchlafen. So ging es oft von Land zu Land, durch das ganze deutſche Reich, aus der Schweiz bis nach Polen oder von Holland bis Ungarn. Man begnügte ſich übrigens nicht mit dem Betteln, ſondern machte ſich kein Gewiſſen daraus, Hausgeflügel mit Steinen todt zu werfen, um es entweder mitzunehmen oder im Kampfe mit den nachſetzenden Bauern zurückzulaſſen. Auch wurden die „fahrenden Schüler“, die ſelbſt oft nichts zu beißen und zu brechen hatten, trotzdem von Räubern und Mördern angefallen, von denen die Landſtraßen wimmelten. So dachten die Wanderer oft Jahre lang nicht von ferne an den eigentlichen Zweck ihrer Reiſe, den Schulbeſuch. Kamen ſie in eine Stadt, wo ſich

Schulen befanden, so sangen sie vor den Häusern oder bettelten wie a dem Lande und wurden von den dortigen Schülern verhöhnt und mi handelt. Da kam es denn vor, daß die Lehrer mit ihren wirklichen Z hörern auszogen, um die falschen müßiggehenden Schüler in die Schu abzuholen, von ihnen aber, denen das wilde, freie Leben lieber war un die sich deshalb in ihrem Quartier verbarrikadirten, mit Steinwürfe empfangen wurden. Oft liefen auch die „Schüler", denen die Mißhand lungen von Seite der „Studenten" zu arg wurden und die das Gewiss erinnerte, daß sie mit solchem Leben keinem guten Ende entgegen gingen ihren Peinigern davon und begannen Schulen zu besuchen. Es ist klar daß Leute ohne alle Vorbildung, Leitung und Aufsicht in einer Zeit, di noch keine Organisation des Schulwesens kannte, wenig Nutzen von de bestehenden Lehranstalten ziehen konnten. Auch gab es wirklich, abgesehe von den bereits mit Humanisten besetzten Universitäten, wenig wirklich gute ihres Zieles bewußte Schulen. Die denselben gewidmeten Gebäude ware furchtbar unreinlich, die den Schülern zu Gebote stehenden Wohnunge und Schlafstellen, und daher auch ihre Kleider, von Ungeziefer angefüllt und bei der oft allzu starken Anhäufung vieler Schüler an einem Orte verbunden mit den Strapazen, denen sie auf der Reise ausgesetzt gewesen und der schlechten Nahrung, die sie aus Not genießen mußten, brach nich selten die Krätze unter ihnen aus. In Städten, wo mehrere Schulen be standen, meist so viele als Kirchen, z. B. in Breslau, war es den Schüler des einen Pfarrbezirkes verboten, in einem andern zu betteln oder zu singen und Übertretungen hatten oft blutige Händel zwischen den Schülern de verschiedenen Quartiere zur Folge. In Krankheitfällen wurden die Schüle in der genannten Stadt gegen einen kleinen Beitrag sorgfältig verpfleg An dem dortigen Gymnasium zu St. Elisabeth befanden sich über hunde Kammern für „Studenten", die „Schüler" aber mußten auf dem Boden de Schulstube schlafen. In angenehmen Sommernächten trugen Letztere da Gras, das man, nach dortiger Sitte, vor die Häuser der Reichen zu streue pflegte, in einen Winkel des Kirchhofs zusammen und legten sich darei Bei Regenwetter begaben sie sich in die Schule, und drohte ein Gewitte so wurden unter Anführung des Subkantors fast die ganze Nacht Respo sorien gesungen. Oft gingen die Schüler an den Sommerabenden na dem Nachtessen in die Bierhäuser und wurden von den bereits halb b trunkenen polnischen Bauern ebenfalls betrunken gemacht. Die Unterricht ordnung muß oft seltsam gewesen sein. Einst lasen in einer Stun und in einem Hörsaale neun Baccalaurei. Was man las, wurde zue diktirt, dann distinguirt, hierauf konstruirt und zuletzt exponirt. Was d Lehrer manchmal für Leute waren, zeigt der Umstand, daß es Solche bi weilen nicht unter ihrer Würde hielten, mit den fahrenden Schülern herum zuziehen, und sie sogar zum Betteln und Stehlen anzuhalten. An irgen welche Zucht oder an eine Aufsicht über die Schüler in jener Zeit kan

daher kaum gedacht werden, und es vergingen oft viele Jahre, ehe ſolche fahrende Schüler dazu gelangten, etwas zu lernen. Kam es dann vor, daß ſich mehrere Solche ermannten und an die Erfüllung ihrer Aufgabe wagten, ſo wurden die Schulen oft in unglaublichem Maße überfüllt, beſonders wenn an einer ſolchen ein gelehrter Humaniſt wirkte, wie z. B. der tüchtige Johann Witz, genannt Sapidus, zu Schlettſtadt im Elſaß, deſſen Lehrſtunden im Jahre 1521 von mehr als neunhundert Schülern beſucht wurden, bei denen ſich zwanzig- und mehrjährige Jünglinge, ſo der Schweizer Thomas Plater aus Wallis, ſpäter Rektor zu Baſel, unter den Anfängern befanden. Solche verſpätete Muſenjünger waren dann aber oft von einem ſolchen Eifer beſeelt, daß ſie, wenn ſie aus Not gezwungen waren, ein Handwerk zu lernen, dabei ihre Studien heimlich fortſetzten, wie der gelehrte Schweizer Rudolf Ambühl, genannt Collinus, der ein Seiler wurde und den erwähnten Plater in derſelben Fertigkeit unterrichtete, der aber während des Hanfdrehens den Homer und Plautus las, bis er es durch Ausdauer zu einem edlern Berufe brachte, ſo auch die Reformatoren Müslin (Musculus) aus Lothringen, welcher als Weber, und Johannes Keßler (Ahenarius) aus St. Gallen, welcher als Sattler arbeitete.

Die große Menge iſt unthätig und gleichgiltig; aber immer finden ſich unter ihr hervorragende Geiſter, welche ſich aus der ſie drückenden Rohheit emporſchwingen und ſich durch unſterbliche Thaten geltend machen. Wir haben davon Beiſpiele aus der Periode des Wiederaufblühens der Wiſſenſchaften geſehen; wir werden andere aus der ihr folgenden der Wiedergeburt des Chriſtentums kennen lernen, welche kommen mußte, um die Menſchheit zum Licht und zur Aufklärung zu führen.

Zweites Buch.

Die Kirchentrennung.

Erster Abschnitt.

Das zerrissene deutsche Reich.

A. Der Abfall von Rom.

Die unter dem Namen der „Reformation" bekannte politisch-religiö
Bewegung am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts ist kein zu dies
Zeit plötzlich und unerwartet auftauchendes Ereigniß, durch welches d
Kirche Christi frevelhafter Weise zerrissen worden wäre, sondern einfa
das Endergebniß einer seit den ersten Jahrhunderten des Christentum
beharrlich fortgeführten, in den politischen, kirchlichen, wissenschaftlich
und künstlerischen Verhältnissen genugsam hervortretenden Opposition geg
das in der Kirche mit der Zeit herrschend gewordene jüdisch-heidnis
Hohenpriestersystem.

Diese Opposition, die sich im Mittelalter auf deutschem Boden, m
Ausnahme des Kampfes der Stedinger, noch ziemlich passiv verhielt, tr
zum ersten Male mit einem deutlichen Programm hervor bei Anlaß d
Konzils von Konstanz, welches Papst Johann XXIII. wider sei
Neigung auf Verlangen des Kaisers Sigismund im Jahre 1413 z
sammenrief, um durch dasselbe den heillosen Zustand der drei Päp
zählenden Kirche verbessern zu lassen. In Konstanz begann 1414 aller
Volk zusammenzuströmen. Auch Papst Johann reiste dahin und beg
sich zu diesem Zwecke in den Schutz des Herzogs Friedrich von Öst
reich, der ihn von Trient an durch sein Land Tirol geleitete. Auf de
Arlberge stürzte der Wagen des Papstes, und Dieser fiel in den frisch
Schnee, unmutig ausrufend: „Hier liege ich in des Teufels Namen
Als er über den Berg her in der Ebene anlangte, bemerkte er, sein Schick
ahnend: „So fängt man die Füchse". Am Simons- und Judastag kc

a mit Herzog Friedrich vor Konstanz an, an der Spitze von neun rot gekleideten Kardinälen, vielen Adeligen und etwa sechshundert Mann Gefolge. Vom Bischof und den Bürgern ehrenvoll empfangen, hielt er, das Allerheiligste auf einem besondern schneeweißen Pferde vor ihm, seinen Einzug in die Stadt.

Am vierten Tage darauf zog in Konstanz ein anderer Mann ein, ohne Pomp, aber mit desto besserm Gewissen in seiner Brust. Es war Johannes Hus aus Böhmen, den wir bereits kennen (s. S. 74). Der damalige Kaiser Sigismund, dem als Tronfolger in Böhmen daran gelegen war, die dort ausgebrochenen religiösen Streitigkeiten zu Ende zu bringen, hatte selbst Husen veranlaßt, nach Konstanz zu reisen, um da vor dem Konzil seine Lehren zu vertheidigen, und ihm zu diesem Zwecke einen Brief ausgestellt, durch welchen er ihn in seinen Schutz nahm und allen Obrigkeiten des Reiches anbefahl, ihn frei und unbehelligt nach Konstanz ziehen, dort wandeln, wohnen und frei wiederkehren zu lassen. Mehrere ihm anhangende böhmische Edelleute begleiteten ihn.

Zu Weihnachten erschien endlich auch der Kaiser in Konstanz, und es hatte sich in dieser Stadt eine glänzende und zugleich buntscheckige Bevölkerung eingefunden, wie sie noch nie in dieser Weise getroffen worden. Man zählte, nach einer gleichzeitigen Berechnung, 73 Erzbischöfe, 378 Bischöfe, 85 Weihbischöfe, 450 Gelehrte von 39 Hochschulen, 162 Fürstäbte, 484 andere Äbte, 2430 fremde Priester (darunter aus Griechenland, Rußland und Irland), den Hochmeister und acht Großkomthure des Ordens von Rodos, 13 Komthure des Deutschen Ordens, die Generale des Dominikaner-, Augustiner- und Franziskanerordens mit 38 Meistern der Theologie aus denselben, 47 Herzoge, 25 Fürsten, 113 Grafen, 2025 Freiherren, Ritter und Edelknechte, 32 Herolde, über 500 Spielleute (Posaunen, Trompeter, Pfeifer, Geiger, Sänger u. s. w.), eine unzählbare Menge von Handwerkern und Kaufleuten, worunter allein bei 70 Apotheker; endlich wurden nicht vergessen über 700 öffentliche Dirnen, ohne die geheimen, zusammen etwa 133.000 Fremde*).

Der erste bedeutendere Beschluß des Konzils ging dahin, die Stimmen nicht nach Köpfen, unter welchen die zahlreichen Italiener die Mehrheit gebildet hätten, sondern nach sogenannten Nationen zu zählen, deren man drei, die Deutschen, Gallier und Italiener anerkannte, welchen später noch die Briten und Spanier beigefügt wurden. Die Angehörigen anderer Völker waren unter die Genannten vertheilt.

Den Erwartungen der gesammten Christenheit gemäß hätte das Konzil vor Allem die von sämmtlichen denkenden Köpfen damaliger Zeit geforderten und bei den traurigen Zuständen der Kirche durchaus notwendigen Reformen in Behandlung nehmen sollen. Statt dessen griffen die frommen Väter

*) Marmor, Das Konzil zu Konstanz. Konstanz 1858.

mit Heißhunger nach der Angelegenheit des unglücklichen Hus. E Magiſter, deſſen Name nur noch in alten Scharteken zu finden, im Mun der Nachwelt aber ſpurlos vergeſſen iſt, klagte den noch immer und n ewig gefeierten Martyrer der Ketzerei und des Aufruhrs gegen die Kir an und verlangte ſeine Verhaftung. Die letztere erfolgte wirklich, kein ganzen Monat nach ſeiner Ankunft mit dem Geleitsbriefe des Kaiſe Als Letzterer, noch vor ſeiner Ankunft in Konſtanz, von dieſer That Kenntn erhielt und darüber ſeine Unzufriedenheit bezeugte, bewieſen ihm die gelehrt Herren des Kollegiums der Kardinäle, daß nach dem kanoniſche Rechte einem Ketzer keine Treue zu halten ſei, worauf d ſchwachherzige Monarch die Sache „gut ſein hieß“. Für uns hat d Fortgang der Inquiſition, die ein zur Reform der Kirche berufenes Kon gegen die freie Forſchung anhob, kein weiteres Intereſſe, und es blei uns nur noch zu erwähnen übrig, daß der böhmiſche Gelehrte, ohne d indeſſen die Verbeſſerung der Kirche um einen Schritt weiter gedieh wäre, im folgenden Jahre im Juli vom Konzil der ſogenannten weltlich Gewalt übergeben, zum Feuertode verurteilt und mit dem gewohnten Pom verbrannt wurde, — welches Schickſal ſein Freund Hieronymus v Prag, der während des Prozeſſes nach Konſtanz gekommen und ebenfal verhaftet worden war, 1416 theilte*).

Das wahnwitzige Beginnen, durch den Scheiterhaufen einen beſtimmt Glauben in die Herzen der Menſchen zu pflanzen, machte den Eindr begreiflich zu nichte, den des Konzils Beſchluß, daß es ſeine Autori von Chriſtus habe und auch der Papſt ihm und einer Reformation d Kirche an Haupt und Gliedern unterworfen ſei, ſonſt hervorgebracht hät Denn die Zeit ſah dieſe Aufhebung des päpſtlichen Abſolutismus f einen ungeheuern Fortſchritt an und begriff nicht, daß eine Verſammlu ſo wenig Autorität in göttlichen Dingen haben kann, wie ein Einzig Und das Konzil von Konſtanz bewies auch keine ſolche Autorität; brachte keine Reform zu Stande, weil die Italiener in ſeinem Sch keine ſolche wollten, ſondern begnügte ſich mit Herſtellung der kirchlich Einheit und Glaubensdeſpotie und ließ im Übrigen die Kirche im alt Zuſtande dahinſiechen.

Aber ein Sturm erſchütterte ſie indeſſen, den das Konzil ſelbſt herau beſchworen, nämlich die Erhebung der Anhänger des verbrannten Hu Einig in ſeiner Verehrung, zerfielen ſie dagegen, was ihr Verhalt nach außen betrifft, in die beiden Parteien der gemäßigten Prager u der fanatiſirten Taboriten. Erſtere begnügten ſich mit der Ertheilung d Abendmals unter zweierlei Geſtalt, freier Predigt und Entfernung d

*) Rerum Concil. Constant. (ab Hermanno von der Hardt) Tom. I Ibid. Tom I. (Theod. Vrie, hist Conc. Const.) — Ulr. v. Richent Chronik des Konzils in Konſtanz, bei Marmor a. a. O.

Geiſtlichen von der Staatsgewalt. Letztere verbanden ſich mit Begharden und Waldenſern zur Verwerfung aller nicht in der Bibel begründeten Lehren, Gebräuche und Einrichtungen. Kaiſer Sigismund ſandte Kreuzzüge gegen die ſein Böhmen Durchwühlenden aus, aber ſie wurden nicht nur abgeſchlagen, ſondern die Huſiten brachen aus der Heimat hervor und überſchwemmten Mitteldeutſchland mit wilden, raubenden und mordenden Heeren unter dem blinden Ziska und den beiden Prokopen.

Mitten in dieſem Kriegslärm war es, als die verſchobene Reform auf dem von Martin V. 1423 nach Pavia, dann aber nach Baſel verlegten und dort 1431 in Eugens IV. Auftrag eröffneten Konzil beraten werden ſollte. Dieſe Kirchenverſammlung, welcher aller Pomp der Konſtanziſchen mangelte (ſie zählte nie über vierhundert geiſtliche Mitglieder), faßte zwar mehrere für die damalige Zeit freiſinnige Beſchlüſſe, die jedoch nicht über den Standpunkt der Halbheit ſtiegen und deshalb ſpäter in das Nichts verſanken. Als der Papſt bemerkte, welcher Wind in Baſel wehe, löſte er das Konzil ſofort nach deſſen Eröffnung ſchon auf; das letztere beſchloß aber, es vertrete die geſammte Kirche und ſtehe daher über dem Papſte; es citirte Dieſen ſogar nach Baſel und vergeudete ſeine beſte Zeit mit einem Kampfe gegen den Beherrſcher der Gläubigen. Er mußte die Auflöſung widerrufen, handelte aber neuerdings ſo ſtracks wider des Konzils Anordnungen, daß es energiſche Beſchlüſſe gegen ihn faßte, die er mit einer neuen Auflöſung erwiderte. Ein von dem Papſte nach Ferrara berufenes Konzil ſtand nun demjenigen in Baſel gegenüber und beide nahmen dieſelbe Heiligkeit in Anſpruch. Von demjenigen in Ferrara exkommunizirt, entſetzte das Baſelſche den Papſt Eugen und ließ durch ein ſelbſt beſtelltes Konklave eine neue Wahl treffen, welche auf den in den geiſtlichen Stand getretenen und am Genferſee als Eremit (aber ohne Askeſe) lebenden Herzog Amadeus von Savoien fiel, der ſie auch unter dem Namen Felix V. annahm und in Baſel auf dem Münſterplatze gekrönt wurde. Eugen erklärte ihn als Ketzer und außer der Schweiz und Savoien anerkannten ihn nur unbedeutende Fürſten und Städte. Den auf des Konzils Aufforderung in Baſel zahlreich erſchienenen Huſiten bewilligte dasſelbe nach vielen Diſputationen, während welcher die Geſandten unverrichteter Dinge heimkehrten, den Genuß des Abendmals unter beiderlei Geſtalten und bewirkte ihre Ausſöhnung mit der Kirche. Dies genügt, das Konzil zu richten; denn was für die Böhmen wahr, konnte doch nicht für die übrigen Nationen unwahr ſein. Auch blieb die Unterwerfung der ächten Huſiten keine dauernde. Nur wurden ſie aus einem wilden Kriegsheere nach und nach als Böhmiſche oder Mähriſche Brüder eine harmloſe, wenn auch in ihren Grundſätzen feſt beharrende Sekte. — Nach ſolchen Vorgängen wurden die Bemühungen des Baſeler Konzils, die griechiſche Kirche zu einer Vereinigung mit der unter ſich geſpaltenen römiſchen zu bewegen, in Konſtantinopel mit gerechtem Hohne

beantwortet, und eine in Florenz, wohin das Konzil von Ferrara verlegt war, von dem Papſte mit dem öſtlichen Kaiſer zum Scheine bewirkte Vereinigung beider Kirchen wurde im Oſten verdammt. Der Rat in Baſel mußte wiederholt einſchreiten, um unter den beiden Parteien der frommen Väter Schlägereien zu verhindern. Erſt ſiebenzehn Jahre nach ſeinem Beginne endete das Konzil, nachdem Eugen noch dem elenden König Friedrich III. durch Beſtechung der Reichsſtände ein Konkordat abgelockt*)!

So war Nichts und abermal Nichts geſchehen. Die Mißbräuche dauerten unerſchütterlich fort und der kraſſeſte Aberglaube machte ſich in den erſten Jahren des ſechszehnten Jahrhunderts noch ebenſo breit wie tauſend Jahre vorher. Die Geißeln, welche Dante, Petrarca und Boccaccio, welche die Werke der Humaniſten, namentlich des Erasmus Lob der Narrheit und die Briefe der Dunkelmänner, welche die ſpäter zu erwähnenden deutſchen Dichter und Prediger jener Zeit ſchwangen, belehrten die Herrſcher zu Rom nicht, bewogen ſie nicht, beſſere Zuſtände herbeizuführen, Zuſtände, welche es der Welt unmöglich gemacht hätten, die Kirche länger zu ſchmähen und zu verſpotten. Natürlich, ſie hatten Anderes zu thun; Sixtus IV. mußte mit allen verwerflichen Mitteln Geld zuſammenſcharren, Alexander VI. ſeine ſauberen Kinder verſorgen und den Kirchenſtaat befeſtigen, Julius II. Kriege führen, Leo X. die Künſte pflegen; der mißhandelten und mißbrauchten Kirche nahm ſich Keiner an.

An der Spitze dieſes verwerflichen und verfehlten und deshalb auch namenloſes Unheil gebärenden Syſtems der Aufrechthaltung aller kirchlichen Gebräuche und Mißbräuche um jeden Preis ſtanden die Dominikaner, deren Angehöriger Thomas von Gaeta noch kurz vor Luthers Auftreten die Kirche für eine geborene Sklavin erklären durfte, welcher gegen einen ſchlechten Papſt nichts übrig bleibe, als für ihn zu beten! Von ihnen gingen Inquiſition und Hexenproceſſe aus; ſie leiteten die Judenverfolgungen und verketzerten, wie wir bei Reuchlin geſehen, die nicht mit ihnen Haltenden. Gegen die Franziskaner, ihre Nebenbuhler im Ruhme als Kirchenſtreiter, ihre unverſöhnlichen Gegner in den Wortklaubereien der Scholaſtik, waren ſie von verzehrender Eiferſucht erfüllt. Da nun der Ordensgründer dieſer Schwarzkutten, Franz von Aſſiſi, durch den Beſitz der fünf Wundmale Chriſti ausgezeichnet geweſen ſein ſoll und durch dieſe Eigenſchaft ſeinen Jüngern noch immer große Volkstümlichkeit verſchaffte, ſo ließ dieſer Vorzug die neidiſchen Weißkutten nicht mehr ruhen, und ſie beſchloſſen in einer Provinzialverſammlung zu Wimpfen am Neckar (1506), zur Verherrlichung der unbefleckten Empfängniß Mariens, welche ſie behaupteten, ihre Gegner aber verwarfen, es den Letzteren gleich zu thun. Das Dominikanerkloſter zu Bern wurde als Schauplatz des neuen Wunders, das ſich offenbaren ſollte, und der zum Laienbruder auf-

*) Gregorovius, Rom VII. S. 91 ff.

genommene geistesschwache Schneidergeselle Johann Jetzer zum Werkzeuge der Herrlichkeit des Ordens ausersehen. Der Unglückliche wurde durch die in das Komplott Eingeweihten mit nächtlichem Lärm und Geisterspuk in seiner Kammer, mit auferlegten Bußübungen und Selbstpeinigungen im Kloster bearbeitet, bis es an der Zeit schien, ihm die fünf Wunden beizubringen, von welchen jedoch nur die an der einen Hand eine ächte war, die anderen konnten blos gemalt werden, so wenig ertrug der neue Heilige den Schmerz. Als er aus frommer Dummheit endlich ganz verzückt und verrückt war, predigten die Heuchler mit Gepränge über das Wunder, und das einfältige Volk lief ihnen zu und verließ die Franziskaner. Seit aber aufgeklärte Männer den Betrug zu bemerken begannen, trachteten dessen Urheber ihrem Opfer nach dem Leben, indem sie ihn mit einer Hostie vergiften wollten, warfen ihn, als dieß mißlang, in Ketten und folterten ihn, bis es ihm gelang zu entfliehen und seine Peiniger zu verklagen. Nun wurde eine Untersuchung angehoben, welche damit endete, daß die vier hauptsächlichsten Betrüger lebendig verbrannt wurden.

Auch in anderen geistlichen Kreisen wurde ähnlicher Spuk, Mummenschanz und schändlicher Betrug mit der Religion getrieben. Es wurden Gebete verbreitet („hortulus animae, salus animae“ u. s. w.), deren Hersagung mit einem Ablasse von so und so viel Tagen oder Jahren (bis an achtzigtausend solche!) belohnt wurde. Man sammelte Reliquien der wahnwitzigsten Beschaffenheit, die theilweise der Anstand zu nennen verbietet, und stellte sie in der kostbarsten Einfassung aus, so z. B. den berüchtigten heiligen Rock in Trier, von welchem der Berner Chronist Valerius Anshelm (Chronik IV, S. 224) erzählt, es sei zu seiner Zeit (1512) öffentliches Geheimniß gewesen, „daß etlich Thumpfaffen, ihrem bodenlosen Gyt (Geiz) oder lybsg'lustigen Güd (wollüstiger Verschwendung) zu Stür, durch Arbeit eines Judens disen Rock hättint zu wegen bracht und erkauft,“ wozu er noch die Bemerkung fügt: „Diser Tüfel ließ sich nunmeh begnügen, daß er der Christenheit oberste Häupter und vil Welt jenarret, geschändt und beraubt hätte. Noch dennocht, so hat der Weltwitzigen Thorheit kein End“ (wahrlich, noch jetzt nicht!). So geschah es auch damals, daß der liederliche Berner Söldner, Albrecht vom Stein, für die dortige Bruderschaft der heiligen Anna einen Schädel dieser Matrone aus Lyon holte, den man in feierlichem Zuge empfing, von dem man aber nachher erfuhr, daß er aus dem Beinhause genommen war. Man ließ Gebeine von Heiligen aus weiter Entfernung kommen, um damit die Engerlinge aus den Feldern zu vertreiben, ja sogar Bischöfe luden diese schädlichen Insektenlarven vor ihr geistliches Gericht und belegten sie im Namen der Dreieinigkeit mit dem Bannfluche. In Augsburg gelang es (1512) einer vierzigjährigen alten Jungfer, den Kaiser, die Stände des Reichs, den römischen Legaten und den dortigen Bischof zu dem Glauben zu bethören, daß sie ohne Speise und Trank lebte und

ſichtbaren Verkehr mit Gott hätte; ſie wurde aber durch des K
Schweſter, die Herzogin von Baiern-München, entlarvt und zu Fre
in der Schweiz als Diebin ertränkt. Einige Jahre vorher (1501) r
man in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands bemerken, daß an Le
und Kleidern der Menſchen plötzlich Kreuze von verſchiedener Farbe,
Speere, Nägel, Geißeln und Dornenkronen erſchienen, was der B
von Lüttich dem Kaiſer ſelbſt anzuzeigen für gut fand und weshalb
liche und weltliche Obrigkeiten Kreuzgänge, Faſten, Meſſen und G
anordneten und das Schwören und Fluchen ſtreng unterſagten. M
welche wegen Hexerei in Unterſuchung lagen, geſtanden, ſolche Z
„ausgeſtreut“ zu haben und wurden verbrannt. Man entdeckte aber
ſchiedene Fälle, in welchen jene Zeichen in betrügeriſcher Abſicht g
worden waren. Man ließ wunderthätige Marieen erſcheinen und a
Gräbern von Heiligen Kranke geſund werden. Zahlreiche Pilger
zogen die Lande, faſtend und betend und ruhelos wandernd, und
derſelben, der ſich „Mercurius Graf von Korvey“ nannte und mit
und Kindern pilgerte, gab ſich mit Wahrſagen und Goldmachen ab
predigte einen Kreuzzug gegen die Türken. Das geiſtloſe Plappe
des „Roſenkranzes“ wurde erfunden, — und zu gleicher Zeit ve
man immer noch die Juden und verbrannte ihre Synagogen.

Über die damalige Unwiſſenheit und Sittenloſigkeit der Geiſt
ſind in den Werken entſchiedener Gegner der Reformation, z. B. i
Erasmus Lob der Narrheit und des Franziskaners Thomas Mu
„Narrenbeſchwörung“, wie auch in allen Chroniken der Zeit eine
von traurigen Thatſachen zu finden; und es handelt ſich dabei nic
um ein Überbleibſel des Mittelalters (ſ. Bd. III S. 160 f.), ſo
gerade um einen charakteriſtiſchen Zug derjenigen Zeit, welche im Be
war, mit den bezeichnenden Merkmalen des Mittelalters zu brechen.
alle Bemühungen der mittelalterlichen Prieſterherrſchaft, die Men
oder auch nur die Geiſtlichen in der Zucht zu halten, umſonſt w
ſowol was den Glauben, als was die Sitten betrifft, hatten w
der Kulturgeſchichte des Mittelalters Anlaß zu zeigen. In den l
Jahren des Vorwaltens der mittelalterlichen Zuſtände wurde es dami
ſehends ſchlimmer. Wir laſſen darüber einen entſchieden katholi
gewiſſenhaften Geſchichtforſcher ſprechen*): „Die Verweltlichung
Entſittlichung riß auch an den Stätten immer tiefer ein, wo bis
noch gottgefälliges Streben und Leben geblüht hatte. Auch bei den
lichen ſtieg die Gottvergeſſenheit zu ſchreckenerregender Höhe, bi
fünfzehnten Jahrhundert der ſtolze Bau der chriſtlichen Weltordnung
der Laſt der ſchreiendſten kirchlichen Mißbräuche zuſammenbrechen

*) Ennen, Ein geiſtlicher Räuber im Mittelalter. Zeitſchrift für d
Kulturgeſchichte. Neue Folge I. S. 112 ff.

sich die gutmütigen Deutschen zu gewinnen wußte. Schon glaubte man den Streithandel, gegenseitigem Abkommen gemäß, dem Schiedgerichte des Erzbischofs von Trier überlassen, als jene römische Schlauheit dieses Tribunal zu umgehen und die Bewegung in ein neues Stadium hinüber zu treiben wußte. Der raffinirte Disputirkünstler Dr. Eck (eigentlich Johann Mayr von Eck) aus Ingolstadt, gleich Luther ein Bauerssohn, näherte sich mit scheinheiliger Miene Luthern, unter dem Vorwande, dessen Vermittelung in einer alten theologischen Fehde mit Dr. Karlstadt in Wittenberg in Anspruch zu nehmen, brachte aber in seine an der abzuhaltenden Disputation zu verfechtenden Sätze solche, die eher gegen Luther selbst gerichtet waren, als gegen Karlstadt. Das weckte den ganzen Zorn des angehenden Reformators. Leipzig wurde zum Kampfplatz ausersehen; aber nicht als Vermittler, sondern als Partei trat Luther auf und erschien hinter dem vorgeschobenen Karlstadt, an seiner Seite sein neuer Freund und Gehilfe, der humanistische Professor Philipp Schwarzert (gräcisirt Melanchthon) aus Bretten in Schwaben*), ein Schwesterenkel Reuchlins und mit dessen Segen in die Welt gesandt, der einer der ausgezeichnetsten Humanisten geworden wäre, wenn sein Auftreten vor der Reformationszeit begonnen hätte, — um sie Alle her die begeisterten Wittenberger Studenten, mit Spießen und Halbarten bewaffnet. Karlstadt konnte wirklich neben dem scholastisch beschlagenen und persönlich imponirenden Eck nicht aufkommen, und die Disputation gewann daher erst Interesse, als in diesem ersten jener wilden Glaubensturniere der Reformationszeit Luther dem Gefürchteten entgegentrat, der Neuling dem Veteranen; Jener behauptete, das Papsttum sei eine menschliche, dieser: eine göttliche Einrichtung. Es war der Hauptstreit, um den sich die Zeit drehte, es handelte sich um Sein oder Nichtsein des wahren, einfachen Christentums auf der einen, des römischen Fürstenpompes auf der andern Seite. Um diese Wahl stritten sich nun Gewandtheit und Begeisterung. Und da war es gerade die römische Frechheit Eck's mit der er Papsttum und Christentum zusammenwarf und allen Gegnern des ersten die Seligkeit geradezu absprach, die den ehrlichen Sachsen zwang, sich plötzlich auf die Seite des verbrannten Hus zu stellen, die Unfehlbarkeit der Konzilien zu läugnen und so den Bruch mit Rom zu vollenden. Luther hatte mit dem blosen Kampfe gegen Mißbräuche begonnen und bald hatte er einsehen müssen, daß, ein Stein aus dem künstlichen römischen Gebäude gezogen, bald das Ganze wanken müsse; Schritt vor Schritt war er weiter gegangen, nicht absichtlich, aber mit einer eisernen Notwendigkeit, die in der Natur der Sache lag, und nun war er da angekommen, wo er, wollte

*) Geboren 1497, 1509 Student in Heidelberg, 1511 schon Baccalaureus, 1514 Magister in Tübingen, 1518 Professor des Hebräischen in Wittenberg, 1520 verheiratet (in der Folge Vater von zwei Söhnen und zwei Töchtern), gestorben 1560.

er das Christentum von dem ihm durch die Krise des Papsttums droh
Einsturze retten, nur eine Grundlage erblickte und mit Herzensang
gleich und Kampflust darnach griff, — die Bibel. Auf dieses
mußte daher die begonnene Bewegung gegründet, mit Hilfe desselben r
sie fortgeführt werden. Und das erste Ergebniß, auf das er kam,
gleich ein Triumf in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Ge
es war das Bewußtsein der Gleichberechtigung aller Christen (aller S
schen noch nicht, — dazu konnte nicht er, sondern erst ein Anderer
erheben) zur Seligkeit, und der Unabhängigkeit der letztern vom Papst
Er fand in Hus und in sich selbst die gemeinsame augustinische Gr
lage, und so widersinnig diese in ihren Folgerungen ist, so gebührt ihr
das Verdienst, die bisherige heuchlerische Werkheiligkeit niedergeworfe
haben. Und so vertieften sich denn die beiden Unzertrennlichen, L
und Melanchthon, in die „Schrift", ihr Palladium und das ihrer Ge
und gelangten durch eingehendes Studium derselben nach und na
allen jenen Grundsätzen, behauptenden und bestreitenden, welche seitden
gemeinsame Schiboleth des Protestantismus geworden sind.

So hatte denn ein förmlicher Aufstand gegen die Herrschaf
Papstes in der katholischen Kirche begonnen. So weit hatte es
bereits aller religiösen und moralischen Grundlagen entkleidete Mac
bracht; es war die notwendige Folge ihres Zustandes, als eines dur
unnatürlichen und unvernünftigen. Die Nemesis hatte ein Institut err
welches mit der Lüge einer Nachfolgerschaft Christi umsonst die Fä
der Leichtfertigkeit, Habgier und Herrschsucht zu decken suchte.

Jetzt endlich erwachte diese Macht aus ihrer bisherigen Sorglosi
da das innerlich hohle System ihrer auf kecken Behauptungen und U
schiebungen ruhenden Ansprüche zu wanken begann; jetzt hielt sie e
der Zeit, sie, die längst keinen wirklichen Glauben mehr besaß, mit h
lerischer Miene Das zu vertheidigen, was von einem deutschen M
so keck angegriffen wurde; das ganze Zeughaus römischen Geschützes v
gegen diesen furchtbaren Mönch aufgefahren. Prierio eröffnete
Feuer, verkündete das Papsttum als „fünfte Monarchie" nach Da
Profezeiung und verfocht desselben Oberhoheit ob Kaiser- und Königrei
Eck folgte und suchte durch die als Wahrheit angesehenen Fälschungen
Art die Rechtmäßigkeit des römischen Primates zu beweisen. Das
Ablaßhandel betheiligte Haus Fugger unterstützte mit klingenden M
die verzweifelte Notwehr der bedrohten Glaubensdespoten ohne Gl
und sandte Eck nach Rom, um dessen Machwerk dem Herrscher des gei
Weltreiches zu Füßen zu legen. Die römische Atmosphäre war mit
trischen Stoffen erfüllt, sie mußte sich endlich entladen, und sie tha
Die gefürchtetste Waffe der Kirche wurde in geheimen Zusammenkü
unter Eck's Beisitz abermals geschmiedet, und der glaubenslose, das He
tum pflegende Papst schleuderte am 16. Juni 1520 durch die

„Exurge Domine“ gegen den glaubensinnigen Luther den Bannſtral, der ihn zum Ketzer ſtempelte. Über die frivolſten Späße mit dem Heiligſten hatte man in Rom gelacht; aber der Mann, der aus brennender Begierde nach dem wahren Glauben, der ihm das Höchſte war, das unheilige Treiben Roms angriff, — wurde als ein „verdorrter Aſt“ aus der Kirche hinausgeworfen. Eck und Aleander durchreisten im Triumf als Inquiſitoren das deutſche Reich und ſtöberten Ketzer auf, während ſie die Bulle bekannt machten und überall, wo ſie die Macht beſaßen, Luthers Schriften verbrannten.

Aber die Zeit war vorbei, wo man ungeſtraft und ungeſcheut verkennen durfte, was Rom mißfiel. Die glorreiche Univerſität Wittenberg wagte den Kampf mit dem Weltreiche und der wackere Kurfürſt Friedrich ſchützte ihre Proteſtation gegen die Bulle. Dieſe aber loderte dem Feuer, welches die furchtloſen Muſenſöhne Wittenbergs, im feierlichen Zuge am 10. December 1520 vor dem Thore der Stadt anzündeten. Und damit waren die Schiffe verbrannt, in welchen Luther und ſeine Freunde aus dem eng und unerträglich gewordenen Hafen der katholiſchen Kirche in das weite Meer der freien Forſchung hinausgeſegelt waren. Die weltgeſchichtliche Zuſchrift des Reformators „an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation“ war das Programm der Zukunft, welches mit dieſer flammenden That Hand in Hand ging. Es iſt ein unſcheinbares Büchlein, das aber den Nimbus herunterreißt, der um die bisherige Prieſterſchaft, als eine Menſchheit im engern Sinne, gewoben war und das geiſtliche Amt als einen bloſen, nicht länger vor anderen bevorzugten Beruf geachtet wiſſen wollte. Selbſt den Papſt wünſchte Luther noch als erſten Beamten der Kirche (aber nur als ſolchen und ohne die frühere Macht über die künftig unabhängigeren Biſchöfe) beizubehalten. Auch hatte er mithin die Hoffnung einer Reformation innerhalb der Kirche nicht aufgegeben, ja es waren überhaupt Andere daran ſchuld, daß eine Revolution daraus wurde. Es folgte der Traktat von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche und in immer gewaltigeren Umriſſen entwarf der Kraftmann ſeine Gedanken, welche die Welt in Staunen verſetzten. In ganz Deutſchland tauchten Jünger der neuen Lehre auf und es regnete Vorſchläge zur Abſchaffung veralteter, unevangeliſcher, Einführung neuer, als ächt chriſtlich angeſehener kirchlicher Gebräuche.

Und einem ſo tiefbewegten, ſturmdurchwühlten Reiche ſtand ein einundzwanzigjähriger Jüngling mit fremden Anſchauungen vor; an ihn, an einen Spanier mit Leib und Seele, wandten ſich jetzt die Neuerer, ihre Hoffnung zu der ſeinen und das deutſche Reich zu ſeinem alten Glanze zu erheben. Die unpolitiſchen Schwärmer bedachten aber nicht, daß der Kaiſer Karl V. des Papſtes bedurfte, um in dem bevorſtehenden Kriege gegen ſeinem unglücklichen Nebenbuhler Franz I. von Frankreich einer

festen Operationsbasis in Italien sich erfreuen zu können. Was
von einem Fürsten zu erwarten, der in seinem bigotten monarchis
Hochmute sogar den Papst verhinderte, der fürchterlichen spanischen
quisition eine bessere Verfassung zu geben, wie die Cortes es verla
hatten!! Auch hier hackte keine Krähe der andern ein Auge aus,
um den Papst zu weiterer Nachgiebigkeit geschmeidig zu machen, erk
sich der finstere spanische Jüngling gegen die deutsche Bewegung und
ließ ein Edikt, das dem römischen Bannstrale freien Spielraum gewäh
Nicht so aber dachten die Stände, deren Eifersucht auf ihre Rechte
der Regirung des Großvaters auf jene des Enkels überging. Es s
die neue Lehre erst untersucht werden, und zu diesem Zwecke erfolgte
Jahre 1521 die Vorladung Luthers vor den in Worms versamme
Reichstag. Die Stände hätten eben eine Reform der kirchlichen Verfass
gerne gesehen; nur vor der Antastung des Glaubens schraken sie zur
aber eben dieser war ja für Luther das Alpha und Omega. Selbst
Kaisers Beichtwater, der Franziskaner Glapio, war entschieden e
Reform in ersterm Sinne günstig und einer Vermittelung nicht abgene

Friedrichs Warnungen vor Husens Schicksal nicht achtend, zieht
Luther nach der Nibelungenstadt am Rhein; er will hinein, „und w
auch so viel Teufel auf ihn zielten, als Ziegel auf den Dächern sin
Und er steht fest vor dem glänzenden Reichstage, er wankt nicht, obs
geradezu als Irrlehrer behandelt, — er widerruft nicht. Da ist
spanischen Jünglings Geduld zu Ende; er wünscht den Ketzer zu erdrück
aber Sachsens, Braunschweigs und Hessens Fürsten und hunderte
Rittern ermuntern den Wortführer kirchlichen Fortschrittes. Papst
Kaiser, Hispanismus und Romanismus mit ihrem Anhange auf der ei
der deutsche Freisinn auf der andern Seite, das ist nun die Parteistell
eines hundertjährigen Bruderkrieges! Das kaiserliche Edikt gegen Lu
wird ohne Beratung der Stände erlassen; spanischer Absolutismus
Deutschland nieder!

So schwebte denn der Urheber der neuen Geistesflut in der grö
Gefahr, so manchen Verkündigern freier Forschung auf dem Scheiterha
nachzufolgen, als sein Landesherr ihn auf der sangesreichen Wartb
in Sicherheit bringen ließ. Und während in Karls Niederla
Luthers Bücher brannten, schuf Dieser in sicherm Gewahrsam, im Kl
eines Kriegsknechtes, das Schwert an der Seite und einen stattlichen
wachsen lassend, jedem Uneingeweihten unkenntlich, das Nationalwerk,
die deutsche Schriftsprache ihren Ursprung verdankt, die Bibelüb
setzung. Zugleich bewiesen aber auch die wunderlichen Teu
erscheinungen, welche er hatte, daß sein Gehirn nicht höher orga
war, als dasjenige seiner Zeitgenossen im Durchschnitte. Er war
ein kühn anregender, aber kein außerordentlich begabter, vorurteilslos
unbedingten Fortschritte zusteuernder Geist, — und aus dieser Eigen

erfolgte denn auch mit Notwendigkeit, daß er, auf dem Punkte des Abfalles von Rom und der Erhebung der Bibel zum papierenen Papste angelangt, Alles erreicht wähnte, was zum Heile der Menschheit notwendig war, — und daher von da an mit seinen Bestrebungen inne hielt.

B. Die Entwickelung der Gegensätze unter den Reformatoren.

Der Anlaß zu diesem Stillstande bewies am besten den Widerspruch, der darin liegt, wenn eine Gemeinschaft, welche persönliche Autorität verwirft und die Freiheit der Forschung im Grundsatz anerkennt, — noch Anspruch darauf machen will, eine Kirche zu sein. Ist einmal die freie Forschung anerkannt, so kann nicht mehr verlangt werden, daß sie sich an ein gewisses Buch halte oder daß sie dieses Buch so auslege, wie Einzelne es wünschen. Es müssen sich notwendig so viele Auslegungen geltend machen, als es Köpfe gibt, und dann ist die Autorität des papierenen Papstes eine Täuschung. Der Protestantismus konnte daher von Anfang an keine Kirche sein, weil die Einrichtung einer solchen, wenn sie zusammenhängend bleiben soll, keinerlei freie Forschung, auch nicht innerhalb der Grenzen eines Buches dulden darf; er war daher von Anfang an und ist heute in noch größerm Maße nur ein Inbegriff von Sekten, die blos das Gemeinsame haben, daß sie keine Autorität anerkennen, die nach ihren Begriffen eine menschliche ist. Die Autorität Gottes aber ist natürlich der subjektiven Formulirung dieses jede menschliche Fassungskraft übersteigenden Begriffes preisgegeben, und ihre alleinige Anerkennung daher zwingender Weise die Auflösung alles kirchlichen Verbandes, beziehungsweise die Zusammenfassung der gesammten Menschheit zu einer Kirche, deren Mitgliedern der Glaube überhaupt und dessen Gestaltung insbesondere in ausgedehntester Freiheit überlassen ist.

Es bestätigt das Gesagte in praktischester Weise der Umstand, daß, als kaum der Abfall Luthers von Rom erklärt war, noch während seiner Zurückgezogenheit auf der Wartburg, in Wittenberg, dieser Metropole des Luthertums, die in Folge Auflösung der römischen Glaubensdespotie freigegebenen religiösen Meinungen sich sofort in Parteien spalteten. Die Anhänger der neuen Lehre waren an der kleinen kursächsischen Universität bereits so stark, daß sie die Abwesenheit ihres Meisters wenig spürten und die Vorträge der antirömischen Professoren sich des stärksten Besuches erfreuten, — namentlich da jetzt der Freund des Reformators, der ihm an Wissenschaftlichkeit weit überlegene Melanchthon an ihrer Spitze stand und es wagte, der die Bewegung verdammenden Sorbonne von Paris, diesem bisher so gefürchteten theologischen Tribunale, den Fehdehandschuh hinzuwerfen und ihre ganze verrottete Scholastik als unchristlich zu verurteilen. Damit aber begnügten sich die Energischeren der

Neugesinnten nicht. Dem feurigen Karlstadt, im Handeln gewandter als im Disputiren, sich anschließend, verwarfen sie sofort auch den Cölibat, dies von Gregor VII. der Kirche aufgedrängte widernatürliche Mönchsgelübde, das Klosterwesen überhaupt und die Messe. Schon heiratete Geistliche; Mönche, besonders aus Luthers Orden, verließen ihre Zellen und in der Kirche wurde die heiligste Handlung der katholischen Religion gewaltsam gestört. Karlstadt feierte nach eigener Idee das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, wie die Waldenser und Husiten, und sprach sogar (so zeigten sich die Konsequenzen der Bewegung) laut seine Zweifel an den Aussagen der Bibel aus. Der einmal losgelassene Strom kannte nun keine Ufer mehr. In Zwickau entstand unter dem Tuchmacher Klaus Storch eine Sekte, welche bereits auch die Kindertaufe verwarf und sich in mystischen Profezeiungen vom Weltende und vom Reiche Gottes gefiel. Ihre Glieder wurden vertrieben und flohen theils nach Böhmen zu den Husiten, theils nach Wittenberg, dem Mekka der Akatholiken, wo sie die Partei Karlstadts verstärkten. Dieser schritt jetzt weiter zur Abschaffung der Beichte und der Fasten und zur Entfernung der Bilder (der „Ölgötzen", wie er verächtlich sagte), sogar des Kruzifixes. Es fanden demzufolge gewaltthätige Auftritte statt, und der Geschmack an der Auflösung aller Ordnung wurde so stark, daß Karlstadt sich dahin verirrte, sogar Wissenschaft und Schule zu verwerfen, weil göttliche Erleuchtung das Lernen überflüssig mache. So war bereits die Entstehung der Reformation aus der humanistischen Wissenschaft verleugnet, die Unvereinbarkeit von Kirchlichkeit und Fortschritt schlagend an den Tag gelegt, und der scholastischen Unwissenheit trat eine protestantisch-sektirerische entgegen.

Melanchthon war zu schwach, Herzog Friedrich zu mild, diesem anarchischen und vernunftlosen Treiben ein Ende zu machen. Luther allein konnte es; er eilte, aller Gefahr spottend, nach seinem geliebten Wittenberg, um Ordnung in die Bewegung und Karlstadt zum Schweigen zu bringen. Er that es mit Milde und Kraft zugleich; aber die Art und Weise seines Eingreifens hatte Halbheiten in Gebrauchtum und Glauben zur Folge, und in der willkürlichen, wesentlich blos übereingekommenen Festsetzung derselben besteht eben Luthers von da festsitzendes, wenn auch anfangs noch keineswegs unduldsam auftretendes Zelotentum, das sich auch so wenig verleugnete, daß er die „erleuchteten" Zwickauer für von Satan Besessene hielt. Messe, Beichte und Klosterwesen wurden beibehalten, aber freigestellt, und einstweilen das Hauptgewicht auf die Verbreitung der Bibel gelegt, deren Übersetzung durch den Reformator vorschritt.

Die Reformation befand sich mithin noch in den Kinderschuhen und bewegte sich noch unbeholfen, als sie trotzdem mit Riesenschritten durch das ganze deutsche Reich sich verbreitete. Es fehlte ihr nicht an

geiſterten, zu gutem Theil auch gelehrten Apoſteln, die überallhin die Botſchaft vom Sturze Roms und vom Siege des Evangeliums trugen. So der Dominikaner Martin Bucer, der Kartäuſer Otto Brunnfels, der Benediktiner Ambroſius Blarer, der Dompredigr Johannes Hausſchein (Ökolampadius) in Augsburg, der Karmeliter Urban Regius, ein Schüler Eck's, der pommerſche Prämonſtratenſer Johann Bugenhagen, der Biſchof Polenz von Samland, der päpſtliche Vikar Hermann Tuſt in Schleswig, Georg von der Dare in Emden, der Kuſtos Johann Schwanhäuſer in Bamberg, Paul von Spretten in Salzburg, in Öſterreich ein Martyrer ſeines Glaubens, in Preußen aber gaſtlich aufgenommen, der Auguſtiner Kaſpar Güttel in Arnſtadt, und viele Andere, ſogar Frauen, wie die Freiin Argula von Grumbach in Ingolſtadt, der Heimat Eck's. Bald drangen ſie durch, bald wurden ſie verfolgt; aber der freie Himmel wurde ihnen zur Kirche und im ſchlimmſten Falle Wittenberg zum Aſyl. Die Klöſter leerten ſich allenthalben, dafür aber waltete nun in den Pfarrhäuſern heimiſches Familienleben ſtatt der früheren unnennbaren Verhältniſſe.

An dieſem regen Treiben betheiligte ſich denn auch nach Kräften unſer Ulrich von Hutten, den wir verlaſſen, als er, mit der Zeit vorſchreitend, die humaniſtiſche Thätigkeit an die reformatoriſche vertauſchte. Mit dem ganzen Feuer ſeines Weſens warf er ſich, und zwar noch ohne Kenntniß von Luthers Auftreten, in den neuen Strom menſchlichen Geiſteslebens und begann ſeine neue Laufbahn, kühn und ſchalkhaft zugleich, indem er des italieniſchen Humaniſten Lorenzo Valla Deklamation gegen die angebliche Schenkung, welche Kaiſer Konſtantin dem Papſt Silveſter mit den weſtlichen Ländern gemacht haben ſollte, herausgab und — dem Papſt Leo X. widmete, dem er unter dem Scheine der Ehrfurcht die bitterſten Dinge über ſeiner Vorgänger Kirchenregiment ſagte, — verſchweigend, daß das ſeinige nicht beſſer war. Obwol ſeit ſeiner Rückkehr aus Italien im Dienſte des am Ablaßhandel betheiligten Erzbiſchofs Albrecht von Mainz, trat Hutten in mehreren Schriften mit Schärfe gegen Mönche und Pfaffen auf, und zwar ſprechender Weiſe im Anfange ohne beſonderes Gewicht auf Luther zu legen, den er noch als einen im Gezänke mit Anderen ſeines Gleichen begriffenen Mönch betrachtete. Er ſah darin nur einen Streit zwiſchen Feinden des Fortſchrittes, über den er ſich freudig „die Hände rieb". Endlich aber, nachdem er inzwiſchen vom Hofdienſte frei geworden, gelangte er zu der Überzeugung, daß der Kampf, den Luther aufgenommen, ein ſolcher der Freiheit gegen die Knechtſchaft ſei, und nahm daher nicht nur Partei dafür, ſondern ſuchte auch ſeine humaniſtiſchen Freunde zu demſelben Schritte zu bewegen. Die Sache der Reformation hatte für Hutten weniger eine dogmatiſche (dazu war er allzu aufgeklärt), als vielmehr eine patriotiſche Bedeutung, ie war für ihn „die Befreiung Deutſchlands vom päpſtlichen Joche".

Er warb jetzt förmlich für Luther, und ſein erſter Proſelyt war ſein Freund, der wackere Haudegen Franz von Sickingen, der, ſammt anderen Rittern, dem kühnen Mönche den Schutz ſeines Schwertes anbot. Noch vor Luther erklärte Hutten in ſeinem Dialoge: Badiscus oder die römiſche Dreiheit (Trias romana, 1520) dem päpſtlichen Stuhle den Krieg. Der Titel des Buches rührt daher, daß darin eine Menge von Dreiheiten aufgezählt werden, die ſich auf Rom beziehen, z. B. dreierlei erhalte Rom in ſeinem Anſehen: die päpſtliche Autorität, die Heiligen beine und der Ablaß; dreierlei ſei in Rom ohne Zahl: Dirnen, Pfaffen und Schreiber; dreierlei fehle dort: Einfalt, Mäßigkeit und Frömmigkeit; von dreierlei höre man dort nicht gern: von einem allgemeinen Konzil, von Verbeſſerung des geiſtlichen Standes und vom Klugwerden der Deutſchen u. ſ. w. Des Erasmus Warnungen und Eck's Denunciation in Rom nicht achtend, fuhr der unerſchrockene ritterliche Schriftſteller fort, mit ſeiner Feder in die Schäden der Kirche und des Reiches einzuhauen. Mit Luther trat er nun in Korreſpondenz und achtete es nicht, daß der Papſt auf ihn fahnden ließ, reiste vielmehr ungeſcheut zu Gunſten der von ihm ergriffenen Sache im Reiche umher. Komiſcher aber konnte nichts ſein, als daß der Humaniſt Leo X. es dem Erzbiſchof Albrecht verwies, den Humaniſten Hutten, der ſo ſchändliche Bücher gegen Rom ſchreibe, beſchützt zu haben und ihn aufforderte, ihn und ſeine Geſinnungsgenoſſen zu beſtrafen. Der Erzbiſchof jedoch verleugnete zitternd ſeinen ehemaligen Schützling und Dieſer brachte ſich auf den Burgen ſeines Sickingen in Sicherheit.

Franz von Sickingen war zwar ein ächter Raubritter im Geiſte des untergehenden Mittelalters; aber ſeine rege Theilnahme an den geiſtigen Kämpfen der Zeit, die Begeiſterung für die Ideen des Fortſchrittes, die er im Zuſammenwirken mit den hervorragenden Humaniſten und Reformatoren an den Tag legte, veredelte ihn, ſoweit dies bei mangelhafter Erziehung möglich war. Von orthodox katholiſcher Geſinnung ging er erſt zur Beſchützung Reuchlins, dann Luthers über, beides in Folge des Einfluſſes, den Hutten auf ihn ausübte. Auf ſeiner Ebernburg ſammelten ſich von allen Seiten um ihrer freiern Überzeugung willen verfolgte Männer. Von hier aus wandte ſich auch Hutten an den Kaiſer Karl um Schutz gegen ſeine römiſchen Bedränger, forderte den Kurfürſten Friedrich von Sachſen auf, die Sache der Reformation kühn und thatkräftig in die Hand zu nehmen, erließ einen Aufruf an die Deutſchen, „ihre Feſſeln zu brechen und ihr Joch von ſich zu werfen", und ſchoß, vom Jubel aller Freiſinnigen geleitet, ſeine gefürchteten Geiſtespfeile gegen die antilutheriſche Bulle und die Verbrennung der Bücher des Reformators ab. Zugleich warf er jetzt die Rückſicht weg, die er bis dahin dadurch an den Tag gelegt, daß er, um das Volk nicht aufzuregen, ſtets in der Sprache des römiſchen Altertums geſchrieben, und

begann, namentlich durch Luthers Beispiel angefeuert, deutsch zu schreiben, „in der Sprache des Vaterlandes um Rache zu schreien“. Sein erstes selbständiges Werk in derselben war die geharnischte „Clag und vermanung gegen den übermässigen unchristlichen gewalt des Bapsts zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen“. Es ist in Reimen abgefaßt, und sein Biograph sagt darüber: „Es sind Stellen in dem Gedichte, wo man so recht spürt, wie der Mensch in Hutten von dem Eifer für die Sache, der er sich ergeben hat, wie die Kerze von der Flamme verzehrt wird, und die eben dadurch überaus rührend wirken.“ Es ist eine „Zusammenfassung alles dessen, was Hutten jemals gegen die ultramontane Ausbeutung Deutschlands und das Verderben der Kirche geschrieben hatte.“ Die folgenden Schlußreime geben einen Begriff von der Haltung des Ganzen:

„Sie haben Gottes Wort verkehrt,
Das christlich Volk mit Lügen b'schwert:
Die Lügen woll'n wir tilgen ab,
Auf daß ein Licht die Wahrheit hab',
Die war verfinstert und verdämpft;
Gott geb' ihm Heil, der mit mir kämpft,
Das, hoff' ich, mancher Ritter thu,
Manch Graf, manch Edelmann dazu,
Manch Burger, der in seiner Stadt
Der Sachen auch Beschwerniß hat,
Auf daß ich's nicht anheb umsunst.
Wolauf, wir haben Gottes Gunst!
Wer woll't in Solchem bleiben d'heim?
Ich hab's gewagt! das ist mein Reim. Amen.

Mit diesem Kraftspruche sein bisheriges „jacta est alea“ verdeutschend, fuhr nun Hutten nicht nur fort, in seiner Muttersprache Blitze gegen Rom zu schleudern, sondern machte den Deutschen auch seine kräftigsten latinischen Werke durch Übersetzung mundgerecht. Er traf auch den Volkston so gut, als hätte er nie im Heere der Gelehrten gedient, wie sein berühmtes Lied zeigt:

Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trag des noch kein Reu;
Mag ich nit dran gewinnen,
Doch muß man spüren Treu,
Damit ich's mein:
Nit Eim allein
(Wenn man es wollt erkennen),
Dem Land zu gut,
Wie wol man thut
Ein Pfaffenfeind mich nennen. U. s. w.

Das wirkte auf deutsche Herzen so erfolgreich, daß im gleichen Tone Antworten erfolgten, wie z. B.:

Ulrich von Hutten, biß wohlgemut,
Ich bitt, daß Gott dich halt in Hut
Jetzt und zu allen Zeiten;
Gott bhüt all chriſtlich Lehrer gut,
Wo ſie gehn oder reiten,
Ja reiten.

Solche freudige Zeichen der Anerkennung weckten indeſſen in Hutt den Schmerz, nur in Worten, und nicht auch in Thaten, am Kamp der Zeit theilnehmen zu können. Es ſtritten ſich in ihm ſein Leben lan wie Strauß treffend bemerkt, der Schriftſteller und der Ritter; ſi dürſtete der Letztere nach Thaten, denen er nicht gewachſen war, flöß aber durch dieſes begeiſterte Streben dem Erſtern das Feuer ein, v dem ſeine Werke beſeelt waren.

Doch nicht nur ſchriftlich arbeitete der unermüdliche Beförderer d Fortſchrittes deutſcher Nation als Flüchtling auf der Ebernburg, ſonde auch mündlich, indem er ſeines um ſieben Jahre ältern Beſchützers u Freundes Lehrer wurde und ihn in die Hallen des Humanismus, n nicht minder in die theologiſchen Fragen, welche die Welt bewegten, ei weihte, und die ſchöne Folge dieſes ſegensreichen Unterrichtes war entſchloſſene Losſagung Sickingens vom Raubrittertum und der beid ritterlichen Freunde Vorſatz, von nun an Hand in Hand mit den bis von ihrem Stande ſo hartnäckig befehdeten freien Reichsſtädten, wo d der reformatoriſche Geiſt vorzüglich regte, für die Verbeſſerung der Z ſtände in Kirche und Reich in die Schranken zu treten.

Das war der erſte Gedanke einer thatſächlichen Erhebung der refo matoriſchen Partei in Deutſchland. Die Behandlung Luthers auf d Reichstag in Worms ſtachelte die beiden Männer auf der Ebernbu noch mehr und reizte Hutten zu heftigen Zornbriefen an die Führer d römiſchen Partei, und die Humaniſten Hermann Buſch und Eob Heſſe riefen endlich die Beiden laut und deutlich zur That. Hutten b gann letztere mit kleinen Fehden gegen herrſchſüchtige Prieſter, wel ſich Verfolgungen der neuen Lehre hatten zu Schulden kommen laſſe jedoch ohne nennenswerten Erfolg, — und rief dann, gemäß ſeinem e wähnten Plane, die Städte auf, ſich mit dem Adel gegen die „Tyranne (die altgeſinnten Fürſten) zu erheben. Die Zeit ſchien günſtig hierz denn der Kaiſer war ſo eben (1522) nach Spanien gereist, und die v ihm eingeſetzte Reichsregentſchaft („Reichsregiment“) höchſt harmlos u ſchwach. Da veranſtaltete Sickingen eine Verſammlung der gleichgeſinnt rheiniſchen Ritterſchaft in Landau, aus welcher eine Art von Bündn hervorging, deſſen „Hauptmann“ Sickingen wurde. Es war aber e verunglücktes Unternehmen, was man da verabredete. Mit den Städt die Sickingen, wie es ſcheint mit Mißtrauen betrachtete, wurde ni gemeinſame Sache gemacht und ein unbeſonnener Feldzug gegen d Erzbiſchof von Trier unternommen, bei dem man nichts ausrichte

Hutten, obſchon er nicht am Zuge theilgenommen, floh als Freund des „Landfriedensbrechers“ aus dem Reiche, ſchlug einen ihm von Frankreich angebotenen Gehalt aus und gelangte nach Baſel. Hier war es, wo der dort weilende Erasmus von Rotterdam den größten Flecken ſeines Lebens auf ſich lud, indem er den jüngern aber kühnern Mitkämpfer in der Humaniſtenarmee, der nicht wie er im Kampfe der Zeit geſchwankt, ſondern Entſchloſſenheit bewieſen hatte, den armen und kranken Flüchtling, der in früheren Jahren mutig für den furchtſamen ältern Gelehrten eingeſtanden war, — in ſchwarzem Undank verleugnete und ihn bei ſich zu empfangen ſich weigerte. Ja, als Hutten, dem der zwiſchen beiden Religionsparteien ſchwankende Rat von Baſel ſeinen Schutz aufſagte, nach Mülhauſen ging, beleidigte ihn Erasmus in einer Streitſchrift gegen die Lutheraner perſönlich, indem er ſein erwähntes Benehmen ableugnete, und hatte dann die Feigheit, ihn in einem direkten Schreiben von der beabſichtigten Entgegnung abzumahnen, woraus ſich ein erbitterter Briefwechſel entſpann, der mächtigen Umfang annahm und gemäß damaliger Unſitte im Drucke das Publikum von dem widerlichen perſönlichen Hader der beiden Gelehrten unterrichtete, von denen indeſſen Hutten mit „Ruhe und Adel“ die gereizten Schmähungen des in ſeiner Eitelkeit verletzten wankelmütigen Gegners erwiederte. Unterdeſſen aber vernahm Hutten die erſchütternde Nachricht von dem unglücklichen Ende ſeines theuerſten Genoſſen, des auf der Burg Landſtuhl von ſeinen fürſtlichen Feinden belagerten Sickingen. Dieſe Märe brach ſein Herz, und als er zugleich von altgeſinntem Pöbel im Auguſtinerkloſter zu Mülhauſen, wo er Gaſtfreundſchaft genoß, aus Haß gegen ſeine Richtung mit einer Erſtürmung bedroht wurde, floh er nach Zürich in der freien Schweiz.

Und hier wirkte damals ein Mann, welcher als ebenſo kräftiger und ungleich hellerer Zwillingsſtern neben dem vorwartburgiſchen Luther ſeinen Platz verdient und als durchaus ſelbſtändiger, Jenen nicht etwa nachahmender Reformator gefeiert werden darf. Es iſt Ulrich Zwingli, der ſich das Benehmen des Erasmus nicht zum Vorbilde nahm und dem armen und kranken Flüchtlinge ſeinen wirkſamen Schutz angedeihen ließ. Es war aber zu ſpät. — Der irrende Ritter fand im Bade Pfävers, wohin ihn Zwingli an den neugläubigen Abt Ruſſinger empfahl, keine Linderung ſeiner Körperleiden, dagegen endliche Erlöſung von denſelben und aller Verfolgung auf dem lieblichen Eiland Ufnau im Zürcherſee, am 29. Auguſt 1523, erſt fünfunddreißig Jahre und vier Monate alt, nichts hinterlaſſend als — eine Feder und ein Bündel Briefe von Männern aller Stände und verſchiedener Völker. Sein Grab iſt unbekannt; aber ſeine Werke haben ſeinen Leib um Jahrhunderte überlebt und ſind ein unſterbliches Denkmal gründlicher Gelehrſamkeit, glühender Vaterlandsliebe und vorurteilsloſen Wirkens für den Fortſchritt und die Aufklärung der Menſchheit.

Huttens Freunde Eoban Heſſe, der Dichter, und Crotus Rubianus der Proſaiker, wurden gleich ihm Vermittler der humaniſtiſchen und de reformatoriſchen Richtung, indem ſie der erſtern treu blieben und zugleic die letztere umfingen. Trotz mancher ſchweren Nachtheile, die ihm di wilden Ausſchreitungen unbeſonnener Kämpfer für die neuen Lehre verurſacht hatten, verharrte der Dichter in ſeiner Überzeugung, währen der Verfaſſer des erſten Theiles der Dunkelmännerbriefe, durch hoh Stellen im Dienſte des Erzbiſchofs Albrecht von Mainz geblendet, ſelb wieder ein Dunkelmann wurde und die bei den Proteſtanten eingeführ Prieſterehe heftig ſchmähte. In Dunkelheit ſtarb aber der Apoſtat, de der derbe Luther nur noch „Dr. Kröte, des Kardinals zu Mainz Tellerlecker", genannt hatte.

So fielen die Humaniſten auseinander in die herrſchenden theolo giſchen Parteien, und ihre Wiſſenſchaft mußte von da an das harte Joch der das ganze öffentliche Leben durchſäuernden „Gottesgelahrtheit" tragen. Der wiſſenſchaftliche Geſichtskreis wurde enger und beſchränkter, abe dafür auch grundſätzlicher und entſchiedener, und dadurch wurde es möglich, daß ſich, nachdem der theologiſche Streit erſchlafft, weitere und tiefere Forſchungen an deſſen Streitfragen knüpfen konnten. Die Humaniſtik war ein mächtiger Fortſchritt gegenüber der Scholaſtik; aber ſie barg in ſich ſelbſt keinen Keim weiterer Entwickelung für die Zukunft, weil ſie in einer fernen Vergangenheit wurzelte. Die Reformation war hinwieder ein Fortſchritt gegenüber der Humaniſtik; denn ſie entnahm ihre Ziele dem friſchen Leben und Treiben der Gegenwart; aber weil ihr Hauptinhalt, die Theologie, denn doch nur in unfruchtbaren Hypotheſen von einem blos geahnten und niemals erforſchbaren Jenſeits beſtand, ſo konnten ſie nur durch ihre Verbindung mit den Forderungen eines beſſern Diesſeits, d. h. politiſcher und ſocialer Reformen, zu einem wahren Fortſchritte der Menſchheit führen.

Die Kriſe, welche im Verlaufe der deutſchen kirchlichen Bewegung eingetreten war und ſich einerſeits durch Luthers Rückkehr von der Wartburg und ſeinen Übergang von oppoſitioneller zu diktatoriſcher Stellung, anderſeits durch Sickingens und Huttens Scheitern in dem Verſuche gewaltſamer Änderung der Reichszuſtände im Sinne der Reformation, — alſo durch eine zweifache — religiöſe und politiſche — Reaktion kennzeichnete, führt uns nach einem Lande, wo dieſe Reaktion nicht ſtattfand, und zu einem Manne, der eine ſolche in der That durch ſeine Kraft verhindern konnte. Es iſt das Land, in welchem der Mann lehrte, der dem ſterbenden letzten Humaniſten und erſten reformatoriſchen Krieger, Ulrich von Hutten, die letzte Zufluchtsſtätte bot. Wir meinen die Schweiz und ihren Reformator Ulrich Zwingli, einen der reinſten und größten Charaktere der Geſchichte jedenfalls die edelſte und den Ideen des Fortſchritts im heutigen Sinne ſich am meiſten annähernde Erſcheinung des Reformationszeitalters.

Am Neujahrstage 1484 zu Wildhaus in der damals seit Kurzem dem Abte von St. Gallen gehorchenden Landschaft Tockenburg in einer ärmlichen Hütte geboren, lernte er auf den Schulen zu Basel und Bern und auf der Hochschule Wien, welche im Gegensatze zu dem an der Spitze der Scholastik stehenden Paris die Humanistik pflegte, die erstere verachten und die letztere liebgewinnen und begann als Lehrer in Basel gegen das römische Kirchentum Abneigung zu fühlen. Als Pfarrer in Glarus studirte er mit gleichem Eifer die Klassiker des Altertums und die Bibel, ohne der letztern einen wesentlichen Vorzug vor den ersteren einzuräumen, ja ohne ihr je ausdrücklich einen andern als menschlichen Ursprung beizulegen. Ohne sich einstweilen über die Mißbräuche im kirchlichen Leben zu äußern, wirkte er vorzüglich für humanistische Bildung und widmete der Schule seine Zeit so gut wie der Kirche, während er zugleich gegen die sein Vaterland entwürdigenden Söldnerdienste und Pensionen fremder Fürsten eiferte. Um dem verderblichen Einflusse Frankreichs entgegenzuarbeiten, war er ein Beförderer des politischen Bundes der Schweizer mit dem Papste Julius II. und machte die zu Gunsten der italienischen Freiheit und des schweizerischen Ruhmes zugleich unternommenen, so glücklich beginnenden und so traurig endenden Feldzüge nach Oberitalien mit. Sofort nach der Rückkehr der Schweizer von ihrer letzten Schlacht gegen das Ausland (bei Marignano) fand sich Zwingli durch die überall von ihm wahrgenommene Verdorbenheit der Kirche, sowie durch die Unwissenheit und Sittenlosigkeit der Geistlichen veranlaßt, einfach nach dem Evangelium zu predigen, zwei volle Jahre bevor er von Luther auch nur den Namen kannte, und ein Jahr vor dessen Auftreten in Wittenberg. Bald trat aber auch die Opposition gegen katholische Kirchenverfassung, Lehre und Gebräuche, deren er sich anfangs enthalten, in seinen Äußerungen hervor, und zwar zuerst gegen den Cölibat. So wenig wie Luther, dachte er an eine Trennung von der Kirche, ehe er durch Roms hartnäckige Unterdrückung jeder Verbesserung dazu gezwungen wurde. Eine weit entschiedenere Färbung nahm indessen seine Überzeugung an, als er, der Mann des Fortschrittes und der Aufklärung, die Stelle eines Leutpriesters in Einsiedeln, dem alten Sitze des Aberglaubens und des Formendienstes erhielt, wo aber das berühmte Kloster gänzlich in Verfall geraten war. Er schente sich nicht, am Feste der „Engelweihe" selbst (in Erinnerung der Fabel, daß Christus mit Engeln das Kloster durch — Absingung einer nächtlichen Messe eingeweiht habe!) gegen die Wallfahrten und die Verehrung der Heiligen zu predigen, und hatte den Mut, von einflußreichen Häuptern der Kirche geradezu Verbesserungen in derselben zu fordern. Aber Hugo von Landenberg, der Bischof von Konstanz, war zu furchtsam; der in Rom gerne gehörte Kardinal Matthäus Schinner, damals von den Wallisern aus seinem Bistum vertrieben, beschäftigte sich lieber mit Politik als mit Religion, und der glatte Nuntius

Pucci suchte vielmehr den Reformator, dem er die Würde eines päpstlichen Hofkaplans anbot, für Rom zu gewinnen und unschädlich zu machen, — doch umsonst.

So war Zwingli auf sich selbst und die ihm anhänglichen Schweizer angewiesen. Er hatte deshalb leichteres Spiel als Luther, dessen Thesen erst jetzt erschienen, nachdem Zwingli längst in reformatorischem Sinne gewirkt; — denn der Papst, dem an der Verwendung der Schweizer zu Solddiensten viel lag, wagte keine Schritte gegen ihn, wie gegen seinen nordischen Genossen. Dagegen war der Schauplatz seiner Wirksamkeit weit beschränkter, weil die Schweiz seit dem Schwabenkriege als von Deutschland getrennt angesehen wurde und bei ihrer Kleinheit das in ihr Vorfallende weniger Aufsehen erregen konnte, als was zu Wittenberg im Herzen des Reiches geschah, — namentlich da das Auftreten Zwingli's auch eine politische, gegen die Solddienste und die Aristokratie gerichtete Seite hatte und demzufolge für die nichteidgenössischen Lande wenig Interesse darbot. Wäre aber auch die Schweiz noch nicht thatsächlich vom Reiche getrennt gewesen (formell war sie es wirklich noch nicht), so hätte sich dennoch wahrscheinlich der weitaus größte Theil der reformatorisch gesinnten Deutschen, dem Volkscharakter gemäß, an Luther angeschlossen, in welchem die gemütliche Richtung vorherrschte, und nur ein kleinerer Theil an Zwingli, in dessen Geiste der berechnende Verstand die Oberhand behauptete. Und so kam es, daß dem Manne mit dem engern Gesichtskreise und den beschränkteren Ansichten ein weiteres, demjenigen mit dem weitern Blicke und der vorurteilslosern Überzeugung aber ein weit engeres Feld der Thätigkeit angewiesen war. Wäre dagegen Zwingli in Deutschland aufgetreten und kein Luther erstanden, so kann mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß dann die deutsche Reformation auch eine staatliche Umwälzung und ein aufgeklärteres wissenschaftliches Leben im Gefolge gehabt hätte.

In Sachsen hatte erst der Ablaßhandel zum öffentlichen Auftreten des dortigen Reformators Anlaß geboten; in der Schweiz wurde jenes geistliche Wuchergeschäft etwas später betrieben, nachdem Zwingli bereits in reformatorischem Sinne gewirkt hatte. Der Ablaßkrämer Samson trieb sein Wesen, nachdem er aus Italien über den Gotthard eingezogen, in schamloser Weise. Jedermann konnte bei ihm gegen baares Geld, nach einem bestimmten Tarif, Nachlaß aller begangenen und noch zu begehenden Sünden jeder Gattung, und zwar nicht nur für sich selbst, sondern für ganze Familien, Haushaltungen, Gesellschaften, Soldatenrotten, ja sogar für Verstorbene erhalten, die dadurch, wie der Händler behauptete, aus dem Fegefeuer erlöst wurden. Man konnte sich auch von Gelübden und Eiden loskaufen. Für einen Kindesmord erhielt man um vier französische Livres, für einen Vater-, Mutter-, Bruder- oder Gattenmord um einen Dukaten und vier Livres Ablaß. In Bern kaufte Jakob vom Stein bei dem seine

Bude dort aufſchlagenden Samſon für ſich, ſeine fünfhundert Kriegsknechte, die Seelen ſeiner verſtorbenen Vorfahren und für ſeine Herrſchaft Belp einen Ablaß — um den Preis eines grauen Hengſtes, die kleine Stadt Aarberg einen ſolchen für alle ihre todten und lebenden Angehörigen. Umſonſt predigte Zwingli, ſo lange er in Einſiedeln lebte, gegen den frechen Unfug; erſt mit ſeiner Verſetzung an einen aufgeklärtern Ort ſollte dem Übel Einhalt gethan werden. Zürich ſtand damals in politiſcher und religiöſer Beziehung an der Spitze der nach Fortſchritt ſtrebenden Schweizer; Kunſt und Wiſſenſchaft wurden dort eifrig gepflegt, und die Schätze letzterer durch berühmte Buchdrucker, wie Chriſtoph Froſchauer aus Öttingen, dem die Stadt das Bürgerrecht ſchenkte, verbreitet. Es fehlte nur an einer ernſten ſittlichen Leitung gegenüber der durch die fremden Dienſte genährten Zügelloſigkeit, welcher die alte Kirche nicht mehr zu ſteuern vermochte; einſichtige Männer waren daher in Zürich auf den kühnen Verkündiger des reinen Evangeliums aufmerkſam geworden, und man berief ihn zum Leutprieſter am großen Münſter. Jetzt waren ihm keine Feſſeln mehr angethan. Sein erſter Erfolg war, daß der Rat Zürichs dem Ablaßkrämer, der ſogar die Keckheit hatte, Solche, die ſich ſeinem Treiben widerſetzten, mit dem Banne zu belegen, das Betreten der Stadt unterſagte, worauf Samſon, mit hundertundzwanzigtauſend römiſchen Thalern und dem Fluche aller Rechtlichen beladen, die Schweiz verließ, deren Tagſatzung, vom Konſtanzer Biſchofe ſelbſt dazu ermuntert, ihm keinen Schutz mehr gewähren wollte, ſo daß ſelbſt der Papſt, dem am guten Willen, d. h. an den Waffen der Schweizer gelegen war, ſich bei ihnen beinahe demütig für das verurſachte Ärgerniß entſchuldigte.

Zwingli begann jetzt, nach geſäubertem Boden, abweichend von der bisherigen Praxis der vorgeſchriebenen ſonntäglichen Evangelien und Epiſteln, auf der Kanzel Zürichs, ſeit Neujahr 1519, ohne Rückſicht auf irgend welche Autoritäten, das neue Teſtament von vorne an zu erklären, und zwar zum großen Beifalle der Regirung und des Volkes. Bald trat der große Fortſchritt hervor, den ſeine Lehre nicht nur der alten Kirche, ſondern auch Luther gegenüber enthielt. Während Letzterer die Seligkeit auf die Chriſten beſchränkt hatte, erweiterte ſie der Schweizer Reformator auf alle Menſchen ohne Unterſchied des Glaubens und bekundete hierdurch ſeinen freien, über alle Vorurteile erhabenen Geiſt. Um ganz frei wirken zu können, verzichtete er jetzt auf die ihm bisher aus politiſchen Gründen vom Papſte geſpendete Penſion, die ihn an freimütiger Äußerung verhindert hatte, und ſein Wirken fand ſo großen Anklang, daß die von ihm bekämpften Solddienſte, wenigſtens jene der Zürcher, bald aufhörten. Als er dann auch die bisherigen kirchlichen Einrichtungen, und zwar zuerſt deren unvernünftigſte und haltloſeſte, das Faſten angriff, wurde die Nichthaltung der Gebote, welche dieſe angebliche Enthaltſamkeit vorſchrieben, bald allgemein. Zwingli war es auch, der, bevor Luther daran dachte,

eine Vorstellung von Geistlichen aus mehreren Kantonen an den Bisch
von Konstanz hervorrief, welche von diesem Kirchenfürsten neben de
Rechte der freien Predigt nach dem Evangelium auch das der Verehelichun
forderte, damit sowol der Willkürlichkeit im Glauben, als der Sitte
losigkeit im Leben, welche allgemein herrschten, ein Ende gemacht würd
Aber die Neuerer hatten einen harten Stand. In dem Bischofe Hug
und in seinem gelehrten Generalvikar Johannes Faber, diesen Gegner
des Ablaßkrames, verschwand bei dem entschiedenen Auftreten reformatorische
Ideen aller Freisinn, den man bisher von ihnen gehofft hatte; sie trate
heftig gegen Zwingli auf, aber nur in Anspielungen auf ihn; seine
Namen wagten sie nicht zu nennen. Der Sturm indessen, den dies
Kirchenregenten unter den zürcherischen Mönchen gegen den Reformato
erregten, rief nur dessen ganze Entschiedenheit in die Schranken; er ri
die anfangs schwankende Regirung von Zürich mit sich fort, und wag
es endlich, wozu der nicht planmäßig verfahrende, sondern stürmisch vor
wärts gedrängte Luther niemals gelangt war, — in einer öffentliche
Disputation das volle Programm der Reformation in die Welt hinau
zu verkündigen.

Während er damit beschäftigt war, erhielt er einen äußerst schmeichel
haften Brief des Papstes Hadrian VI.; der Statthalter Christi ver
sprach, wie damals ein Freund Zwingli's sagte, dem erklärten Rebelle
gegen die kirchliche Verfassung „Alles außer dem päpstlichen Trone'
wenn er dem Nuntius Glauben schenke und im Interesse des apostolische
Stuhles wirke. Der kräftige Schweizer aber antwortete dem Papste, de
seine Nationalität mit dem Tode zu büßen hatte, (oben S. 28) „unentwe
und christlich"; — die „Armut Christi" war ihm lieber als die „Prac
der Päpstler", — und nun schüttelte er die letzte Rücksicht von sich un
verwarf in dem erwähnten Programm ohne Scheu die absolute Autorit
des Papstes, die Messe als Opfer, die Fürbitte der Heiligen, den Lux
der Kirche, die Fastengebote, die geistlichen Orden, die priesterliche Eh
losigkeit, den päpstlichen Bann u. s. w. Der Rat von Zürich fand da
Recht auf seiner Seite, führte seine obigen Grundsätze förmlich in's Leben
und die Geistlichen begannen, das bisherige regellose Treiben mit eine
solchen in veredelnder, rechtlicher Verbindung von Mann und Weib z
vertauschen. Zwingli selbst war einer der Ersten und die Reinheit sein
Absichten erhellt daraus, daß die Erwählte seines Herzens eine wed
junge noch reiche, aber allgemein geachtete und tief gebildete Witwe wa
Anna Reinhard. Gleichzeitig begannen Mönche und Nonnen die Klöst
zu verlassen.

Gleich der Fraktion Karlstadts in Wittenberg gab es aber auch i
Zürich eine äußerste Partei, welcher der von Zwingli geleitete Fortsch
zu langsam von Statten ging. Unter der Anführung eines Geistliche
der den bezeichnenden Namen Hetzer führte, begann sie mit frefelhaft

Gewaltthat, sich eigenmächtig an den zur Verehrung bestimmten Bildern zu vergreifen. Um diesen Störungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung Einhalt zu thun, veranstaltete die Regirung eine Disputation über Bilder und Messe, gegen welche beide Kultmomente sich Zwingli entschieden aussprach; beide wurden einstweilen noch freigegeben. Trotz der Schonung, welche sich in diesem bedächtigen Vorschreiten kundgab und trotz der Strafen, zu welchen die Bilderstürmer verurteilt wurden, entbrannte dennoch im altgläubigen Theile der Schweiz ein heftiger Haß gegen Zürich und gegen Zwingli, der sich zunächst dadurch kund gab, daß Bilder- und Klosterstürmer in katholischen Kantonen ergriffen und enthauptet wurden. Dies hatte aber keine andere Wirkung, als daß Zürich nur um so energischer vorschritt, kategorisch Klöster aufhob und mit nur allzu radikaler Rücksichtslosigkeit alle ästhetische (und nichtästhetische!) Zubehör des Gottesdienstes aus den Kirchen entfernte, die von nun an, abstechend von denjenigen in Luthers Reformationsgebiete, kahl und öde dastanden und selbst der erhebenden Orgelklänge entbehrten. In ähnlicher Weise, nur etwas langsamer, schritt die Kirchenspaltung vor in Basel durch Johannes Hausschein (Ökolampadius), in St. Gallen durch den Arzt und Staatsmann Joachim von Watt (Vadianus) und den gelehrten Sattler Johannes Keßler (Ahenarius), in Glarus durch den duldsamen Valentin Tschudi, der in der Übergangsperiode zugleich den Altgläubigen Messe las und den Reformern predigte, und zuletzt in Bern durch den Maler Nikolaus Manuel, den Geschichtschreiber Valerius Anshelm und den Theologen Berchthold Haller, den Freund Melanchthons u. s. w. Weit greller als in Deutschland, klafften in der Schweiz die äußersten Ansichten in Glaubenssachen von einander, und die Feindschaft zwischen den altgläubigen und den der Neuerung sich zuwendenden Kantonen wurde immer erbitterter, und machte den Ausbruch eines Bürgerkrieges geradezu unvermeidlich.

Während sich solches im Süden des schwankenden Reiches vorbereitete, entwickelten sich im Norden, wo die staatlichen Zustände weit drückender waren, als in den damals noch nicht vom Patriziate überwucherten Schweizerkantonen, hierdurch bedingte furchtbare Krisen in der begonnenen Bewegung.

„Es ist unverkennbar," sagt der Geschichtschreiber des deutschen Bauernkrieges, „daß gerade zu Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts der Druck maßlos wuchs, welchen die Herren sich gegen die Bauernschaften erlaubten; eine neue Last um die andere wurde dem armen Manne aufgehäuft; und während er dem Erliegen nahe war, sah er die edeln Herren mit Scharlach prangen und polziren, der mit seinem Blute gefärbt war, und während er nicht Brot hatte, sich satt zu essen, sah er Heere von Mönchen, die sich in der letzten Zeit unendlich vermehrt hatten, von seinem sauern Schweiße prassen, und an den Höfen der Kirchenfürsten ein neues Heidentum mit der

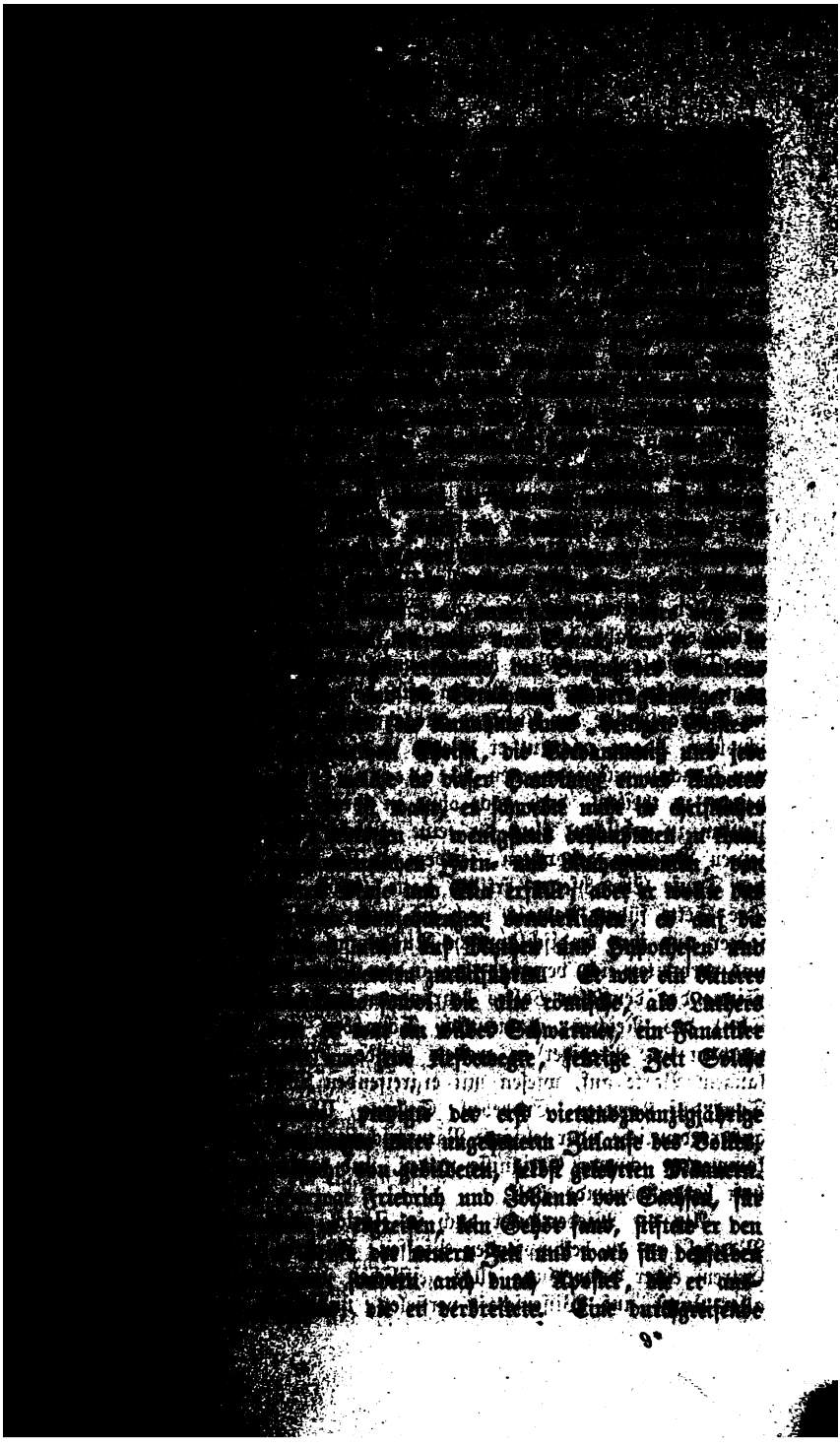
Tyrannei Hand in Hand, die Üppigkeit Sodoms und die Prachtliebe k
Sardanapale".

Dieſe Zuſtände waren, je mehr die Macht der kleinen Fürſten
über der entkräfteten kaiſerlichen Krone zunahm, deſto unerträglich
worden. Der Druck der Fürſten reizte die Edelleute, der Druck
die Städter und die Bauern zum Widerſtande. Hätten ſich die
friedenen zuſammen erhoben, ſo hätten ſie das Reich auf den Kopf g
es zu einer Republik umgewandelt; aber ſie thaten es nicht.

Das Volk kennt in ſeinem geſunden Sinne keine religiöſe Befr
ohne eine gleichzeitige politiſche; es fühlte, daß eine Erhebung gegen
ſeinen Zuſtand nicht beſſerte, daß ſie ihm nichts nützte, wenn nich
Erhebung gegen die Fürſten damit verbunden war. Als daher L
auftrat, jubelte es ihm zu; aber ſeitdem ſich der kühne Kämpfer, v
Wartburg heimkehrend, zum Eiferer für bibliſche Autorität entpuppt
kehrte es ſeiner Sache, als einem bloſen theologiſchen Streite, d
Beſchwerden der „armen Leute" (ſ. Bd. III S. 243 ff.) nicht
den Rücken. Ebenſo wenig konnte das tollkühne Unternehmen Sick
im Volke Wurzel faſſen, weil dieſer Ritter die Städte mit Mißt
anſah, die Bauern gar nicht beachtete. Der unglückliche Verſuc
Rittertums ſchlug fehl, — das Volk blieb gleichgiltig; es war ſchon
ſeine eigenen Wege gegangen, es hatte in den ſchwäbiſchen Beweg
des „Bundſchuhes" und des „armen Konrad" im Jahre 1513 S
zu ſeiner Befreiung gethan; es ſah nun ein, daß ihm auch ferner
anderes übrig bliebe.

So folgte denn auf die ariſtokratiſche Bewegung, deren ge
Seite Luther, deren weltliche Sickingen und Hutten vertraten, die demokr
der Bauern, welche ebenfalls religiöſe und politiſche Momente zugl
ſich begriff und verhindern wollte, daß das Reich, wie ehedem, ſo
künftig, nur in etwas veränderter Weiſe, eine Beute der Pfaffe
Junker wäre. Aus den aufbewahrten Grundſätzen der Aufſtändi
aus ihren „zwölf Artikeln" und ihrem vom Bauernausſchuſſe zu H
bronn beſchloſſenen Verfaſſungsentwurfe geht auch in der That u
deutig hervor, daß geiſtvolle Führer an der Spitze ſtanden, in
Träumen ein Ideal lebte, deſſen Verwirklichung Deutſchland in
Art ſocial-demokratiſcher Republik mit dem Kaiſer an der Spitze
gewandelt hätte.

Die Ereigniſſe des Bauernkrieges gehören in die politiſche Geſc
Wir betrachten hier blos ſeinen religiöſen, mit der Reformbewegun
ſammenhängenden, kulturgeſchichtlichen Charakter, und da tritt uns
eine Geſtalt entgegen, welche neben jenen eines Luther, Karlſtadt, H
Sickingen und Zwingli, als Vertreter einer neuen und ſehr eigentüm
Geiſtesrichtung die Staffage des intereſſanten, farbenreichen Bild
Reformationszeit vervollſtändigen hilft. Thomas Münzer, zwei



Befreiung Deutſchlands von politiſchem und religiöſem Drucke war das Ziel, wofür er wirkte. Kühn vertrat er dieſe Idee ſelbſt vor den genannten Herzogen, die nach Allſtädt kamen, ihn zu hören. Verfolgungen ſeiner Schriften machten ihn nicht irre, Luther und Melanchthon nannte er ungeſcheut Buchſtabenknechte, trat offen in Oppoſition gegen den Reformator und kam ihm mit mancher Neuerung zuvor, die Jener nachzuahmen ſich gedrungen fühlte, ſo ſehr er die Kühnheit des thüringiſchen Revolutionärs verabſcheute. Als Münzer die ſeinen Büchern auferlegte Cenſur nicht achtete, und als nun der ganz zu pfäffiſcher Denk- und Handlungsweiſe übergegangene Luther die Fürſten in heftiger Sprache gegen ihn aufzureizen ſuchte, mußte er ſich in Weimar vor ihnen verantworten und that dies mit Freimut, trotz dem Geſpötte der Höflinge und Pfaffen, trotz den Drohungen Herzog Johanns mit Verbannung, während dagegen der humane Friedrich ſich weigerte, gegen ihn einzuſchreiten. Aber vom altgläubigen Herzoge Georg verfolgt, mußte er fliehen, irrte in Franken umher, wurde in Nürnberg vom ariſtokratiſchen Rate vertrieben, und predigte dann, ein geheimnißvoller Überall und Nirgends, obgleich entblößt von allen Geltmitteln, in ganz Süddeutſchland ſeine Lehre. Das bald anbrechende Jahr 1525, welches die Fürſten und Herren zittern gemacht und Deutſchland mit Blut überſchwemmt hat, das Jahr des Bauernkrieges, zeigte, welche Früchte ſein Wirken trug, obwohl ſchon vor ſeiner Wanderung im Schwarzwalde der Aufſtand ausgebrochen war. Und in dieſen gewitterſchwülen Tagen erſcheint er wieder in eigentümlicher Verbindung mit den von Zwickau ausgegangenen Wiedertäufern, die er, ohne ihre Tollheiten zu theilen, doch auch ohne in ihrer Verwerfung der Kindertaufe Unſinn zu erblicken, klug für ſeine Zwecke benutzte, und die auch willig ſeinen Befehlen gehorchten, ſeitdem er ſich offen für die Zweckmäßigkeit der Taufe Erwachſener erklärt hatte (ſelbſt wiedergetauft hat er nie). Die Sekte führte damals noch ein muſterhaft ſittliches Leben, von dem ſpäter nur ihre kindiſchläppiſche Auslegung der Bibel ſie abgeführt hat, und verbreitete ſich, vermöge ihrer in dem tiefgemütlichen und ſchwärmeriſchen Sinne des deutſchen Volkes begründeten Anſichten, bald über den größten Theil des Reiches, namentlich Schwaben und die Schweiz; überall tauchten ihre Prediger in grobem Kleide, breitem, grauem Filzhute und langem Barte auf, wieſen mit ergreifenden Worten und entflammendem Tone auf Kometen, Erdbeben, Stürme, Überſchwemmungen und andere außerordentliche oder ſeltſame Naturerſcheinungen hin, die ihnen Vorzeichen kommender ſchwerer Ereigniſſe waren, und tauften an Flüſſen das maſſenhaft herbeiſtrömende Volk.

Als die Wiedertäufer auch in Zürich erſchienen und dort, bei dem Mangel an zu bekämpfenden Pfaffen, Fürſten und Edelleuten, in das Extrem einer Verwerfung alles geiſtlichen und weltlichen Anſehens, ſowie aller Kunſt und Wiſſenſchaft verfielen, und durch dieſe der ungebildete

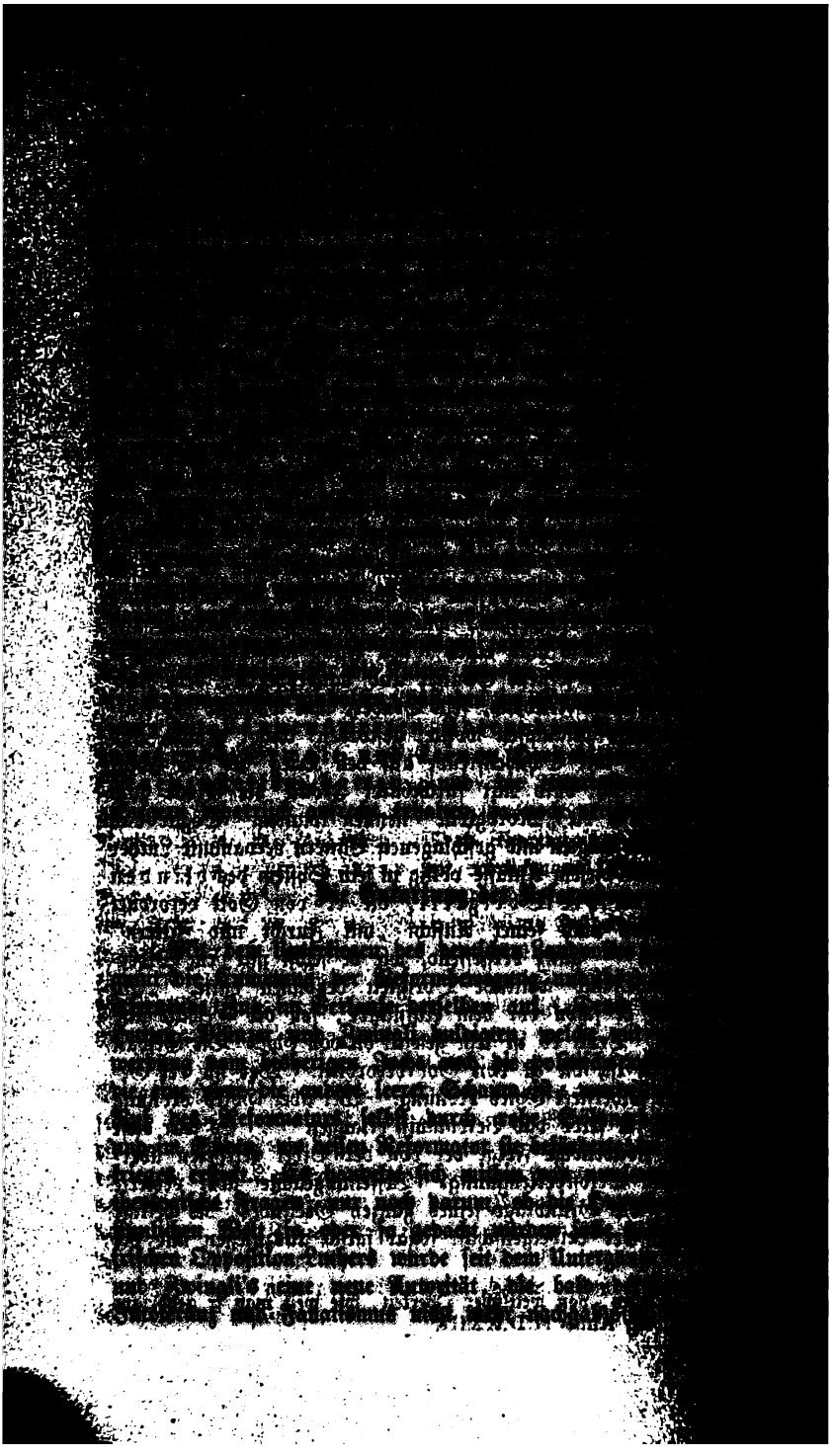
Masse zusagenden Tendenzen großen Anhang fanden, als sogar gelehrte Männer und Beförderer der Reformation sich ihnen anschlossen, meist aus Eifersucht gegen den nun obenanstehenden Zwingli, sah Dieser durch solche Verkehrtheiten sein ganzes Werk bedroht und kämpfte daher von nun an gegen zwei Seiten, die römische und die wiedertäuferische. Und er war dabei im Rechte; denn unter seiner Lehre hatte die freieste politische und religiöse Richtung Raum, und er hat nie mit Unterdrückern gemeinsame Sache gemacht, wie Luther, dem jede politische Freiheit und jede unabhängige religiöse Richtung zuwider war. Und ohne Zweifel waren es vorzüglich die erwähnten Tollheiten der Wiedertäufer, welche den großen schweizerischen Reformator bestimmten, die Kindertaufe festzuhalten, gegen die er anfangs, weil sie im Evangelium allerdings nicht begründet ist, eingenommen war, und auch in seiner neuen Kirche dahin zu wirken, daß sie, als ein ehrwürdiger alter Brauch, zum Gesetze gemacht wurde. Sehr bezeichnend und erhebend ist die Begründung, welche Zwingli dieser Anordnung gab und die das schönste Licht auf seinen hellen Geist wirft. Er schlug nämlich die buchstabenknechtische Bibelauslegung der Wiedertäufer, daß nur, wer glaube und getauft sei, die Seligkeit erlange, dadurch nieder, daß er die Kindertaufe nicht als Bekenntniß- und Verpflichtungsakt des Einzelnen, sondern als einen Akt der Kirche auffaßte, durch welchen sie den Einzelnen in ihre Gemeinschaft aufnimmt, von welcher ja die Kinder nicht ausgeschlossen sind. Luther wollte, und das ist sehr sprechend, die Kinder taufen, um sie hierdurch von der ihnen anhaftenden Erbsünde zu befreien, — Zwingli aber, weil er keine Erbsünde anerkannte, außer in welche der Mensch aus Mangel an gutem Willen fällt. Dort theologische Beschränktheit — hier philosophische Freisinnigkeit.

Unterdessen war nun der Bauernkrieg zum Ausbruche gekommen, und Münzer, der sich sofort in seinem Elemente sah, eilte aus dem Süden nach seiner sächsischen Heimat zurück, wo er in der Reichsstadt Mühlhausen Aufnahme fand, obschon Luther dieselbe von solchem Schritte abzuhalten gesucht hatte. Der Boden war ihm hier durch den ehemaligen Mönch und nunmehrigen Volksprediger Heinrich Pfeifer geebnet, der mit seiner kühnen Schwärmerei das Volk hingerissen hatte. Der den beiden Predigern und ihrer Lehre abgeneigte Rat mußte abtreten und einem Regimente zu ihren Gunsten Platz machen; Münzer wurde Stadtpfarrer und oberster Richter und drang auf Einführung der Gütergemeinschaft nach Art der ersten Christen. Die Klöster wurden gesäubert, die Bilder vernichtet und ein eigentümlicher Gottesdienst nach der Fantasie der beiden Profeten eingeführt; er bestand aus Münzers Predigt und den von Pfeifer geleiteten Chören der Jünglinge und Mädchen; in beidem bildeten Anspielungen auf die bald zu erwartende Freiheit den Hauptinhalt. In ganz Thüringen fand die neue Richtung Anklang und Anhang; umsonst reiste Luther umher und predigte gegen sie; umsonst suchten die

Wittenberger Theologen Münzers reines Leben mit dunkelm Rufe zu beflecken. Hand in Hand mit dem zu gleicher Zeit wütenden Bauernaufstande kämpfte Münzers Richtung gegenüber der zu blindem Gehorsame gegen die Regirung mahnenden Luther'schen. Jedes Lager der rebellischen Bauern war zugleich eine Gemeinde der „evangelischen" oder „christlichen Brüderschaft". Im Kloster zu Mühlhausen wurde Geschütz für die Bauern gegossen; Münzers Boten vermittelten die Verbindung zwischen den Aufrührern der verschiedenen Gegenden, seine Briefe erhielten den Mut in den vielen Lagern derselben. Er war das geistige Haupt der großartigen, aber übereilten und zu wenig geordneten Erhebung des deutschen Volks. Münzers großer Geist wurde jedoch nicht überall oder vielmehr beinahe nirgends verstanden, und die Bewegung nahm zu schnell, zu reißend zu, als daß ein Mann sie ganz hätte beherrschen können. So kam es, daß seine Thüringer noch sehr mangelhaft gerüstet waren, als die Schwaben und Franken bereits in hellen Haufen stritten. Dessenungeachtet drang sein bisheriger Genosse Pfeifer auf bewaffneten Auszug gegen die Herren, und als Münzer in seiner mystischen Redeweise behauptete, der Geist in ihm verbiete dies, lief ihm der durchtriebene Nebenbuhler durch ein schlau ausgedachtes Traumgesicht den Rang ab; die Thüringer Bauern zogen aus und Münzer mußte mit. Aber seine Vorahnung ging nur zu schrecklich in Erfüllung. Nicht weniger als sieben Fürsten, katholische und protestantische vereint, zogen gegen das schwache Bauernheer heran, dem die gleichstrebenden Nachbarn, in verderblichem Partikularismus befangen, keine Hilfe angedeihen ließen. Umsonst war jetzt Münzers bis zur Verzweiflung gestiegene Thatkraft, umsonst seine in flammendem Profetenstil donnernden Reden an die Aufständischen. Trotz löwenmutiger Begeisterung mußten Diese bei Frankenhausen der erdrückenden Übermacht erliegen, die Bäche rannen rot von Bauernblut und Münzer wurde gefangen. Fürchterliche Folter traf den siebenundzwanzigjährigen Helden, dessen verzweifelndes junges Weib im fürstlichen Lager bei Mühlhausen vor frechen Zumutungen eines Ritters nicht sicher war. In demselben Lager fielen die Häupter Münzers und Pfeifers, dieser zwei Unglücklichen, die ihrer Zeit im Geist um Jahrhunderte vorausgeeilt waren.

So endete einer der edelsten Marthyrer der Freiheit; nur um [illegible] Sache willen, nicht zu seinem Nutzen, kämpfte und starb er für das Wohl seines Volkes, wie er fest überzeugt war. So ging eine Richtung unter, die zu früh erschienen war, um Lebenskraft einzusaugen. Der Götzendienst der Römlinge, die Buchstabensklaverei des Luthertums und der Wahnsinn der Wiedertäufer bestanden fort, — Münzers Vernunftglaube schwand dahin, wie auch Zwingli's verständige und auf Zeit und Menschen treffend berechnete Kirche nach seinem Tode versumpfte.

Wie steht nun aber Luther, dessen ersten Thaten jeder Freund der Freiheit zujauchzt, neben dem Manne des Volkes da? Um gerecht



noch lebte, bestand zwar mit ihm jene freiere Richtung des Reformationszeitalters, welche die Berechtigung einer freien Forschung anerkannte und sich nicht blindlings dem Buchstabendienste hingab, noch einige Jahre fort; allein sie erlag endlich zuerst im theologischen Wortgezänke dem Luthertum und dann im blutigen Bürgerkriege dem Papsttum.

Den Anlaß zu dem ersten Zusammenstoße zwischen den beiden Bruchtheilen der Reformpartei und zu dem einzigen Zusammentreffen zwischen Luther und Zwingli bot der Streit über das Abendmal. Der von hirnlosen Fantastereien geläuterten und daher von jedem gesunden Menschenverstande zu erwartenden Anschauung desselben als einer frommen Erinnerungsfeier an Leben und Tod des Religionsstifters suchte Zwingli Bahn zu brechen, während Luther sich mit mönchischem Starrsinn in die sklavische Auffassung jedes Bibelausspruches in wörtlichem Sinne verrannte und sich nicht darum bekümmerte, ob dieser wörtliche Sinn Vernunft habe oder nicht, daher auch Himmel und Erde dafür in Bewegung setzte, daß Brot und Wein im Abendmale wirklicher Leib und wirkliches Blut Christi geworden. Das Auftreten seiner Gegner, die er „Schwarmgeister" nannte, schrieb er dem Satan zu, verfaßte ein dickes Buch darüber, „daß die Worte: „„das ist mein Leib"" noch fest stehen wider ihre Schwärmerei", und erklärte somit die katholische Taschenspielerei der Transsubstantiation auch für das Luthertum als verbindlich, wogegen Zwingli in seiner Antwort auf Luthers Angriff dessen Ansicht eine „päpstliche" nannte und des Gegners Teufelswahn mitleidig belächelte. Dieser Widerstreit zwischen den beiden hervorragendsten Männern der deutschen Reformbewegung ging dem Landgrafen Philipp von Hessen tief zu Herzen, während ihn vier Jahre vorher der Tod Thomas Münzers und die Niedermetzelung der Bauern, woran er eifrig mitgearbeitet, nicht sonderlich gerührt hatte. Er lud die beiden Parteien, nämlich Luther und Melanchthon von der einen, Zwingli und Ökolampadius von der andern, zu einem der damals so beliebten Geistesturniere, Disputationen genannt, nach seiner Residenz Marburg ein, wohin sie in „großer Stille" abreisten. Luther war aber so felsenfest überzeugt, man dürfe die Einsetzungsworte des Abendmals nicht verstehen, wie Zwingli behauptete, „dies bedeutet meinen Leib, mein Blut", sondern einzig und allein wörtlich: „das ist u. s. w.", daß er diese Worte mit Kreide vor sich auf den Tisch schrieb, um nicht davon abzugehen. Bezeichnender Weise sind diese Worte (hoc est corpus) in mutwilliger Verdrehung (Hocus-pocus) zur Bezeichnung für lächerlichen Zauberschwindel geworden. Es kam, wenn auch über andere Punkte wol, doch über diesen in Marburg zu keinem Vergleich und das Protokoll der Zusammenkunft mußte mit den Worten geschlossen werden: „Und wie wol aber wir uns, ob der war leib und Blut Christi leiblich im brot und wein sye, diser Zeit nit vergleicht haben, so soll doch ein teil gegen dem andern christliche lieb erzeigen und beyder teil gott fleißig

bitten, daß er uns durch ſeinen geiſt den rechten verſtandt beſtätige Amen." Im Wortkampfe war zwar Zwingli's freiere Anſicht nicht legen, aber ſie unterlag inſofern dem Buchſtabenzwange, als ſich für beinahe alle deutſchen Proteſtanten und für Zwingli nur ein kleine derſelben erklärten. Die Transſubſtantiation triumfirte alſo mit traurigen Wahne über den größten Theil der Deutſchen alten und Glaubens und die Vernunft war nicht nur aus der Kirche hin worfen, welche ihre Herrſchaft niemals anerkannt hatte, ſondern au jener, als deren Grundlage die freie Forſchung ausgegeben worden

Es kann nicht in Verwunderung ſetzen, daß dieſe Niedertretu Freiheit von Seite des Luthertums, der politiſchen im Bauernkrie der geiſtigen im Abendmalsſtreite, nur dazu beitragen konnte, dem C weſen, d. h. eben der Übertreibung kirchlicher Freiheit in nackte Züg keit einen Vorſchub zu leiſten, der nicht vorhanden geweſen wäre, der Zwingli'ſche Grundſatz vernünftiger und von Befangenheit Bibelauslegung geſiegt hätte. Es beweist dies der Umſtand, t Wiedertäufer, dieſe Anarchiſten und Terroriſten jener Zeit, in der E ein ſchnelles Ende nahmen, in Deutſchland aber es bis zur Gri eines Königreiches, wenn auch von beſchränkter Dauer und Ausde brachten.

Es war dieſer Sekte gelungen, in dem öſterreichiſchen St Waldshut an der ſchweizeriſchen Grenze, unter der Leitung de thaſar Hubmeier, eines frühern Freunden Zwingli's, die Oberh gewinnen. Sie wurden jedoch nach kurzer Zeit von den öſterrei Truppen vertrieben und ihr Haupt floh nach Zürich, wo ſeine Gl genoſſen auf dem Lande großen Anhang hatten. Als dieſelben d der Regirung erlaſſenen Verbote des Taufens Erwachſener beharrl widerhandelten, wurden Mehrere von ihnen verhaftet, darunter auc meier. Er verſprach, ſeine Anſichten zu widerrufen; als man ih zu dieſem Zwecke auf die Kanzel der Großmünſterkirche ſtellte, t er vielmehr für die Wiedertaufe. Nach abermaliger Einſperrung w er endlich, verließ die Schweiz, wirkte aber in Mähren neuerdings täuferiſch und wurde deshalb in Wien lebendig verbrannt und ſein erträukt. In Zürich verfuhr man indeß mit wachſender Strenge die Wiedertäufer, deren politiſche Anſichten übrigens jede Staatso

*) Luther, Martin, Das dieſe Wort Chriſti (Das iſt mein leib e feſt ſtehen widder die Schwermgeiſter. M.D.XXVII.

Zwingli, Huldrych, früntlich verglimpfung und ableynung über di des treffenlichen Martini Luthers wider die Schwermer, zu Wittenberg get beſchriben, zu ſchirm des wäſenlichen lychnams und bluts Chriſti im Sac Zürich M.D.XXVII.

Wie ſich D. Martin Luther ꝛc. und Hulbrich Zwinglin ꝛc. in der chriſtlicher Leer, gleichförmig zu ſein, befunden haben, uff dem geſprech z purg in Heſſen jüngſt gehalten. Am dritten tag Octobris Anno M.D.

ſo ſehr gefährdeten, daß ihre Verfolgung weniger religiöſer Unduldſamkeit als der Selbſterhaltungspflicht des Staates zuzuſchreiben iſt. Drei von ihnen wurden in der Limmat ertränkt und ein vierter durch die Stadt und aus derſelben hinaus gepeitſcht. Es liegt nicht vor, daß Zwingli jene Härte gebilligt oder dafür gewirkt hätte; er ließ eben die Gerichte gewähren, denen die beſtehenden blutigen Geſetze maßgebend waren.

Die auf dieſe Weiſe in Zürich verfolgten und unterdrückten Wiedertäufer verbreiteten ſich nun nach den benachbarten Landſchaften, um dort ihr Glück zu verſuchen. Im Thurgau wirkte der ſchon genannte Ludwig Hetzer; er endete in Konſtanz unter dem Schwerte des Henkers. Beſonders grelle Unfuge aber verübte die Sekte in der gegen den Fürſtabt ſich auflehnenden Landſchaft St. Gallen, indem ihr lediglich ganz ungebildetes Volk ſich ihr anſchloß. Ihre Glieder taufte und predigten öffentlich und legten auf lächerliche Weiſe Bibelorte buchſtäblich aus, indem ſie wurden wie die Kinder, ſpielten und liefen umher. Ein Weib hielt ſich für Chriſtus und veranſtaltete ſtündige nächtliche Zuſammenkünfte, und ein Schwärmer hieb in einer Wahn ſeinem ebenſo überſpannten Bruder auf deſſen Bitte den Kopf ab und büßte ſeinen Wahn unter dem Schwerte des Scharfrichters. Die Behörden ſchritten aber ſo energiſch gegen die Unfugenſtifter ein, daß die Sekte in den eidgenöſſiſchen Landen bald, wenn auch nicht gerade erloſch, doch in ſtillen, anſpruchloſen Gemeinden ſich verlor und neuen Lärm mehr verurſachte.

Der Mittelpunkt der nun von der Schweiz ausgeſchloſſenen, aber immer noch über eine große Anzahl kleiner Gemeinden vom Rhein bis zur Oder verfügenden Wiedertäufer war damals Augsburg, wo ein Kürſchner ſich durch göttliche Offenbarung zum Könige des „tauſendjährigen Reiches“ aufwarf, Krone und Scepter trug, aber von ſeinem Throne auf dem Schaffott erwachte. Bei aller Lächerlichkeit des Treibens und Auftretens dieſer Menſchen, ja bei aller Verworfenheit, die daraus entſtand, indem viele Solche ohne weiteres ihre Familie verließen, in der Welt umherzogen und oft treulos neue Verbindungen eingingen, hatte doch noch ihr Zuſammenhalten, die Wanderungen ihrer Glaubensboten, die nächtlichen Zuſammenkünfte, das Brotbrechen nach dem Vorbilde Chriſti, etwas ungemein Rührendes, das durch die nach dem Beiſpiele der ſchweizeriſchen Regirungen nun auch anderswo über ſie hereinbrechende Verfolgung noch vermehrt wurde. Auch hier wie im Bauernkriege gab Luther das Zeichen und verkündete nach ſeiner beliebten Manier, die Wiedertäufer ſeien Sendlinge des Teufels, und ſelbſt ihre Standhaftigkeit im Erleiden des Todes für ihre Überzeugung ſei ein Werk des Satans. Katholiſche und proteſtantiſche Regirungen wetteiferten in maſſenhafter Hinrichtung (man könnte faſt eher ſagen: Niedermetzelung) der Unglücklichen. Landgraf Philipp von Heſſen und die Stadt Straßburg,

wo Capito und Bucer wirkten, bildeten ehrenvolle Ausnahmen, r
rend Kurſachſen unter den proteſtantiſchen, Öſterreich und Bai
unter den katholiſchen Ländern am heftigſten wüteten. Die Armen ji
ten über das Martyrtum, deſſen nach ihrer feſten Überzeugung der
ſie würdigte, und weit mehr als ihnen, ſchadete die Verfolgung der
im Entſtehen begriffenen und noch nicht befeſtigten lutheriſchen Ki
Ja, die Verfemten litten ſo wenig unter derſelben, daß ſie ſogar an
ſchiedenen Orten das Haupt höher erheben konnten, als ſolange ſie
beachtet geblieben waren. Zuerſt geſchah dies in der erwähnten S
Straßburg, welche im Reiche der Hauptſitz der mit Zwingli ſymp
ſirenden Oppoſition gegen das Luthertum war. Dieſe Stellung w
aber erſchüttert durch die Uneinigkeit unter den dortigen Reformat
von welchen Bucer ſtreng am Standpunkte Zwingli's feſthielt, C
aber ſich bedeutend den Sektirern näherte, ſo daß dieſe in der Stad
ergiebiges Feld ihrer verhängnißvollen Wirkſamkeit fanden. Ihr Anfi
wurde Melchior Hofmann, ſeines urſprünglichen Zeichens ein Kürſc
der aber ſeit 1523, wo er in Livland aufgetreten war, als zwing
geſinnter Prediger ruhelos umherzog, durch die Lutheraner aus N
deutſchland, wo ihn der König Friedrich von Dänemark in Holſtein
ſchützt hatte, vertrieben wurde und endlich als Flüchtling nach Straß
gelangte. Die ungeheuerlichen Fantaſiebilder der Apokalypſe brachte
bald mit den Kirchenhäuptern in Widerſpruch und dieſer führte ihn e
den Wiedertäufern in die Arme. Außerhalb der Bibel anerkann
weder Wahrheit noch Wiſſenſchaft und weisſagte aus ihr den Stur
Antichriſts und die Wiederkunft Chriſti. Von ihm elektriſirt, vermel
ſich die wahnbethörten Scharen zu Straßburg in's Grauenhafte,
durch ſeine weiteren von da aus unternommenen unermüdlichen Ap
reiſen, von deren einer zurückkehrend er jedoch ſeine Saat mißraten
und im Gefängniſſe ſtarb, — verbreiteten ſich ſeine verkehrten Ideen
nach dem Lande, wo ſie den größten Triumf, aber auch ein ſchauer
Ende finden ſollten.

Es war dies die rote Erde Weſtfalens, deren Haup
Münſter ſchon im Bauernkriege gegen Adel und Klerus ſich erh
hatte. Einige Jahre darauf begann dort Bernhard Rothmann,
auf den Widerſtand des Biſchofs und ſeiner Anhänger zu achten,
Grundſätze der Reformation zu verkünden, und zwei religiöſe Par
bekämpften ſich, bis die reformatoriſche die Oberhand erhielt, und
Biſchofe die Anerkennung ihres Gottesdienſtes erzwang (1533). R
mann, der jetzt an der Spitze der evangeliſchen Kirche in Münſter ſ
war zwingliſch geſinnt und wurde deshalb von Luther angefeindet,
auch hier den Teufel im Spiele ſah, wie überall, wo man nicht gl
was er wollte. Rothmann aber fühlte ſich ſo ſicher, daß er, im
ſchmacke jener Zeit, welche überall eine Demonſtration ad oculos verl

am Altar eine Hostie zerbrach und zu Boden warf und fragte: „Seht, wo ist hie Blut und Fleisch? Wenn das Gott wäre, so würde es sich von der Erde aufheben und wieder auf den Altar stellen.“ Der unruhige und schwärmerische Kopf blieb jedoch in der Verneinung nicht auf einem Punkte stehen. Es sammelten sich, in Folge der von Straßburg aus unternommenen Apostelreisen Melchior Hofmanns, aus der Umgegend und besonders aus Holland Wiedertäufer in Münster an, und Rothmann, der sie anfangs mit Mißtrauen empfangen, trat endlich selbst zu ihrer Sekte über und weigerte sich Kinder zu taufen. Vom Rate deshalb entsetzt und mit seinen Glaubensgenossen verbannt, kehrte er mit Diesen ungescheut wieder zurück, den lauten Ruf: „thut Buße“ erhebend. Die Wiedertäufer, deren erste und eifrigste Bekehrte bezeichnender Weise die Nonnen waren, wurden zur mächtigen Partei, geführt von den niederländischen Aposteln Jan Beukelszoon und Jan Matthyszoon und dem münsterschen Volksmanne Bernt Knipperdolling, und es kam in der Stadt zum Bürgerkriege, der zwar mit dem Unterliegen, aber auch mit der fernern Duldung der Wiedertäufer endete. Sie machten sich indessen diesen Ausgang dadurch zu nutze, daß sie durch ihre Ausschreitungen die darob erschrockenen Häupter der Gegenpartei, d. h. die wolhabendsten Bürger der Stadt, zur Auswanderung nötigten und anderseits von allen Seiten Glaubensgenossen zur Niederlassung in Münster einluden, so daß sie in kurzer Zeit die Stadt beherrschten und einen neuen Rat mit Knipperdolling als Bürgermeister an der Spitze ernennen konnten. Ihre Herrschaft begann mit wandalischer Zerstörung aller kirchlichen Kunstwerke ohne Ausnahme und Abbruch der Thurmspitzen, weil „das Hohe erniedrigt werden müsse.“

Der ebenfalls ausgezogene Bischof aber, entschlossen, diese Anarchie in seiner Residenz nicht länger zu dulden, verband sich mit katholischen und protestantischen Fürsten und zog mit ihnen gegen Münster, dessen Einschließung und Belagerung bald darauf begonnen wurde. So folgte dem Kampfe der Katholiken und Protestanten und jenem der Lutheraner und Zwinglianer ein solcher aller dieser Parteien zusammen gegen die Wiedertäufer, und die Reformbewegung hatte somit bereits, wie vorübergehend schon im Bauernkriege, so nun bleibend, einen durchaus politischen Charakter angenommen; es handelte sich nicht mehr um den Glauben, sondern um die Aufrechterhaltung bedrohter Fürstenmacht.

Münster war nun eine theokratische Republik, deren Freiheit daraus hervorgeht, daß auf den an einem stürmischen, düstern Tage schauerlich durch die Straßen erhobenen Ruf des Fanatikers Matthyszoon alle Einwohner sich taufen lassen mußten (und zwar im strengsten Winter, im Februar 1534, auf offenem Marktplatze), die sich dessen aber weigerten, mit Weib und Kind aus den Thoren gejagt und hier — von den Schergen des Bischofs als Protestanten niedergemacht wurden!

So verrückt in Glaubenssachen, so verständig zeigten sich die Münsterer Wiedertäufer in Vertheidigung ihrer Stadt, die, bis auf die dem Geschlecht und Alter angemessene Betheiligung der Weiber und Kinder hinaus, bewundernswürdig geordnet wurde. Und daneben fand man Zeit zum tollsten Fanatismus. Ein Schmied, der sich gegen die Schwindelei der holländischen Profeten aussprach, wurde von Beukelszoon eigenhändig ermordet. Dann führte man die Gütergemeinschaft ein oder versuchte es wenigstens; auch speiste man eine Zeit lang gemeinsam und öffentlich. Wie in Florenz zur Zeit Savonarola's, mit dessen Wirksamkeit jene der münsterschen Profeten manche Ähnlichkeit darbot, wurden alle Gegenstände unheiliger Unterhaltung, wie Musikinstrumente, Würfel, Karten, Spiegel u. s. w., sowie alle Bücher, mit Ausnahme der Bibel, so viele man deren bekommen konnte, den Leuten weggenommen und öffentlich verbrannt. Matthyszoon trieb den Wahnwitz so weit, daß er mit wenigen Bewaffneten einen Ausfall machte, der aber damit endete, daß er von den Belagerern in Stücke gehauen wurde; man verehrte ihn als Martyrer. Beukelszoon, ursprünglich ein Schneider aus Leiden, und als solcher weit gereist, dann Schenkwirt und Meistersänger, verkündete den Ruhm des Gefallenen und wurde von da an als erster Profet und Haupt der Stadt anerkannt. Auf sein Verlangen ersetzte man den nicht ganz „glaubensfesten" Rat durch ein von ihm selbst ernanntes Kollegium von zwölf Ältesten, den Stämmen Israels entsprechend, und beförderte den gewesenen Bürgermeister Knipperdolling — zum Schwertträger d. h. — Scharfrichter mit eigener unbeschränkter Willkür. Die Demokratie hatte sich zur Oligarchie entwickelt, und der nun unumschränkt waltende Profet, Johann von Leiden genannt, benutzte die Gelegenheit, zum Zwecke der Befriedigung seiner Lüsternheit, die Vielweiberei einzuführen, unter dem Vorwande, daß sie durch die Bibel nicht verboten, vielmehr durch ausgezeichnete Männer derselben (Abraham, Jakob, David, Salomo u. s. w.) geübt worden sei. Damit begann ein schmähliches Unzuchtleben und eine grauenvolle Erniedrigung des weiblichen Geschlechtes. Der scheußliche Wahnsinn der Mormonen hatte sein Vorbild gefunden. Ein Reaktionsversuch eines zweiten Schmiedes, Mollenhöck, eine Nacht hindurch siegreich, endete mit Ermordung der Theilnehmer, indem Einige derselben an Bäume gebunden und den Schützen zum Ziele preisgegeben, die Übrigen vom „Schwertträger" und selbst vom Profeten eigenhändig enthauptet wurden. Der Martyrtod Matthyszoons fand Nachahmung bei der jungen Friesländerin Hilla Feycken, welche, eine neue Judith, sich in das Lager der Feinde begab, um den Bischof zu ermorden, aber entdeckt und hingerichtet wurde.

Während fortdauernder heldenmütiger Vertheidigung der Stadt schritt, schon nach kurzer Zeit, das schnelllebige Wiedertäufervolk zu weiterer politischer Umwandelung, indem auf den Ruf des hinkenden Profeten

Dusentschuer, Johann von Leiden zum „König der Gerechtigkeit über den ganzen Erdboden“ ausgerufen wurde. Sein Reich beschränkte sich zwar lediglich auf die Stadt Münster; aber das hinderte ihn nicht, sich als einen wiedertäuferischen Papst zu träumen, sich mit Krone und Scepter zu schmücken, eine glänzende Hofhaltung im schönsten Patrizierhause zu eröffnen und nach und nach sechszehn Frauen (die schönsten Mädchen der Stadt) zu heiraten. Auf offenem Markte stand sein Tron, wo er mit pompösem Aufzuge Gericht hielt. So war die Republik zur Monarchie geworden, um dem frommen Betruge eines zugleich schlauen und fanatisirten Schneiders goldene Tage zu schaffen. Daß sich ein geistvoller Kopf, wie Rothmann, diesem Treiben hin- und zum „Wortführer“ des „Königs“ hergab, ist ein trauriges Zeichen der Zeit. Luther, der bekanntlich überall den Teufel witterte, schrieb: in Münster halte diese Persönlichkeit selbst Haus und es sitze dort gewißlich ein Teufel auf dem andern wie die Kröten. Doch sei's nur ein junger ABC-Teufel, der so tüppisch zufahre mit Weibernehmen und königlichen Ehren, die Leut' wolle würgen und fressen, dadurch die Welt nicht betrogen werden möge, und dies „Rattenkönigreich“ sei so gar grob aufrührerisch, daß nicht not sei davon zu reden. —

In dem sonderbaren Reiche, welches die Stadt Münster jetzt bildete, wurden die Heiraten so vereinfacht, daß die bloße Willenserklärung und Handgebung vor zwei Zeugen dazu genügte, und lange waren die Frauen nicht gegen Zwang geschützt, da man die Ehe als eine Pflicht betrachtete. Jedem „Bruder“ und jeder „Schwester“, wie die Gläubigen sich nannten, war die Anzahl der Kleidungsstücke vorgeschrieben, die sie besitzen durften. Der Schulunterricht beschränkte sich auf Lesen, Schreiben, Psalmensingen und die wiedertäuferische Lehre. Die Kinder hatten ihre Predigt im Dome (die übrigen Kirchen verfielen), die Erwachsenen aber ohne Rücksicht auf die Witterung unter freiem Himmel auf dem Markte, in Gegenwart des auf dem Trone sitzenden Königs. Der Sonntag wurde nicht gefeiert. Knipperdolling war die lustige Person dieses großen Irrenhauses und machte seine Possen sogar während der Predigt und einst auf dem Königstrone, nachdem Johann herabgestiegen, was ihm aber drei Tage Gefängniß einbrachte. Die gemeinsamen Malzeiten wurden zum „Abendmal“ gestempelt, wobei der König das Brot, und die Königin, d. h. seine Lieblingsgattin, die Wittwe Matthyszoons, den Wein austheilte. Einem gefangenen Landsknechte vom Belagerungsheere, der zur Malzeit herbeigebracht worden, aber den „Glauben“ nicht hatte, schlug der König selbst sofort den Kopf ab.

Doch die Wiedertäufer in Münster dachten auch daran, ihr Reich zu vergrößern und sandten zu diesem Zwecke achtundzwanzig Apostel aus, die sich glücklich durch die Belagerer schleichen konnten, aber schlechte Geschäfte machten und einer kleinen Stadt, wo sie eine Anzahl Leute tauften,

den Verluſt ihrer Freiheiten herbeiführten. Alle ſtarben als Martyrer, Einen ausgenommen, der ſich vom Biſchof als Spion gebrauchen ließ, ſeine früheren Genoſſen aushorchte und verriet.

Als die Belagerer der heldenmütigen Stadt nach einem vollen Jahr durch Gewalt noch nichts anhaben konnten, arbeitete der Hunger endlich für ſie und zwar wirkſamer, als die gleichzeitige Acht, die Kaiſer und Reich gegen Münſter ſchleuderten. Die Wiedertäufer entließen deshalb einen Theil ihres Volkes aus ihren Thoren; aber alle Männer darunter wurden von den Belagerern gemordet, die Weiber entehrt oder eingegrenzt. Und indeſſen verſtärkte Johann von Leiden ſeine Schreckensherrſchaft und enthauptete ſogar eigenhändig auf dem Markte eine ſeiner Frauen, die ihn hatte verlaſſen wollen, und tanzte mit den Übrigen um ihren Leichnam!

Endlich wurde die Not in Münſter unerträglich und führte zu Gräßlichem. Verſuche der Wiedertäufer in anderen Orten, welche an eine Wiederholung des Bauernkrieges dachten und ihrem „Könige“ Hilfe bringen wollten, in Amſterdam ſogar einen kurzen Erfolg hatten, wurden vereitelt. Als Johann eben einen Ausfall beabſichtigte, um ſich nach Holland durchzuſchlagen, gelang es den Belagerern, mit Hilfe zwei verräteriſcher Wachſoldaten, in die Stadt einzudringen, und nach einer fürchterlichen Mordnacht am Johannisfeſte 1535 ſie zu nehmen. Es wütete Plünderung und Blutdurſt, wobei Rothmann ſpurlos verſchwand. Kein gefangener Wiedertäufer entging dem Tode. Die letzten Hinrichtungen trafen die drei Hauptanführer, Johann von Leiden, Knipperdolling und den geweſenen Pfarrer Krechting. Den Bekehrungsverſuchen unzugänglich, wurden ſie auf dem Markte, wo ſie einſt getront, gerichtet und gepredigt, am 22. Januar 1536 wegen Hochverrats und Ketzerei mit glühenden Zangen gezwickt, hierdurch langſam zu Tode gemartert und ihre Leichname in eiſernen Käfigen an einem Thurme aufgehängt. Der gefallene König von Zion war erſt 26 Jahre alt.

Die Stadt Münſter wurde mit dem Verluſte aller ihrer Freiheiten beſtraft und der Katholizismus wieder eingeführt; er iſt auch dort bis heute herrſchend geblieben. Nach ſeiner ſtereotypen Redeweiſe ſagte Luther: „Gott hat den Teufel herausgejagt; aber des Teufels Großmutter iſt hineingekommen“.

Das war das fürchterliche Ende der Wiedertäufer, ihre Nibelungennot. Sie ſind ſeitdem unter Leitung des Frieſen Menno Simons und ſeiner Nachfolger, als Mennoniten oder Anabaptiſten, ein kleines, ſtilles Häufchen von harmloſen Schwärmern geblieben.

Das Wiedertäuferreich in Münſter iſt eine jener merkwürdigen Epiſoden, in welchen der Fanatismus für eine unhaltbare Idee, außerhalb welcher aber deren Anhänger kein Heil finden, einen fantaſtiſch gefärbten vorübergehenden Erfolg feiert. Es iſt eine jener buntſchillernden krampf

haften Verzückungen, in welche der menſchliche Geiſt bisweilen fällt, indem eine Perſon mit Hilfe anderer, von ihr Bethörter, einen verwirrten Gedankengang der Welt aufbürden will. Solches hatte, unter dem milden Himmel Italiens, in milderer Form der begeiſterte Dominikaner von Florenz, Solches unter dem rauhen Himmel Deutſchlands in rauherer Form der ſchwärmeriſche Schneider von Leiden verſucht. Das Wirken Beider war auf eine Stadt beſchränkt. Anderen ſollte ſpäter Ähnliches nicht nur auf längere Zeit gelingen, ſondern auch ein ganzes Land in Mitleidenſchaft ziehen. Man hat die pſalmenkrächzenden Rundköpfe und die marſeillaiſekreiſchenden Ohnehoſen für ihre unausführbaren Schrullen Ströme Blutes vergießen, ihre kopfloſe Religion und herzloſe Irreligion auf den Spitzen der Piken einhertragen, die bigotten Mormonen mit ihrem goldenen Buche über die Prärien und Felsgebirge pilgern ſehen — Savonarola, Beukelszoon, Cromwell, Robespierre und Joe Smith ſammt ihren Gehilfen ſind bis heute mehr oder weniger pſychologiſche Rätſel geblieben.

Die münſter'ſche Epiſode ſollte indeſſen nicht ohne ironiſches Nachſpiel bleiben. Im Bunde der gegen die Wiedertäuferſtadt zu Felde ziehenden Fürſten befand ſich ein Mann, der, ohne ſeinem Glauben untreu zu werden, die verſchiedenſten Wandlungen durchgemacht hat. Einer der Mitunterdrücker des Bauernkrieges, dann, wie wir geſehen, der Urheber des Verſuches, Luthers und Zwingli's Lehren zu vereinigen, zog Landgraf Philipp von Heſſen bald das Schwert für den neuen Glauben gegen die Papiſten, bald mit Dieſen vereint gegen Sektirer. Auf ihn ſetzte der Schneiderkönig von Münſter ein unerſchütterliches Vertrauen, daß er noch einſt einer der Seinigen werden dürfte; er nannte ihn in ſeinem Schreiben aus der belagerten Stadt, in welchem er ihn vom Kriege gegen „Zion“ abzuhalten ſuchte, nur ſeinen „lieben Lips“, gleichwie ein Fürſt den Andern. Der „liebe Lips“ ließ ſich zwar von dem tollen Fanatiker Beukelszoon ſo wenig rühren, wie früher von dem verunglückten Fanatiker Münzer; und dennoch ſcheint eine der in dem neuen Zion getroffenen Einrichtungen einen ſo mächtigen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, daß er ſich zu einer Nachahmung derſelben im Kleinen gedrungen fühlte. Als ihm ſeine Gattin in vorgerückteren Jahren nicht mehr jung und ſchön genug war und ein edles Fräulein, welches dieſe angenehmen Eigenſchaften beſaß, größern Eindruck auf ihn machte, faßte er den Gedanken einer Doppelehe, wie ſie in vermehrter Form die Mormonen der damaligen Tage bereits praktizirten. In jenen Tagen der Erregung des Glaubens fragte man nicht nach Grundſätzen der allgemeinen menſchlichen Sitte und der humanen Achtung jedes Menſchen als eines gleichberechtigten Weſens, — man fragte nur, was ſich aus der Bibel, dieſem vieldeutigen, dreh- und wendbaren und die verſchiedenſten Gelüſte

befriedigenden Buche rechtfertigen laſſe und was nicht. So kam es, d
den fürſtlichen Gewiſſensrat Melander ſein Gewiſſen nicht abhiel
den Gönner und Herrn zu dem beabſichtigten Schritte zu ermuntern, d
Gattin des hohen Wüſtlings ihre Ehre nicht, der Schmach beizuſtimmen
und die beiden großen Reformatoren Luther und Melanchthon d
Teufel, den ſie in Münſter und ſonſtwo witterten, nicht, ihre förmlich
Einwilligung, wenn auch mit Abmahnungen gewürzt, zu ertheilen, da
Philipp ſeine Geliebte förmlich ſich antrauen ließ und ſo das ärgerlich
Schauſpiel eines in barbariſcher Doppelehe lebenden Chriſten darbot
Melanchthon aber wurde, als Philipp den ihm ertheilten Diſpens zu ver-
öffentlichen die Keckheit hatte, von ſo tiefer Reue über denſelben ergriffen
daß er ſich beinahe zu Tode härmte und einer Leiche glich, bis ihn Luther
derber Troſt wieder aufrichtete. —

Die Kirchen Luthers und Zwingli's waren nach und nach zu poli-
tiſcher Macht gelangt. Mehrere Fürſten und freie Städte des Reiches
hatten ſie zur Staatsreligion erhoben, und die Regirungen waren dami
an die Stelle des römiſchen Hofes getreten, indem ſie die oberſte Gewal
in Kirchenſachen ausübten und über den Glauben ihrer Unterthanen ver-
fügten. Es kam nämlich der ſcheußliche Grundſatz: cujus regio, illius
religio (weſſen das Land, deſſen der Glaube) zur allgemeinen Aner-
kennung. Wo die Regirung katholiſch blieb, wurde jeder Verſuch kirch-
licher Neuerung gewaltſam unterdrückt; wo ſie proteſtantiſch wurde, zwang
ſie ebenſo gewaltſam alle Unterthanen zur Annahme der neuen Lehre.
Die Begeiſterung für den Glauben, welche die erſten Schritte der Re-
formatoren geleitet, ging unter im politiſchen Intereſſe der Fürſten und
Patrizier; die Überzeugung wurde zum Verbrechen, wenn ſie dieſem wider-
ſprach; wer anders glaubte als die Regirung, war ein Rebell, ein Hoch-
verräter. So konnte von Grundſätzlichkeit keine Rede mehr ſein; an ihre
Stelle war, wie dies in ſich ausnützenden Bewegungen gewöhnlich ge-
ſchieht, die Bequemlichkeit getreten. An die fortſchreitende Entwickelung
der Ideen, erſt im Humanismus, dann in der Reformation, erinnerte
nichts mehr, als daß es jetzt drei Theologieen und drei Staatsreligionen
gab ſtatt einer, nämlich die katholiſche, lutheriſche und zwingliſche. Ein
erſchlaffender Stillſtand im geiſtigen Leben, ein unermüdlicher Krieg zwiſchen
jenen Theologieen auf dem Papier und zwiſchen den entſprechenden Staats-
religionen auf dem Schlachtfelde charakteriſirte die Zeit der Mitte des
ſechszehnten Jahrhunderts.

In dieſem Kriege handelte es ſich daher nicht mehr um Grundſätze
des Glaubens, ſondern um die politiſche Macht der Anhänger verſchiedener
Glaubensformen. Der Glaube war die Veranlaſſung, nicht aber der
Zweck desſelben; dies beweist die Stellung einzelner Ehrgeiziger, welche
im feindlichen Heere gegen ihre Glaubensbrüder kämpften, wie Moritz von
Sachſen, es beweist es ferner die Verbindung der deutſchen Proteſtanten

mit Frankreich, das die Glaubensbrüder derselben auf seinem eignen Gebiete blutig verfolgte.

Die Religionskriege des sechszehnten Jahrhunderts brachen zuerst in der Schweiz und erst später im deutschen Reiche aus; denn dort waren die Regirungen verschiedenen Glaubens enger verbunden als hier und hatten demzufolge mehr Anlaß, sich aneinander zu reiben.

Der schweizerische Religionskrieg begann seltsamerweise mit einem Kalenderstreite, und diesen veranlaßte ein zanksüchtiger Mönch, der Franziskaner Thomas Murner aus Straßburg; nach dem Aberglauben damaliger Zeit in seiner Jugend von einer Hexe durch Zauberei gelähmt, und von Kaiser Max als Dichter gekrönt, durch seine unkeusche Lebensart aber von Ort zu Ort getrieben, trat derselbe mit den beiden satirischen Werken der „Narrenbeschwörung" und der „Schelmenzunft" als deutscher Dichter auf. Die zermalmende und unübertreffliche Ironie, mit welcher er in diesen Gedichten nicht nur die Sittenlosigkeit der Zeit, die er aus eigener Erfahrung kannte, sondern auch die tiefe Verdorbenheit der Kirche und der Geistlichen geißelte (wie er auch als Prediger heftig gegen die unbefleckte Empfängniß Maria's und andere Glaubenssätze auftrat), wandte er, nachdem die Reformation ausgebrochen war, in gleicher Weise gegen diese, besonders gegen Luther, den er, sammt der ganzen neugläubigen Bewegung, in seinem „lutherischen Narren" lächerlich zu machen suchte. Ganz besondere Beweise von seiner unheilvollen Wirksamkeit erfuhr aber die Schweiz. Vor den gegen ihn erbitterten Protestanten war er nach Luzern geflohen. Als nun in Zürich der von Dr. Joh. Kopp verfaßte erste reformirte Kalender (auf das Jahr 1527) erschien, an dessen Spitze zwar ein Holzschnitt Christum darstellte, der das Volk auf die Leuchte des Evangeliums hinweist, die Scholasten und Pfaffen aber, den Papst nicht ausgenommen, in die Hölle verwies, dessen Text jedoch nichts Beleidigendes gegen Andersdenkende enthielt, sondern blos an die Stelle der Heiligen: Personen und Begebenheiten der Bibel alten und neuen Testaments setzte, — gab der hierüber erbitterte Murner ebenfalls einen Kalender heraus, den er „der Lutherischen Evangelischen Kirchendieb- und Ketzerkalender" betitelte und mit einem Bilde versah, welches ebenfalls Christum zeigte, aber im Gegensatze zu den Reformatoren, von denen Einige Kirchengeräte fortschleppten und Einer am Galgen hing; — und im Texte sowol, als in der Vorrede, überhäufte er mit den gemeinsten, schmutzigsten und zotenhaftesten Ausdrücken nicht nur die Reformatoren und ihre Anhänger, sondern warf sie sogar mit den berüchtigtsten Tyrannen, Bösewichten und Buhlerinnen des Altertums und Mittelalters zusammen*). So schmierte er z. B. bei Erklärung der Zeichen folgende Unflätereien:

*) Zwei Kalender vom Jahre 1527. Herausg. v. Dr. Ernst Götzinger. Schaffhausen 1865.

Disses zeichen bedüt gut klöster und kirchen brennen als zu Ytingen geschehen ist.

Disses zeichen bedüt gut kloster frauwen und gat ergebene Junkfrauwen eliche huren zu machen (an einem andern Orte nach ähnlichem Inhalte:) Als der Zwingly eine hat.

Disses zeichen bedüt gut ein beckenbrot machen uß dem heiligen sacrament des libs und bluts Christi unsers herren.

Disses zeichen bedüt gut schetz graben in den sacristien. Als Ulrich Zwingli der kirchen dieb lernet.

Disses zeichen bedüt gut dem Bapst uff die dry kronen sch ....., alle oberkeit und uff die altar Christi, u. s. w. und zuletzt:

Disses zeichen bedüt gut evangelische ketzer brennen und im rauch zu dem tüffel senden (!!!).

Dieses Produkt zügelloser Galle war es, wodurch der längstglimmende Funke religiöser Zwietracht zwischen den schweizerischen Kantonen endlich zur Flamme des Bürgerkrieges emporloderte. Bündnisse der beiden Parteien mit Fremden, erst der Reformirten mit der einst beinahe schweizerisch gewordenen freien Grenzstadt Konstanz und dann der Katholiken mit dem die Unfreiheit der Völker und finstere Geisteszustände vertretenden Österreich zerrissen die Schweiz. Den „Kappeler Krieg" mit seinen beiden so ungleichen Friedensschlüssen, deren erster — zu spät — Murnern zur Verantwortung zog und seine Entfernung aus der Eidgenossenschaft zur Folge hatte, — mag die politische Geschichte beschreiben. Der unselige Kampf fiel nicht nur überhaupt zum Nachtheile der Protestanten aus; der schweizerische Reformator selbst besigelte sein ernstes, aber oft rücksichtloses Vorgehen zu Gunsten der Glaubensfreiheit gegenüber den Altgesinnten mit seinem Heldentod auf dem Schlachtfelde bei Kappel am 11. Oktober 1531. Die rohe Menge der Sieger verlangte brüllend ein Ketzergericht. Dies wurde (wie die katholischen Chronisten der Zeit mit Wolgefallen erzählen) am folgenden Morgen gehalten und auf sein Urteil hin der Leichnam des großen Mannes gevierteilt, verbrannt und mit der Asche diejenige getödteter Schweine vermischt. Eine katholische Reaktion in den zur neuen Lehre übergetretenen „gemeinen Herrschaften" war die Folge dieser Niederlage.

Ebensowenig wie die Kriegsereignisse in der Schweiz, sind jene in Deutschland Gegenstand der Kulturgeschichte. Auch der schmalkaldische Bund der Protestanten und ihr Krieg gegen den Kaiser, mit dem sich der Verräter Moritz von Sachsen verband, hatte bei Mühlberg am 24 April 1547 das nämliche Schicksal wie die Glaubensgenossen in der Schweiz, die jedoch keine Verräter unter sich zählten, und Moritz erhielt in der Kurwürde von Sachsen an der Stelle des zum Tode verurteilten aber begnadigten Johann Friedrich seinen Judaslohn. Der Religionskrieg aber führte, während das für die Protestanten fruchtlose Konzil von

Trient seine später zu erwähnenden, oft unterbrochenen Verhandlungen pflog, 1546 zu dem Regensburger Interim, welches den Protestanten einstweilige Beibehaltung des Kelches und der Priesterehe gestattete; dies benützte Moritz zum Abfalle vom Kaiser, den nun die Nemesis traf, und zur Wiedervereinigung mit seinen Glaubensgenossen, und seine Erfolge erzwangen 1552 den Passauer Frieden zwischen beiden Glaubensparteien, dem endlich 1555 der wirkliche Religionsfriede folgte. Durch diesen versprachen sich der Kaiser und die Reichsstände, einander allseitig bei ihrem Glauben und ihren Kirchengebräuchen bleiben zu lassen, wurde aber jede Konfession außer der römischen und lutherischen vom Reiche ausgeschlossen.

Auch der deutsche Reformator starb, wie der schweizerische, während des Religionskrieges in seinem Lande, aber nicht auf dem Schlachtfelde. Sein Leben war seit dem Bauernkriege ein ruhiges gewesen, begünstigt durch seine damals eingegangene eheliche Verbindung mit der ausgetretenen Nonne Katharina von Bora, die ihm ein glückliches Familienleben gründete. Thatsächlich nahm er die Stellung eines protestantischen Papstes ein, war der Beurteiler aller Ketzereien und der Berater der Fürsten seines Bekenntnisses. Einen peinlichen Eindruck macht in dieser seiner Wirksamkeit die unausgesetzte, seine Aufklärung nicht eben hoch stellende Beschäftigung mit dem Satan, dem er Alles zuschrieb, was seinem Eigenwillen sich nicht fügte. Die ganz ungemessene Grobheit, der er sich in seinen theologisch-polemischen Schriften bediente, gleichviel ob sie gegen Katholiken, Zwinglianer oder Wiedertäufer gerichtet waren, — eine Eigenschaft, die wir bei Zwingli vergebens suchen, wirft auch auf seine Bildung und Humanität ein düsteres Licht. Wie kindisch er aber zugleich von Gott dachte, zeigt seine Manier, mit Diesem zu sprechen: „Allda, sagt er irgendwo selbst, mußte mir unser Herr Gott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Thür und rieb ihm die Ohren mit allen seinen Verheißungen, daß er Gebete anhören will, die ich in der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte anhören, so ich anders seinen Verheißungen trauen sollte.“ Diesen Mängeln gegenüber ist aber auch seine unerschütterliche Folgerichtigkeit im Handeln, die Festigkeit seines Charakters und seine Aufrechthaltung deutschen Wesens und deutscher Kraft im Kampfe gegen wälsche Anmaßung ehrend anzuerkennen. Ein unerschütterliches Denkmal deutscher religiöser Dichtung, voll innigen Gefühles und humaner Gesinnung, sind seine geistlichen Lieder „Ein' feste Burg“, „Wir glauben All' an einen Gott“ u. s. w., und seine Bibelübersetzung hat Deutschlands Schriftsprache geschaffen. Er starb friedlich während eines Besuches in seinem Geburtorte Eisleben am 18. Februar 1546.

Solches war das Wirken der deutschen Reformatoren und ihrer Widersacher, welches leider keinen bleibenden Gewinn für den Fortschritt der Menschheit zur Folge hatte, vielmehr neuen Beschränkungen desselben

die Wege bahnte, die aber auch wieder notwendig waren, um jenes große Prinzip zum Einſchlagen neuer Bahnen zu zwingen, es am thatloſen Ausruhen im bodenloſen Lager der Theologie zu verhindern. Die deutſche Reformation war, wenn auch ohne direkte Erfolge, doch der Ausgangspunkt aller Erhebungen gegen das mittelalterliche Syſtem der Bevormundung; alle ſolchen waren nur die Folge der erſtern; denn es war den Stürmern nicht zu verargen, daß ſie die geſchoſſene Breſche benutzten. Die Reformation war aber auch ein Selbſtopfer der ſchwärmeriſchen Deutſchen, die durch ſelbe ihr ſchon zerrüttetes Reich vollends unheilbar zerriſſen, um der Menſchheit über deſſen Trümmer hin den Weg zur Freiheit und zur Aufklärung zu bahnen!

Zweiter Abſchnitt.

Das große Frankreich und das kleine Genf.

A. Das centraliſirte Frankenreich.

Im Verlaufe unſerer kulturgeſchichtlichen Ausführungen begegneten wir zuerſt im Wunderlande Italien dem Mißlingen religiöſer und politiſcher Wiedergeburt des Landes, welches Mißlingen wir in dem erfolgloſen Auftreten Savonarola's und Machiavelli's nachwieſen, dafür aber dem Wiederaufleben antiker Wiſſenſchaft und Kunſt. Italien hat ſich jedoch in dieſem Wiederaufleben weſentlich nur reproduktiv verhalten. Ein neuer, noch nicht dageweſener, eigentümlicher Zug trat weder in ſeinen wiſſenſchaftlichen, noch in ſeinen künſtleriſchen Leiſtungen zu Tage; es war eben die eigentliche „Renaiſſance" des Altertums, keine Geburt neuer Geſtaltungen des Ideals der Schönheit und der Weisheit. Die Werke der antiken Wiſſenſchaft wurden blos neu herausgegeben, die Leiſtungen der antiken Kunſt blos mit dem belebenden Hauche der Farbe umkleidet.

Anderes ſahen wir in Deutſchland mit an. Das weniger zierliche und feine, aber gründlichere und tiefere Volk des Nordens begnügte ſich nicht mit bloſer Wiederholung und Auffriſchung ſchon dageweſener Formen; es ſchuf aus ſeiner ureigenen, reichen Fantaſie heraus neue, noch nicht dageweſene, wenn auch anfangs oft märchenhafte und fantaſtiſche Geſtalten. Rafaels Madonnen waren verchriſtlichte Göttinnen des Altertums, Taſſo's Jeruſalem eine verchriſtlichte Ilias und Odyſſee, und wo

ein gigantiſcher Geiſt, wie Michelangelo, über jene Reproduktion hinaus-ſtrebte, war dieſe Himmelsſtürmung ſein eigenſtes Unternehmen, das im Geiſte der Nation keine Grundlage hatte und keinen Widerhall fand. Die Deutſchen des Reformationszeitalters dagegen traten in Maſſe ſelbſtändig und ſchöpferiſch auf, und dieſe Art der Thätigkeit wurde auch nach ihrer durch die Barbarei des ſiebenzehnten Jahrhunderts herbeigeführten Unterbrechung in neueſter Zeit wieder aufgenommen. Auch Deutſchland ſcheiterte zwar, wie Italien, in ſeinem Verſuche einer ſtaatlichen Wiedergeburt, der aber nicht von einem einzelnen Machiavelli, ſondern von dem vereinten Bauernſtande gewagt worden; dafür ſiegte es im religiöſen Kampfe über das entartete römiſche Glaubensweltreich. Luther blieb nicht Mönch wie Savonarola, und das Feuer, in welches er die päpſtliche Bulle warf, brannte ſtärker und dauernder, als jenes, in welchem zu Florenz die Gegenſtände der Eitelkeit und Sinnenluſt aufflammten. Im Gebiete der Religion, für welche die deutſche Reformation beſtimmt war, hat die letztere zwar nicht viel mehr genützt, als daß ſie ſtatt *einer* Anſtalt für den Glaubenszwang deren *mehrere* ſchuf, dafür es aber möglich gemacht, daß in Kunſt und Wiſſenſchaft ein neues Leben aufging, das ohne die Verkündigung der freien Forſchung und ohne den Bruch mit einer geiſttödtenden Hierarchie niemals gelungen wäre. Die deutſchen und niederländiſchen Maler ſtanden auf dem Boden der Reformation, und derſelbe Boden war es auch, aus dem die Blüte der deutſchen Poeſie und Philoſophie im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert emporwuchs. Die *Deutſchen* waren bis vor kurzer Zeit in ihrer politiſchen Zerrissenheit, wie in ihrer wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Urſprünglichkeit und Fruchtbarkeit, die *Hellenen der Neuzeit*.

Der Gang der kulturgeſchichtlichen Bewegung ſeit der Reformationszeit führt uns nun zu einem dritten Volke, welches die beiden bisher betrachteten gewiſſermaßen ergänzte, indem es Dasjenige zu Stande brachte, was jenen fehlte, *die politiſche Einheit*. Wenn es dagegen, neben dieſem Gelingen, ſich keiner ſelbſtändigen, ja nicht einmal erfreulichen produktiven Pflege der Kunſt und Wiſſenſchaft fähig gezeigt hat, ſo berechtigt uns Beides, *die Franzoſen als die Römer der Neuzeit* zu bezeichnen. Wie im alten Rom, ſo iſt im neuen Frankenreiche die Centraliſation der Lebenskeim des Staates, und wenn auch in veränderter Reihenfolge, ſo hat doch dieſer Staat in ähnlicher Weiſe unter Ludwig XIV. ſein verkünſteltes, überfirnißtes auguſteiſches Zeitalter, in ſeiner großen Revolution die Kämpfe der Gracchen, des Marius und Sulla, unter Napoleon die Diktatur Cäſars und in der Eroberung Algeriens den galliſchen Krieg wiederholt.

Wir haben den „Marſch Frankreichs zur Centraliſation“ im Mittelalter bereits (Bd. III. S. 320 ff.) geſchildert und verfolgen ihn nun weiter.

Als das britiſche Reich, in unbändigem Drange nach der Beherrſchung Weſteuropas, auf dem Punkte war, deſſen Feſtland zu ſeiner Provinz zu erniedrigen, ſchien das Unglück, welches Frankreich im Kriege verfolgte, die bisherigen Errungenſchaften in Herbeiführung der ſtaatlichen Einheit vernichten zu wollen, namentlich als das Haus Valois, aus dem Vaſallenadel entſproſſen, die königliche Politik änderte und der volkstümlichen Sache feindlich gegenübertrat, was die freudige Begrüßung des ſiegreichen Landesfeindes durch die Bewohner von Paris zur Folge hatte. Erſt die märchenhafte Geſtalt der Heldin von Orleans, Jeanne Darc, das Mädchen aus dem Volke, vereinigte die verſchiedenen Stände der Franzoſen wieder in dem einen Intereſſe der Vaterlandsliebe, die man, nach dem glorreichen Siege über die engliſchen Eindringlinge und der Eroberung Frankreichs für Frankreich, nicht nur unter der einen Geſtalt der Wiederbelebung des bereits erſchlafften Königtums pflegte, ſondern auch, zur Zeit des antipäpſtlichen Baſeler Konzils, auf der franzöſiſchen Kirchenverſammlung in Bourges (1438) durch die Errichtung einer unabhängigen gallikaniſchen Kirche ſtärkte. Nur Staatsangehörige und der einheimiſchen Regirung Ergebene konnten von da an franzöſiſche Pfründen erhalten, und die Beſetzung derſelben war vom Papſte losgelöſt, der Unfug der „päpſtlichen Monate“ daher in Frankreich abgeſchafft. Nach der Genehmigung dieſer Abänderung des bisherigen Kirchenzuſtandes durch den Papſt fragte Niemand, und Letzterer hatte in Frankreich jetzt nicht mehr Gerichtsbarkeit, als das Parlament ihm geſtattete. Dazu kam, als weitere Errungenſchaft der ſtaatlichen Kraft und Einheit, die Abſchaffung des Steuerrechtes der Feudalherren und die Vereinigung des geſammten Steuerweſens in der Hand des Königs, welche Wolthat Frankreich der klugen Mäßigung Karls VII. verdankte. Damit hing dann zuſammen die Errichtung eines ſtehenden königlichen Heeres, des erſten im chriſtlichen Europa, und die Auflöſung der einander befehdenden Söldnerhorden des Adels, und ſofort verſchwanden die bisherigen Feudalherrſchaften der Engländer in Frankreich, bis auf die Stadt Calais. Die Unabhängigkeit und Einheit des Reiches war auf dem Wege, eine Wahrheit zu werden, und die Centraliſation erſchien als gleichbedeutend mit der bürgerlichen Freiheit und der Erlöſung des Volkes vom Drucke der kleinen Herren. In dem Übrigbleiben eines einzigen Herrſchers ſah Alles eine Gewähr freierer Bewegung und geſicherten Lebens, Eigenthums und Verkehrs.

Noch war aber dieſes Ziel nicht erreicht. Noch beſtanden, außer den gedemütigten kleinen Herren, mächtige Vaſallen, die meiſt von Prinzen des königlichen Hauſes ſtammten, denen ihre Väter in kurzſichtiger Weiſe Theile des Reiches verliehen hatten, in der Meinung, hierdurch ihre Hausmacht zu ſtärken, während ſie in Wahrheit damit das Land zerſplitterten. Dem Reichthum und Anſehen dieſer begüterten Seitenlinien gegenüber vermochten

die Könige trotz aller ihnen günstigen Verträge und Parlamentsbeschlüsse nicht viel auszurichten. Es waren vorzugsweise die Herzoge von Bretagne und Burgund, welche diese unbeugsame Stellung einnahmen und im äußersten Westen und Osten Galliens als Bedroher der politischen Einheit dieses Landes dastanden. Dem Bretagner kam seine Nachbarschaft und genaue Verbindung mit dem feindlichen England, dem Burgunder seine ausgedehnten ererbten Besitzungen außerhalb Frankreichs, in den Niederlanden und Hochburgund zu Statten, mittels deren er ein neues Mittelreich zwischen die getrennten Theile des Reiches Karls des Großen einkeilen konnte.

In solcher Lage zwischen zwei gefährlichen und an ihrer Emancipation arbeitenden Vasallen befand sich bei seiner Thronbesteigung Ludwig XI., der Sohn des von der Heldenjungfrau Geretteten. „Er hatte," sagt von ihm Graf Carné, der Verherrlicher der französischen Centralisatoren, von seinem Vater einen lebhaften Geist, ein kaltes Herz und eine alle Proben aushaltende Selbstsucht geerbt. Allen Leidenschaften fremd, welche fremd in das Leben der Menschen eingreifen und sie von ihrem Ziele abwenden, kannte der Sohn Karls VII. nie eine andere Leidenschaft, als jene zu herrschen, die einzige, welche Ausdauer besitzt und Kaltblütigkeit im Handeln mit Ungestüm in den Wünschen zu vereinigen gestattet. Vater- und und Familie, Ehre und Religion, Haß und Liebe, alle Triebfedern der menschlichen Existenz, waren bei diesem Manne durch einen einzigen Gedanken gelähmt; wenn er sich in seinen letzten Tagen mit Angst an das Leben klammerte, so geschah dies weniger aus Furcht vor dem Tode, als weil für ihn das Leben die Bedingung der Macht war." Von Mißtrauen gegen alle seine Nebenmenschen, von Haß, Neid und Eifersucht gegen alle durch ihre Geistesgaben Hervorragenden geleitet, war er eifrigst darauf bedacht, überall selbst zu handeln, widersprach auch dies Handeln noch so oft den Gesetzen der Vernunft und der Gerechtigkeit. Andere Rücksichten, als die Befriedigung seiner einen Leidenschaft kannte er nicht. Er, der als Prinz dem Vater gegenüber die Partei der Großen ergriffen, erkannte als König mit richtigem Blicke seine Aufgabe, das Werk seiner Vorgänger zu vollenden und die von Diesen besorgte Niederwerfung der kleinen Vasallen und der Engländer durch die Einverleibung der von seinen Seitenverwandten beherrschten französischen Länder in das Reich zu krönen.

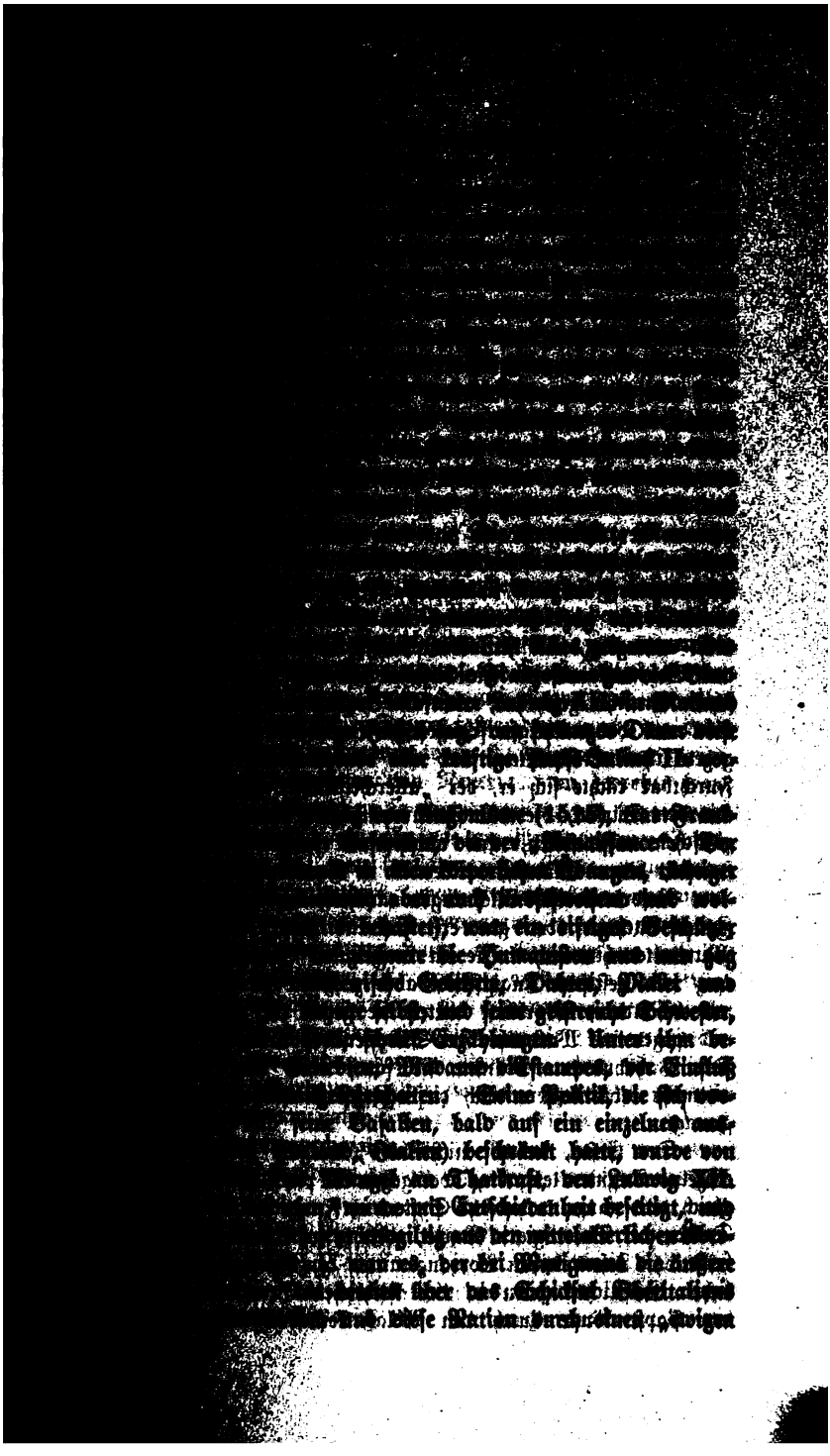
Um die Großen, die er haßte, darnieder zu halten, und an die Stelle ihrer Lehnsherrschaften ein einiges Reich zu setzen, bevorzugte und begünstigte er den Bürgerstand. Er verlieh den einzelnen Provinzen städtische Einrichtungen, soweit sie seiner Macht nicht Eintrag thaten, wie Gerichtshöfe (Parlamente), und erklärte die Beamten derselben für unabsetzbar. Die Vorrechte der Städte bestätigte er, und errichtete neue, wo keine vorhanden waren. Vor Allem aber zeichnete er die Hauptstadt

Paris aus, begünſtigte die Niederlaſſung Fremder und bewaffnete die Bürgerſchaft.

Die Anarchie, in welche Deutſchland verſunken, die Bürgerkriege, durch welche England und Spanien zerriſſen waren, begünſtigten die Plane des elften Ludwig, welchen indeſſen nur ein Mann von Bedeutung entgegenſtand, und zwar einer der merkwürdigſten Charaktere der Geſchichte, — Karl der Kühne, Herzog von Burgund, der ſich vornehmlich dadurch von ſeinem Gegner unterſchied, daß er, was ſo oft zuſammentrifft, ehrlich war, aber nicht recht wußte, was er wollte, während Ludwig falſch war und ſehr gut wußte, was er ſollte.

Die abenteuerlichſten Plane werden dem kühnen Karl zugeſchrieben, ſelbſt Träume von der Kaiſerkrone und von der Vertreibung der Türken aus Europa. Es iſt eines der intereſſanteſten Ränkeſpiele der politiſchen Geſchichte, welches geſponnen wurde, um dieſen „ſonderbaren Schwärmer“ unſchädlich zu machen. Die ſchmutzige Geldgier des Herzogs Sigmund von Öſterreich und der brennende Centraliſationstrieb Ludwigs XI. verbanden ſich zur Ausnützung eines ſchwach begründeten Grolles der ſchweizeriſchen Alpenſöhne gegen Karl, Öſterreich mit dem Hintergedanken, die aus einem Abfalle von ihm entſprungene Republik der Berge durch die eroberungsluſtigen Burgunder, — Frankreich mit demjenigen, den gefürchteten Vaſallen durch die gekränkten und rachedurſtigen Schweizer ins Verderben zu ſtürzen. Alles fiel zu Gunſten Deſſen aus, der die Sache am feinſten eingefädelt hatte, zu Gunſten des Vorkämpfers franzöſiſcher Staatseinheit, der keinen Mann ſeines Heeres zu opfern brauchte, um den größten Feind ſeiner Plane zu vernichten. Die Schweizer, von ihm und Öſterreich im Augenblicke der Gefahr verlaſſen, wurden allein mit dem größten Heerführer der Zeit fertig, und trugen reiche Beute, aber auch — zerrüttete Sitten davon. Der franzöſiſchen Krone dagegen fielen die burgundiſchen Provinzen innerhalb Frankreichs zu, und damit zugleich für alle noch übrigen Vaſallen jede Stütze ihrer fernern Selbſtändigkeit geſchwunden, während Öſterreich durch die Erbſchaft der niederländiſchen Provinzen Burgunds den Grund zu ſeinem ſpätern Weltreiche legte, in welchem die Sonne nicht unterging.

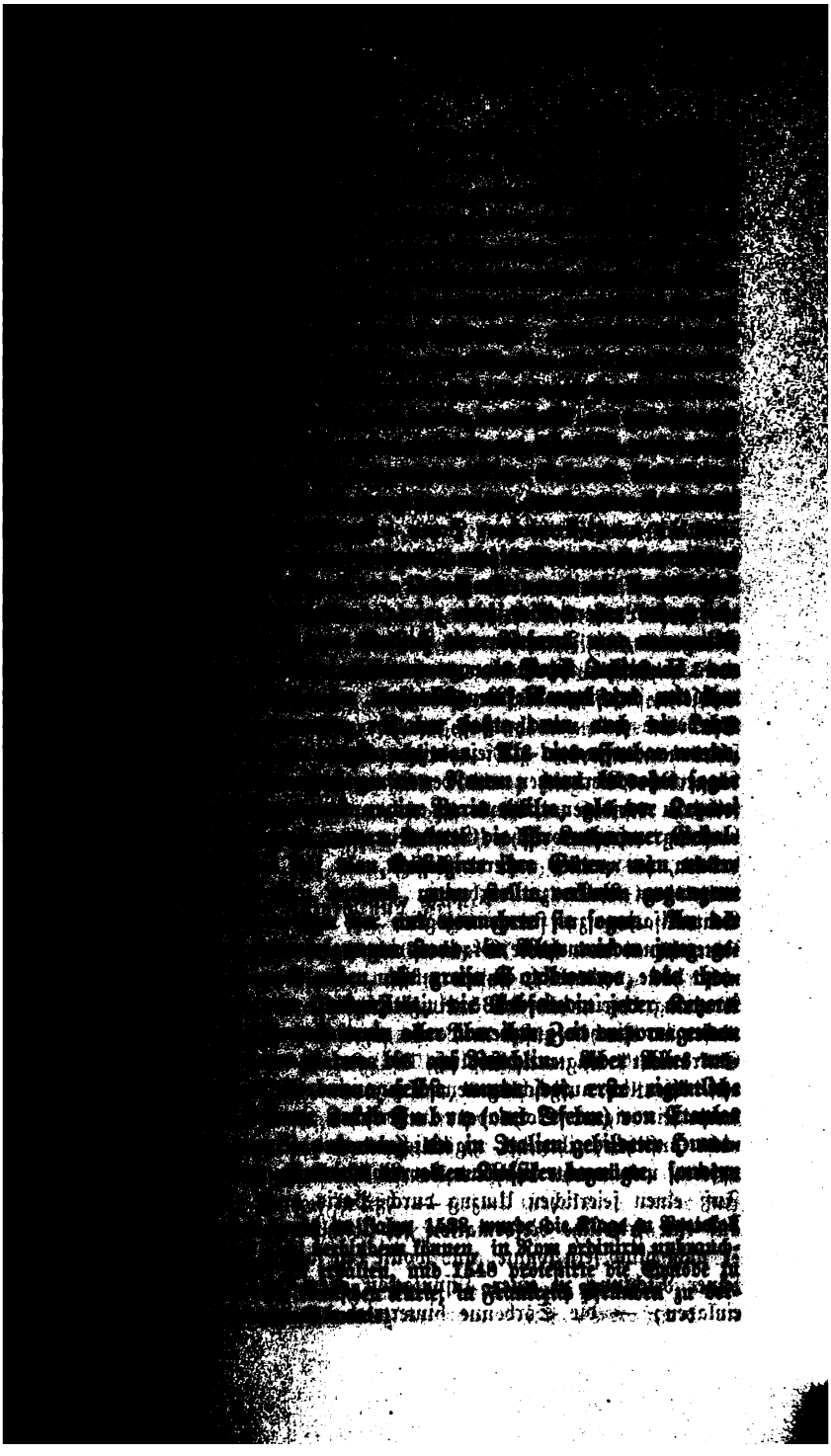
Wenig Freude jedoch gewährten dem alternden Tyrannen Ludwig XI. ſeine triumfirenden Erfolge. „Zweiundzwanzig Jahre, ſagt von ihm Carné, hatte er Frankreich regirt und war dem nationalen Leben ebenſo fremd geblieben, als ob er ein italieniſcher Condottiere oder der ärmſte Jude ſeiner Staaten geweſen wäre; er hatte ſechszig Jahre gelebt, ohne andere Empfindungen zu kennen, als die über gehabte Erfolge oder erlittene Täuſchungen, ohne jemals ſeine Seele durch irgend eine gemüthliche Regung erquickt zu haben.“ Er war eben die Perſonifikation einer Idee, ohne Herz, ohne warm pulſirende Individualität, daher auch Niemand liebte, ſelbſt die von ihm durch Vorrechte Ausgezeichneten

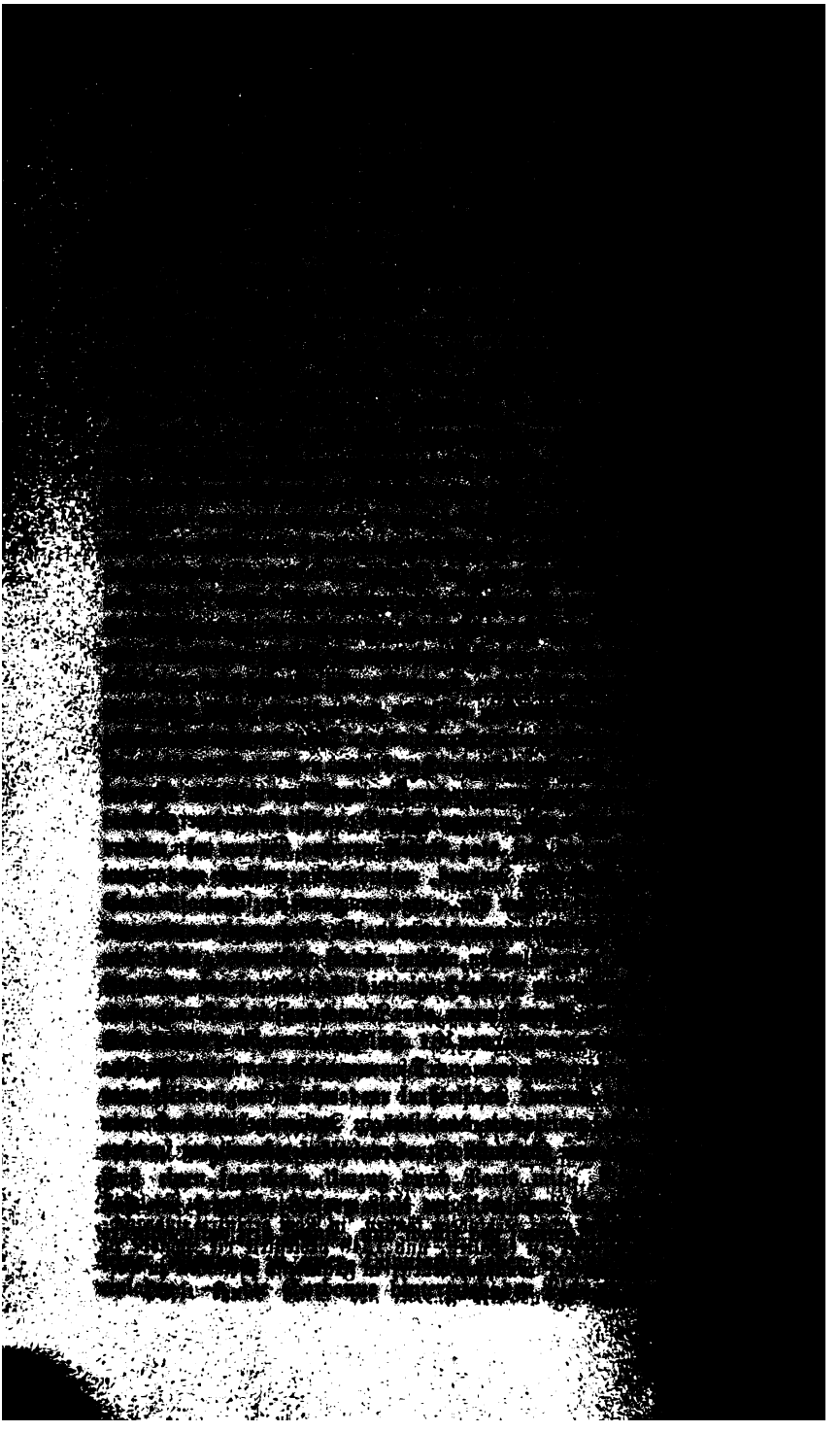


Bund" auf drei Jahrhunderte hinaus an den Sold der französi
Krone kettete. Zugleich ordnete er auch die Verhältnisse seines Re
zum päpstlichen Stuhl auf eine neue Weise. Er opferte durch
Konkordat von 1516 dem in politischer Beziehung besiegten Papst
bisherige Gestalt der gallikanischen Kirche, die auf einer Überord
der Konzilien gegenüber dem Primate beruhte, anerkannte des Le
höchste geistliche Gerichtsbarkeit, erlangte aber dafür das Recht der K
die 10 Erzbischöfe, 83 Bischöfe und 527 Äbte Frankreichs zu ernen
So hatte die Krone ihr Volk auch in geistlicher Beziehung in den Hä
und war zugleich von allfällig zu fürchtenden Anmaßungen eines Ko
befreit. Die unzufriedenen Geistlichen, Universitäten und Parlam
wurden kurz schweigen geheißen. Später (1532) kam noch dazu,
der König die von der Geistlichkeit an die Krone zu entrichtenden Zel
nach seinem Gutdünken zu bestimmen und einzufordern begann. E
gewann der König Macht und sein Staatsschatz Zuwachs durch den
Franz eingeführten schmählichen Verkauf aller Stellen und Ämter.
Hegemonie Franz I. in Europa fehlte nur noch die kaiserliche Kr
er verlor sie aber an einen Nebenbuhler, in dessen Staaten die S
nicht unterging, und sein Kampf auf Leben und Tod mit Demselbe
den Vorrang und um die burgundische Erbschaft blieb ohne Erfolg.
schien um ihn geschehen, als sich Deutschland und Spanien, Großbr
nien und der mächtigste französische Vasall, der Connetable von Bou
gegen ihn verbündeten, und als er bei Pavia zum Gefangenen
Furchtbar rächte sich er, der „allerchristlichste König", durch einen
mit den Türken, die alle südeuropäischen Küsten mit Ausnahme der
zösischen verwüsteten, und durch einen solchen mit den deutschen P
stanten, deren Glaubensbrüder er in Frankreich unterdrückte.

Reformatorische Richtungen tauchten in Frankreich nicht erst sei
Zeiten Luthers oder gar erst Calvins auf, sondern bereits das
Mittelalter hindurch. Die im dreizehnten Jahrhundert von Papst I
cenz III. gestiftete Inquisition aber zerstörte sie mit Feuer und Schw
mit besonderer Mordlust wütete sie gegen die Albigenser im Südw
und gegen die Waldenser im Südosten des Landes (s. Bd. III. S. 1
Drei Jahrhunderte brannte sie fort, ohne die „Ketzerei" zu ertö
vielmehr lebte letztere nach dieser Zeitfrist mächtiger auf, als sie je w
gewagt.

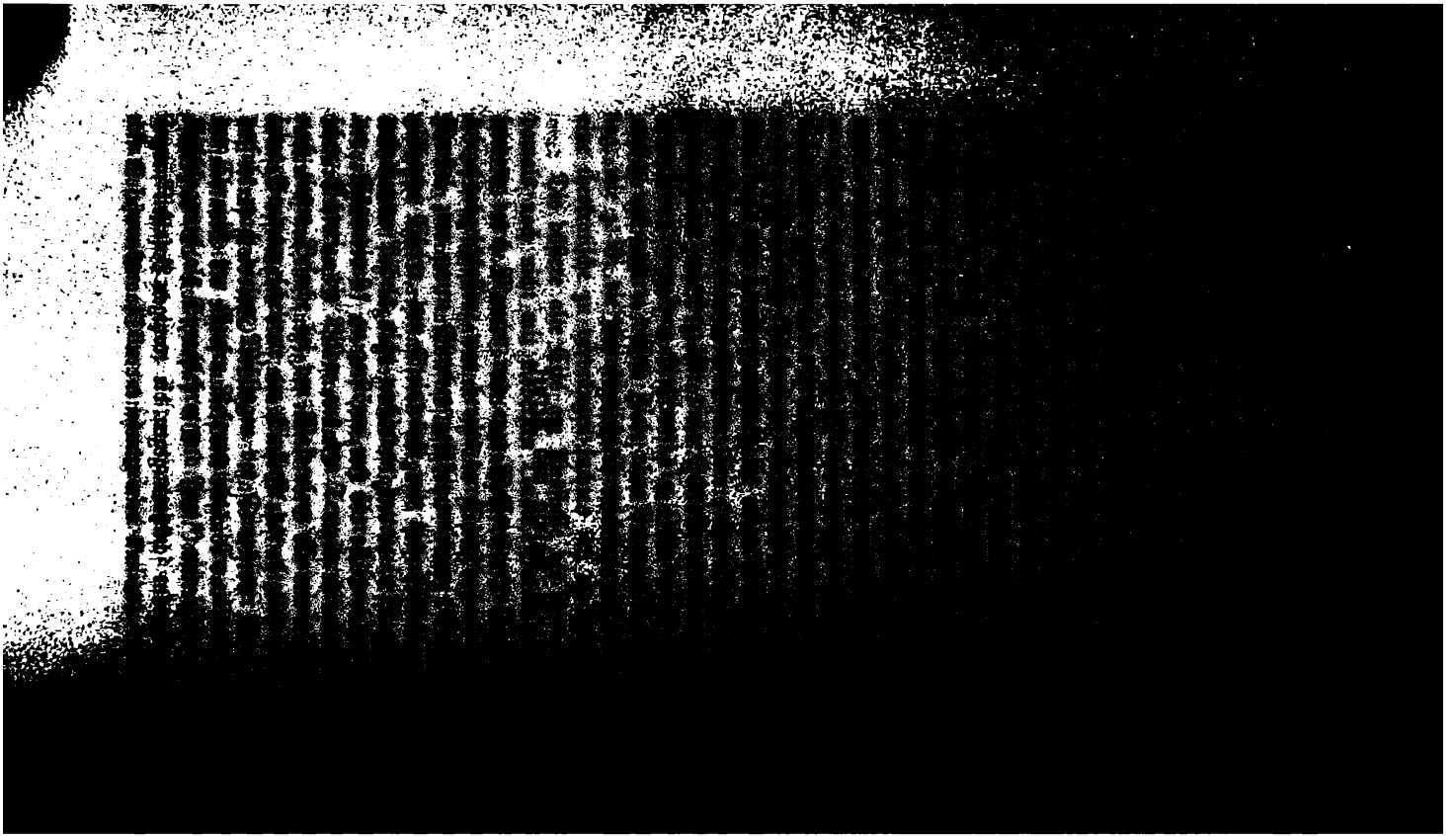
Der Erste, welcher nicht blos, wie die „Ketzer" des Mittelal
einzelne Dogmen leugnete, oder gegen die päpstliche Macht auftrat, so
gleich das ganze katholische System in Frage stellte, war Jean Lail
Doktor der Theologie in Paris, welcher im Juli 1485 aussprach: P
habe von Jesus keinen Vorrang unter den Aposteln erhalten, die ü
lichen Geistlichen seien in der kirchlichen Gerichtsbarkeit gleichbere
der Papst könne durch den Ablaß keineswegs alle Sünden ver





[illegible]

[illegible] sondern in der Regel [illegible] Staatsanstalt. Schon die Druiden [illegible] entgegen, und um so leichter [illegible] hinein, als auch dieser Cäsaren [illegible] Unter Chlodowig färbte sich [illegible] Kirchentum folgte als Staatsanstalt [illegible] Wir sahen, wie die katholische [illegible] gegen die trotzigen Vasallen umgab [illegible] zunehmenden Staatsbewußtsein sich



und nach zur Geißelung der in der Kirche eingeriſſenen Mißbräuche und zur Verkündung des Evangeliums. Aber trotz der ſtarken Zunahme ſeiner Anhänger trieben auch ihn die wütenden Marktweiber aus der Stadt und der ratloſe Rat derſelben ſchwankte zwiſchen den beiden Parteien, welche zugleich diejenigen der beiden Bundesſtädte Genfs (Bern und Freiburg) waren. Es war eine bittere Kampfzeit; vom Wortſtreite kam es zu Thätlichkeiten, ja zu Mordthaten. Farel und Fromment erſchienen zeitweiſe von Neuem und predigten nebſt ihrem Freunde Pierre Viret gegen den Sorbonne-Doktor Guy Furbity, der im Intereſſe des alten Glaubens Gaſtrollen auf der Kanzel gab und in den ſchmutzigſten Bildern die Wahrheit der Transſubſtantiationslehre zu beweiſen ſuchte, wobei er ſich nicht ſchämte, die Prieſter über die Jungfrau Maria zu ſtellen, weil Jene — Chriſtum alle Tage „machen“ (wörtlich), während Dieſe ihn nur einmal geboren habe! Der Einfluß Berns bewirkte endlich, blos zwei Jahre nach Farels erſter Ankunft in Genf (1534), den Sieg der Reformation; der Bund mit Freiburg wurde von letzterer Stadt aufgelöst, die Bilder überall zertrümmert; die altgeſinnten Geiſtlichen, Mönche und Nonnen flohen nach Savoien. Die Schweſtern von Sainte-Claire zogen in ſtiller Proceſſion, die gewohnten Räume mit Tränen abtretend, aus, von den Ratsherren bis zur Arvebrücke begleitet; nach jahrelanger Einſperrung der Außenwelt entfremdet und geſchwächt, verwandten ſie fünfzehn Stunden Zeit auf eine Wegſtunde und ſahen Kühe und Schafe für wilde Thiere an, die ſie verſchlingen wollten. Auf ſavoiiſchem Gebiete wurden ſie ehrenvoll empfangen und fanden in Annecy Zuflucht. Eine einzige Nonne verheiratete ſich in Genf. Die meiſten Kirchengüter wurden zur Gründung eines Spitals verwendet. Bezeichnend iſt, daß gerade von dieſer Zeit an über Genfs Wappen der Denkſpruch erſchien: post tenebras lux! Gegen die drohenden Angriffe Savoiens ſchützte Genf die Eroberung des Waatlandes durch Bern, und die bisherige ſchweizeriſche Partei der Lemanſtadt (Eguenots, d. h. Eidgenoſſen), welche die Reformation beſonders begünſtigt hatte, gab ihren Namen von da an den Proteſtanten franzöſiſcher Zunge überhaupt (nur daß ihr Name hier eine damals viel gebräuchliche Aſpiration erhielt — Hugenoten, — ein Ausdruck, deſſen anderweitige Ableitung nicht nur unrichtig, ſondern geradezu unmöglich und lächerlich iſt).

Erſt zwei Jahre nach der Einführung des neuen Kirchentums in Genf erſchien dort der Picarde Jean Caulvin oder Cauvin aus Noyon, der Apoſtel der geträumten zukünftigen Staatsreligion Frankreichs. Geboren 1509, war Derſelbe, als bereits ausgeſprochener Proteſtant, 1532

---

eulx et celles qui vouldront venir, petits et Grands hommes et femmes . . et si guerit beaucop de maladies pour neant“) — Antoine Fromment, es actes et gestes merveilleux de la cité de Genève.

nach Paris gekommen und hatte dort, um den die neue Lehre mit Feue
und Schwert verfolgenden Kunſt- und Weiberfreund Franz I. milder z
ſtimmen, Seneca's Werk von der Gnade herausgegeben, doch ohne ſeine
Zweck zu erreichen. Da faßte er den kühnen Gedanken, von Paris au
ganz Frankreich zu reformiren und arbeitete für den Rektor der Sorbonn
eine am Allerheiligen-Tage öffentlich vorzutragende Rede aus. Dieſel
erregte ſolches Aufſehen, daß der Rektor in das Ausland fliehen muß
und Calvin mit Not im Augenblicke, als die Verfolger ſeiner Thür
nahten, ſich retten konnte. Seine ergriffenen Papiere brachten manche ſein
Freunde in Gefahr; er aber zog kreuz und quer durch Frankreich ur
predigte überall ungeſcheut das Evangelium; ja er wagte es, nach Par
zurückzukehren. Endlich wurden aber die Verfolgungen der Reformirte
ſo heftig, daß er es, nachdem er ein geharniſchtes Werk gegen die au
in Frankreich eingedrungene Wiedertäuferei herausgegeben, geraten fan
ſein Vaterland zu verlaſſen. Er begab ſich nach Straßburg un
Baſel. Auch im Exile gab er aber ſeinen großen Plan nicht au
Als der König Franz I., um zu beweiſen, daß er — ungeachtet ſeine
Kriege gegen Karl V., ſeiner Bündniſſe mit Sultan Suleiman und den
vom Papſttum abgefallenen engliſchen Könige Heinrich VIII. und ſeine
Unterhandlungen mit den deutſchen und ſchweizeriſchen Reformirten —
ein guter Katholik ſei, die oben (S. 158) erwähnte Prozeſſion in Paris
veranſtaltete, und als die mit dieſer Ceremonie verbundenen fürchterliche
Opfer nicht nur nicht aufhörten, ſondern immer zahlreicher wurden, —
ſchrieb Calvin ſeine „Inſtitution der chriſtlichen Religion", in welcher er
ſeine religiöſen Grundſätze ausſprach und ſeine Glaubensgenoſſen vertheidigte, und welche er mit einer kräftigen, an den König Franz gerichteten
Vorrede Dieſem überſandte. Sein eigentümlichſter, charakteriſtiſcher Glaubensſatz war der der „Prädeſtination", nach welchem die einſtige
Seligkeit, ohne alle Rückſicht auf perſönliches Verdienſt, von der bloßen
Gnade Gottes abhängen ſollte. Aber auch dieſes Werk wurde von Franz
nicht beachtet.

Der raſtloſe Reformator, dem ſeine Anweſenheit in dem bereits völlig
reformirten Baſel überflüſſig ſcheinen mochte, eilte, auf die Nachricht von
ſtarker Verbreitung der neuen Lehre in Italien, über die Alpen, wo unter
dem Schutze der Herzogin von Ferrara Reformatoren in dieſer Stadt
wirkten. Der Herzog aber, ein Verbündeter des Papſtes und des Kaiſers,
vertrieb alle Franzoſen, als Feinde dieſer beiden Potentaten, aus ſeinen
Landen. So mußte auch Calvin den neuen Wirkungskreis bald meiden,
beſuchte noch einmal Frankreich, das er gänzlich zu verlaſſen dachte, und
floh vor den brennenden Scheiterhaufen im Jahre der Eroberung des
Waatlandes nach Genf. Im Begriffe, bald wieder abzureiſen, hielt ihn
Farel, dem der geiſtvolle Mitarbeiter willkommen war, durch Bitten
und Drohungen zurück. So blieb Calvin in Genf und wurde alsbald

zum Prediger und Lehrer der Theologie ernannt. Im nächſten Jahre erhielt er in ſechs Sonnenthalern ſeine erſte Beſoldung. Farel und Viret wurden ſeine vertrauten Freunde und blieben dies ihr Leben lang, und dieſes Kleeblatt hielt ſo feſt zuſammen wie ſelten ein Freundſchaftband. Während jedoch Farel und Viret mit Recht die Reformatoren Genfs genannt werden können, weil ſie in dieſer Stadt die neue Lehre in der That eingeführt hatten, wird jener Titel ihrem neuen Freunde, der die kirchliche Umwälzung bei ſeiner Ankunft in Genf bereits vollendet vorfand, mit Unrecht beigelegt. Calvin war *nicht* der Reformator Genfs; *was* er war, werden ſeine Thaten zeigen.

Um Calvin richtig zu würdigen, muß ſeine *politiſche*, ſeine *moraliſche* und ſeine *dogmatiſche* Wirkſamkeit in Genf nach den Quellen betrachtet werden; denn — in allen dieſen Gebieten gelang es ihm, die höchſte Autorität in der Eugenotenſtadt an ſich zu reißen.

Zur Begründung einer proteſtantiſchen (beziehungsweiſe prädeterminiſtiſchen) Staatskirche in Frankreich bedurfte der Schöpfer dieſes Gedankens der *Politik*; denn er mußte eine Partei, nötigenfalls ein Heer haben, mit welchem er von Genf, wo er ſeinen Muſterſtaat einrichten wollte, Frankreich, ſein Vaterland, erobern konnte. Da ſeine Zwecke franzöſiſche und nicht genferiſche waren, ſo rekrutirte er ſeine Partei und ſein Heer aus Landsleuten, die um ihres Glaubens willen aus Frankreich geflohen waren oder dies wenigſtens vorgaben um den Zwecken ihres Herrn und Meiſters zu dienen. Es iſt ſtatiſtiſch erwieſen, wie ſofort nach ſeiner Ankunft in Genf dieſe kleine Republik von franzöſiſchen Einwanderern überſchwemmt wurde, die, erſt in kleineren, dann in größeren Mengen, theils das Bürgerrecht, theils blos die Niederlaſſung erhielten, endlich aber die eingeborenen Genfer an Zahl übertrafen. Freilich erlaubte es die Genfer Verfaſſung nicht, daß dieſe Ankömmlinge zu den höchſten Ämtern emporſtiegen; dafür aber gewann der Reformator unter den alten Genfern, und zwar beſonders unter den ehemaligen Anhängern Savoiens, den „Mameluken“, eine hinlängliche Zahl von Anhängern, um nötigenfalls eine Regirung zu bilden und mit Hilfe der Maſſe von Einwanderern die Republik zu beherrſchen. Dazu kam noch, um die Partei Calvins zu vervollſtändigen, all jenes Geſindel, das ſich aus den in die Stadt geflohenen Leibeigenen benachbarter Herren bildete, und es ſchloſſen ſich ihr alle Diejenigen an, deren Intereſſe es war, frühere Verbrechen und Sünden durch eine zur Schau getragene Frömmigkeit abzubüßen.

Dieſer Partei ſtanden nun Jene gegenüber, welchen das alte Genf zu gut war, um einer Schar von Abenteurern als Tummelplatz zu dienen, und ihre alte Freiheit, die ſie kurz zuvor mit Mühe und Blut gegen Savoien behauptet hatten, zu koſtbar, um ſie gegen die Herrſchaft eines luſtern Eiferers zu vertauſchen. Dieſe alte Genferpartei, durch und durch ſchweizeriſch geſinnt, und in religiöſer Beziehung ſich an Bern anſchließend,

wo die Lehre Zwingli's obgesiegt hatte, war dem Apostel eines fran zösischen Staats-Protestantismus ein mächtiger Dorn im Auge, und e hat stets zu den größten Trümpfen der Calvinisten gehört, diese ihr Gegner anzuschwärzen, sie als sittenlose, das Recht und den Glauben m Füßen tretende Menschen darzustellen, weshalb sie auch die von Jene selbst gewählte Bezeichnung ihrer Partei als „Libertiner" (aus dem Ita lienischen: Anhänger der Freiheit) mit einer gleichzeitigen und gleichna migen, in Genf aber nie eingedrungenen Sekte in Verbindung brachten die sich durch das Gegentheil von Keuschheit auszeichnete. Diese „Liber tiner" oder vielmehr Liberalen waren aber die achtungswertesten un ehrenfestesten Bürger, und die damaligen, noch vorhandenen Strafprotokoll weisen Keinem von ihnen eine Ahndung wegen gemeiner Verbrechen, son dern lediglich solche wegen religiöser und politischer Unbotmäßigkeit gege die jeweilen herrschenden Calvinisten nach. Die Pietisten und Reaktionär aber haben jene Verleumdung hartnäckig festgehalten, bis es endlich i unseren Tagen dem mannhaften Galiffe gelungen ist, die Ehre der „Liber tiner" zu retten und den „Reformator" zu entlarven*).

Die Feindschaft der beiden Parteien nahm solche Ausdehnung an daß Calvin und Farel, welche sich dem von den Behörden vorgeschriebene Berner Kult nicht fügen, sondern ihren eigenen noch kahlern und trüben einführen und die Bürger zur Beschwörung eines nach den Ansichten Cal vins abgefaßten Katechismus anhalten, ja die sich dessen Weigernde exkommuniziren wollten, von der „liberal" gesinnten Volksversammlung (dem conseil général) in die Verbannung geschickt wurden. Während sie im Auslande weilten, war aber ihre Partei in Genf nicht unthätig Sie, die mit dem Plane umging, Genf an Frankreich zu verraten, in de Hoffnung, dann in diesem Lande den Calvinismus an die Spitze zu bringen verdeckte ihren beabsichtigten Hochverrat dadurch, daß sie die Häupte ihrer Gegner beschuldigte, Genf an Bern verraten zu wollen, und wirk lich gelang es ihr, das Volk durch diese Lüge so aufzureizen, daß de Syndik Jean Philippe, Haupt der „Liberalen" wegen unbegründete Verdachts, in einem Handgemenge der Parteien einen Gegner getödtet z haben, zum Tode verurteilt und enthauptet wurde, welches Schicksal eine seiner Anhänger theilte. Sofort wurde Calvin (1541, nach dreijährige Verbannung) zurückberufen, ihm eine prachtvolle Wohnung eingerichtet ein Ehrenkleid verabreicht, eine reiche Besoldung zugesprochen, dazu ei

*) Galiffe, J. B. G.; quelques pages d'histoire exacte, soit les proc criminels intentés à Genève en 1547 pour haute trahison etc. suivi quelques considérations sur l'état des partis politiques et réligieux so Calvin etc. (Genève 1862.) Id.; nouvelles pages d'histoire exacte, soit procès de P. Ameaux etc. suivi de nouveaux éclaircissements sur l'é des partis sous Calvin etc. (Genève 1863.)

Geschenk und Ersatz der Reisekosten, und ihm endlich der Auftrag ertheilt, „Gesetze zur Beherrschung des Volkes abzufassen".

Der Gebrauch, den Calvin von diesem ihm verliehenen bedeutenden Einflusse machte, bestand in der Unterdrückung jeder, auch der bescheidensten Opposition gegen seine politischen und religiösen Absichten. Das Mittel, durch welches diese Unterdrückung bewerkstelligt wurde, war ein wolorganisirtes Spionentum, mittels dessen der „Reformator", wie man ihn nennt, „nicht nur die Taten, Mienen und Worte, sondern selbst die Gedanken und Ansichten jedes Bewohners von Genf, ja sogar der auswärts Abwesenden" täglich erfuhr (Galiffe). So wurde der Zeughausverwalter Pierre Ameaux wegen tadelnder Äußerungen gegen Calvin verhaftet, aber wegen mangelnder Beweise freigesprochen, worauf Calvin, unter der Drohung, nicht mehr zu predigen, und indem er seine Beleidigung durch Ameaux ausdrücklich eine „Beleidigung Gottes" nannte, eine nochmalige Verhaftung desselben bewirkte, der nun verurteilt wurde, öffentlich auf drei Plätzen der Stadt im Hemde, in blosem Kopfe und eine brennende Fackel in der Hand, knieend vor seinen Richtern um Gnade zu bitten und sein Unrecht gegen Calvin zu bekennen. Durch diese Schmach verlor er natürlich seine Ämter. Sein Schicksal riß auch den Prediger Henri de la Mare ins Verderben, welcher mit Bezug auf den Prozeß gegen Ameaux, wol aus eigener Erfahrung, gesagt hatte: Wenn Calvin auf Jemanden einen Zahn habe, so lasse er in seinem Grimme nie nach, — und überdies der einzige Genfer Geistliche war, der seine Anstellung nicht dem Reformator zu verdanken hatte, und dieselbe am Ende auch richtig verlor. Der Buchdrucker Dubois, bei welchem, wie es scheint, Werke erschienen waren, welche andere theologische Ansichten als diejenigen Calvins enthielten, und welcher, von Diesem durch gehässige Aeußerungen persönlich herausgefordert, den Reformator einen Heuchler genannt hatte, erlitt dieselbe Demütigung wie Ameaux.

Nachdem Calvin auf diese Weise gezeigt, wie er das Wort des Heilandes verstand: Schlägt Dich jemand auf die rechte Wange, so biete ihm auch die linke dar, — wollte er wahrscheinlich ein Gegenstück zu Christi Benehmen gegen die Sünderin liefern, indem er den Rat veranlaßte, ein Gesetz zu erlassen, daß alle in vergangener Zeit begangenen Unzuchtvergehen nachträglich bestraft werden sollten. Es war dies ein bequemes Mittel, die Vergangenheit der dem fremden Eindringling unbequemen, national und liberal gesinnten alten Genfer Familien schonungslos aufzudecken, während die dem Reformator anhängenden Eingewanderten, deren Vorleben Niemand kannte, bei dieser Maßregel frei ausgingen. Die erste Anwendung jenes allen Rechtsbegriffen von Verjährung zuwiderlaufenden und die Sittlichkeit nichts weniger als fördernden Gesetzes galt einem alten, jetzt ruhig und zurückgezogen lebenden Führer der früheren Euguenoten, dem ehemaligen Syndik Franz Favre. Er wurde plötzlich

angeklagt, ſich des betreffenden Vergehens, über deſſen Natur die Richter völlig im Ungewiſſen waren, vor 16 Jahren ſchuldig gemacht zu haben, entging aber der bevorſtehenden Verhaftung durch die Flucht. Auf das Verſprechen gelinder Behandlung kehrte er freiwillig zurück und wurde in's Gefängniß geworfen, wo er zehn Monate ſchmachtete, bis er am Ende mit einer Geldbuße davon kam. Als ſich Favre's Tochter, die Frau des Syndiks Ami Perrin, erlaubte, das Verfahren gegen ihren greiſen Vater zu tadeln, wurde auch ſie eingekerkert, mußte jedoch mit ihm wieder entlaſſen werden. Bis dahin war Ami Perrin ein Anhänger Calvins geweſen und hatte nicht einmal über jene Verhaftungen der ihm Theuerſten gemurrt. Als aber das geiſtliche Conſiſtorium gegen die beiden Entlaſſenen wegen angeblicher „Rebellion“ nochmalige Unterſuchung verlangte und Calvin den Favre einen „Hund“ und Frau Perrin eine „Hundstochter“ nannte, brach die Geduld des Gatten und er drohte mit Rache. Nun wurden Vater, Tochter und Schwiegerſohn nochmals verhaftet und obſchon krank, ſo hart behandelt, daß Bern, wo Favre Bürger war, ſich einmiſchte und einen Geſandten nach Genf abordnete, der mit Mühe die ſchändlichen Ränke vereitelte, welche die Spione Frankreichs, zugleich Calvins vertrauteſte Freunde, gegen Perrin ſpannen, bis Letzterer endlich ſtraflos entlaſſen werden mußte.

Dieſe Willkürlichkeiten erfüllten die wahren Genfer mit Scham und die während derſelben heranwachſende jüngere Generation mit Sehnſucht nach Rache. An ihrer Spitze ſtanden die Brüder Berthelier, Söhne eines im J. 1519 wegen ſeines Widerſtandes gegen die ſavoiiſche Herrſchaft hingerichteten edeln Genfers. Durch ihre Bemühungen gelang es, mehrere Male die calviniſtiſche Regirung bei den regelmäßigen Wahlen durch freiſinnige Männer zu verdrängen und auf freiſinnige Reformen und Abſchaffung der theokratiſchen Einrichtungen zu dringen. Die Geiſtlichen rächten ſich durch Exkommunikation der Verwegenen, was ſolche Erbitterung hervorrief, daß die Herrſchaft Calvins nur noch an einem Haare hing; aber die letztere ſtärkte ſich durch neue Bürgeraufnahmen, und ihr ein bewaffneter franzöſiſcher Anhang zwang Perrin und den ältern Berthelier zur Flucht aus dem Vaterlande. Sechs Familienväter, die theils den Bewaffneten Widerſtand geleiſtet, theils aber ganz unſchuldig waren, unter ihnen der jüngere Berthelier, wurden enthauptet, zwei davon noch überdies gevierttheilt. Andere Hinrichtungen und zahlloſe Verbannungen folgten nach, und bald war aller politiſche Widerſtand gegen den Calvinismus vernichtet.

Was nun die moraliſche Wirkſamkeit Calvins betrifft, ſo ſind wir, der Wahrheit die Ehre gebend, genöthigt, gleich von vorn herein die ihm nachgerühmte Haupttugend der Uneigennützigkeit als eine Fabel zu erklären. Die Calviniſten gefallen ſich darin, auf ſein Einkommen in der damaligen Geltwährung hinzuweiſen, um zu zeigen, wie genügsam

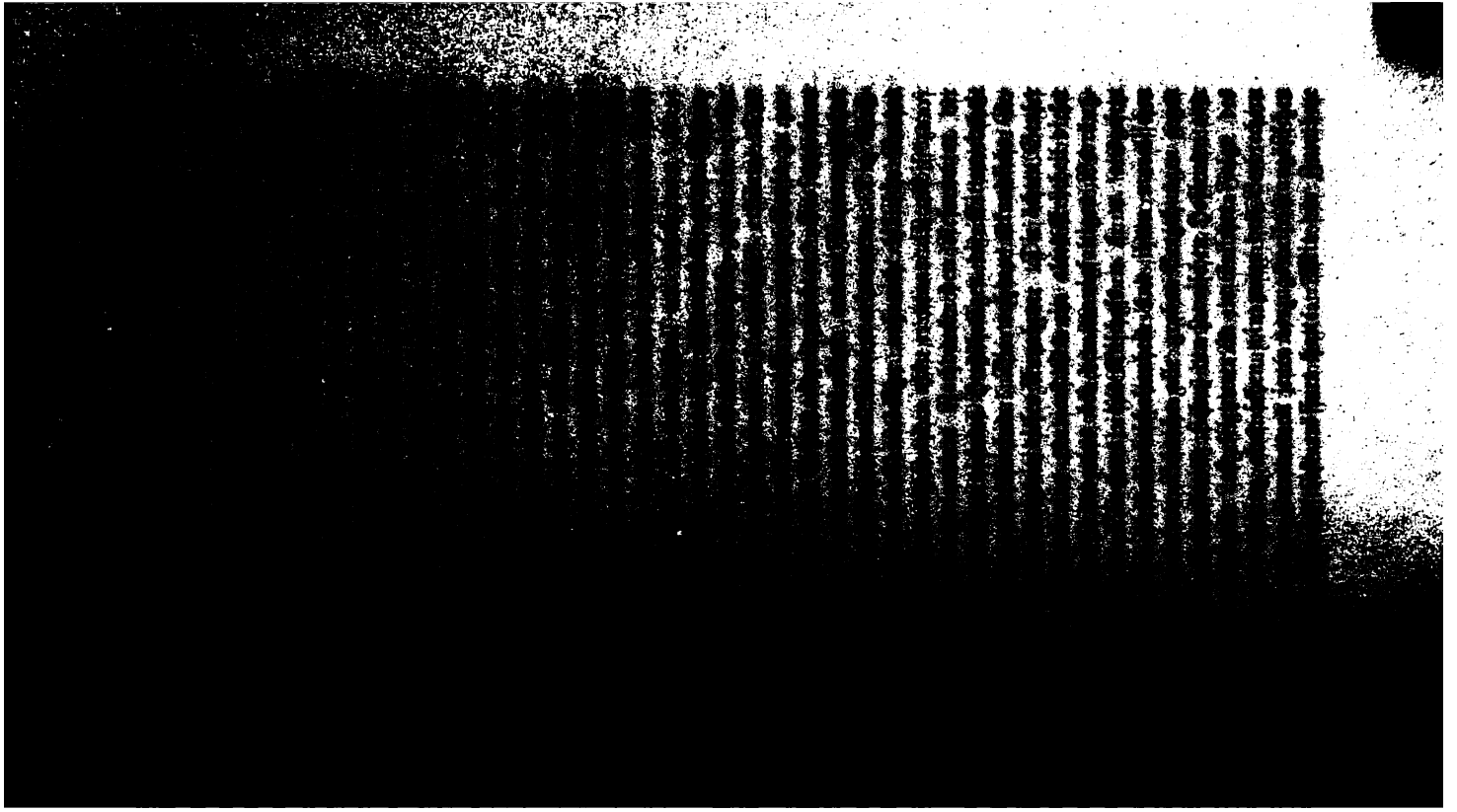
er war, unterlaſſen aber, zu geſtehen, daß jene Summen nach dem jetzigen Geltwerte einen weit höhern Betrag ausmachten. Seine feſte Beſoldung betrug fünfhundert Genfergulden (nach heutigem Geltwerte ſechstauſend francs) und dazu hatte er freie Wohnung mit Garten, freies Brennholz, zwölf Scheffel Weizen und 24 Eimer Wein jährlich, ſo daß ſein Einkommen im Ganzen, ohne die vielen Geſchenke, die er erhielt, neun- bis zehntauſend Francs im Jahre betrug. Dazu kam noch, daß ihm die Regirung den Hausrat ſeiner Wohnung und bei manchen Gelegenheiten über alles Bedürfniß große Mengen Holz, Wein, Gelt u. ſ. w. ſchenkte und ihm auf Staatskoſten einen Schreiber beiordnete.

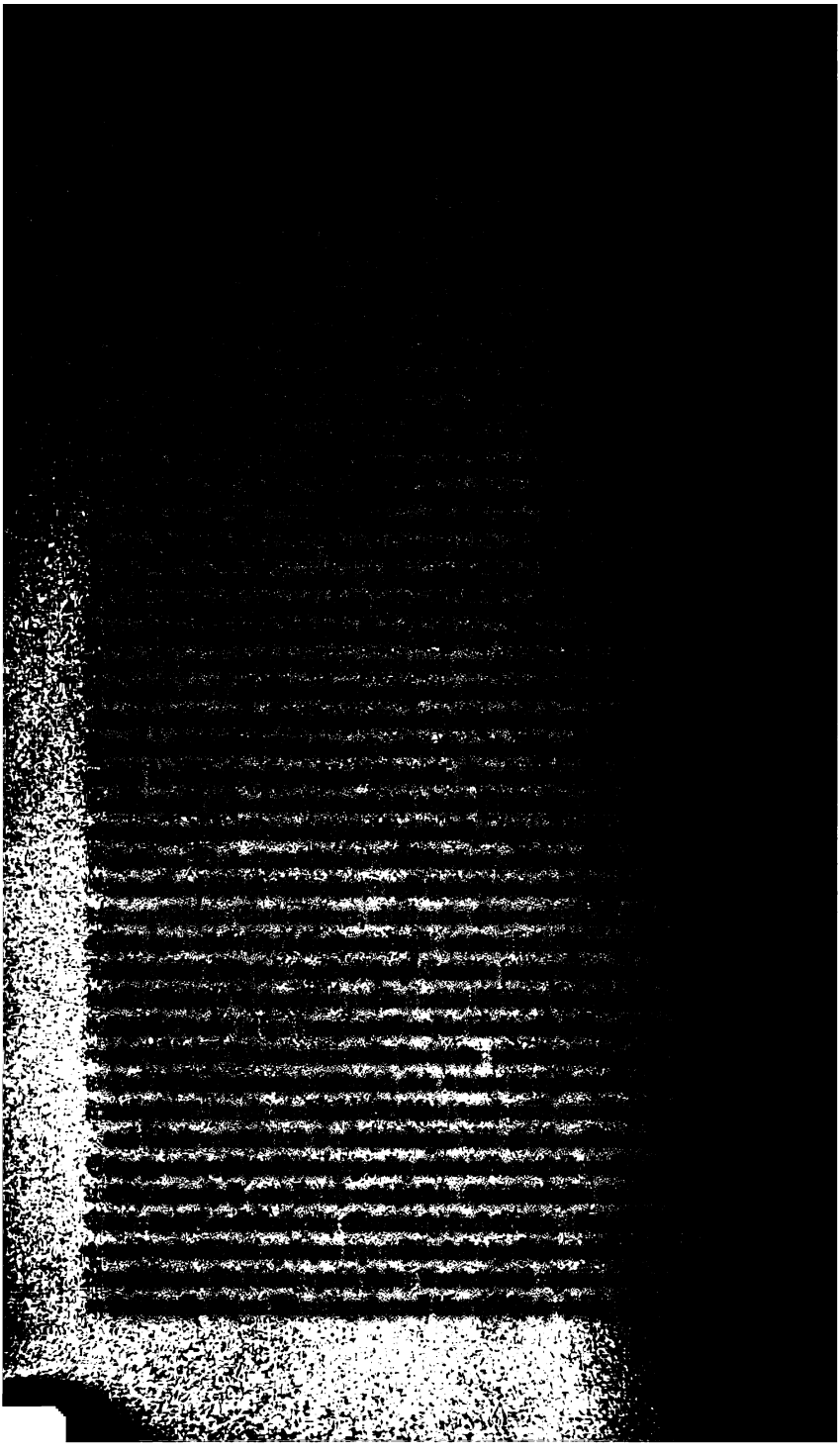
Als in Genf die Peſt ausbrach, und unter etwa zweitauſend Menſchen auch der Spitalpfarrer daran ſtarb, verbot die Regirung, aus zärtlicher Beſorgniß für Calvins Leben, ihn an jene Stelle zu wählen. Die übrigen Pfarrer, welche der Meinung waren, daß ihr Leben auch etwas wert ſei, bekannten vor dem Rate ihren Mangel an Mut, die Peſtkranken zu tröſten, ja Einige äußerten ſich in chriſtlicher (?) Weiſe dahin, ſie gingen lieber zum Teufel. Zum Lobredner des herrſchenden Syſtems gab ſich der frühere Freiheitmann Bonnivard, durch die Gefangenſchaft in Chillon wol geiſtig heruntergekommen, her, indem er im Auftrage der Regirung ſeine bekannte Fabelchronik gegen guten Lohn ſchrieb, während ihn ſeine vier Ehen nicht von Überſchreitungen des ſechsten Gebotes abhielten.

Inzwiſchen begann gleich nach der Rückkehr Calvins aus ſeiner Verbannung in Genf eine Art moraliſcher Schreckensherrſchaft, durch welche der picardiſche Zelot ſeine perſönlichen Anſichten zum Geſetze zu erheben und die Herrſchaft ſeines theologiſchen Syſtems in den Ländern franzöſiſcher Zunge vorzubereiten wähnte. In den fünf Jahren von 1541 bis 1546 wurden 76 Menſchen verbannt, 8 bis 900 eingekerkert und 58 hingerichtet, von den Letzteren allein 34, darunter 16 Frauen, in drei Monaten des Jahres 1545, während welcher Zeit eine zweite Peſt auf die erwähnte folgte. Von den Verbannungen wurde der größte Theil auf Lebenszeit und bei Todesſtrafe im Falle der Rückkehr ausgeſprochen; keine davon betraf ein ſchweres Verbrechen, ſondern alle entweder geringere Vergehen, politiſche oder religiöſe Handlungen, 27 Fälle aber den Verdacht der Hexerei oder der Peſtverbreitung. Von den 58 Hinrichtungen bezogen ſich ſogar 38 auf dieſe beiden in jenen finſteren Zeiten erfundenen Verbrechen. Während des Wütens der Peſt ergriff allerdings Verzweiflung die Gemüter; aber daß ſich dieſe ſo weit verſteigen konnte, Menſchen ſyſtematiſch zu verfolgen, unter der Anklage, Solche hätten durch Beſtreichen von Thüren mit Salben u. ſ. w. abſichtlich die Peſt verbreitet, und um dieſer erdichteten Handlung willen gerichtlich des Lebens zu berauben, das iſt für eine Regirung, auf welche der gefeierte Reformator den größten Einfluß ausübte, wirklich ein ſonderbares Zeichen

von christlicher Liebe und Milde. 28 der unglücklichen Hingeme
welche beinahe sämmtlich lebendig verbrannt wurden, waren Fraue
unter ihnen befand sich die eigene Mutter des Scharfrichters,
gezwungen wurde, erst die Hand, die ihn genährt, abzuhauen un
den Leib, der ihn geboren, zu Asche zu verbrennen. Diese vor
Verschärfung der Strafe wechselte mit dem Zwicken durch glühende
und öffentlicher Auspeitschung ab, nicht zu sprechen von der unverme
Folter, bei der Manche den Geist aufgaben, ohne die Hinrichtu
erleben. Eine der Bejammernswürdigen, welche, nach dem Wortla
Protokolls, „das Erbarmen Gottes nicht erwarten konnte", erhän
aus Verzweiflung im Kerker; ihr Leichnam wurde öffentlich du
Straßen geführt und ihm die rechte Hand abgehauen. Eine Ande
man, um einen ähnlichen Selbstmord zu verhindern, während der
die Arme zusammenband, stürzte sich auf das Pflaster des Gefängni
wurde aber lebend aufgehoben, dann mit glühenden Zangen gezwi
endlich verbrannt; ihr Mann, damaliger Spitalbeamter, erlitt
Strafe zugleich mit ihr. Man brauchte nur Vertilgungsmittel
schädliche Thiere zu kaufen, so geriet man in den Verdacht, die P
breitet zu haben, und zur Verurteilung war außer dem Verdachte
erforderlich; ja im Urtel wurde oft ausdrücklich bemerkt, daß nic
wiesen sei! — All' dies paßte in eine Zeit, in welcher Masse
armen Leuten, welche den Behörden zur Last fielen, und zur Z
Pest auch Kranke, unter Androhung von Prügelstrafen aus der
gejagt wurden, — in eine Zeit, in welcher Solche, die wegen ge
Verbrechen zum Tode verurteilt waren, sich mit Gelt loskaufen k
aber wenn ihnen dies nicht möglich war, ohne Gnade hingerichtet w
Und das Alles konnte oder wollte der gefeierte Reformator, welch
Ratsherren die Gesetze Genfs entwarf, nicht verhindern! Es zeigt s
den amtlichen Protokollen, daß unter den wegen gemeiner Ver
Bestraften ein verschwindend kleiner Theil geborene Genfer, der
Theil aber eingewanderte Fremde waren, von jenem Zuwachse,
mit Calvins Ankunft begann. Es ist übrigens noch ausdrück
bemerken, daß in früheren Zeiten in Genf die Folter im erwähnten
stabe und die geschilderten barbarischen Strafen beinahe unbekann
diese Scheußlichkeiten vielmehr eine durch die vielen Einwanderung
Frankreich eingeführte Neuerung waren.

Diesen von der calvinistischen Partei in Scene gesetzten b
Schauspielen gegenüber nimmt es sich sonderbar aus, wie bezüglic
licher Schauspiele, d. h. theatralischer Aufführungen verfahren wurde.
Schauspiel ist bekanntlich ein Kind der Kirche, und zwar der kath
an Ceremonien so überaus reichen des Mittelalters. In Genf
die Schauspiele seit alter Zeit eine der volkstümlichsten Bergnü
der lebenslustigen Bevölkerung, daher sie bei jeder festlichen Gel

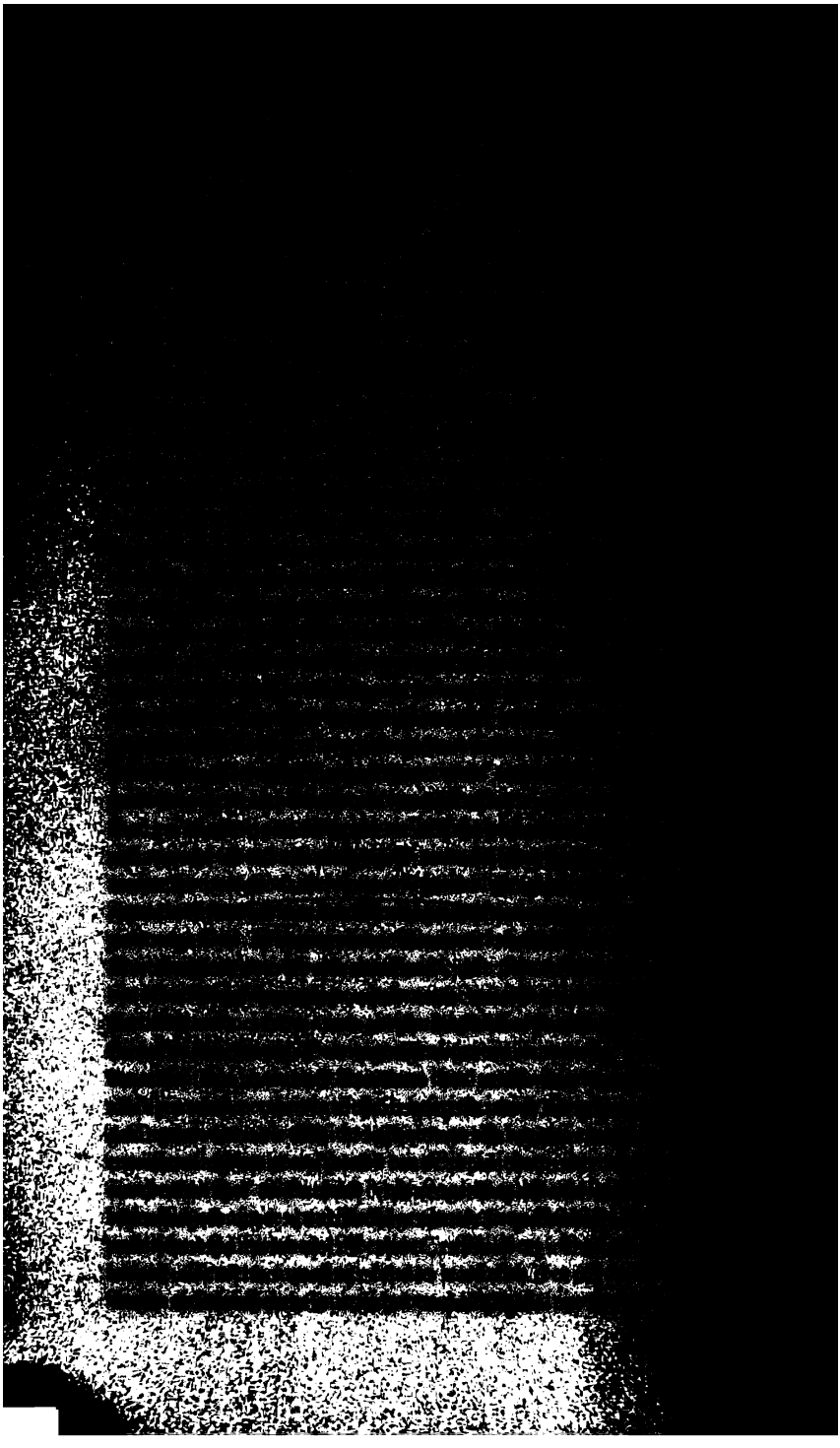


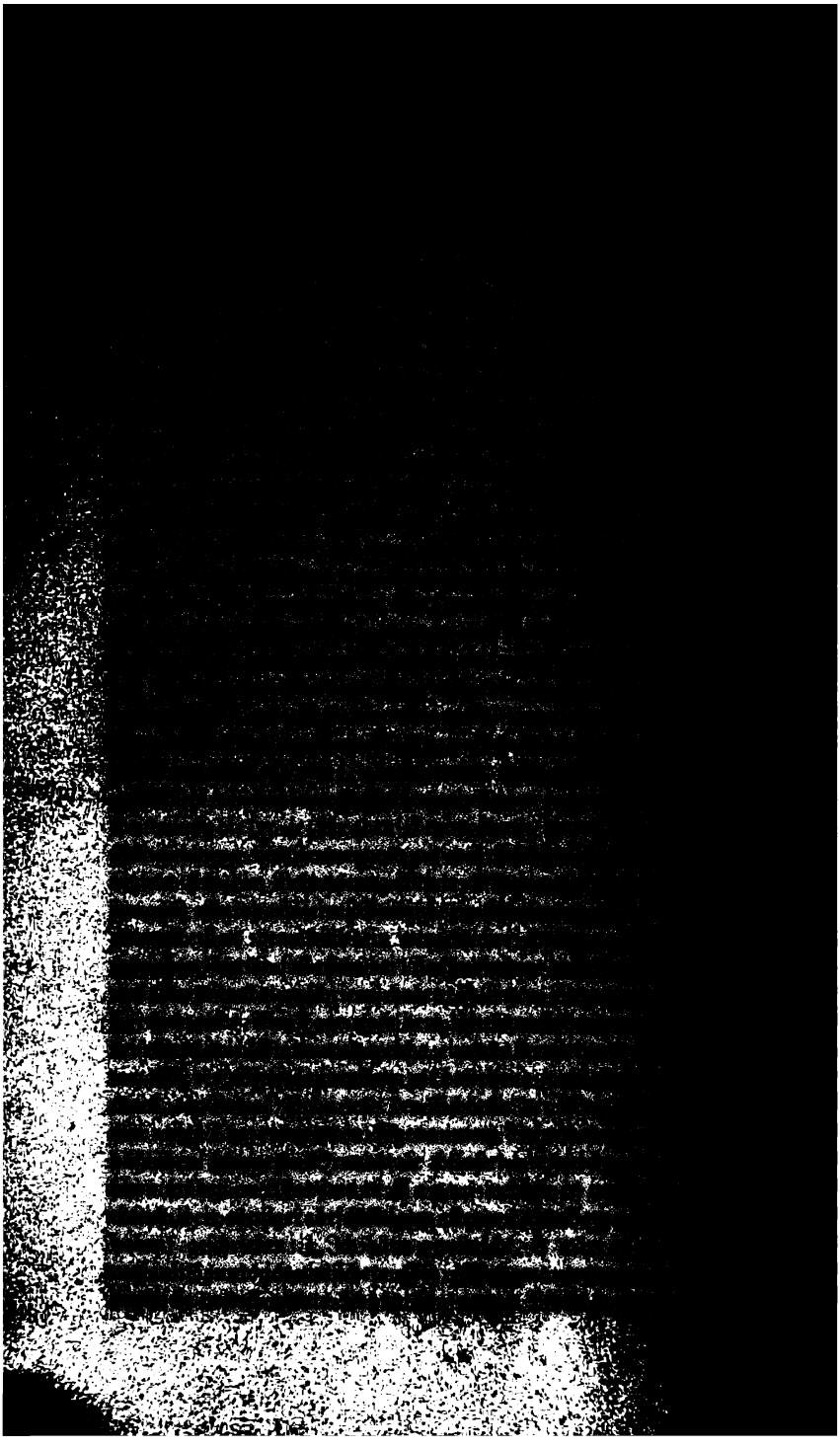


ſchreiber des Syſtems, Bonnivard und der ihn an Keckheit noch we überbietende Frömmler Michel Roſet, wurden mit Aufmerkſamkeiten überhäuft, des Erſtern hilfloſes Alter gepflegt, des Letztern ſalbungsvolle Gebete bei Beginn der Ratsſitzungen angehört. Für leibliches und geiſtiges Wol des Volkes war man ſo beſorgt, daß man drei Gerbergeſellen auf drei Tage bei Waſſer und Brot einſperrte, weil ſie zum Frühſtücke drei Dutzend Paſteten gegeſſen hatten, und das Leſen des Romanes „Amadis von Gallien“ verbot. Es iſt einleuchtend, daß ſolch kleinliches Verfahren nur verderblich wirken konnte, und in den ſpäteren Zeiten von Calvins Herrſchaft mußte daher der Pfarrer Simon Goulard dem berühmten Joſef Scaliger geſtehen, daß die Sitten in Genf ſchlimmer ſeien als in Frankreich. Calvins moraliſche Beſtrebungen endeten daher mit einem jämmerlichen Fiasco.

Was endlich Calvin in dogmatiſcher Hinſicht in Genf gethan hat, beſteht in Zwang und Inquiſition, in Feuer- und Blutopfern. Die Zahl der bekannteren Männer, welche unter Calvin um ihres Glaubens willen irgendwie beſtraft oder verfolgt wurden, beträgt 33. Wir wollen uns beſchränken, das Schickſal der Bedeutendſten zu erzählen. Die Anmaßungen der franzöſiſchen Geiſtlichen in Genf hatten ein Plakat hervorgerufen, welches dieſelben angriff. In den Verdacht der Abfaſſung deſſelben gerieth Jacques Gruet, von einer guten alten Genferfamilie. Calvin ließ alle Papiere des Angeklagten aufgreifen, um ſeine Handſchrift zu vergleichen. Er gelangte zwar zu dem Reſultate, daß die Handſchrift des Plakates nicht diejenige Gruets ſei. Trotzdem wurde der Angeklagte gefoltert, und, weil man unter ſeinen Papieren Äußerungen fand, welche den politiſchen und religiöſen Anſichten Calvins widerſprachen, zum Tode verurteilt, enthauptet und ſein Kopf an den Galgen genagelt. Wir übergehen indeſſen ſowol den ſpätern Prozeß gegen den franzöſiſchen Arzt (frühern Mönch) Jerome Bolſec, einen nicht ſehr achtungswerten Charakter, der, wegen abweichender Anſichten von denen Calvins über die Gnadenwahl aus Genf verbannt wurde und ſpäter zur katholiſchen Kirche zurückkehrte — als auch die übrigen Ketzerverfolgungen, um diejenige unter denſelben zu berühren, welche das größte Aufſehen gemacht hat und gewöhnlich als die größte Unthat Calvins betrachtet wird. Es iſt das Autodafé des Arztes Michael Servede aus Villanueva in Aragon*). Dieſer eigentümliche philoſophiſche Schwärmer war 1509 geboren, ſtudirte ſeit 15[illegible] in Toulouſe die Rechte, intereſſirte ſich aber weit mehr für die durch Luther begonnene Bewegung und vertiefte ſich in die Bibel und theologiſche Streitſchriften. Für die Reformation Partei ergreifend, bereiste er, um dieſe Geſinnung zu bethätigen, Italien und ſpäter die Schweiz und Oberdeutſchland. Mittlerweile war Servetus, wie er ſeinen Namen latiniſirte,

*) Brunnemann, Karl; Michel Servetus. Berlin 1865.





zerstört hatte, war er nicht nur Alleinherrscher dort, — er war auch thatsächlich der Papst der französisch-protestantischen Kirche, der Gemeinschaft von Anhängern der Gnadenwahl, und that sich etwas zu gut darauf, Genf das protestantische Rom nennen zu hören.

Um den großen französisch-protestantischen Kirchenstaat unter seinem eigenen Papsttum zu gründen, mußte aber Calvin vor Allem Geistliche seiner Richtung heranziehen, Geistliche, welche auf sein alleinseligmachendes Dogma der Gnadenwahl schwuren. Diese Absicht gab der berühmten Akademie von Genf, diesem Musentempel die Entstehung, in dem so viele ausgezeichnete Priester der Wissenschaft geopfert haben. An diese Schöpfung, wie sie sich mit der Zeit gestaltet hat, ist jedoch Calvin unschuldig. Es lag dem Verbrenner Servets gewiß sehr ferne, eine Schule freier Wissenschaft zu gründen. Er wollte einfach in seinem Rom eine Propaganda seines Glaubens errichten. Die Akademie, wie Calvin sie gründete, war daher wesentlich eine theologische Anstalt. Die übrigen Wissenschaften waren nur so weit vertreten, als sie der Theologie dienten, so die Philosophie nach damaligen Begriffen, die Sprachen, in denen die Bibel abgefaßt ist, u. s. w. Merkwürdiger Weise hat Calvin die lateinische Sprache, als die des Katholizismus, stets zu Gunsten der griechischen und hebräischen hintangesetzt und den Unterricht in derselben zu verdrängen gesucht. Die Anstalt wurde gänzlich unter die Aufsicht und Leitung der Geistlichkeit gestellt, und die Studirenden mußten Calvins Glaubensbekenntniß unterschreiben, Als Calvins ersten Mitarbeiter an derselben finden wir einen Mann, der später, als sein Nachfolger, einen berühmten Namen erworben hat, Theodor de Beza. Auch Viret kam damals, als er in Lausanne wegen seines Beharrens auf dem Rechte der Exkommunikation entlassen war, wieder nach Genf.

So sehr indessen Calvin sein Hauptaugenmerk auf den französischen Protestantismus warf, so wenig ließ er die protestantischen Kirchen anderer Länder aus dem Gesichte, in welchen für ihn und seine Lehre Einfluß zu hoffen war. In Deutschland und der Schweiz war seit Luther und Zwingli die protestantische Kirche bereits zu fest organisirt, als daß hier für Calvin noch etwas zu thun gewesen wäre. In England hatte sich das Königtum der Kirchenleitung bemächtigt. Im Süden war der Katholizismus fester als je eingewurzelt. Daher wandte Calvin seine Blicke nach dem äußersten Norden und Osten Europas. Der Reformator Schottlands, der Stifter der presbyterianischen Kirche, John Knox, von den Verfolgungen der „blutigen Maria" aus Britannien fliehend, weilte lange in Genf bei Calvin, dessen Kirche seinen Idealen entsprach, und pflog vertraute Freundschaft mit ihm. Nach Schottland zurückgekehrt machte er die Glaubensansichten Calvins zu denen der dortigen reformirten Kirche, und so entstand im Norden eine Provinz vom Reiche des Genfer Reformators. In Frankfurt am Main vermittelte Calvin den

ſönlich zwiſchen den wegen ihrer Liturgie in Streit geratenen engliſchen und franzöſiſchen Flüchtlingen. Er ſuchte ferner Verbindungen mit Dänemark und Schweden anzuknüpfen, indem er den dortigen Königen Schriften widmete; aber Luthers Lehre verſperrte ihm dort bereits den Weg. Nun verſuchte er in Polen Einfluß zu gewinnen. Er trat in Verbindung mit dortigen proteſtantiſch geſinnten Edelleuten, dann auch mit dem König, indem er ſich herbeiließ, für die dortige evangeliſche Kirche ein Patriarchat oder Primat zuzugeben, und Polen von der römiſchen Kirche abwendig zu machen ſuchte. Der polniſche Reformator Laski, von Zwingli für den neuen Glauben gewonnen, wurde ſein Freund. Er brachte in Polen große Fortſchritte der Reformation zu Stande, die jedoch nach ſeinem Tode ſtillſtanden und ſpäter durch die Thätigkeit der Jeſuiten größtentheils wieder vereitelt wurden. Die größte Thätigkeit Calvins galt indeſſen Frankreich, welches uns beſonders beſchäftigen wird. Calvin erlebte jedoch das Ende der furchtbaren Kriege, welche dort um ſeine Lehre geführt wurden, nicht. Ohne Zweifel in der Hoffnung auf den ſpätern Sieg ſeiner Anhänger hatte er einen Ruf an die reformirte Kirche in Paris abgelehnt, ſo lange dieſelbe dort noch unterdrückt war. Seine hochfliegenden Plane ſollten ſich nicht verwirklichen, ſein Streben in dem gering geachteten Genf begraben werden und ſeine Glaubensgenoſſen in ſeinem Vaterlande in der Minderheit bleiben. Erſt nachdem er dieſen Ausgang ſeines Strebens als unvermeidlich erkannt, — bequemte er ſich zu dem bis dahin in der Hoffnung auf einen größern Wirkungskreis in Paris unterlaſſenen Schritte, das Bürgerrecht in Genf zu erwerben. Seine letzten Tage verfloſſen in Ruhe und hohem Anſehen. Oft wurde er bei wichtigen Fragen zu den Sitzungen des geheimen Rates gezogen und um ſeine Anſicht gefragt, und in den Protokollen der Behörde wurde nicht vergeſſen, von Zeit zu Zeit zu bemerken, daß ſeine Predigten von ungeheuren Volksmengen beſucht wurden. Durch vieles Arbeiten angegriffen und erſchöpft, fand der große Geiſt, der einem ſtaunenswerten Plane zulieb vieler Menſchen Glück und Leben geopfert hatte, endlich Ruhe; er ſtarb in Beza's Armen am 27. Mai 1564. Farel und Viret überlebten ihn nicht lange. Verwandte hinterließ er nicht, da ſeine Gattin, Idelette de Bures, und ebenſo ihr einziges Kind, ein Knabe, früh geſtorben war. Und wenn wir jetzt, dreihundert Jahre nach ſeinem Tode, auf ſeinem Bilde das abgezehrte, bleiche Geſicht, von dem ein dünner, ſpitzer Bart weit herabhing, die lebhaften, ſtechenden Augen, die hohe Denkerſtirne betrachten, müſſen wir uns ſagen: Dieſem Manne waren einzelne Menſchen nichts als Figuren auf ſeinem Schachbrette, einzelne Orte nichts als Stationen auf der Bahn zu ſeinem Ziele, die Menſchheit nichts als ein Pöbel, aus dem er die ihm Ergebenen zur Bildung ſeines ſeltſamen dogmatiſchen Reiches auswählte. Man kann ſagen: er war ein Mann, der für das Jenſeits kämpfte und darob die

Interessen und Bedürfnisse der in dieser Welt leidenden Menschheit aus dem Auge verlor; aber seine Ideale waren hohe, und er war daher doch ein großer Mann.

Wir haben bereits gesehen, daß schon zu Calvins Lebzeiten, und zwar gerade unter seinen eifrigsten Anhängern, die Sitten nicht so rein waren wie von den geistlichen Bewunderern seiner Theologie so gerne behauptet wird. Wenn wir nun vollends von erklärten Verehrern des Reformators vernehmen, daß unmittelbar nach seinem Tode der Materialismus und die Sittenlosigkeit arg wucherten, so muß sich wirklich jeder Unbefangene fragen: worin denn eigentlich der angeblich wolthätige Einfluß Calvins auf Genf bestanden habe? Die Hauptbeschäftigung der Genfer war der Handel. Der Wucher blühte so, daß 10 und 15 Procent der gewöhnliche Zinsfuß waren. Als Frankfurter Juden sich niederlassen wollten, beabsichtigte man eine Bank zu gründen. Kostbare Kleider, Schmuck und reichliche Malzeiten nahmen überhand. Die Ratsherren legten Federkissen auf die hölzernen Bänke ihrer Väter. Mit einigen Tagen Gefängniß und unbedeutender Geldbuße wurde der Ehebruch abgethan. Umsonst predigten die Geistlichen gegen diese Ausschweifungen, und Theodor von Beza, der Nachfolger Calvins, konnte durch seine unerbittliche Strenge wol große Skandale, nicht aber die geheime Unsittlichkeit verhüten. Auch er hatte indessen eine so einträgliche Stellung, daß er Geschenke welche ihm von den Behörden angeboten wurden, ausschlug. Gegen die volkstümliche Kunst war er nicht so streng wie sein Vorgänger; die Schauspiele erlaubte er wieder. Seine Wahrheitliebe wurde den Behörden, in denen geistlicher Einfluß nach und nach verschwand, so lästig, daß der Rat ein von ihm geschriebenes Buch (de jure magistratuum) wegen „gehässiger Wahrheiten" unterdrückte. Ein anderer Geistlicher hatte, als die herzlosen Beamten arme Fremde aus der Stadt trieben, gepredigt: in Genf gebe es auf tausend Personen nicht zwei wolthätige, — wenn Christus wieder käme und sich in Genf niederlassen wollte, so würde ihm Niemand glauben, er hätte denn Bürgen, und der Wahlspruch: post tenebras lux gebühre der Stadt gar nicht. Er wurde vom Rate schaft getadelt. Die Kirchen aber wurden allgemein immer schwächer besucht.

Eine noch schlimmere Einwirkung aber übte das Beispiel, das durch den Prozeß Servet's gegeben worden, auf die übrigen protestantischen Staaten. Es wurden namentlich westliche schweizerische Kantone von dem Bestreben angesteckt, die Nichtübereinstimmung mit dem Glaubensbekenntnisse der Regirenden als Verbrechen zu behandeln, wovon glücklicher Weise die östliche Schweiz, wo der Geist Zwingli's waltete, frei blieb. Jenes Bestreben hatte denn sowol tragische, als, wenn das erkorene Opfer nicht mehr zu erreichen war, mitunter auch komische Ereignisse zur Folge. Ein Beispiel der letzten Art lieferte Basel. Dort starb 1556 als angesehener Bürger ein gewisser Johann von Brügge (oder Bruck), der

unter dieſem Namen 1544 aus den Niederlanden eingewandert war. Nach ſeinem Tode erſt erfuhr man, daß unter jenem Namen David Joris (oder Georg), ein um 1501 zu Delft geborener und dort verfolgter Schwärmer und Anführer der Wiedertäufer verborgen geweſen, der ſich für einen Meſſias gehalten, die Vielweiberei gelehrt und dann als Flüchtling von Baſel aus ſein Volk regirt hatte, ohne jedoch in der Schweiz Bekehrungen zu machen. Vielmehr hatte er die Kirche zu Baſel fleißig beſucht, auch ſich vergebens zu Gunſten Servet's verwendet. Nachdem ſeine Vergangenheit enthüllt war, wurde er als Gottesläſterer erklärt, drei Jahre nach ſeinem Tode ſein Leichnam ausgegraben und nebſt ſeinem Bilde und ſeinen Schriften feierlich verbrannt. Seine Kinder, Verwandte und Diener mußten im Münſter öffentlich ihre Irrtümer abſchwören.

Einen tragiſchen Gegenſatz zu dieſem ſonderbaren Ereigniſſe bildete die in Bern, dieſem dem calviniſtiſchen Reiche nächſt gelegenen Orte, vollführte Blutthat an dem gelehrten Italiener Valentin Gentilis, welcher hinſichtlich der Dreieinigkeit ähnliche von der ſogenannten Rechtgläubigkeit abweichende Anſichten hegte wie Servet. Er gehörte bereits zu den von uns nicht beſonders aufgeführten Opfern Calvins, indem er unter deſſen Herrſchaft in Genf wegen ſeiner Anſichten, ungeachtet des Widerrufes, zu dem er ſich erniedrigte, zum Tode verurteilt wurde, was man aber nicht zu vollziehen wagte. Nach entehrender Buße vertrieben, kam er nach langen Irrfahrten in die damals berniſche Herrſchaft Gex und bot ſich dem Landvogte zu einer Diſputation an, um ſeine Grundſätze zu verfechten. Derſelbe ließ ihn aber verhaften und ſandte ihn nach Bern, wo der Unglückliche, da er nicht mehr widerrufen wollte, wie der Chroniſt jener Zeit (Stettler) ſagt, „als ein abſcheulich Monſtrum und irrmachender Grewel, am 10. September 1566 mit dem Schwerte gerichtet und ihm hiemit ſein gottesläſterlich Haupt abgenommen" wurde.

So verbreitete ſich auch unter den Proteſtanten, dem Grundſatze der freien Forſchung zum Hohn, die verabſcheuenswürdige katholiſche Regel: cujus regio, illius religio. Kurfürſt Friedrich III. von der Pfalz, dem es 1563 einfiel, aus einem Lutheraner ein Calviniſt zu werden, zwang ſofort alle ſeine Unterthanen, dasſelbe zu thun, und vertrieb die Unfügſamen, — und als nach dreizehn Jahren ſein Sohn Ludwig die Laune hatte, wieder Lutheraner zu werden, führte er dieſelbe tragiſche Komödie abermals auf und zwang die Pfälzer wieder zum Luthertum. Nicht genug! Nach blos ſieben Jahren führte Johann Kaſimir als Vormund Friedrichs IV. abermals den Calvinismus ein, und das gute Volk mußte o wider ſeinen Willen bald auf die Rechtfertigung durch den Glauben, ald auf die Prädeſtination ſchwören, und man kann ſich die hierdurch erbeigeführte Demoraliſation und den ſyſtematiſch gepflanzten Indifferen-

tismus denken. Ähnlich ging es in Sachſen zu. Kurfürſt A
Lutheraner, in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, verfolgte
trieb die Calviniſten, gegen welche er die ſogenannte Konkordienf
in lutheriſchem Sinne erließ. Der Hofrath Nikolaus Crell a
zieher der Kurprinzen Chriſtian, begünſtigte die Verfolgten, weni
eigentlicher Sympathie mit ihrer Konfeſſion, als aus Liebe zum
Frieden, verbot, als ſein Zögling Chriſtian I. zur Regier
polemiſche Schriften, ſowie die Teufelaustreibung bei der Taufe,
ſetzte die Ämter mit duldſamen Männern. Ein Katechismus un
erklärungen erſchienen, aus denen calviniſtiſcher Geiſt hervorleuchtete
bewog ferner den Kurfürſten zur Unterſtützung Heinrichs I
Frankreich durch ſächſiſche Truppen. Als aber Chriſtian ſchon 15
ließ der Kurverweſer, Friedrich Wilhelm, Herzog von Weimar,
Lutheraner, ſofort Crell verhaften und Geiſtliche ſeiner Anſicht
Lande treiben. Das Luthertum galt wieder allein, und unter
klage der Anſtiftung von Religionshändeln, böſer Ratſchläge und
verrates, mußte Crell, der Verfechter der Religionsfreiheit, zel
in einem elenden Kerker ſchmachten und endlich, nachdem drei lu
Pfaffen drei Tage lang ſich an ſeiner Bekehrung abgearbeitet ha
9. Oktober 1601 zu Dresden ſein Haupt auf den Block leg
Leipzig beſtand zeitweiſe eine lutheriſche Inquiſition aus ſieben T
und zwölf Ratsherren, welche die calviniſtiſchen Profeſſoren und
entſetzte. Der Bürgerhauptmann Henning in Braunſchwei
1604 als Calviniſt des Bundes mit dem Teufel angeklagt, zum
gefoltert, zum Tode verurteilt, zweier Finger durch Abhacken bere
glühenden Zangen gezwickt, worauf ihm die Henkersknechte noch
ſchlechtstheile abſchnitten und ihm den Leib aufſchlitzten. Von
Zeit hielt man ihm ſtärkende Tropfen unter die Naſe, damit ja
des Programms der Exekution durch ſeinen Tod verloren gehe, u
riſche Pfaffen verſuchten fortwährend ſeine Bekehrung.

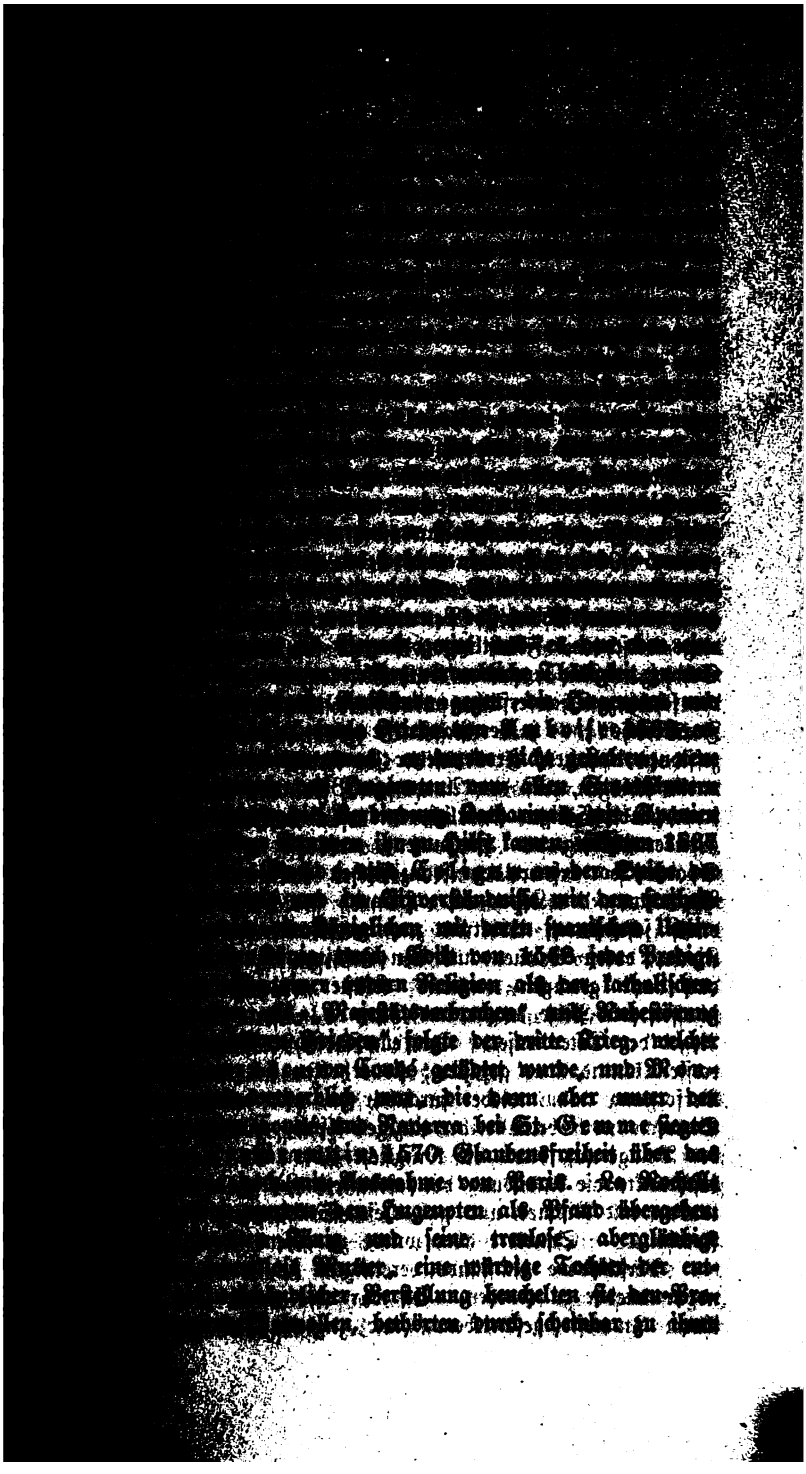
So wüteten die Menſchen gegen einander, um ſich gegen
greiflich zu machen, daß ihre Auffaſſung von den jenſeitigen D
richtige ſei, und bewieſen damit nur, daß keine von allen Par
erſten Grundſatz des Chriſtentums, der über all' die elenden E
hypotheſen erhaben iſt, begriffen hatte: Liebe deinen Näch
dich ſelbſt!

C. Die Hugenoten.

Ohne Calvin, den theokratiſchen Beherrſcher Genfs, wären
hänger der Kirchenreform in Frankreich in eben ſo kurzer Zeit v
den und vergeſſen worden, wie dies in Italien und Spanien
war; durch Calvin und ſeine raſtloſe, von einem glänzenden

te Thätigkeit erweiterte ſich die ſchweizerfreundliche Partei der uenoten (Eidgenoſſen) des kleinen Genf zu der mächtigen reformfreund- n Partei der Hugenoten im großen Frankreich, und es wurde ver- n, daß gerade Calvin die republikaniſche Partei dieſes Namens in verfolgt und unterdrückt hatte. — Calvins kräftige, zündende Schriften, ders die „Inſtitution der chriſtlichen Religion," der Ruf von ſeiner ltigen Rede und von ſeinem Alles niederwerfenden kirchlichen und ſchen Einfluſſe, und die von ihm, ſeiner Akademie und ſeinen Mit- tern und Verehrern Farel in Neuenburg und Viret in Lauſanne ſandten Apoſtel vermehrten die Zahl, ſtärkten den Willen und er- n die Begeiſterung der franzöſiſchen „Reformirten". Jahre lang die Kirche dieſer Glaubensform in Paris, welche 1555 den erſten ger erhielt, den Argusblicken des dortigen Parlaments, das man in barer Zweideutigkeit die „glühende Kammer" (chambre ardente) te, verborgen. 1562 zählte Frankreich 2150 reformirte Kirchen; ıb ſolche in allen bedeutenderen Städten, in der Normandie in allen ten und größeren Flecken, ebenſo in den meiſten Städten von Maine, ı und Touraine; die Mehrheit hatten die Hugenoten in Saintonge, s und Angoumois, ganz gehörte ihnen La Rochelle mit republikaniſcher ıſſung nach dem Muſter Genfs, aber weit demokratiſcher. Durch tand und Bildung ragten die Reformirten vor den übrigen Be- ern weit hervor in Guienne und Languedoc und erfreuten ſich ähn- Stadtverfaſſungen. Ihrem Glauben war ſogar das königliche Haus Navarra ergeben, das ſein ſpaniſches Gebiet verloren hatte und noch Béarn diesſeits der Pyrenäen beſaß, — ebenſo zwei Brüder Königs Anton von Navarra, alle drei durch ihre Frauen bewogen, eigener Überzeugung dagegen das Haus Chatillon, dem der be- te Admiral Coligny angehörte. Im Süden überhaupt war tauban die bedeutendſte Pflanzſchule des Genfer Geiſtes. In der ence halfen die zahlreichen und trotz aller Verfolgung aufrecht ge- nen Waldenſer die Zahl der Neugläubigen vermehren. Am ge- en war dieſelbe in Lothringen, dem Stammſitze der Guiſen, dieſer ren Häupter der päpſtlichen Partei, und in der benachbarten Cham- ɛ. Alle Hugenoten waren republikaniſch organiſirt und unter ſich ndet, — ohne gemeinſame Oberhäupter, aber freiwillig dem Rate der Autorität Calvins und nach ihm ſeines Nachfolgers Beza ſich ordnend. Das Meiſte zur Verbreitung des neuen Glaubens unter Gebildeten trug die von der Schweſter Franz I. beſchützte Univerſi- on Bourges bei, unter dem Volke thaten es die Wollſpinner von ıx; den größten Anhang aber hatte der Calvinismus unter dem erſtande, da die meiſten Gebildeten zu wenig glaubensbedürftig, die n Landleute aber zu bigott waren. Im Ganzen waren die Huge- , die als Unterdrückte den Glaubenszwang ihres Führers in Genf

nicht üben konnten, musterhafte Menschen und Bürger, fleißige
und felsenfeste Charaktere. Den ersten Christen im römischen Rei
gleichbar, hatten sie es zu der geschilderten Verbreitung gebracht
daß die Parlamente und Inquisitoren sie stets wieder nach kurze
brechungen mit Feuer und Schwert verfolgten und das von
aufgehetzte Volk ihre Versammlungen der Völlerei und Unzucht besc
Sie waren endlich so stark, daß sie es wagen konnten, einen Mo
dem Tode König Heinrichs II. ein Konzil in Paris zu halt
welchem sie ein gemeinsames Glaubensbekenntniß und eine kirchli
fassung annahmen. Alle Kirchengemeinden waren nach derselben
rechtigt, die einzelnen souverän und mit Konsistorien versehen; di
lichen und Kirchenbeamten versammelten sich regelmäßig in Pro
und bei wichtigen Angelegenheiten in Generalsynoden. Man wag
Schritt gegen dieses Unternehmen; denn merkwürdiger Weise z
damals sogar die Königin Katharina von Medici den H
günstig. Dagegen mußte der Parlamentsrat Dubourg, we
dieser Behörde für Duldung gesprochen hatte, den Scheiterhaufen
Bald folgten weitere Opfer, namentlich als der schwache Franz
mahl der eifrig katholischen Schottin Maria Stuart, den
bestieg, womit das Haus Guise, dessen Nichte sie war, seine verl
volle Herrschaft begann. Diese war gleichbedeutend mit der Er
des Protestantismus, dessen Anhänger daher, auf die Nachricht v
Siege ihrer Glaubensgenossen in Schottland, 1560 die Versc
von Amboise anstifteten. Dieses Unternehmen, welches die
stürzen und den Protestanten Religionsfreiheit bringen sollte, wu
Calvin und Beza den Anstiftern dringend anempfohlen, wie
dem Apostel des französischen Protestantismus nicht anders zu
war; es mißlang aber und kostete gegen 1200 Menschen da
Obschon für die Betheiligung Beza's schriftliche Beweise vorliegen,
Calvin die Wahrheit der Enthüllungen, welche der als Flüch
Genf ankommende Herr von Villiers dem Rate machte, mußte
auf eine Bemerkung desselben zugeben. Hierdurch zog sich Vill
Haß Calvins zu und wurde, als er später in einer Schrift gan
behauptete, das in Genf allmächtige Konsistorium der Geistlichen
in den Zeiten der Apostel unbekannte Einrichtung, genötigt zu
sein Buch auf Anordnung Calvins durch den Henker verbrannt u
Strafandrohung allen Besitzern desselben die Ablieferung inner
Stunden befohlen. Das Mißlingen des Streiches vermehrte
Macht der Guisen; das von ihnen bewirkte Edikt von Romo
übertrug die Beurteilung der „Ketzer" gänzlich den Geistlichen
bot alle Versammlungen der Protestanten. Ein späteres Edikt
dasselbe insofern, als die Todesstrafe für die Verfolgten abgesc
Verbannung an ihre Stelle gesetzt und den Angebern ihr Hand



Gunſten ergriffene Maßregeln die Königin von Navarra und den edlen Coligny, die der Hof ungemein auszeichnete, bis Erſtere, vielleicht an Gift, ſtarb, vermälten ihren Sohn Heinrich mit Katharina's Tochter Margareta von Valois, und ließen dann, als Alles eingeſchläfert war, am 24. Aug. 1572 die von der Weltgeſchichte gebrandmarkten Furien der Bartholomäusnacht los. Beinahe alle Proteſtanten in Paris wurden gemordet, ſo auch in Meaux, Bourges, Orleans, Angers, Rouen, Troyes, Lyon, Toulouſe, u. ſ. w., zuerſt unter Allen Coligny, auf den ſchon zwei Tage vorher von Seite der Guiſen geſchoſſen worden. Mit ihm ſtarb der großartige Plan, ganz Frankreich ſolle den Niederländern gegen Spanien beiſtehen, und durch Gründung von Kolonien in Nord- und Südamerika die ſpaniſche Weltmacht brechen. In Paris ſchlachtete man drei Tage lang, der König ſelbſt ſchoß auf Fliehende, auf den Straßen ließ man die nackten und gräßlich verſtümmelten Leichname liegen, und in ganz Frankreich fand die „Bluthochzeit" Nachahmung, welche etwa 50.000 Hugenoten das Leben gekoſtet haben ſoll und Dörfer in Flammen auflodern ließ. Namentlich die Buchhändler mußten herhalten, auch der edle Philoſoph Peter Ramus fiel; — Frauen wurden keineswegs verſchont. Flüchtlinge drängten ſich in den reformirten Orten der Schweiz. Alle extremen Katholiken waren von jubelnder Freude über die ſchwarze That erfüllt, und redeten, frech genug, von einer „Reinigung Frankreichs"; — ja der Papſt Gregor XIII. ließ Dankmeſſen und Prozeſſionen abhalten, Freudenfeuer brennen und auf das Ereigniß eine Medaille ſchlagen, auf dem Avers ſein Bild und auf dem Revers eine Mordſcene, dabei Coligny kenntlich, mit der Unterſchrift: Ugonatorum strages (Niedermetzlung der Hugenoten), und der grimme Philipp II. von Spanien bot erfreut dem franzöſiſchen Hofe hilfreiche Hand zur völligen Vernichtung der Ketzer an. Heinrich von Navarra rettete ſein Leben nur durch ſcheinbaren Übertritt zur herrſchenden und durch Mord ſiegenden Kirche, deren Banner nun von Jeſuiten und Kapuzinern ſiegreich durch das Land getragen wurden. Klöſter und Kollegien der beiden Orden ſchoſſen wie Pilze empor und Jean de la Barrière gründete die ſtrengere Regel der Ciſtercienſer. Der empfindlichſte Schlag der die Proteſtanten treffen konnte, war gefallen; ſie erholten ſich nie wieder von ihm, ihre Verfolgung nahm wieder furchtbar zu, und bald waren La Rochelle und Sancerre noch beinahe ihre einzigen Aſyle, widerſtanden aber heldenmüthig der Belagerung durch die königliche Übermacht. Der Friede von 1573 beſchränkte die Ausübung der reformirten Religion auf La Rochelle, Montauban und Nismes und gab dieſen Städten zugleich faſt republikaniſche Freiheit, — Sancerre aber wurde zu einem Dorfe erniedrigt.

Verſchiedene Umſtände vereinigten ſich jedoch, den Mut der Hugenoten wieder zu erheben. Es war dies einmal die Verbreitung der in ihrem Intereſſe geſchriebenen und zugleich politiſch freiſinnigen Werke

-Gallia von Hotman, welches zu beweiſen ſuchte, daß die fran-
Krone von Rechtswegen nicht erblich ſei, ſondern auf Wahl be-
r anonymen „Vindiciae contra tyrannos,“ welche den Gedanken
rten, daß die königliche Gewalt vom Volke verliehen werde und
lke wieder entzogen werden könne, wenn ſie ihr Recht mißbrauche,
Schrift „über die freiwillige Knechtſchaft“ (ſpäter „le Contre-
titelt), von dem jung geſtorbenen Rechtsgelehrten La Boétie,
as Volk in leidenſchaftlich glühender Sprache geradezu aufrief,
terdrücker zu ſtürzen. Dieſen Schriftſtellern trat theilweiſe ent-
an Bodin in ſeinem Werke über den Staat. Er vertheidigte darin
veränetät des Monarchen, ſeine Unabhängigkeit vom Volke und
en Vertretern und ſeine Hoheit über Weltlichen und Geiſtlichen,
e aber trotzdem, daß der Fürſt die Andersgläubigen in ſeinem
ulde und keine Kriege gegen ſie führe. Ein zweiter Umſtand war
indung der Proteſtanten mit einer konfeſſionell gemiſchten poli-
Partei, den ſogenannten Politikern oder Unzufriedenen,
der Guiſen und des Hofes, die zu Stande kam, als der jugend-
üterich Karl IX. nur zwei Jahre nach ſeiner Schandthat ſtarb
n Bruder, der ſittenloſe letzte Valois, vertriebener König von
als Heinrich III. folgte. Damit nun wurden die franzöſiſchen
nten ſelbſt zu einer politiſchen Partei und erſcheinen nicht mehr
s Kämpfer für uneigennützige Gewiſſens- und Glaubensfreiheit,
auch als Solche für Macht und Einfluß im Staate, denen der
früher ihr Ziel, nur noch Mittel zum Zwecke war. Mit Macht
nte neuer Krieg zwiſchen dieſen Verbündeten und den Königlichen.
rzog von Alençon (ſpäter von Anjou), Bruder des Königs,
ffnung auf die Krone der befreiten Niederlande und auf die Hand
liſchen Königin Eliſabeth gemacht worden, ſtand an der Spitze
teren, — gegen ſeinen Bruder und ſeine Mutter, an ſeiner Seite
der Verbannung zurückgekehrte Condé und der wieder frei ge-
Heinrich von Navarra. Der Friede von Beaulieu 1576
den ſiegreichen Proteſtanten größere Religionsfreiheit bewilligen
vorher und vollſtändige Rechtsgleichheit dazu.
egen dieſe unwillkommene, ja verhaßte Errungenſchaft ſchloſſen die
die ſogenannte heilige Ligue der Katholiken; Prieſter und
mußten das Volk gegen die Hugenoten aufhetzen und die Stände-
lung zu Blois 1576 hob mit einem Schlage alle Edikte zu Gunſten
teſtanten wieder auf und verbannte alle Geiſtlichen dieſer Richtung
nkreich. Der Beſchluß bewirkte nur Krieg und 1577 das Edikt
itiers, das etwa dem Frieden von St. Germain gleich kam.
te Friede dauerte länger als die übrigen; der unkriegeriſche und
e Heinrich III. verbrachte ihn abwechſelnd mit Ausſchweifungen,
lei und Volksausſaugung. Der Ligue aber war der Friede eine

Qual; sie verband sich mit Spanien und zwang den König zun
duldsamen Edikte von 1585, das natürlich wieder den Krieg entzi
und der Papst Sixtus V. mußte Condé (der bald darauf an Gift
und Navarra in den Bann thun, wogegen Letzterer eine kräftige
station erließ. Die Hugenoten wurden geschlagen, und als der
nicht weiter gegen sie einschritt, warf sich Herzog Heinrich von
zu seinem Majordomus auf und zwang ihn zum „Edikt der Union" (1
welches gänzliche Vertilgung der Protestanten vors
Bald darauf wurde er zu Blois vor den königlichen Gemächern erm
da des Königs Leute fürchten mußten, das Schicksal würde sonst
Herrn treffen, — und nach ihm ebenso sein Bruder, der Kardinal.
folgte im Tode Katharina. Die nächste Wirkung war vollständiger
fall zwischen den Liguisten und den Königlichen, und dem verr
Könige blieb nichts übrig, als sich wider seinen Willen mit seine
herigen Feinden, den Hugenoten, zu verbinden. Die Sorbonne
künftig mehr für ihn, den Abtrünnigen, zu beten, und die Guisen ern
des Papstes Bannfluch gegen ihn. Der Gereizte schwur die Verni
des liguistischen Paris, das dem fanatisirtesten Katholizismus huldig
gegen die ebenso katholischen königlichen Schweizer Barrikaden e
hatte; aber der wahnsinnige Dominikanermönch Jakob Clement
den Guisen gedungen, vereitelte die Drohung durch Königsmord (
im Lager bei St. Cloud und fiel selbst durch die Begleiter seines C
Alle katholischen Kanzeln feierten ihn als Martyrer; der Papst u
Fürsten seines Glaubens waren von Freude erfüllt. Das Haus V
die ältere Linie der Kapetinger, war ausgestorben. Rechtmäßiger
folger nach dem Rechte der Erstgeburt war nur der Vertreter der j
Linie des Hauses Bourbon, Heinrich IV., bisher König von Na
— das Haupt der Hugenoten! Die Schwierigkeit seiner Stellun
nicht zu verkennen; daher verließen ihn sowol die eifrigen Katholik
königlichen Heeres, als jene eifrigen Protestanten, die sofortige Erf
ihres Glaubens zur Staatsreligion von ihm erwartet hatten, was
nicht konnte; denn sie waren die verschwindende Minderheit! Die
ließ seinen bei ihm gefangenen Onkel, den Kardinal Anton von Bo
als König Karl X. ausrufen, und Frankreich hatte zwei Gegen
einen katholischen Geistlichen und einen Protestanten! Heinri
verlor aber trotz der Kleinheit seines Heeres den Mut nicht. Er
vielmehr vor Paris und siegte 1590 bei Ivry. Die Hauptstad
schüttete jedoch in fanatischen Flugschriften den „ketzerischen Köni
Navarra" mit allem Hohn, riet ihm, die Königin von England
raten*) und hungerte, um ihn nicht in ihren Mauern zu empfang

*) Les Paraboles de Cicquot, en forme d'advis, sur l'estat d
de Navarre. A Paris jouxte la copie Imprimée à Lyon. M.D.X(

als der Schattenkönig-Kardinal bald ſtarb, wollte ſich die dortige Partei der Eiferer (Zèlés) lieber Philipp II. von Spanien als dem Navarreſen unterwerfen, und ſo den Landesverrat der Duldung eines andersgläubigen Monarchen vorziehen. Heinrich aber ſchlug ſich tollkühn mit den Spaniern und Liguiſten und täuſchte endlich 1593 die Hoffnungen Beider durch einen förmlichen Übertritt zur katholiſchen Kirche in St. Denis, den er am 27. December öffentlich bekannt machte, indem er ſich lieber einer Ceremonie unterzog, die ſeinem Herzen fremd war, als länger ſein Land dem Bürgerkriege überließ. Umſonſt bemühte ſich die niedergedonnerte Ligue, den Schritt zu hintertreiben. Frankreich aber verdammte die ſpaniſchen Ränke, jubelte über den wiederhergeſtellten Frieden, und eine Provinz und Stadt nach der andern fiel dem neuen König zu, der in Chartres gekrönt wurde und endlich unter dem Jubel der Hauptſtadt in Paris einzog*). Sorbonne und Pöbel, beide vor kurzem ſeine Todfeinde, anerkannten ihn willig. Der Mordverſuch Chatels vertrieb deſſen Anſtifter, die Jeſuiten, aus Frankreich. Die letzten Liguiſten wurden in einen Haufen beſiegt, auch der Papſt Clemens VIII. anerkannte nun den König, wenn auch unter läſtigen Bedingungen, und ſelbſt Spanien ſchloß 1598 zu Vervins Frieden. Heinrichs größte Pflichten waren aber nun gegen ſeine ehemaligen (und im Geiſte wol noch fortwährenden) Glaubensgenoſſen; er beendete die Religionskämpfe des ſechszehnten Jahrhunderts nahe an deſſen Schluſſe durch das Edikt von Nantes, das den Proteſtanten allgemeine Gewiſſens- und beinahe unbeſchränkte Glaubensfreiheit (außer noch immer in Paris und Umgegend und in einigen andern Städten) gewährte; doch mußten ſie die katholiſchen Feiertage beachten und der katholiſchen Geiſtlichkeit den Zehnten entrichten, wogegen ihnen eine Unterſtützung des Staates von 45.000 Thalern bewilligt wurde. Beſchränkt wurde das Erbrecht der Kinder proteſtantiſcher Geiſtlichen. In bürgerlichen Rechten erlitten die Hugenoten keinen Nachtheil und erhielten Zutritt zu allen Ämtern, ſowie Gewähr für unparteiiſche Rechtſprechung. Auch wurden ihnen La Rochelle, Montauban, Nismes und einige andere Städte noch auf acht Jahre überlaſſen. In Folge der Bürgerkriege waren aber von mehr als zweitauſend reformirten Kirchen nur noch 760 übrig geblieben. Umſonſt tobten Sorbonne, Pfaffen und Parlamente gegen das Edikt, ſo mangelhaft es war. Sie mußten ſchweigen; nun der König geſtattete auch den Jeſuiten die Rückkehr, nachdem ſie in einer weitläufigen, ihren Orden ſophiſtiſch beſchönigenden, gegen den König heuchleriſchen und kriecheriſchen Bittſchrift (tres-humble remonstrance et

*) Advertissement salutaire aux Français. A Lyon M.D.XCIIII. — première philipique à la France. A Lyon M.D.XCIIII. — Coppie de anti-Espagnol, faict à Paris. A Lyon M.D.XCIIII. — Gedichte: Le Testament de la Ligue. Les plaisans devis-recitez par les supports du seigneur la Coquille.

requeste des réligieux de la Compagnie de Jésus) darum gebeten; denn er wollte vor den Dolchen ihrer Rache ſicher ſein.

Unter Heinrich IV. genoß Frankreich im Ganzen eines ungetrübten Glückes. Sein von aller konfeſſionellen Befangenheit freier Hochſinn, dem zu Liebe ſeine Schwäche für die weibliche Schönheit Nachſicht finden darf, empfand gegen Niemanden dauernden Groll, und er kannte kein höheres Ziel, als ſein Volk glücklich zu machen. Ja, er begnügte ſich damit nicht, ſondern träumte mit ſeinem wackern Miniſter, dem Hugenoten Sully, von einer ganz Europa umfaſſenden „chriſtlichen Republik", wozu er vor Allem die Vertreibung der Türken und die Schwächung des finſtern Hauſes Habsburg notwendig erachtete. Die Jeſuiten wußten daher wol, was ſie thaten, als ſie das edelſte Herz, das in ſeinem Jahrhundert auf einem Trone ſchlug, durch das Meſſer des elenden Ravaillac (1610) durchbohren ließen. Der Mörder gab als Beweggrund ſeiner That an: weil der König die Hugenoten nicht unterdrückt habe und weil er gegen den Papſt (?), d. h. gegen Gott, Krieg führen wolle. Papſt Paul V. und Spanien jubelten!

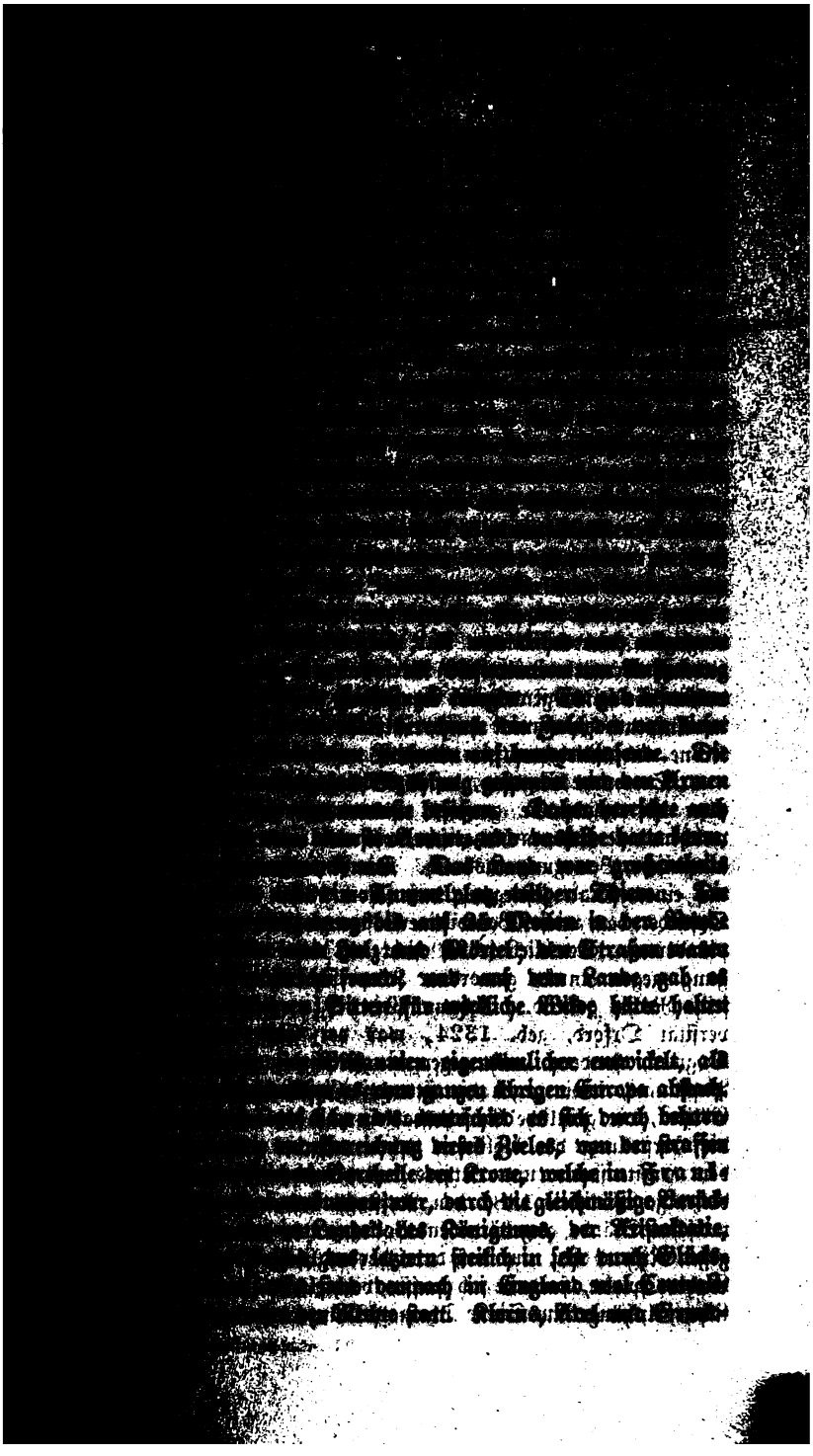
Mit Heinrichs IV. Tode endete in Frankreich das Zeitalter der ſtaatsſamen und bei allen Gegenſätzen doch überzeugungvollen Renaiſſance, welche das merkwürdige Beiſpiel eines aus religiöſen Gründen begonnenen und in politiſchen Verknüpfungen endenden Bürgerkrieges dargeboten, der aber eigentlich keiner Partei den Sieg gebracht, ſondern beiden eine annähernd gerechte Stellung angewieſen, — und begann die charakter-, geſchmack- und geſinnungloſe, das Volk zu Gunſten der bevorrechteten Kreiſe und Stände ausbeutende Rococo-Zeit.

Dritter Abſchnitt.

Die engliſche Hochkirche und die ſchottiſche Volkskirche.

A. Die engliſche Kirche.

Das britiſche Reich, damals aus England und Irland beſtehend (Schottland war noch unabhängig), beſaß ſchon am Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts eine Menge Eigentümlichkeiten gegenüber dem europäiſchen Feſtlande. Die Engländer fühlten ſich ungemein erhaben über andere Völker, wozu ihnen ihre bekannte Tapferkeit auch einiges Recht gab. Jedermann war zum Kriegsdienſte verpflichtet, und kleine Heere hielten gegen weit größere ausländiſche Stand. An Naturerzeugniſſen aller Art war die



beſitzer niedern Standes machten ſich der Krone gegenüber geltend, was in Frankreich nicht geduldet war. Ja dieſe Geltendmachung fand wiederholt mit offener Gewalt ſtatt und hatte dabei nicht ſelten Erfolg. Hartnäckig hielt Heinrich II. gegenüber ein Thomas a Becket, als Primas des Reiches, die Anſprüche der Hierarchie aufrecht, wie es nie ein franzöſiſcher, ja nicht einmal ein ſpaniſcher Prälat gewagt, bis er als Opfer ſeines Strebens fiel. Mit mehr Glück verfochten die engliſchen Barone ihre Rechte zugleich gegen Kirche und Krone und trotzten dem König Johann die berühmteſte Urkunde der Welt, die Magna Charta ab, welche Innocenz III. bezeichnender Weiſe verdammte, die aber die Grundlage der engliſchen Verfaſſung blieb. Auf ihr beruhte das unter Eduard II. gegründete Parlament, in welchem vier Stände: Prälaten, Barone, Ritter und Städte, Geſetzgebung und Steuerbewilligung ausübten und unter Eduard III. ſich, je zu zweien, in die zwei noch heute beſtehenden Häuſer vertheilten. Dabei wurde das Reich ſtark, es eroberte Wales, Irland und zeitweiſe Schottland, ja es beſaß lange die größere Hälfte Frankreichs und ſpielte dieſem Lande, dem neuen Rom gegenüber, mit ſeinen dortigen Kriegszügen eine Rolle, die nicht unpaſſend derjenigen des alten Karthago unter Hannibal verglichen werden kann. Und ſo durfte es England, gerade ſeit Ausbildung der parlamentariſchen Verfaſſung, wagen, auch dem Papſte, der bis dahin mit ſeiner gewohnten Anmaßung die Oberhoheit über das Inſelreich in Anſpruch genommen hatte, mit Thatkraft entgegenzutreten, und zwar Krone und Parlament im Vereine miteinander.

So wurde England, deſſen Abhängigkeit von Rom im frühen Mittelalter die drückendſte geweſen, unvermutet das erſte Land Europa's, in welchem eine nicht nur ketzeriſche, wie auch anderswo, ſondern wirklich reformatoriſche Bewegung ausbrach. Die Anmaßungen der Klöſter waren dort auf einen Grad geſtiegen, daß ſchon 1327 die Studenten und Bürger Oxfords das reiche Benediktinerkloſter zu Abingdon überfielen und ausplünderten. Es blieb jedoch nicht bei dieſer rohen Äußerung der Abneigung gegen unnütz gewordene Körperſchaften. Auch der Geiſt machte ſeine Rechte geltend. Johann Wicliffe, geiſtliches Mitglied der Univerſität Oxford, geb. 1324, war der Erſte, der nicht nur gegen die Dogmen, ſondern auch gegen die Macht, ja die Exiſtenz des römiſchen Papſttums, ſowie gegen die ſittenloſe Geiſtlichkeit, die Kloſtergelübde, den Cölibat, die geiſtliche Gerichtsbarkeit und die Transſubſtantiation und für die Herſtellung der bibliſchen Lehre auftrat. Wie ſpäter Huſens Lehre den Huſitenſturm und Luthers den deutſchen Bauernkrieg, ſo veranlaßte diejenige Wicliffe's 1381 den Aufſtand des armen, keinem der parlamentariſchen Stände angehörenden Volkes unter dem Schmiede Wat Tyler gegen Richard II., nur daß dabei der engliſche Reformator nicht die Rolle Luthers ſpielte, ſondern ſich paſſiv verhielt, während dagegen ſeine geiſtlichen Anhänger im Sinne Thomas Münzers predigten und das Volk zu

rina von Aragon, erfreute sich einer bei Frauen seltenen Fülle von Kenntnissen und erregte selbst das Staunen des Erasmus.

Der Mann, unter dessen kräftiger Leitung des jugendlichen Königs später hervortretende schlimme Eigenschaften vorläufig noch verborgen blieben, war sein Almosenier Thomas Wolsey, Sohn eines Fleischers aus Ipswich, den er als jungen Geistlichen schon zum Ratgeber wählte während er seinen Geheimen Rat vernachlässigte. Wolsey, ursprünglich Scholastiker, wandte sich der humanistischen Richtung zu, als diese auftauchte, und pflog mit Vorliebe die Baukunst. Er wurde vom König an die Spitze des Gerichts- und des Finanzwesens gestellt und erhielt von ihm das Erzbistum York, vom Papste die Würde eines Kardinal-Legaten. Diese Ehren blendeten ihn, er fühlte sich als rechte Hand des Königs und wurde hochfahrend und barsch gegen die Unterthanen, die vor ihm die Kni beugen mußten. Während er jeden Wiederhall der deutschen Reformation in England unterdrückte, die Bibelübersetzung verbot und Ketzer in Menge verbrennen ließ, auch es wahrscheinlich war, der den König dazu bestimmte, selbst ein lateinisches Buch gegen Luther zu schreiben, spielte er zugleich im Namen des Königs die Rolle eines Vermittlers zwischen der spanisch-österreichischen Macht und dem mit ihr Krieg führenden Frankreich und so gewissermaße eines europäischen Schiedrichters. Seine Plane gingen aber noch weiter Karl V., den er zu gewinnen gewußt, versprach ihm unter Leo X. und dann wieder unter Hadrian VI. das Papsttum bei nächster Erledigung; aber er konnte oder wollte sein Wort nicht verwirklichen, wofür ihm der Kardinal zeitlebens grollte. Ja man beschuldigte ihn, schon damals mit Franz I. von Frankreich in vertraulicher Beziehung gestanden zu haben, als sei Herr und der Kaiser (1523 bis 1525) sich zum Untergange Frankreichs verbanden und sogar mit dessen treulosem Sohne, dem Connetable von Bourbon eine Eroberung dieses Landes verabredeten. (Man will sogar von einer Theilung wissen, indem Heinrich Nordfrankreich, der Connetable das Delphinat und der Kaiser, zur Verbindung seiner Erbstaaten, die Provence und Languedoc erhalten hätte, was aber der Letztere bedenklich fand.) Nachdem dann der Bund Englands und des Kaisers im Sande verlaufen und keine nennenswerte Kriegsthat gegen Frankreich zur Folge gehabt, war es Wolsey, der seine Rache durch einen im Interesse des Papstes geschlossenen Frieden zwischen seinem Herrn und Franz I. und sogar durch Beihilfe zum Kriege gegen den Kaiser kühlte. Ja er vermaß sich sogar, den Papst zur Entsetzung Karls V. bereden zu wollen.

Diese diplomatischen Winkelzüge traten indessen bald vor einer Angelegenheit in den Hintergrund, welche, obschon blos persönlich, das Schicksal Großbritanniens auf Jahrhunderte hinaus bestimmte.

Der Königin Katharina, Tante des Kaisers, war der Bruch ihres Gatten mit dem Letztern höchst unwillkommen, und sowol dies, als ihr persönlicher Widerwille gegen den anmaßenden Wolsey, ließen die bestehen-

königliche Ehe als ein Hinderniß in den politiſchen Planen des Kardinals und eine Ehe mit einer franzöſiſchen Prinzeß als wünſchbarer erſcheinen. Er, der hochgeſtellte katholiſche Prieſter war es, der die von ſeiner Kirche verdammte Heirat eines Geſchiedenen zuerſt befürwortete. Dieſen Plan beſtärkte der Mangel eines Tronerben, da das königliche Paar blos eine Tochter, Maria, die ſpätere Königin, beſaß. Und ein zweiter katholiſcher Prieſter war es, der Beichtvater des Königs, der in Dieſem den Gedanken weckte, ſeine Ehe ſei ohnehin ungiltig, weil das moſaiſche Geſetz die Ehe mit der Witwe des Bruders verbiete (während es eine ſolche vielmehr zur Pflicht macht!). Und wieder war es der höchſte katholiſche Prieſter, der Papſt Clemens VII., der ſich im Jahre 1528 auf Andringen Wolſey's geneigt erklärte, zur Scheidung Hand zu bieten und in Jenem und dem Kardinal Campeggio eine Kommiſſion aufſtellte, um die Sache zu unterſuchen. Hatte ja doch dasſelbe Papſttum die Ehe Ludwigs XII. von Frankreich mit der Tochter Ludwigs XI. getrennt und die neue Ehe Desſelben mit Anna, der Witwe Karls VIII. geſtattet, und im Jahre 1528 die Ehe Jakobs V. von Schottland getrennt und eine neue Ehe erlaubt, deren Frucht — Maria Stuart war!

Schon war der König, dem ſeine Gattin nicht mehr ſchön und jung genug, zu fromm und zu wenig putz- und prachtliebend war, der ſchon einen natürlichen Sohn hatte und die junge, ſchöne Hofdame Anna Boleyn liebte, zur Scheidung entſchloſſen, als der katholiſche Klerus ſeine Meinung plötzlich änderte. Wolſey ſah nämlich ſeine Plane ſcheitern, indem der König keine franzöſiſche Prinzeß, ſondern ein einfaches engliſches Fräulein zur Gattin wünſchte, deren mütterlicher Oheim, der Herzog von Norfolk, noch dazu ſein perſönlicher Feind war und am Sturze des plebejiſchen Kardinals arbeitete, um die Herrſchaft des Adels wieder herzuſtellen. Der Papſt aber ſah ſich durch die neuen Siege des Kaiſers über Frankreich ſo ſehr zum guten Einvernehmen mit Erſterm gedrängt, daß er, namentlich als auch Frankreich Frieden mit Karl ſchloß, die Verſtoßung von deſſen Tante nicht mehr zugeben konnte und ſich daher gegen dem engliſchen Geſandten äußerte: weniger ſkandalös als eine Eheſcheidung wäre es, dem König eine Doppelheirat zu geſtatten! Politiſche Gründe alſo, und nicht das Dogma der Kirche, veränderten die Anſicht der letztern. Wolſey fuhr zwar fort, in der Unterſuchungskommiſſion zu arbeiten und die königlichen Gatten einzuvernehmen; aber er führte die Sache ſo läſſig und unterbrach ſie einſt auf erhaltenen Befehl aus Rom ſo plötzlich, daß Heinrich ſich ebenſo plötzlich in die Arme des Adels warf. Dazu kam ein päpſtliches Breve, welches die Kommiſſion aufhob und ihre Kompetenz nach Rom zog, und dies ſtellte den Entſchluß des Königs feſt. Er wollte England gänzlich von der geiſtlichen Gerichtsbarkeit des Papſtes losreißen und dieſe ſelbſt in die Hände nehmen, und darin hatte ihm Niemand beſſer vorgearbeitet, als Wolſey, der als Legat

und seit Kurzem auch päpstlicher Generalvikar in England fast völlig un abhängig von Rom schaltete und waltete. Jetzt trafen Diesen die Folge seines eignen Handelns; im Jahre 1529 wurde er entlassen; — sei maßloser Jammer machte die Sache nicht anders. Das Parlament, da der König jetzt zum ersten Male seit sechs Jahren, zum zweiten seit Wol sey's Verwaltung, berief, kam ihm entgegen mit der Aufforderung, sein geistlichen und weltlichen Unterthanen unter seiner alleinigen Autorità zu verbinden, und verbot alle Zahlungen nach Rom, wie alle Berufunge von englischen Gerichten an römische. Wolsey wurde des Gewaltmiß brauchs und der Beschränkung königlicher Rechte angeklagt, ging zwar da er sich unterwarf, straflos aus, ward aber bald einer Verschwörun und des Wirkens für die Exkommunikation des Königs verdächtig un starb während seiner Abführung in den Tower.

Jetzt wurde die Geistlichkeit aufgefordert, den König als „Protektor und einziges Haupt der englischen Kirche" anzuerkennen. Mit Widerstreben, und nur nach dem Scheitern aller Vorstellungen bei dem Könige, nahm die „Konvokation" der Bischöfe und Geistlichen 1531 eine Erklärung jener Anerkennung mit der Klausel an: so weit es nach Christi Gesetz erlaubt sei. Sie hoffte dabei auf des Königs Schutz gegen die auch in England eindringenden Lehren der Protestanten. So war England noch katholisch und doch dem Papste entzogen. Keine Reformation hatte so unwürdige Beweggründe wie die englische. Die Ehescheidungsfrage hatte sie hervorgerufen und wurde nun ohne Anstand erledigt. Der König als Haupt der Kirche ließ sich durch ein von ihm ernanntes Gericht von Katharina scheiden, welche nicht begriff, wie dies möglich sei und ihr Leben, sich stets als Königin benehmend, in frommen Übungen beschloß. Sogar die Gutachten ächt katholischer Universitäten, wie Paris und Bologna, hatten Heinrich zu seinem Schritte berechtigt erklärt, und die Konvokationen Englands bestätigten das Geschehene. Schon vor dieser Erledigung (1533) waren Heinrich und Anna heimlich getraut worden, und nun folgte die Krönung der Letztern, mit großem Pomp und unter Beistand des Erzbischofs von Canterbury, sowie von sechs Bischöfen und dreizehn Äbten, die also nicht gegen die Scheidung waren. Es kümmerte darauf in England Niemanden mehr, daß der Papst, auf Antrieb des Kaisers, die Ehe Heinrichs und Katharina's als gültig und fortbestehend erklärte. Dieser Ausgang der Sache wurde das Verderben eines ausgezeichneten Mannes, des gebildetsten Engländers jener Zeit.

Thomas More, oder wie er als Gelehrter seinen Namen latinisirte, Morus, war zwischen 1480 und 1484 aus edelm Geschlechte zu London geboren. Als er Page des Kardinals und Lordkanzlers John Morton war, sandte ihn Dieser an die Universität Oxford, wo eben der in Italien, Frankreich und Deutschland längst blühende Humanismus als neue Erscheinung aufgetaucht und das Vorurteil im Schwinden begriffe

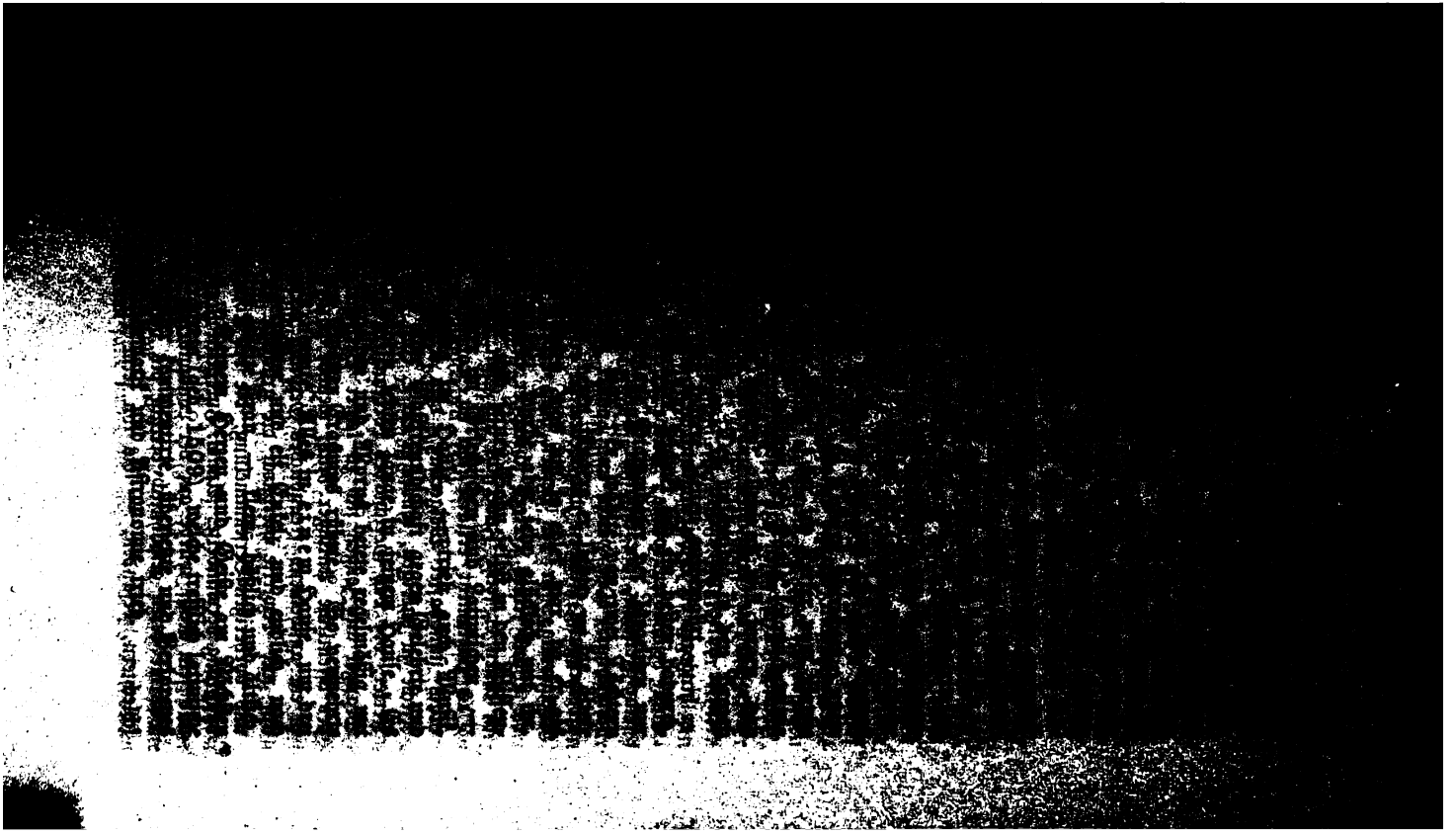
war, daß die Kenntniß des Griechischen zum Ketzer mache, seitdem William Grocyn, Schüler des Chalkondylas und Poliziano, und sein Schüler Thomas Linacre die Sprache der Hellenen lehrten, mit dem auf seinen humanistischen Reisen Oxford besuchenden Erasmus von Rotterdam in zwanglosen Vereinigungen für die Schönheiten des klassischen Altertums schwärmten und im jungen Morus bereits ein geistiges Phänomen erkannten. Neben dem von seinem Vater ihm vorgeschriebenen Rechtsstudium vervollkommnete sich der Letztere eifrig in lateinischer Prosa und Poesie und in Übersetzungen der Griechen, besonders Lucians, und vertiefte sich zugleich so sehr in die Theologie der Kirchenväter, daß er nach seiner Heimkehr in einer Kirche Londons öffentliche Vorträge über Augustins „Stadt Gottes" hielt. Nur der Cölibat soll ihn abgehalten haben, geistlich zu werden. Schon als junger Anwalt von 20 Jahren in das Parlament gewählt, widersetzte er sich der Despotie Heinrichs VII., dessen Nachfolger Heinrich VIII., als feuriger Anhänger des Humanismus, ihn dagegen mit Ehren überhäufte, ihm alles Vertrauen schenkte und ihn an seiner Streitschrift gegen Luther „über die sieben Sakramente", welche Papst Leo X. gewidmet wurde, mitarbeiten ließ, während er ihm die Replik auf Luthers heftige Erwiederung ganz übertrug, die dann auch letztere an Derbheit und sogar Unflätigkeit noch zu überbieten suchte. More wurde Schatzkammerbeamter, 1523 Sprecher des Parlaments, war dem König als dessen politischer Geheimschreiber völlig unentbehrlich, mußte mit ihm neben den Staatsgeschäften und theologischen Kämpfen auch Astronomie treiben und wurde oft lange im Schlosse zurückbehalten, ohne nach Hause zu kommen. Oft spazirte der König mit ihm im Garten und legte dabei vertraulich seinen Arm um den Nacken, den er später durchhauen ließ. More benützte seinen Einfluß namentlich zu Gunsten der gelehrten Studien. Kräftig mußte er gegen eine von dem lernfaulen niedern Klerus begünstigte Verbindung von Oxforder Studirenden einschreiten, welche ihren Haß gegen das Griechische dadurch zur Schau trugen, daß sie sich Trojaner, ihr Oberhaupt Priamus, die Einzelnen Hektor, Paris u. s. w. nannten. More's eigene Werke sind nicht zahlreich. Unter ihnen ragt eine englisch geschriebene Geschichte Eduards IV. und Richards III. hervor. Weit wichtiger aber ist das lateinisch abgefaßte, in Hinsicht der herrschenden sozialen und politischen Zustände durchaus oppositionelle Buch, dessen Titel ein sprichwörtlicher Ausdruck geworden ist. Es erschien 1515 unter dem Titel „Utopia" (Nirgendheim), schilderte unter dem Bilde der vom Verfasser fingirten Insel Utopien, die von ihm als Ideal aufgefaßte Staatsverfassung und geißelte damit zugleich die Übelstände, an welchen England krankte. Veranlaßt wurde das Werk durch des Erasmus in More's Hause geschriebenes und ihm gewidmetes „Lob der Narrheit" (s. oben S. 84). Der Verfasser läßt den fingirten Seemann Rafael Hythlodäus nach jener Insel reisen, welche 1200 Jahre vor seiner Zeit durch Römer

und Ägypter ihre Kultur empfangen habe. Dieſelbe erſtreckt ſich nirge
weiter als eine Tagereiſe, beſitzt eine treffliche Hafenbucht, ſichere Kan
und 54 ſchöne Städte mit gleicher Sprache, Sitten und Geſetzen, wel
in einem Bundesverhältniſſe ſtehen und Abgeordnete wählen, die in d
Hauptſtadt jährlich als „Senat“ zuſammentreten. In den Gebieten d
einzelnen Städte ſind die Wohnungen der Ackerbauer gleichmäßig auf d
Grundſtücke vertheilt und die Bewohner in patriarchaliſch eingerichte
„Familien“ von wenigſtens 40 Köpfen geſondert, von denen je die Hälf
zwei Jahre lang in der Stadt und dann wieder ebenſo lange auf de
Lande wohnt, damit die Landarbeit ſie nicht zu ſehr anſtrenge. Privat
Grundeigentum gibt es nicht; der Beſitz der Häuſer wechſelt alle zeh
Jahre. Eine beſondere Verſammlung der den Familienoberhäuptern (Phy
larchen) für je 30 Familien übergeordneten Protophylarchen wählt au
vier Vorſchlägen des Volkes den Fürſten auf Lebenszeit. Zeigt ſich jedo
der Letztere als Tyrann, ſo wird er abgeſetzt. Leben und Treiben d
Utopier ſtehen unter ſtrenger polizeilicher Aufſicht. Jeder Familie iſt ei
gewiſſe Beſchäftigung angewieſen. Wer ſich einer andern widmen wil
wird von der Familie, welche dieſelbe betreibt, adoptirt. Für körperlic
Arbeit ſind täglich blos ſechs Stunden beſtimmt und zwar für beide G
ſchlechter, für die Frauen jedoch in geringerm Maße als für die Männe
den Reſt verwendet man zu wiſſenſchaftlichen Studien, zum Beſuche vo
Vorträgen, welche beſonders dazu gewählte Männer täglich halten, u
zur Erholung in öffentlichen Gärten oder Speiſehallen. Fanatismu
Jagd, Luxus, Spiel und Müßiggang ſind verpönt; unthätige Geiſtlich
und Adelige gibt es nicht, ebenſo wenig Bettler. Nur durch beſonde
Befähigung können bis auf fünfzig Bewohner jeder Stadt in den alle
von körperlicher Arbeit befreiten Stand der Lehrer treten, welchem d
Prieſter, oberſten Beamten, Geſandten und der Fürſt angehören. Dro
Übervölkerung, ſo findet Auswanderung nach weniger ſtark bevölkerte
Ländern ſtatt, die man erforderlichen Falls mit Waffengewalt beſetzt. D
für alle Bedürfniſſe hinlänglich geſorgt iſt, erhält jede Familie ih
Lebensmittel, ohne Gelt auszugeben. Beamte beſorgen den diesfällige
Verkehr. Jede Famlie ſpeiſt gemeinſam und in der ganzen Stadt z
derſelben Zeit auf ein mit der Trompete gegebenes Zeichen. Reiſen ſi
nur mit beſonderer Erlaubniß geſtattet, aber bei der herrſchenden Gaſ
freundſchaft ohne Koſten, daher es auch keine Wirtshäuſer gibt. Aus de
Erträge der entbehrlichen Lebensmittel werden die auf der Inſel nicht e
hältlichen Gegenſtände im Auslande gekauft. Damit Gold und Silb
nicht Gegenſtand der Habgier werden, verwendet man ſie zu den gemeinſ
Gegenſtänden, wie Perlen und Edelſteine zum Schmucke der Kind
Verbrecher werden zu Sklaven, meiſt in einer andern Stadt als i
ihrigen; Unſittlichkeit wird ſtreng beſtraft, die Selbſtmörder in ein
Sumpf geworfen. Heiratsluſtige werden einander — nackt vorgeſtellt, u

gegenſeitigen Gebrechen kennen zu lernen. Es herrſcht durchaus Mono-
ie. Scheidung iſt wol erſchwert, aber nicht verpönt, und in beſonders
genden Fällen kann ſelbſt eine neue Ehe Geſchiedener ſtattfinden.
Todesſtrafe beſteht nicht. Der Verſuch eines Verbrechens kommt
der Beſtrafung der Vollendung gleich. Geiſtes- und andere Kranke
den ſorgfältig gepflegt. Alles Werben um Ämter iſt umſonſt; Ver-
ung vor Gericht findet nicht ſtatt. Bündniſſe ſchließen die Utopier
mit Fremden, da ihnen ohnehin alle nicht Feindlichen als Freunde
n. Den Krieg verabſcheuen ſie; fremde Angriffe aber finden das
wol gerüſtet; doch ſuchen auch bei ſolchen Anläſſen die Utopier keinen
m im Kriege, ſondern verfahren auf eine Weiſe, über deren Verwandt-
t mit den gleichzeitig entſtandenen Ideen Machiavelli's wir be-
en ſind. „Sie pflegen," ſagt Morus, „ſofort nach geſchehener Kriegser-
ung eine Menge mit dem öffentlichen Sigel unterfertigter Zettel gleich-
g an den dem Feindeslande auffälligſten Orten anzuheften, in welchen
Demjenigen außerordentliche Belohnungen zuſichern, welcher den feind-
n Fürſten aufheben würde, ferner geringere, aber noch immer hinläng-
bedeutende Belohnungen für die namentlich angeführten Köpfe der-
jen, welche nach dem Fürſten ſelbſt als die Urheber des ſie verletzen-
Beſchluſſes erſcheinen. Die doppelte Belohnung wird Demjenigen,
her Einen der Geächteten lebend einliefert. Ja, indem ſie zu der
hnung die Strafloſigkeit fügen, laden ſie die Geächteten ein, ſelbſt
n ihre Genoſſen zu handeln. Denn ſo entſteht unter den Letzteren
blos gegen alle anderen, ſondern auch wechſelſeitig gegen ihre Ge-
n ſelbſt, Mißtrauen, Furcht und das Gefühl der größten Gefahr,
geſchieht es, daß ſie häufig einander gegenſeitig verraten. Da ſie
wol einſehen, zu welch' ungeheuerm Wageſtücke ſie anreizen, ſo ſuchen
urch die Größe der Belohnung die Größe der Gefahr auszugleichen.
es Syſtem, den Feind zu beſtechen oder zu kaufen, bei anderen Völkern
ſchändlich verworfen, halten ſie als kluge Leute für höchſt lobenswert,
n dadurch jeder Kriegszweck auf die für's Menſchenleben ſchonendſte
ſe vollſtändig erreicht werde. Geht es aber mit dieſem Syſtem nicht,
ſtreuen ſie den Samen der Zwietracht, indem ſie den Bruder des
ten oder ſonſt einen Großen des Landes mit der Hoffnung auf die Er-
ung des Trones berauſchen. Sind aber auch die inneren Parteien
, ſo hetzen ſie die den Feinden benachbarten Völker zum Kriege, etwa
einem jener alten faulen Titel, wie ſie den Königen nie fehlen, geben
lben reiche Unterſtützungen an Gelt, aber nur ſpärlich an Leuten, welche
m ihre eigenen Bürger zu ſchonen, um Sold mieten u. ſ. w." Im
pfe um die Unabhängigkeit dagegen benehmen ſie ſich mit der größten
erkeit: ſelbſt die Weiber ziehen mit in die Schlacht, und ſchmählich iſt
r Jeden, leben zu bleiben, wenn ſeine nächſten Verwandten fallen.
Das Merkwürdigſte jedoch, was Morus von Utopien erzählt, iſt der

letzte Abſchnitt des Werkes, der von den Religionen der Inſeln handelt. Iſt auch in dem bisherigen der Ernſt mit der Satire vermengt, ſo iſt es von einem ſo aufrichtig frommen Manne wie Morus ſchlechterdings undenkbar, daß er über die Religion ein einziges Wort anders als im Ernſte geſchrieben hätte. Es beſtehen, ſagt er, in Utopien mehrere Religionen, indem an einigen Orten die Sonne, an anderen der Mond oder gewiſſe Planeten, oder auch die Geiſter abgeſchiedener großer Männer verehrt werden. Die Prieſter ſind ſämmtlich verheiratet und auch Weiber können Prieſterinnen ſein. Abbildungen göttlicher Weſen werden nicht geduldet. Der „größte und klügſte Theil der Bewohner aber glaubt an ein einziges, unbekanntes, ewiges, unendliches, unerklärliches, über jeder menſchlichen Erkenntniß ſtehendes, durch den Geiſt, nicht materiell, die ganze Welt durchdringendes höchſtes Weſen; Vater nennen ſie es, leiten Anfang, Entwickelung und Ende aller Dinge von ihm ab und gewähren nur ihm göttliche Ehren. Sie ſtimmen darin überein, daß ſie dieſes Weſen Mithra nennen, gehen aber darin auseinander, daß es bei den Einen ſo, bei den Anderen anders beurteilt wird". Freilich iſt der Verfaſſer, als guter Chriſt, trotz der merklichen Liebe, mit welcher er von jener Religion der „Klügſten" ſpricht, genötigt, hinzuzufügen, die Utopier ſeien großentheils, ſeitdem Chriſten ihr Land beſucht hätten, auf deren Religion eingegangen, beſonders, erläutert er, als „ſie hörten, wie ihre gemeinſchaftliche Lebensweiſe Chriſto gefalle", und ihre Sehnſucht nach den chriſtlichen Sakramenten ſei ſo groß, „daß ſie bereits unter ſich die Frage verhandeln, ob nicht auch ohne Zulaſſung des chriſtlichen Oberprieſters ein von ihnen **ſelbſt Erwählter** den Charakter eines Prieſters erhalten könne." Diejenigen aber, welche nicht zum Chriſtentum bekehrt wurden, ſchrecken Niemanden ab, feinden Keinen an, üben keinen Zwang, und die Geſetze Utopiens laſſen Jeden nach ſeinem Glauben leben und beſtrafen ſtreng Jeden, der dieſe Freiheit verletzt.

Die hierin ausgeſprochene großartige Duldſamkeit läßt keinen Zweifel aufkommen, daß der wackere More zur Zeit der Abfaſſung der Utopia den Standpunkt der vorurteilsloſen Humaniſten, auf dem ſich auch ſein Freund Erasmus befand, mehr oder weniger theilte, von deſſen Lob der Narrheit er auch die Widmung annahm. Anders aber wurde die Sache ſeit Luthers Auftreten. Wie unſere deutſchen Humaniſten Erasmus, Pirkheimer, Glarean u. A., ſo erſchreckte dies auch den allzu ängſtlichen Morus und ließ ihn bedenkliche Folgen der Reformation im Leben der Völker und Staaten fürchten. Er wandte ſich daher ſeit dieſer Zeit, wie wir ſchon aus ſeiner Theilnahme an des Königs Federkampf gegen Luther ſahen, wieder ganz den ſtrengen katholiſchen Grundſätzen zu, welche er in ſeiner Jugend eingeſogen hatte. Er vertheidigte ſeitdem in ſeinen Schriften das ganze katholiſche Syſtem, von den Heiligen herab bis auf die Meßgewänder und Kirchengeräte durch Dick und Dünn. Als Beamter verfuhr



Und in dieſe glückliche Familie ſollte der Blitz des Schickſals furchtbar einſchlagen! — Im Jahre 1529 war Morus an der Stelle des entlaſſenen Kardinals Wolſey zum Großkanzler des britiſchen Reiches ernannt worden, der Erſte von niederm Adel und der erſte Weltliche, der dieſe Stelle bekleidete. Wenn aber der König erwartet hatte, der neue Großkanzler würde ſich ſeinen Wünſchen fügſamer zeigen, als ſein Vorgänger, ſo täuſchte er ſich bitter. Derjenige, welcher in ſeiner Utopie ſelbſt nicht nur die Scheidung, ſondern auch die Wiederverehelichung Geſchiedener befürwortet hatte, — den Vorſchriften ſeiner Kirche entgegen, — war ſo entſchieden zu den letzteren zurückgekehrt, daß er es für geraten hielt, im Widerſpruche zwiſchen Dem, was von ihm der König, und Dem, was ſeine Überzeugung verlangte, 1532 die Entlaſſung von ſeinem Amte zu nehmen, die er mit Widerſtreben des Königs erhielt, und zwar noch mit Zuſicherung der Gnade desſelben. Nicht genug jedoch, daß ihn dieſer Schritt zum armen Manne machte; es folgte ein furchtbarerer Schlag nach. Als das Parlament im März 1534 die ſogenannte Succeſſionsakte erließ, durch welche die Scheidung und die neue Ehe des Königs anerkannt und den Kindern Anna Boleyns, deren erſtes und einziges eine Tochter Eliſabeth war, die Tronfolge zugeſprochen wurde, ſollten dies alle Unterthanen durch einen Eid beſchwören. Zu dieſem Zwecke vorgeladen wurden aber nur die Geiſtlichkeit und von den Weltlichen einzig und allein More. Dieſer hatte zwar gegen die Tronfolge-Ordnung nichts einzuwenden; da er hingegen die Scheidung und neue Ehe, als gegen ſein Gewiſſen ſtreitend, nicht beſchwören konnte, wurde er ſofort in den Tower abgeführt; — ſeine Feindin, die Königin Anna, hatte die Bedenken des Königs beſchwichtigt. Der Gattin und Tochter Zureden, ſich durch Abfall von ſeiner Überzeugung Freiheit und Leben zu erkaufen, beantwortete More mit der Weigerung, für den kleinen Reſt Lebens die Ewigkeit hinzugeben. An die Wand ſeines Kerkers ſchrieb er demgemäß auch jene rührenden Verſe, in denen er ſeine Zuverſicht auf Gott und eine beſſere Zukunft kundgab. Das Parlament erklärte ihn im November des Hochverrates verdächtig. Nach ſtandhafter Weigerung, dem König als Oberhaupt der engliſchen Kirche zu huldigen, wurde er am 1. Juli 1535 nach mehr als einjährigem Kerker, vor das Gericht des Lordkanzlers geſtellt, und als die Richter aus Mangel an Zeugen ſich zu keiner Verurteilung entſchließen konnten, trat der öffentliche Ankläger Rich, welcher vorher den Gefangenen im Kerker in ein anſcheinend freundliches Geſpräch verwickelt hatte, ſelbſt als Zeuge auf und bewirkte hierdurch die gräuliche Verdammung zur Viertheilung und vorherigen Verſtümmelung, die des Königs „Gnade" in einfache Enthauptung verwandelte. Am 6. Juli erlitt More dieſe mit männlicher Faſſung, und ſein Kopf wurde auf der Londonbrücke aufgeſteckt, wo ſich auf einem Thurme deren gewöhnlich dreißig bis vierzig, meiſt aus den edelſten und ſchlechtern, befanden, — bis ihn ſeine Lieblingstochter zu erhalten wußte.

Der König warf den Tod seines einstigen Freundes, als er ihn erfuhr, mißmutig seiner Anna vor; aber er war jetzt von jedem Widerspruche befreit. Das Parlament erklärte Katharina's Tochter Maria als Bastard und Anna's Kinder, derer erstes und einziges eine Tochter (Elisabeth) war, als allein erbberechtigt, den König selbst aber als den Herrn über Glauben und Kirchenverfassung seines Reiches. Dem in Folge dessen um drohenden Bunde des Kaisers und Frankreichs gegen ihn stellte Heinrich Verbindungen mit den deutschen Protestanten entgegen; diese waren jedoch nur unter der Bedingung hierzu geneigt, daß England ihr Glaubensbekenntniß annehme.

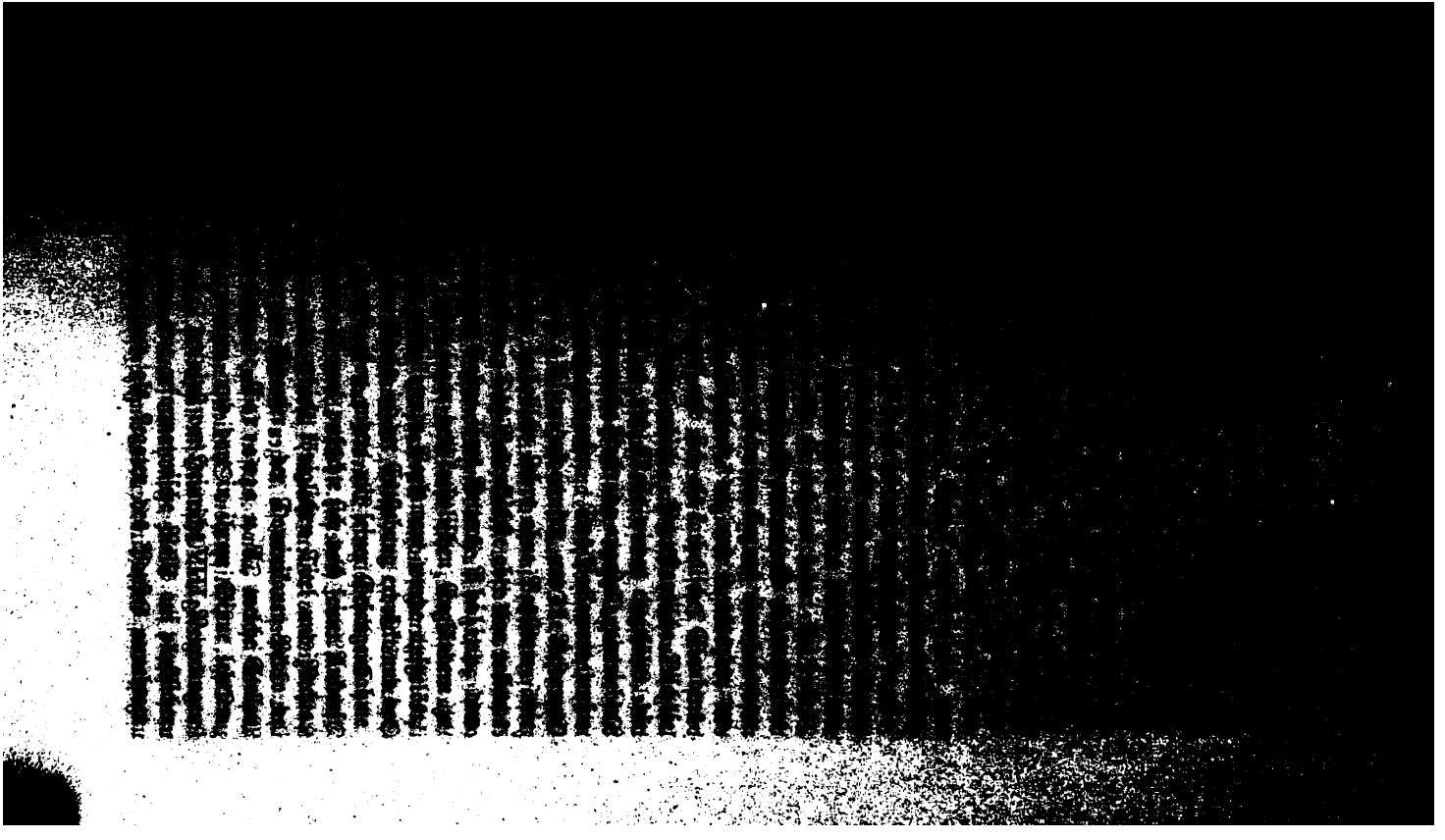
Hatte nun Heinrich, der bisher im Glauben völlig katholisch geblieben, schon darin sich den Protestanten genähert, daß er die Verbreitung der Bibel in der Landessprache gestattete, so konnte er nicht ohne Schwierigkeit dabei stehen bleiben, da er Männer um sich hatte, welche Stützen seines Unternehmens, aber zugleich vom Geiste der Reformatoren durchdrungen waren. Thomas Cranmer, Erzbischof von Canterbury, der die königliche Ehescheidung endlich zur Thatsache gemacht, Hugh Latimer, Bischof von Worceſter, und Eduard Fox, Bischof von Hereford, nahmen die hervorragendste Stellung unter ihnen ein. Sie predigten kühn gegen Ablaß, Bilderdienst, Fegfeuer, Werkheiligkeit. Lee, Erzbischof von York, Gardiner, Bischof von Mancheſter u. A. standen ihnen als Vertheidiger der alten Kirche gegenüber. Die päpstlich-römische Färbung der letztern Partei zwang den König, den sein Minister Thomas Cromwell hierin bestärkte, auf Seite der erstern zu treten. In seiner dogmatischen Machtvollkommenheit legte er der Konvokation ein Glaubensbekenntniß vor, das der Hälfte aus der augsburgischen Konfession entnommen war und zur Hälfte noch manches Alte enthielt. Bilderdienst und Wallfahrten wurden geschafft und der Widerstand der Klöster brach auch diesen den Hals. Gegen ihre Aufhebung sammelte im Norden des Landes 1536 Robert Aske Scharen Altgläubiger zum Aufstande, zog gegen London und verlangte Wiederherstellung der päpstlichen Autorität. Die Aufständischen unterlagen; aber ihr Unternehmen hatte auf den König Eindruck gemacht; er befahl, die Lehre vom Sakrament, Ohrenbeichte, Cölibat und Ceremonieen beizubehalten, empfahl Prozessionen und andere katholische Gebräuche und unterwarf alle Bücher einer Censur. An der Aufhebung der Klöster dagegen und an seiner kirchlichen Hoheit hielt er um so fester. Endlich stellte er alle seine Willkürlichkeiten in sechs Artikel zusammen, das Werk des Bischofs Gardiner, und setzte auf deren Übertretung die empörendsten Strafen.

Und das that ein Mann, dessen Hände noch rot waren von dem Blute der Frau, um derentwillen er seine erste Gattin verstoßen. Er war kaum drei Jahre mit Anna Boleyn verbunden, als er an deren Hofdame Johanna Seymour Gefallen fand und Jene, gegen welche die Katholiken

am Hofe ſchadenfroh arbeiteten, auf ungegründeten Verdacht als Ehebrecherin hinrichten ließ. Johanna wurde die Mutter ſeines Sohnes Eduard, deſſen Geburt ihr den Tod brachte. Als vierte Gattin wählte er, um ſeinen Bund mit den deutſchen Proteſtanten zu feſtigen, die der ſächſiſchen Kurfürſten verwandte Anna von Cleve; er fand jedoch ſeine Erwartungen getäuſcht, ließ ſich bald wieder ſcheiden und nahm die fünfte Frau in Katharina Howard. Sie war der katholiſirenden Richtung in der anglikaniſchen Kirche ergeben (wenn nicht gar wirkliche Katholikin) und verſchaffte ihrer Partei bei dem wankelmütigen Deſpoten den Sieg. Der überzeugungtreue Cromwell wurde ebenſo jäh geſtürzt wie ſeine Vorgänger Wolſey und Morus, und ſein Kopf fiel wie derjenige des Letztern. Der ebenſo feſte Latimer und Geſinnungsgenoſſen desſelben wurden in den Tower geſperrt, Robert Barnes, ein Anhänger der deutſchen Reformation ſogar verbrannt, und nun loderten die Scheiterhaufen von Katholiken ſowol, die weniger weit, als von Proteſtanten, die weiter gingen, als die „blutigen ſechs Artikel", — und zwar oft Beiderlei aneinander gebunden. Aber die Nemeſis nahte. Katharina Howard war offenbare Ehebrecherin; ſie verlor den Kopf und ihre katholiſchen Freunde ihre Hofſtellen. Ihre Nachfolgerin, die ſechste Gattin Heinrichs, Katharina Parr, war wieder Proteſtantin. Ein Verſuch des katholiſchen Grafen von Norfolk, ſeine Schweſter an ihre Stelle zu ſetzen und den Katholizismus wieder zu befeſtigen, endete mit ſeinem Tode auf dem Schaffot und der Entſetzung ſeines Gehilfen — Gardiner. Endlich befreite 1547 der Tod das Land von dem ſchändlichen Herrſcher, der es gewagt, das Leben ſeiner Frauen und den Glauben ſeiner Unterthanen zum Gegenſtande ſeiner blutigen Launen herabzuwürdigen.

Das Reich atmete auf, als eine entſchieden proteſtantiſche Richtung unter dem jungen und ſchwachen Eduard VI., ſeinem Oheim, dem Protektor Eduard Seymour, Herzog von Somerſet und ſeinem religiöſen Ratgeber Cranmer, herrſchend wurde, die zwar nicht ſo grauſam auftrat wie Heinrich VIII., aber doch unduldſam genug, etwa nach Calvins Muſter verfuhr. Latimer erhielt, körperlich gebrochen, ſeine Freiheit wieder.

Mit Einführung des Abendmals unter zwei Geſtalten wurde nun endlich eine entſchiedene Richtung ſtatt der bisherigen willkürlichen eingeſchlagen. Die Ohrenbeichte wurde freigeſtellt und damals entſtand das noch heute in der anglikaniſchen Kirche übliche „allgemeine Gebetbuch" (Common brayer book). Der regirende Herzog von Somerſet mußte zwar Aufſtände niederſchlagen, die für Bilder und Meſſe und für die ſechs Artikel (nicht aber für den Papſt!) ſtattfanden, dabei aber einen dem Staat und Adel gefährlichen Charakter trugen; allein es walte nicht nur Milde gegen die Beſiegten, ſondern der Sieger trat auch für die Rechte des Volkes auf, erlag jedoch der Rache des Adels, zuerſt im Kerker, dann mit dem Schwerte. Die proteſtantiſche Richtung ſchritt dann



und seinem Befehl in Glaubenssachen gehorchen. Dem Parlament wurde zugesetzt, bis es auch die päpstliche Autorität wiederherstellte sogar die Gesetze gegen die Ketzer wieder in Kraft erklärte! Und sie wu mit der größten Grausamkeit vollzogen. Eine Menge Geistlicher w hingerichtet, blos weil sie Protestanten blieben, und auch die kräf Reformatoren Ridley, Latimer und Cranmer erlitten den Feuer Der Letztere war im Gefängnisse so schwach gewesen, zu widerrufen; er trotzdem verurteilt wurde, streckte er zuerst die Hand, mit der er Widerruf unterzeichnet, in's Feuer, bevor ihn die Flamme ganz verze Gardiner, der einst in Rom die Scheidung ihrer Eltern betrieben, bei Allem das Werkzeug der Königin, welcher die Geschichte den N der Blutigen gegeben und welche die geistige Bildung Englands u grub, wie ihr würdiger Gatte diejenige Spaniens zerstörte. Es s nun nichts mehr, als die Rückgabe der veräußerten Kloster- und Kir güter, welche jetzt 40.000 Familien gehörten. Der Papst Paul forderte auch diese, die das sonst so gefügige Parlament bisher verwe hatte. Mit schwacher Mehrheit erfüllte es diesen Wunsch der Kö ebenfalls. Dies und die Mißregirung überhaupt hatte Aufstände zur F Dem Papste aber machte es Mut. Er entsetzte den Kardinal P der inzwischen Cranmers Nachfolger geworden, der Legatenwürde, w nicht orthodox genug war. Als endlich eine Krankheit 1558 Eng von der blutigen Königin befreite, entging auch er in der nächsten 9 durch den Tod der drohenden Verfolgung als Ketzer! Ein fünf J lang dauernder Wahnsinn unnatürlicher Reaktion hatte ausgetobt! diese Reaktion hatte ihre gehässigste Seite nicht in der Aufhebung Reformation, wenn auch die Herstellung der Ketzergerichte gehässig g war, sondern in ihrem durchaus unvaterländischen, ja landesverräteri Charakter. Denn Maria haßte, wie ihren Vater, dessen Grabmo zerstören ließ, so auch ihr Vaterland und bedrückte es daher a empörende Weise. Alles Englische war ihr verhaßt; sie hatte sich k auch geweigert, einen Engländer zu ehelichen; sie war Spanierin Leib und Seele, wie ihre Mutter und ihr Gemal. Und so war ihre Regirung nichts Anderes als eine Unterwerfung Englands u Spaniens Joch, und dieser Umstand verurteilt sie unerbittlich.

Die Nachfolgerin Maria's war ihre Halbschwester Elisabeth, Tochter Anna Boleyns. Sie hatte ihr Leben nur durch erheuch Katholizismus retten können, ihre Freiheit aber nicht einmal hierdu ihre Schwester hatte sie wegen Verdachtes der Theilnahme am Aufst Wyatts in den Tower werfen lassen, brachte aber keine Beweise gege zu Tage. Philipp von Spanien, nach der Beibehaltung der engli Krone begierig und Elisabeth für katholisch haltend, hatte sie gegen Gar und Poole in Schutz genommen und bewarb sich, nachdem sie u ungeheuerm Jubel in London eingezogen, um ihre Hand. Sie wi

und an den englischen Waffen, welche die Landung katholischer Aben in Irland blutig straften und das Land weitumher verwüsteten.

Der Katholizismus blieb aber bei seinem Sturme gegen Eli nicht im Auslande stehen. Seine Agenten wagten es bald, auch in land selbst ihre Plane zu verfolgen, um die blutige Herrlichkeit M wieder herzustellen. Papst Gregor XIII. hatte in Rom ein Semina katholische Engländer gestiftet, welche von Jesuiten dazu erzogen wu ihren Glauben in ihrem Vaterlande wieder einzuführen. Sie reiste dem rücksichtlosen Fanatismus dieser Leute verkleidet und heimlich u als Prediger des Aufruhrs und wurden daher, wo man sie fand Solche behandelt. Viele Katholiken erlitten damals den Marthrertod, nicht ohne daß sie lange vorher durch unvollzogene Strafandroh gewarnt worden (vor dem Jahre 1585 fand keine Vollziehung dies statt). Ihre Zahl und ihre Leiden sind von den katholischen Ges schreibern übertrieben, von den protestantischen unterschätzt worden höchste genauere Angabe zählt 200 Köpfe. Wir haben keinen G und sind auch weit entfernt, die anglikanische Religionsform der kathol vorzuziehen, müssen aber, um gerecht zu sein, darauf aufmerksam m daß die Opfer Elisabeths Eindringlinge und offenbare Hochverräter w diejenigen ihrer Schwester Maria aber Solche, die in guten Treue dem Glauben des Landes festhielten, welchen die blutige Königin fremder Hilfe wortbrüchig umstürzte, sowie, daß sich unter den Er keine Männer von Talent und Verdienst, wie Cranmer, Latimer Ridley befanden, und daß Elisabeth für Thron und Leben bangen m während gegen Maria's Person niemals etwas unternommen wurde. war die Zeit der höchsten Blüte der spanischen Inquisition, der Bart mäusnacht und des Mordes an Wilhelm von Oranien! Elisabeths fahren war Notwehr, und als solche muß auch ihr vielgeschmähtes gehen gegen Maria Stuart erklärt werden. Es ist Thatsache, diese Mörderin ihres Mannes zahllose Anschläge und Verschwörungen Elisabeths Tron und Leben leitete oder beschützte, namentlich jene Bab tons, welche auch der Papst, Spanien und die französische Ligue förde Man besitzt noch ihren Brief an den Verschwörer, mittels dessen si in seinem Vorhaben bestärkte, und ebenso einen andern Brief von in welchem sie ihre Ansprüche auf England, falls ihr Sohn S protestantisch bliebe, an — Philipp von Spanien abtrat. Ihre He sucht machte sie zur Landesverräterin! Aber sie starb großartig, und stimmt nachsichtig gegen ihr Leben. Über ihrem Grabe reichten sid entzweiten Papst Sixtus V. und Philipp II. von Spanien die H aber das Resultat dieser Vereinigung, die Armada — „zerstob allen Winden".

Mit Unrecht ist Elisabeth eine Heuchlerin genannt worden. Sie folgte mit Bewußtsein, Thatkraft und Folgerichtigkeit ein bestimmtes S

„lawful“ erklärte, der englische Landesverräter Guy Fawkes Jubel im Bildniß verbrannt! Er war Offizier in einem Regiment gesinnter Briten und Spanier, das in den spanischen Niederlande bereit zum Einbruch in England! Es war bei der Stimmung je nur begreiflich, daß die drakonischen Gesetze gegen die Katholiken Strenge wieder hergestellt wurden. Eheeinsegnungen und Taufen rechtsgiltig nur noch durch anglikanische Geistliche vollzogen werd jeder Katholik mußte Treue dem König und Absage dem Papste s Papst Paul V. verdammte diesen Eid, — ohne wesentlichen Erfol Gegensätze zwischen Katholizismus und Protestantismus begannen zuschwächen oder gänzlich auf das staatliche Gebiet überzugehen, neue Periode war im Anzuge begriffen, in der ein Kampf um höhe begann, als um dogmatische Grillen!

B. Die schottische Kirche.

Es giebt wol kaum einen schärfern Gegensatz auf so engem wie denjenigen zwischen der Reformation in England und derje Schottland, zwei Ländern derselben Insel. Dort ging die Trenn Rom aus dem despotischen Willen eines Einzigen, und zwar aus u unsittlichen Beweggründen, hier aus dem Willen der Volksmehrh aus wesentlich sittlichen, gegen die Laster der Geistlichen gerichteten hervor.

Die frühere schottische Geschichte bestand fast nur aus einem durch die scheußlichsten Verbrechen befleckten Kampfe zwischen de und der Kirche auf der einen und dem Adel auf der andern Seite beide Parteien abwechselnd zur Regirung gelangten, die letztere ge während der Minderjährigkeit des Königs, die erstere nach Be derselben. Letzteres war unter Jakob V. seit 1528 wieder der F der Adel wurde so sehr mißhandelt, daß er sich der Reformat England günstig zu zeigen begann, während im Gegentheil der Kö eine Guise zur Gattin nahm, und die Geistlichkeit eifriger als verbrannten. Schon 1542 starb jedoch der König aus Schmerz daß ihn der Adel während des Krieges gegen England nicht un und hinterließ das Reich seiner erst sechs Tage alten Tochter Stuart. Dies benützten die Douglas und Angus, sich wieder schaft zu bemächtigen und sofort einen Parlamentsbeschluß zu nach welchem Jeder das Recht hatte, die Bibel in einer englis schottischen Übersetzung zu lesen. Der erste Schlag gegen die Kir aber war leider ein Mord. Der junge Baron Lesley erschlu den Erzbischof von St. Andrews und langjährigen gewesenen Schottlands, Beaton, und seine Mitverschworenen besetzten da

des Ermordeten. Sie fanden einen Bundesgenossen in dem bedeutendsten schottischen Reformator, John Knox, einem Manne von eisernem Willen und aufrichtigem Streben nach Wahrheit und Tugend, aber zum Theil in den rohen Anschauungen seiner an Verbrechen aller Art gewöhnten Zeit befangen, Verbrechen, welche zu nicht geringem Theile der Kirche zur Last fielen. Die Franzosen nahmen 1547 das Schloß und führten dessen Insassen als Gefangene auf die Galeren. Nach zwei Jahren befreit, wirkte John Knox in England unter Eduard VI. in dessen Sinne und bildete sich bei Calvin in Genf zum eigentlichen Reformator aus. 1559 heimgekehrt, predigte er in Perth so eindringend, daß das Volk die Kirchen plünderte und die Klöster zerstörte. Es folgte ein blutiger Krieg zwischen der Regentschaft, welche die Königin-Mutter Maria von Guise inzwischen erlangt, und den Protestanten, an deren Spitze der Adel stand. Die Letzteren siegten und Edinburg fiel ihnen zu. Mit Elisabeths von England Hilfe wurde die Regentschaft vollends gestürzt und 1560 führte das schottische Parlament die Reformation förmlich ein.

Wer aber glaubte, daß damit für Freiheit oder Aufklärung etwas gewonnen wäre, mußte sich bitter täuschen. Das Lesen oder der Besuch der Messe wurden im ersten Falle mit Verlust der Güter, im zweiten mit Verbannung, im dritten mit dem — Tode bestraft! Der Kult hatte sich wol geändert; allein die neue Kirche Schottlands blieb ebenso dunkelfreundlich und abergläubig wie es die alte gewesen war; denn die neue Geistlichkeit war ebenso roh und unwissend wie die alte, und für des Volkes Erziehung sorgte Niemand. Knox sagte wol der katholischen Königin Maria derb seine Meinung über ihr Leben und über ihre Absichten zu Gunsten ihres Glaubens; — aber seine Amtsbrüder hatten nichts Angelegentlicheres zu thun, als von den Lords das geraubte Kirchengut herauszuverlangen, was aber den Letzteren nicht von ferne einfiel.

Die neue schottische Kirche war zwar anfangs, wie in England, die bischöfliche; aber durch besondere Verhältnisse wurde sie nach und nach zu einer eigentlichen Volkskirche. Der Adel hatte wol zur Reformation den Anstoß gegeben; aber seitdem er sich an den Kirchengütern bereichert und war der Glaube ihm stets gleichgiltig gewesen, wurde das Volk die Stütze der Geistlichkeit, wie es früher die Krone gewesen. Und dies Verhältniß trat immer schroffer hervor und hatte um so mehr Spielraum sich zu entwickeln, als damals die furchtbaren Trauerspiele vor sich gingen, welche dem Liebling der Königin Maria, Riccio, und ihrem Gatten Darnley das Leben nahmen, dessen Nachfolger Bothwell in die Verbannung und sie selbst in den Kerker und zur Flucht in ihr Grab, England, brachten. — Die schottischen Prediger eigneten sich einen rohen, im schlimmsten Sinne volkstümlichen Ton an und unterhielten ihre Zuhörer mit Vorliebe vom Teufel, den sie besonders in den raubsüchtigen Edelleuten witterten. So theilten sie die Barbarei des Volkes, wie sie notgedrungen seinen

Hunger theilten; denn sie erhielten nicht einmal den Bettel, der ihn
nach einem endlichen Beschlusse der Lords vom Kirchengute hingewor
worden. Ja der Regent Morton nahm 1572 alle Pfründen in Beschl
und drohte die mißvergnügten Geistlichen hängen zu lassen. Verzweiflu
ergriff Diese, namentlich da ihr hochverehrtes Haupt John Knox im zulet
genannten Jahre starb, nachdem er noch eine donnernde Predigt gegen di
Bartholomäusnacht gehalten und gegen den französischen König seine
Fluch geschleudert hatte. Unter seinem in Genf und Frankreich zum Huge
noten hartgesottenen Nachfolger Andreas Melville begann daher ein
kräftige demokratische Opposition gegen das bischöfliche System und gege
den Adel zugleich. Bereits 1578 setzte Melville in der geistlichen General
versammlung die Abschaffung des bischöflichen Titels und 1580 sogar di
sofortige Entsetzung aller Bischöfe durch. Als die Regirung dennoch einen
Erzbischof ernannte, exkommunizirte die Generalversammlung denselben un
schüchterte ihn ein. Es war förmlicher Kriegsfuß zwischen Geistlichkei
und Regentschaft, welch' letztere vollkommene Ohnmacht an den Tag legte
und so wurde die schottische Kirche zur presbyterianischen. Di
Prediger trotzten dem schwankenden und oft sogar mit dem Papsttum lieb
äugelnden Könige Jakob VI. in's Gesicht und weigerten sich, für sein
in England gefangene Mutter Maria Stuart zu beten; ja sie nannte
ihn und seine Räte von der Kanzel herab „Verräter" und „Kinder de
Teufels", und lehrten, er sei früher von einem Teufel besessen gewesen
jetzt aber von sieben solchen! Andreas Melville erlaubte sich sogar einm
den König am Ärmel zu zupfen und ihn „Gottes einfältigen Diener"
nennen, womit er übrigens nicht weit fehlschoß; ja er bezeichnete ihn nic
zu mild, den zugleich gehässigen und lächerlichen Despoten, der am Ne
jahr 1597 Banditen gegen Edinburg losließ, um die Wiederherstellun
des Episkopalsystems zu erzwingen, welchen Versuch er nach dreijährige
Kampfe wieder aufgeben mußte, seine Rache auf eine Zeit versparend,
er als König von England größere Macht entwickeln konnte.

Statt aber seine beschränkten Anschauungen zu verwirklichen, zog
ihn vielmehr groß, jenen wilden demokratischen und puritanischen Ge
der im folgenden Jahrhundert gegen die anglikanische Kirche ebenso v
fuhr, wie diese gegen die katholische, — und mit seinen politischen Fole
nicht nur Schottland, sondern die gesammten britischen Inseln überschwemm
und ganz Europa in Schrecken setzte!

Drittes Buch.

Die Gegenreformation.

Erſter Abſchnitt.

Die Wiedererhebung des Katholizismus.

A. Reformation und Inquiſition in Italien.

Zur That geworden war die Reformation blos im Norden der Alpen; als Idee aber lebte ſie im Süden derſelben ſchon längſt, ehe ein Wicliffe, Hus und Luther ihre welterſchütternden Theſen aufgeſtellt hatten. Der Humanismus ging in ſeiner Oppoſition gegen die Scholaſtik mit reformatoriſchen Ideen ſtets Hand in Hand, weil das klaſſiſche Altertum, das er wieder in's Leben rief, der natürliche Feind des Papſttums war, das den Namen Roms zu einer neuen Weltherrſchaft über die Geiſter mißbrauchte. An die Stelle dieſer an das Heidentum anknüpfenden humaniſtiſchen Oppoſition, welche im Volke und deſſen Bedürfniſſen keinen Boden hatte, war mit Savonarola eine poſitiv-chriſtliche getreten, welche Rom auf deſſen eigenem Boden angriff und das dortige Regiment zu erſchüttern ſuchte. Dieſe kräftig auftretende Richtung wurde aber von den Vertheidigern des Papſttums niemals widerlegt; dieſelben beſchränkten ſich darauf, zu behaupten, man müſſe Alles glauben und dulden, was der Statthalter Chriſti anordne. Um aber dieſe Anſicht gegenüber dem zunehmenden Anpralle reformatoriſcher Ideen zu ſtützen, bedienten ſie ſich, da ſie bei der Willkürlichkeit und Hohlheit ihrer Sache auf jede Belehrung verzichten mußten, als wirkſamſten Mittels der Inquiſition (Bd. III. S. 197 ff.).

Während dreier Jahrhunderte war die Glaubensverfolgung dieſer ſcheußlichen Anſtalt blos nach Bistümern organiſirt; alle Verurteilungen

geschahen zwar im Namen oder aus Auftrag des Papstes, — keine wid
dessen Willen; aber eine Berufung an ihn war höchst selten und er
gemeinsame Behörde der Inquisition war noch nicht vorhanden. Zu
Einführung einer solchen gab die später zu schildernde Errichtung de
Staatsinquisition in Spanien den ersten Gedanken und die deutsche Re
formation den ersten thätigen Anstoß. Als Kaiser Karl V. nach der Er
stürmung Roms (1527, s. oben S. 52) Herr Italiens war, benützte
diesen Umstand der kluge Papst Clemens VII., ihn zur völligen Er
drückung des Protestantismus zu benützen. Er gab ihm, als Derselbe
1530 nach Deutschland reiste, den Kardinal Campeggi mit, der ihm
dann in Ausburg, zur Zeit des Reichstages, ein Gutachten vorlegte, wie
zur Stärkung des Reichs und der Kirche verfahren werden müsse. Zu
diesem Zwecke schlug er einen Bund zwischen dem Kaiser und den „wol-
gesinnten" Fürsten vor, worauf dann versucht werden müsse, die „Ab-
geneigten umzustimmen", wenn sie aber „hartnäckig blieben", „dieses giftige
Gewächs mit Feuer und Schwert zu vertilgen", und ihre Güter ein-
zuziehen, weltliche und geistliche; denn „gegen Ketzer sei dies
Rechtens." Habe man sie gebändigt, so solle man „heilige" Inquisitionen
einsetzen, die „ihren Überresten nachspüren und wider sie verfahren wie
Spanien gegen die Maranos." Die Universität Wittenberg sei in den
Bann zu thun und ihre Studirenden kaiserlicher und päpstlicher Gnaden
unwürdig zu erklären, die Bücher der Ketzer zu verbrennen, die ausge-
tretenen Mönche in die Klöster zurückzusenden, an keinem Hofe ein Irr-
gläubiger zu dulden. — — — Glücklicher Weise hatte der deutsche Kaiser
nicht mehr die Macht, nach den römischen Einflüsterungen zu verfahren.
Allein ebensowenig war er Willens, sich dem Papste blindlings zu fügen.
Er schlug einen Mittelweg vor, und es war vielleicht nicht ohne geheime
Schadenfreude, daß er das Wort „Concilium" aussprach, welches seit
Konstanz in den Ohren der Päpste ein Mißton war. Wie an der heutigen
Börse, sanken mit dieser Nachricht die Preise sämmtlicher päpstlichen Ämter.
Die deutschen Fürsten hingegen riefen dem Kaiser Beifall; — das Kaiser-
tum war seit Langem zum ersten Male in der Hausse, das Papsttum
in der Baisse. Das Letztere wagte darum nicht, den kaiserlichen Ge-
danken zu verwerfen, sondern hielt seine Ausführung nur Jahre lang durch
Zögerung hin, und suchte sie dadurch zu vereiteln, daß es die Bedingung
stellte, die Protestanten müßten sich zuerst unterwerfen. Als der Kaiser
sich weigerte hierauf einzugehen, warf sich Clemens VII. in die Arme
Franz' I. von Frankreich. Eine ominöse, blutbedeutende Hochzeit war
der Preis; — des Papstes Nichte, Katharina von Medici, wurde
des Königs Schwiegertochter! Der Papst war nun der Freund Frankreichs
— Franz, der die französischen Protestanten unterdrückte, der Verbündete
ihrer deutschen Glaubensgenossen, der Papst und die deutschen Protestanten
also auf einer Seite gegen den Kaiser! Warum nicht? Beide suchten

in ihm ihre größte Gefahr, in dem von ihm verlangten Konzil einen Versuch zu ihrer Demütigung. Es war nicht Sympathie; aber der Papst gönnte dem Kaiser die Macht nicht, die ihm aus der Unterwerfung der Protestanten erwachsen mußte. Philipp, der Landgraf von Hessen (oben S. 145), war nahe daran, mit Hilfe Frankreichs und des Papstes in Deutschland gegenüber dem Hause Österreich eine Macht zu werden. Auch Heinrich VIII. von England verband sich damals mit Clemens gegen Karl V., und der Papst stellte ihm die Erledigung seiner beabsichtigten Ehescheidung in Aussicht, falls die Spanier und Deutschen aus Italien vertrieben würden. Daß dies nicht geschah, dies führte den Abfall Englands vom Papste herbei. Clemens' VII. politische Verbindungen zerrütteten sein geistliches Reich, und mit seinem Tode (1534) fiel das von ihm aufgebaute diplomatische Kartenhaus zusammen.

Während Clemens VII. so im Auslande von einer Intrigue in die andere geriet, scheint er kaum bemerkt zu haben, wie unterdessen in Italien reformatorische Gesinnungen auftauchten, die seinem Trone ungleich gefährlicher werden mußten, als jene im fernen Norden, denen er so viel Aufmerksamkeit widmete. Alle Reformationen des europäischen Festlandes entsprangen aus Glaubenseifer, — nicht aus Abfall vom Glauben, — und diese Färbung mußte nirgends schärfer hervortreten, als in Italien, wie schon der Versuch Savonarola's beweist, — weil das dort waltende Papsttum unter Leo X. vom frivolsten Unglauben angefressen war. Die erste glaubenseifrige Reaktion gegen diese Erscheinung war das in Rom gestiftete „Oratorium der göttlichen Liebe", welchem die späteren Kardinäle Contarini, Sadolet, Caraffa, Giberti, der spätere Heilige Gaetano und Andere angehörten. Es war von den nämlichen Beweggründen geleitet, wie die deutschen Reformatoren. Später finden wir in Venedig bei Pietro Bembo u. A. Vereinigungen gläubiger Christen, die vor den Medici aus Florenz, vor den Erstürmern Roms (darunter wieder Contarini), und selbst Einen Reginald Poole, der vor Heinrichs VIII. Gewaltschritten aus England geflohen war. Ihr Hauptgrundsatz war die Rechtfertigung durch den Glauben, die Grundlage von Luthers Lehre, damals für einen Fortschritt gehalten, wenn auch für unsere Zeit unverständlich geworden. Bald war dies die Überzeugung der meisten gelehrten und religiösen (nicht blos instinktiv frommen oder bigotten) Italiener. In Neapel lehrte in diesem Sinne der Sekretär des spanischen Vicekönigs, Juan Valdez, ein von Karl V. geschätzter Gelehrter, der auf Reisen in Deutschland ein Anhänger Luthers geworden war. Einer seiner Schüler, ein Mönch, verbreitete die neue Lehre 1540 durch das Büchlein „von der Wolthat Christi", welches ungemeinen Anklang fand. Zu seinen Anhängern gehörte auch die gefeierte reine Dichterin Vittoria Colonna, Gattin des Marchese von Pescara, die Freundin Michel Angelo's; Poole und Contarini erschienen auch in ihren

Kreiſen wieder. Der Biſchof von Modena hing derſelben Richtung a und die Inquiſition merkte ſich dreitauſend Schullehrer, welche ihr ebe falls huldigten. Der Mönch Giovanni Battiſta Folengo ging no weiter, indem er gegen Faſten, Meſſe und Beichte eiferte; ja der Genera der Kapuziner, Bernardino Ochino aus Siena, ein ächter Asket un als Heiliger geachtet, verließ ſpäter in Folge ſeiner Überzeugung Orde und Kirche. Einſtweilen aber dachte noch Keiner dieſer Frommen an Ab fall vom Papſttum, ja nicht einmal an Abſchaffung der Klöſter oder des Cölibates. Vielmehr gingen die Frommen Italiens, im Gegenſatze zu Deutſchland, darauf aus, neue Orden zu ſtiften, und zwar ſogar unter Mitwirkung der erwähnten Oratoriums-Brüder, deren zwei, Gaetano und Caraffa, ihre reichen Pfründen aufgaben, freiwillig die Mönchsgelübde ablegten und den Orden der Theatiner ſtifteten. Man begann wieder zu predigen, was lange in Abgang gekommen war, und gründete Spitäler.

Ausgeſprochen proteſtantiſch waren dagegen die Opponenten gegen römiſches Kirchentum in Ferrara, wo unter den duldſamen Herzogen Ercole I. und Alfonſo I., dem Gatten Lucrezia Borgia's, die Inquiſition ſehr wenig Macht beſaß und ſelbſt die Juden viele Frei heit genoſſen. Des nächſten Herzogs, Ercole II., Gattin, die franzöſiſche Königstochter Renée (Renata), war ſogar ſelbſt Proteſtantin und wußte die Verfolgung um des Glaubens willen aufzuhalten, bis 1536 Calvin nach Ferrara kam und dort Bekehrungen zu ſeiner Lehre erzielte. Ein politiſches Bündniß mit dem Papſt und Kaiſer nötigte jedoch Ercole II., alle in ſeinem Gebiete lebenden Franzoſen zu vertreiben und der Inquiſition das Einſchreiten gegen Calvin's Wirkſamkeit zu geſtatten.

Dieſe Erſcheinungen verfehlten nicht, auf den heiligen Stuhl ihre Wirkung auszuüben, ſeitdem denſelben ſeit langer Zeit zum erſten Male weder ein frivoler Schöngeiſt, noch ein diplomatiſcher Intrigant, ſondern ein wirklicher Papſt einnahm, Paul III., vorher Alexander Farneſe. Auch er huldigte noch dem Nepotismus, indem er einen Sohn und eine Tochter öffentlich anerkannte und unterſtützte; aber er war es auch, der mehrere Glieder jenes Oratoriums der göttlichen Liebe, den venetianiſchen Nobile Contarini voran, dann Caraffa, Sadolet, Poole u. A. zu Kardinälen ernannte, freilich neben ihnen zu derſelben Würde auch ſeine zwei Enkel, Knaben von 14 und 15 Jahren! Er ſah ein, daß etwas geſchehen müſſe, wenn die Kirche nicht zu Grunde gehen ſollte, und ließ dahe durch die neuen Kardinäle einen Entwurf kirchlicher Reformen ausarbeiten. Und als Kaiſer Karl V. 1541 das Geſpräch von Regensburg vor bereitete, um die Religionsparteien einander zu nähern, ſandte der Pap den Kardinal Contarini dahin, wo verſchiedene proteſtantiſche Fürſten z bedeutenden Zugeſtändniſſen bereit waren. Seine Klugheit brachte es dahi daß der Artikel über den päpſtlichen Primat, an welchem der Pap natürlich am meiſten hing, an welchem aber auch möglicher Weiſe Al

ſcheitern konnte, nicht zuerſt, ſondern vielmehr zuletzt in Beratung gezogen wurde. Er geſtand den Proteſtanten die Rechtfertigung durch den Glauben zu, und über dieſe, ſowie mehrere andere dogmatiſche Begriffe, über die wir jetzt lächeln, die aber damals höchſt wichtig erſchienen, wie die Erbſünde, Erlöſung u. ſ. w., vereinigte man ſich zu allſeitiger Zufriedenheit. Wie dies aber dem noch lebenden Luther ein Werk des Teufels ſchien, ſo erregte es auch in Rom Anſtoß. Noch mehr indeſſen als der nicht völlig entſchiedene Papſt ereiferte ſich gegen die Fortſetzung der Verhandlungen der franzöſiſche König Franz I., — natürlich nicht aus Glaubenseifer, den er nur zum Vorwande nahm, ſondern aus Furcht, Deutſchland könnte einig werden. Mit ſeinen Ränken vereinigten ſich diejenigen aller italieniſchen und deutſchen Feinde Karls V., beſonders Baierns und des Kurfürſten von Mainz, und Contarini kehrte nach Rom zurück, ohne die geträumte Wiedervereinigung der Kirche bewirkt zu haben.

Der Rückſchlag gegen dieſe Beſtrebungen war ein furchtbarer. Als der Papſt einſt den Kardinal Caraffa fragte, was nun zu beginnen ſei, da man mit den Proteſtanten nicht zum Ziele kommen könne, erhielt er die folgenreiche Antwort des heftigen glaubenseifrigen Feuerkopfes: es ſei nur von einer allgemeinen Inquiſition etwas zu hoffen. Der finſtere Spanier Juan Alvarez de Toledo, Kardinal von Burgos, der wol zu Hauſe ſchon manche Scheiterhaufen hatte flammen ſehen, gab ſeine freudige Zuſtimmung und nach dem ſpaniſchen Muſter, wie auch auf eine beſondere Vorſtellung des Stifters der „Geſellſchaft Jeſu“, führte Paul III. am 21. Juli 1542 durch die Bulle „Licet ab initio“ die allgemeine römiſche Inquiſition ein. Sechs Kardinäle, Caraffa und Toledo voran, erhielten als Kommiſſarien des päpſtlichen Stuhles und Inquiſitoren „diesſeits und jenſeits der Berge“ die Gewalt, an allen Orten, wo es ihnen beliebe, Geiſtlichen ein ähnliches Recht zu ertheilen, gegen Jedermann, ohne Unterſchied des Standes, um des Glaubens willen einzuſchreiten, die Schuldigen am Leben zu ſtrafen und ihre Güter zu verkaufen, und ſo mit allen Mitteln die „Irrthümer“ auszurotten. Die Begnadigung behielt ſich der Papſt vor. Damit war die Inquiſition centraliſirt. Caraffa hatte nichts Eiligeres zu thun, als Gefängniſſe einzurichten, Blöcke und Ketten anzuſchaffen.

Schrecken erfüllte die vom Glauben Abweichenden. Die Schwächeren unterwarfen ſich, die Stärkeren flohen aus dem Lande. Unter die Letzteren gehörte Ochino. Gerade im Jahre der Einführung der neuen Inquiſition hatte er begonnen, in proteſtantiſchem Sinne zu predigen. Er rettete ſich nach Genf, und von hier, als er Calvin's Verfahren gegen Servet getadelt, nach Zürich, wo er Prediger der durch die katholiſchen Kantone aus Locarno vertriebenen und in Zürich aufgenommenen Proteſtanten ſeiner Zunge wurde, — ſpäter aber wegen unitariſcher Anſichten als 76jähriger Greis der Wut des aufgereizten orthodoxen Pöbels ent-

fliehen mußte und — verſcholl. Denſelben Weg nahmen Peter Ma
Vermigli und mehrere Andere. Akademien, welche in den Be
gerieten, nicht völlig rechtgläubig zu ſein, wurden geſchloſſen. Keine N
durften mehr ohne Erlaubniß der Inquiſition gedruckt, keine ohn
Durchſicht verſandt werden. Caraffa führte den Index der verbot
Bücher ein; die erſte Lieferung, mit 76 Nummern, wurde in B
gedruckt, größere Verzeichniſſe 1552 in Florenz, ſpäter in Mailan
Rom. Wo man verbotene Schriften fand, nahm man ſie ohne Um
weg und verbrannte ſie in Haufen. Selbſt Schriften der Kardinäle
nicht ſicher. Das Buch von der Wolthat Chriſti verſchwand völlig
Erdboden. Alle italieniſchen Staaten gewährten der Inquiſition E
In Rom brannten die Scheiterhaufen vor Santa Maria alla Mi
In Venedig führte man die Verurteilten in Barken auf's Meer,
ſie auf ein Brett zwiſchen zwei Fahrzeuge, und — fuhr dann
einander. —

In Ferrara fanden die nach Calvins Vertreibung als In
toren anlangenden Dominikaner bereits ſo viele Proteſtanten vor, d
klug zu Werke gehen mußten. Sie zwangen vorerſt, durch Andr
der Exkommunikation, den Stadtrat, gegen laue Katholiken mit E
einzuſchreiten, und zwar ſogar ſchon gegen das Öffnen von Fenſte
am Sonntag und gegen das Vorbeigehen an Kirchen, worauf die P
geſetzt war. Fluchenden nagelte man die Zunge auf ein Scheit
Der Abfall Ochino's endlich war die Veranlaſſung für die Inquiſi
auch gegen die Proteſtanten Ferrara's aufzutreten. Sie ſetzten dem
zoge zu, bis er ſeine Gattin einſperrte, die erſt nach ſeinem Tod i
Heimat entlaſſen wurde. Die ihrer Schützerin beraubten Proteſ
waren nun der blutigſten Willkür preisgegeben. Francesco d'Arg
welcher nicht einmal Proteſtant war, ſondern nur gegen katholiſche
bräuche eiferte, wurde enthauptet und dann verbrannt, und an dem
Tage Giovanni von Adria, Tommaſo Sgurte und Giovanni
gnano zum Feuertode verurteilt, den ſie lebendig erlitten, vier And
lebenslänglichem Gefängniß oder Galeren, Andere zu kürzerer
Am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts gab es keine Proteſtanten
in Ferrara. —

B. Das Konzil zu Trient und ſeine Folgen.

Nach dieſer neuen inquiſitoriſchen Geſtaltung der katholiſchen
war nicht mehr wol einzuſehen, wozu das ſ. Z. von Karl V. verl
von Clemens VII. aber verweigerte Konzil noch dienen ſollte, -
kam es auch zu Stande, ſo war leicht vorherzuſehen, in welchem
es wirken würde. Nach Clemens' Tode zeigte ſich indeſſen Paul

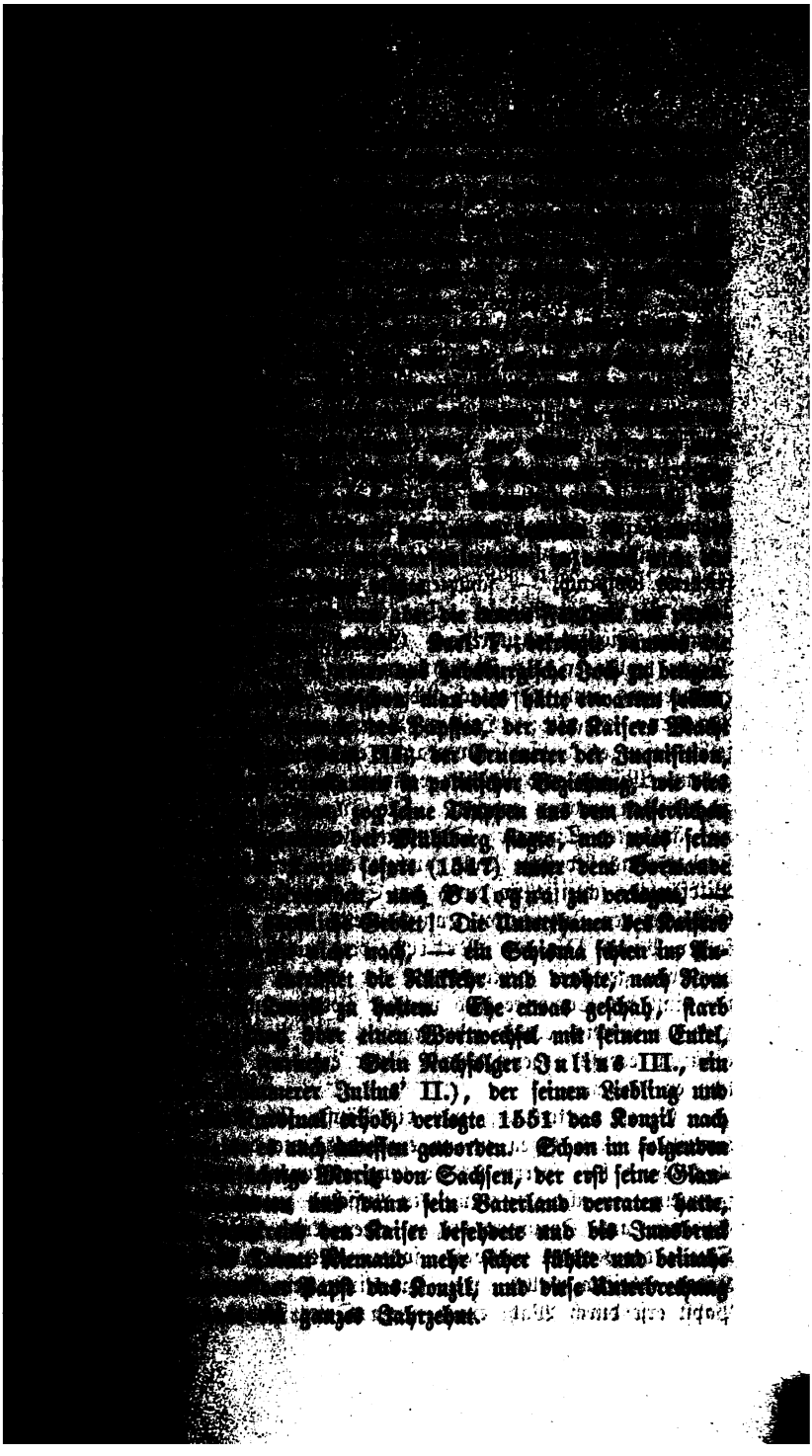
deſſen anfängliche reformatoriſche Regungen wir kennen lernten, geneigt, auch auf die Idee eines Konzils einzugehen, indem er zur Begutachtung dieſer Frage eine Kommiſſion von Kardinälen aufſtellte. Durch ſeinen Nuntius in Deutſchland, Pater Paul Vergerius, ließ er 1535 dem Könige Ferdinand und den deutſchen Fürſten melden, daß er ein Konzil veranſtalten wolle, jedoch nicht in Deutſchland, wo ſich zu viel „verrückte" Sektirer befänden, ſondern in Italien, und zwar in Mantua. Vergebens verſuchte Vergerius bei dieſem Anlaſſe Luthern, den er beſuchte, durch Schmeicheleien wieder für die alte Kirche zu gewinnen; er ſcheiterte an dieſem Eiſenkopfe. Auch die zu Schmalkalden verſammelten proteſtantiſchen Fürſten und Städte verwahrten ſich gegen ein Konzil in Italien, während ſie einem ſolchen in Deutſchland beiwohnen würden, worin die Könige von Frankreich und England ſie beſtärkten. Der Kaiſer Karl dagegen gab der Wahl des Papſtes ſeine Zuſtimmung, weil er davon politiſche Vortheile für ſich hoffte. Der Papſt berief nun das Konzil auf das Jahr 1537 nach Mantua, deſſen Herzog aber, weil der Papſt auf die Gerichtsbarkeit im Sitze des Konzils während deſſen Dauer Anſpruch erhob, die Aufnahme der ehrwürdigen Väter — verweigerte. Noch jämmerlicher ſcheiterte die neue Zuſammenberufung durch den Papſt nach Vicenza auf das Jahr 1538. Außer den Legaten, die er dorthin geſandt, erſchien keine Seele im Orte, und dazu erneuerten die deutſchen Proteſtanten ihre Verwahrung gegen ein Konzil in Italien, und Heinrich VIII. von England beſtritt die Befugniß des Papſtes überhaupt, ein Konzil zu berufen, da Reformationen die Sache der Fürſten eines jeden Landes ſeien. Der Bann war die Antwort auf dieſe Herausforderung. Das Konzil wurde nun verſchoben; nachdem aber das Religionsgeſpräch zu Regensburg geſcheitert war, kam der Papſt den Deutſchen ſoweit entgegen, daß er als Ort des Konzils Trient als auf der Grenze zwiſchen Deutſch- und Wälſchland liegend wählte und die Kirchenverſammlung auf den 1. November 1542 dahin berief. Die Kriege zwiſchen dem Kaiſer Karl und dem Könige Franz machten es jedoch unmöglich, das Konzil früher zu eröffnen, als nachdem beide Monarchen zu Crespy Frieden geſchloſſen hatten.

Über dem Konzil waltete jedoch von Anfang an der alte Fluch der Entzweiung zwiſchen Kaiſer und Papſt. So ein guter Katholik und ſo ein erbitterter Feind aller Ketzerei Karl V. war, ſo wenig beabſichtigte er, den Papſt größer werden zu laſſen als er ſelbſt war, und ſo ſehr war er darauf bedacht, ſeine Würde als die erſte in der Welt aufrecht zu erhalten. Daher ließ er auch vor dem Zuſammentritte der Trienter Synode durch die Theologen ſeiner Univerſität Löwen ein Glaubensbekenntniß von 28 Artikeln, als Grundlage des Konzils, ausarbeiten, deſſen Inhalt er allen ſeinen Unterthanen zu glauben gebot. Paul III. merkte die Abſicht, achte daher bei Zeiten eine Stütze an Frankreich und bewies ſein Mißnehmen gegen den Kaiſer einmal dadurch, daß er nicht ſelbſt nach Trient

ging, ſondern ſich durch Legaten vertreten ließ, und ſodann durch den Erlaß zweier Bullen, einer öffentlichen, durch welche er ſeine Legaten ermächtigte, bei den Seſſionen zu präſidiren und Alles vorzuſchlagen und zu beſchließen, was zur Verdammung und Ausrottung der Irrthümer gehörte u. ſ. w., und einer geheimen, in welcher er Denſelben das Recht ertheilte, das Konzil zu verlegen, wenn es das Intereſſe der Kirche erfordere. Die Legaten fanden im März 1545 noch keinen Prälaten zu Trient; bald nach ihnen aber erſchien der kaiſerliche Abgeordnete, der Spanier Diego de Mendoza, welcher mit ihnen um den Vorſitz ſtritt. Auf die Eröffnung aber wurde immer noch umſonſt gewartet, was den nach und nach anlangenden Biſchöfen, die auf Koſten ihrer Diöceſen leben mußten und ihre Zeit verloren, unangenehmer war, als dem zahlreichen päpſtlichen Gefolge, von welchem die Legaten jeder 500, der Kommiſſär 100, der Sekretär 60, der Auditor 90, der Arzt 40, ein Kantor $5^1/_2$, ein Läufer 15, ein Schreiber 4, ein Bartſcherer — 15 Goldkronen monatlich erhielt. Die ärmeren Biſchöfe drohten daher ziemlich ernſtlich mit Entfernung und ließen ſich erſt beſchwichtigen, als ihnen aus der päpſtlichen Kaſſe 25 Goldkronen monatlich ausbezahlt wurden. Umſonſt bemühte ſich indeſſen der Kaiſer am Reichstage zu Worms, die deutſchen Proteſtanten zur Anerkennung des Konzils zu bewegen; — ſie erwiederten, daß daſſelbe ganz unter der Botmäßigkeit des Papſtes ſtehe, der ſie bereits verdammt habe und in dem Streite mit ihnen nicht Richter ſein könne, weil er Partei ſei. Allerdings verdiente auch ein Papſt kein Zutrauen, der ein damals offen ſeinem eigenen Sohne Peter Ludwig Farneſe die Herzogthümer Parma und Piacenza verlieh.

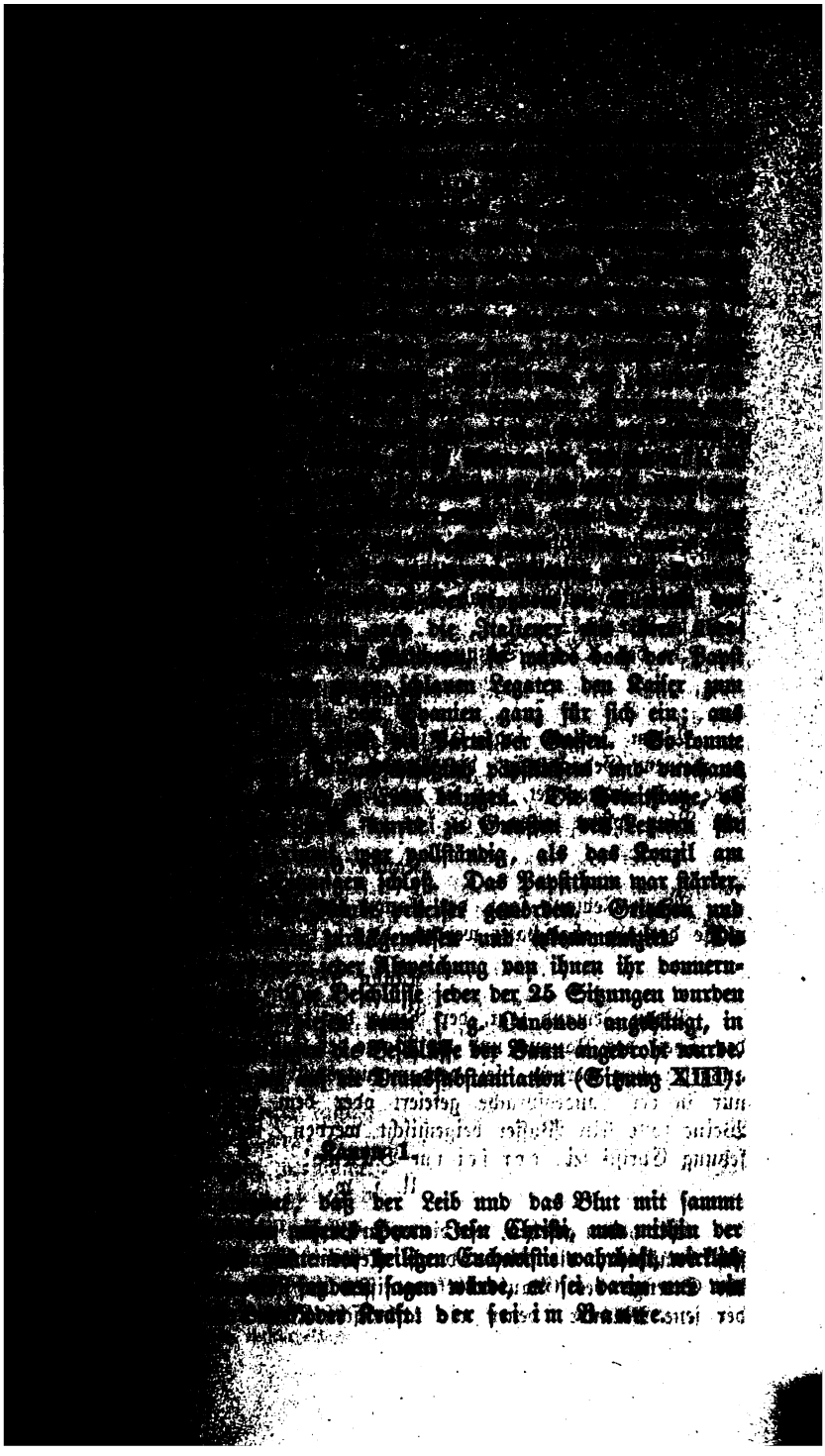
Am 13. December 1545 wurde das Konzil endlich eröffnet, als ein der ungeduldige König von Frankreich ſeine Biſchöfe zurückgerufen hatte, worauf er nun aber verzichtete. Die pompöſen Feierlichkeiten der Eröffnung waren vorbei; aber was ſollte nun verhandelt werden? Man wußte es nicht, man mußte zuerſt beim Papſte anfragen, und bis die Antwort ankam, gab es abermals viele freie Zeit. In der zweiten Seſſion — am 7. Januar 1546, waren in Allem erſt vierzig Prälaten anweſend, darunter mehrere in partibus infidelium. Man ſtritt darin über den Titel des Konzils, ob daſſelbe nämlich ſich die Repräſentanz der geſammten Kirche nennen ſolle oder nicht, und zwar ohne einen Beſchluß darüber zu faſſen. Über alles Weitere mußte ſchwerfällig und ſchleppend nach Rom geſchrieben und die Antwort abgewartet werden.

Kaiſer und Papſt waren indeſſen durchaus verſchiedener Meinung darüber, womit die eigentlichen Verhandlungen beginnen ſollten. Das Intereſſe des Erſtern lag es blos, Deutſchland zu einigen; da es die dort beſtehende Spaltung ihren Urſprung im Verfalle der Kirche hatte, ſo verlangte er, daß mit der Reform der letztern begonnen und Glaubensfragen, die ihm untergeordneter Natur ſchienen, nachher



Während dieſer Zeit beſtieg der mehrerwähnte Caraffa im 79ſten Altersjahre als Paul IV. den päpſtlichen Stuhl. Aus dem „Strengſten der Kardinäle“ wurde ein wo möglich noch ſtrengerer Papſt. Wo es galt, der Kirche Macht und den Mönchen Einfluß zu verſchaffen, da that er es mit Feuereifer. Italien betrachtete er als ſein Reich und verglich es mit einer Leier, deren vier Saiten (Neapel, Rom, Mailand und Venedig) er ſpielte. Karl V. haßte er und beſchuldigte ihn des Einvernehmens mit den Proteſtanten. Er war es, der dem Kaiſer und deſſen Sohne Philipp mit dem Banne drohte, weil ihre Politik, ſo äußerſt katholiſch ſie war, doch den päpſtlichen und italieniſchen Intereſſen nicht huldigte. Als Kardinal hatte er den Nepotismus verdammt; als Papſt machte er ſeinen Neffen Karl Caraffa, einen von Blut triefenden Soldaten, zum Kardinal. Zwei anderen Neffen verlieh er den Herzogs- und Markgrafentitel. Wir werden das Ende ſeines Strauſſes mit Spanien ſpäter kennen lernen. Während er den Kaiſer heftig tadelte, den Proteſtanten Deutſchlands Religionsfreiheit bewilligt zu haben und ihn vom Eide des Augsburger Religionsfriedens losſprach, — ſchützten ihn deutſche proteſtantiſche Truppen gegen die Krieger Alba's. Den Sultan Suleiman rief Paul auf, das ſpaniſche Sicilien anzugreifen. Gegen ſeinen Neffen und den „Kardinal“ Monte wollte er, als ſie ſich unwürdig aufführten, mit der Inquiſition einſchreiten, und rief nach Reform der Sitten, als ihm der Kardinal Pacheco bemerkte: „Heiliger Vater, mir müßten die Reform bei uns ſelbſt anfangen.“ Endlich verbannte er ſeine Neffen. Bettelnde und müßiggehende Mönche und Prieſter vertrieb er. Die Kirche überhaupt ſuchte er zu reinigen und zu erheben. Die Inquiſition und Folter handhabte er mit äußerſter Strenge. Sie waren ſein letzter Gedanke, als er 1559 ſtarb. Das bedrückte Volk jauchzte auf, zertrümmerte des Verſtorbenen Bildſäulen, ſchleifte ſie durch den Schmutz, plünderte und verbrannte die Gebäude der Inquiſition, mißhandelte deren Angeſtellte. Sein Nachfolger Pius IV., ein Medici, doch nicht von den Florentinern, ſondern von geringer Herkunft und der Bruder jenes blutigen Condottiere, der einſt den Comerſee und nachher Toscana unſicher gemacht, war dem Hauſe Öſterreich ebenſo ſehr ergeben, wie Paul IV. abgeneigt, der Inquiſition ebenſo abgeneigt, wie Jener ergeben. Die Nepoten des Letztern ließ er hängen.

Es iſt merkwürdig, wie die Päpſte ſich ſtets ſo ſpröde gegen die Konzilien, ſelbſt gegen ein ſo ergebenes wie das von Trient bezeigten. Auch Pius IV. ſperrte ſich ſo lang er konnte, dasſelbe wieder zu verſammeln und ſchlug, um weitern Aufſchub zu erlangen, den Königen von Spanien und Frankreich ſogar einen Krieg gegen Genf vor, der dieſe Quelle der Ketzerei verſtopfen ſollte. Als aber keiner dieſer Könige den Köder anbeißen wollte, weil ihn keiner dem Andern gönnte, ſuchte der Papſt erſt durch Wahl eines neuen Ortes für das Konzil Zeit zu g



[illegible] die Italiener [illegible] [illegible] [illegible] wurde doch der Papst [illegible] schlauen Legaten den Kaiser zum [illegible] Spanien ganz für sich ein; aus [illegible] Partei der Gaisen. So konnte [illegible] [illegible] und durchaus [illegible] [illegible]. Die Streitfrage, ob [illegible] zu Gunsten des Letzteren für [illegible] war vollständig, als das Konzil am [illegible] schloß. Das Papstthum war stärker, [illegible] geworden. Griechen und [illegible] und [illegible]. Die [illegible] Abweichung von ihnen ihr donnern- [illegible] Beschlüsse jeder der 25 Sitzungen wurden [illegible] s. g. Canones angehängt, in [illegible] Beschlüsse der Bann angedroht wurde [illegible] Transsubstantiation (Sitzung XIII).

Kanon 1.

[illegible] daß der Leib und das Blut mit sammt [illegible] Herrn Jesu Christi, und mithin der [illegible] heiligen Eucharistie wahrhaft, wirklich [illegible] sagen würde, er sei darin und wie [illegible] Kraft der sei im Banne.

Kanon 2.

Wenn Jemand ſagt, im hochheiligen Sakramente der Eu bleibe die Subſtanz des Brotes und Weines zugleich mit dem Le Blute unſeres Herrn Jeſu Chriſti, und läugnet jene wunderba eigenthümliche Verwandlung der ganzen Subſtanz des Brotes Leib und der ganzen Subſtanz des Weines in das Blut, ſo b noch die Geſtalten von Brot und Wein übrig bleiben: der ſ Banne.

Kanon 6.

Wenn Jemand ſagt, in dem heiligen Sakramente der Eu ſei Chriſtus der eingeborene Sohn Gottes nicht mit der Gott ge den, auch äußerlich zu entrichtenden Ehre anzubeten, und alſo au mit einer beſondern feſtlichen Feierlichkeit zu verehren, noch auch i zeſſionen, nach löblichem und allgemeinem Gebrauche und Herkom heiligen Kirche feierlich herumzutragen, noch auch öffentlich zur A dem Volke vorzuſtellen, und daß ſeine Anbeter Abgötterer ſeien ſei im Banne!

In der XXII. Sitzung heißt es von der Meſſe:

Kanon 2.

Wenn Jemand ſagt, Chriſtus habe durch jene Worte: „Th zu meinem Gedächtniſſe“ die Apoſtel nicht zu Prieſtern eingeſet habe nicht angeordnet, daß ſie und die anderen Prieſter ſeinen L ſein Blut opfern ſollen, der ſei im Banne!

Kanon 6.

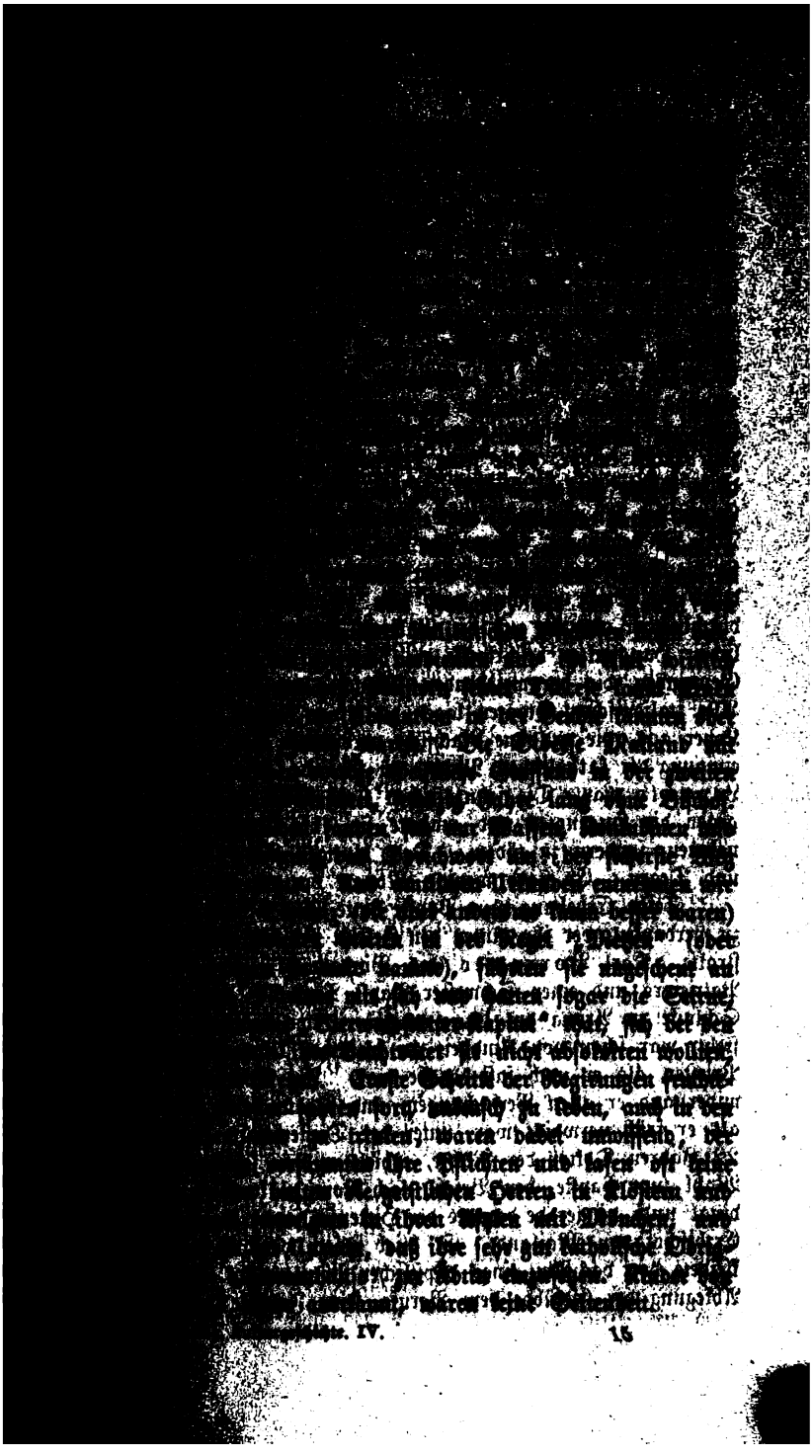
Wenn Jemand ſagt, der Kanon der Meſſe enthalte Irrtüm müſſe deshalb abgeſchafft werden, der ſei im Banne!

Kanon 9.

Wenn Jemand ſagt, der Ritus der römiſchen Kirche, nach d der Theil des Kanons und die Worte der Konſekration mit leiſer S ausgeſprochen werden, ſei verdammungswürdig, oder die Meſſe nur in der Landesſprache gefeiert oder dem im Kelche aufzuop Weine ſolle kein Waſſer beigemiſcht werden, weil dies gegen di ſetzung Chriſti ſei: der ſei im Banne!

U. ſ. w.

Wir haben geſehen, wie die letzten Päpſte, ſeit dem Tode Clemen ſich bemühten, die Kirche durch Reform der Sitten und Erm der Strenge des Glaubensbekenntniſſes zu ſtärken. Es war de der jene Männer, denen die katholiſche Kirche ein Werk Gotte



Solchen Zuständen gegenüber thaten Männer not, die mit der Begeisterung für ihre Kirche einen wahren Fanatismus, wenn auch nicht von der wilden Art des genannten Accolti, für die Verbesserung der Zustände derselben verbanden. Es war ein italienischer Dominikanermönch von geringer Herkunft, der das von Paul III. begonnene Werk in eindringenderer Weise als je Einer vorher fortsetzen sollte. Michele Ghislieri, so hieß er, aus Bosco bei Alessandria, 1504 geboren, lebte stets arm und rauh, reiste immer zu Fuß, ja sogar barfuß, ohne Kopfbedeckung und den Sack auf dem Rücken und trug einen langen grauen Bart. Er wurde Inquisitor in Como, wo ihn das Volk oft mit Steinwürfen empfing und ein Graf ihn in einen Brunnen zu werfen drohte. Er stieg aber zum Bischof, zum Kardinal und endlich als Pius V. (1566) zum Papst empor, ohne seine Lebensweise zu ändern. Außer der Andacht kannte er kein Gefühl. Hart und grausam war er als Inquisitor. Er verbot den Ärzten, Kranke, welche nicht beichteten, länger als drei Tage zu behandeln. Entweiher des Sonntags und Lästerer ließ er, wenn sie die Geldstrafen nicht bezahlen konnten, schwere Kirchenbußen thun und durch die Stadt peitschen, nach dem zweiten Rückfalle ihnen die Zunge durchbohren und sie auf die Galeren setzen. Die Ausgaben des päpstlichen Haushaltes beschränkte er, verwies die müßigen Pfarrer in ihre Gemeinden, die herumziehenden Mönche und Nonnen in ihre Klöster. Alle italienischen Staaten lagen zu seinen Füßen und lieferten ihm ihre Ketzer aus, die er ohne Nachsicht verbrennen ließ. Er brachte die Vereinigung der katholischen Mächte zu Stande, deren Frucht der Sieg bei Lepanto war. Die französischen Katholiken unterstützte er mit Truppen gegen die Hugenoten und mahnte sie, die Letzteren nicht gefangen zu nehmen, sondern zu tödten. Den blutigen Alba belohnte er mit Hut und Degen. Er starb wenige Monate vor der Bartholomäusnacht.

Seine Erhebung zum Papste hatte Pius V. vorzüglich einem Manne zu verdanken, der ihn unter den Helden der Gegenreformation noch überstrahlte. Karl Borromeo (lat. Borromäus), Sohn eines mailändischen Patriziers und einer Schwester Papst Pius IV., geboren 1538 auf dem Schlosse zu Arona am Lago maggiore, wo noch seine kolossale Bildsäule steht, war schon von Kindheit an frommen Übungen ergeben und bereits Priester, als er noch fast Knabe war. Im lüderlichen Pavia studirend, widerstand er allen Versuchungen, und begann schon im väterlichen Hause, als er früh verwaist war, unter der Dienerschaft zu reformiren. Mit 22 Jahren Doktor der Rechte, erhielt er von seinem Oheim, nach dessen Wahl zum Papste, den Befehl nach Rom zu kommen, wurde sofort Kardinal und, da gerade damals der Hirtensitz seiner Vaterstadt erledigt war, Erzbischof von Mailand. Er blieb jedoch vorläufig in Rom und bekleidete dort das Amt eines päpstlichen Pönitentiars. Er entzog sich durch Ablegung der Gelübde dem Berufe, seine Familie fortzupflanzen, als sei

Volkes bewirkte. Nachdem sein Plan, in der italienischen Schweiz ein Seminar zur Bildung rüstiger Bekämpfer der „neuen Lehre" zu errichten und den Jesuiten zu übergeben, am Mißtrauen der katholischen Schweizer selbst gescheitert war, verlegte er die projektirte Anstalt nach seinem Sitz Mailand. Sein Wirken war aber so fruchtbringend, daß der Bund welchen 1586 die sieben katholischen Kantone, unter Leitung des Nuntius gegen ihre protestantischen Landsleute schlossen, allgemein der goldene oder Borromäische genannt wurde. Und dieser Bund war die Quell aller nachherigen konfessionellen Zerwürfnisse in der Schweiz, die ohn ihn nach und nach ausgeglichen worden wären.

So hoben sich Borromeo's moralische Verdienste durch seine schäd liche politische und inquisitorische Wirksamkeit auf, und es konnte nich anders sein, da ihm jede höhere wissenschaftliche Bildung fehlte und e für Verbreitung nützlicher Kenntnisse nicht das Geringste that. Auch sein priesterliche Wirksamkeit erhält einen Flecken durch den von ihm erzählte Zug, daß er den Bewohnern des armen Val Camonica einst, als si die Zehnten nicht bezahlt hatten, deshalb seinen Segen verweigerte!

Seine Fehler machte er indessen wieder möglichst gut durch sei aufopferndes Verhalten während des namenlosen Elends, das bei Aus bruch der Pest Mailand heimsuchte, wobei er wirklich als ein Vater seine Diöcese wirkte, das hungrige, nackte, kranke Volk speiste, bekleidete un tröstete und seiner selbst nicht achtete, während der spanische Statthalte sich in Sicherheit brachte. Freilich erscheint es dabei wieder sonderbar, doch für den Geist der Zeit bezeichnend, daß er nach dem Aufhören de Krankheit die Häuser der Stadt durch — Gebet und Weihwasser „reinigte" und bei diesem Anlasse wie Savonarola, alle nach seiner Ansicht „un züchtigen" Gemälde sowie verführerischen und irreligiösen Bücher un anderes Unheiliges aus den Häusern schaffte, was er jedoch wieder auf geben mußte, soviel Erbitterung pflanzte es. Durch seine Bemühungen Karnevalslärm und Turniere zu unterdrücken, zog er sich auch die Feind schaft des vor der Pest geflohenen Statthalters zu; aber er trug sie nich lange. Im Jahre 1584 brachten ihm seine Anstrengungen und Kaste ungen und seine schwächliche Leibesbeschaffenheit im rüstigen Alter von erst 46 Jahren, den Tod. Im Jahre 1610 wurde er heilig gesproche

Als ein Gegenstück zu ihm in vielen Beziehungen, als ein gleich ihm hohe, musterhafte Moralität mit religiösem und politisch-konfessionelle Fanatismus verbindender Glaubensheld erscheint der Gegenreformato Savoiens, Franz von Sales. Aus dem gräflichen Hause dieses Namens im gleichnamigen Schlosse in Savoien 1567 geboren, und zwar etwa zu früh und daher schwächlich, wandte er sich, wie alle Koryphäen de Frömmigkeit, sehr früh religiösen Übungen zu, erhielt schon mit zwölf Jahren die erste geistliche Weihe, studirte in Paris, dann in Padua, a welchen Orten er allen Versuchungen widerstand und Verführerinnen s

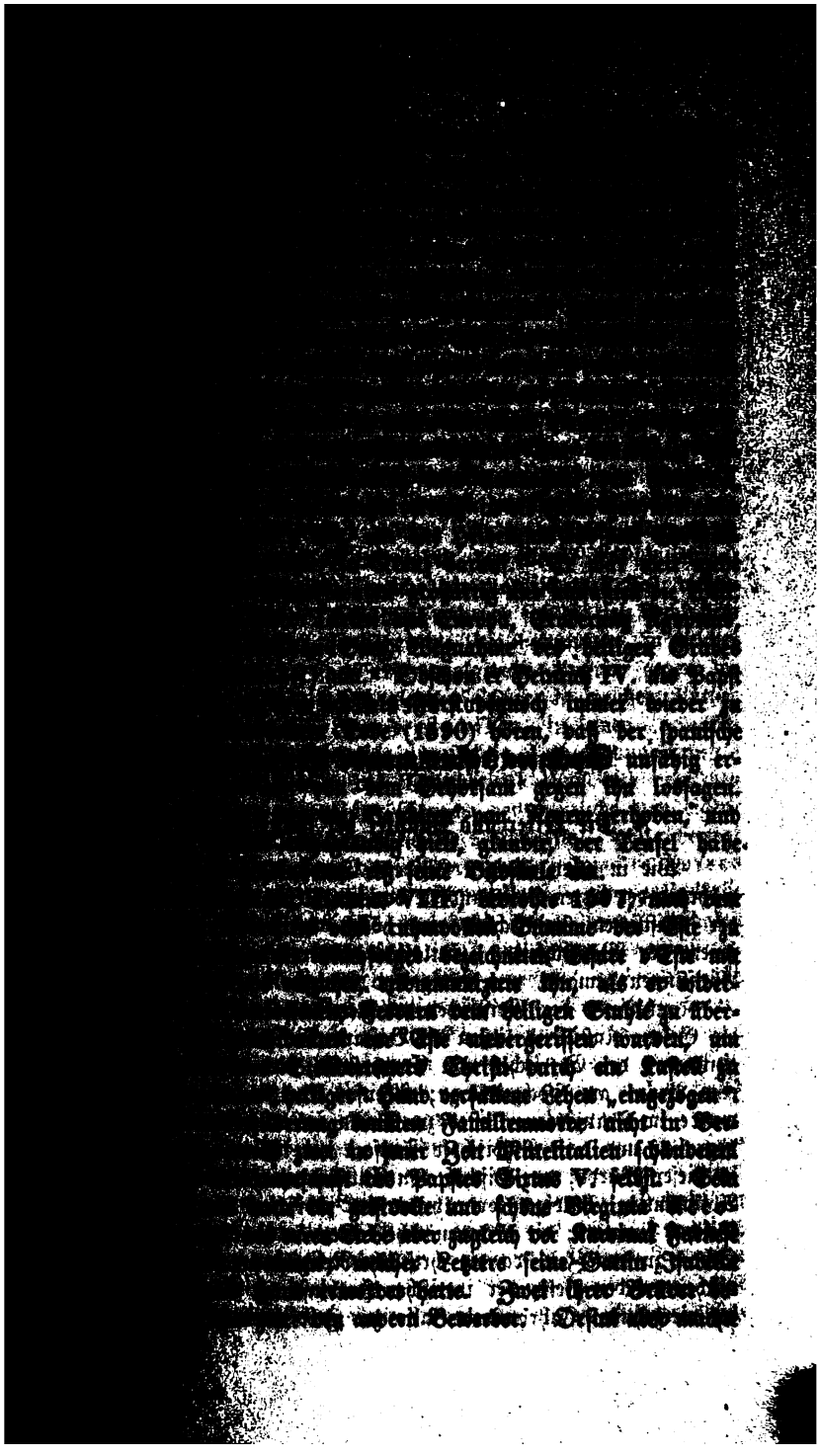
kehrte, ſtärkte ſich in Rom und Loretto in ſeiner myſtiſchen Richtung, erhielt nach ſeiner Rückkehr in's Vaterland die Stelle eines Propſtes des durch die Reformation aus Genf nach Annecy vertriebenen, doch jenen Namen beibehaltenden Bistums, wurde Koadjutor des Biſchofs und 1602 deſſen Nachfolger. Wie Borromeo, ſo lebte auch er höchſt einfach und anſpruchlos, errichtete Schulen, übte Wolthätigkeit und wirkte für ſtrenge Beobachtung der kirchlichen Vorſchriften. Er ſtarb 1622 bei einem Beſuch in Lyon. Schon als Jüngling hatte er ſich vermeſſen, den greiſen Genfer Theodor von Beza (ſ. oben S. 178) bekehren zu wollen. Seine bedeutendſte, in das politiſch-religiöſe Feld einſchlagende Wirkſamkeit war aber darauf gerichtet, jenen Theil Savoiens, der 1536 mit dem Waatlande in die Hände der Berner gekommen, von Dieſen zum Proteſtantismus gebracht, aber 1564 wieder an Savoien abgetreten war, die Landſchaft Chablais, zum Katholizismus zurückzuführen. Der Herzog Karl Emanuel von Savoien, welchem Alles an der Eroberung der freiheitliebenden Stadt Genf lag, gegen welche er die berüchtigte Escalade verſuchte, beförderte dies Unternehmen nach Kräften. Die 45 reformirten Prediger wurden aus dem Lande vertrieben, ſtatt ihrer Jeſuiten eingeführt und von ihnen Kollegien geſtiftet. Mit Unterſtützung der herzoglichen Deſpotie und durch pomphafte Zurſchauſtellung des katholiſchen Kultes gelangte Franz von Sales, doch erſt durch mühevolle Arbeit vieler Jahre, zum Ziele vollſtändiger Ausrottung des Proteſtantismus in Savoien. Auch wirkte er nach Kräften für die Stärkung des durch die Hugenoten erſchütterten Katholizismus in Frankreich, wo ſeit 1600 in Maſſe Jeſuiten, Bettel- und andere Mönche und Frauenkongregationen eingeführt wurden. Er ſelbſt ſtiftete mit Hilfe ſeiner Freundin, Mère Chantal, den Orden der Heimſuchung für Solche, welche die ſtrengeren Regeln nicht ertragen konnten, beſonders Krankenpflege übten und eine ſchwärmeriſch-myſtiſche Andacht pflogen. Dieſer Orden breitete ſich über ganz Frankreich aus, wo damals auch die Urſulinerinnen und die „barmherzigen Brüder" des Portugieſen Johannes a Dio, wie die „barmherzigen Schweſtern" und die Miſſionäre des Apoſtel Vincenz von Paul Eingang fanden, die „Väter der chriſtlichen Lehre" den Elementarunterricht katholiſch reformirten, die Prieſter des Oratoriums die katholiſche Predigt und die reformirten Benediktiner von St. Maur eine „katholiſche Wiſſenſchaft" in Aufnahme brachten.

Die Richtung dieſer Männer und Orden behauptete von da an in der katholiſchen Kirche die Oberhand. Pius' V. Nachfolger, Gregor XIII., der vor der Prieſterweihe ein lockeres Leben geführt hatte, gehörte weniger zu ihnen, als daß er ſich von ihnen leiten ließ, unter denen die Jeſuiten und Theatiner die Hauptrolle ſpielten, die ihm auch nicht gerathen, ſeinen natürlichen Sohn zu geiſtlichen Würden zu befördern. Doch verſchaffte er ihm weltliche ſolche in Venedig und Spanien und

machte zwei Neffen zu Kardinälen. Er befliß sich als Papst fromm Wandels, stiftete geistliche Kollegien, so auch ein englisches und e griechisches, und hob das vernachlässigte deutsche. Sein berühmtest Unternehmen aber ist die durch das Konzil von Trient gewünschte Refor des julianischen Kalenders, an dessen Stelle nun der von dem kal bresischen Astronomen Lilio entworfene gregorianische oder ne trat, eine nur unwesentliche Verbesserung des alten, dessen schreiend Unregelmäßigkeiten (namentlich in der Zahl der Monatstage) er ängstli beibehielt. Es war nämlich entdeckt worden, daß das Jahr um 11 Minut und 12 Sekunden zu hoch berechnet wurde und daß es demnach notwend war, 10 Tage zu überspringen. Die Neuerung wurde am Tage n dem 4. Oktober 1582 begonnen und derselbe als der 15. gezählt. T Protestanten fügten sich dem neuen Kalender bekanntlich erst viel spät

Daneben erscheint Gregor in einem häßlichen Lichte durch sei schon erwähnten Ränke zu Gunsten Spaniens, der Guisen und Mar Stuarts gegen die Niederländer, die Hugenoten und Elisabeth von En land. Am meisten beschäftigte ihn außerdem die Vermehrung der Ei künfte des Kirchenstaates, zu deren Gunsten er die Hilfsquellen Ancon und anderer Städte zu Grunde richtete. Eine kräftigere Persönlich als er war sein berühmter Nachfolger Sixtus V., von Dalmatie die vor den Türken geflohen, stammend, 1521 bei Fermo geboren. hütete als Knabe die Schweine, wurde Franziskaner, beliebter Predig ergab sich mit Leib und Seele der strengen reformatorischen Par arbeitete für das Konzil von Trient und für die Inquisition, stieg z General seines Ordens, zum Bischofe seiner Vaterstadt, und errang endlich 1585 durch seinen Geist, nicht aber durch seine Verstellung Krüppel, wie die Mythe erzählt, die Wahl zum Papste im 64. Jah Er wirkte in vielen Beziehungen wolthätig, legte großartige Wasserleitung an, ließ Sümpfe austrocknen, um den Ackerbau zu heben und errich Seidenfabriken. Dagegen ließ sein Ehrgeiz, wenn auch nicht geistliche doch weltlichem Nepotismus wieder freien Lauf, und er verheiratete sei Neffen und Nichten schweinehirtlicher Abkunft mit Colonnas und Orsin

Der Kirchenstaat bedurfte übrigens einer so kräftigen Leitung, sie Sixtus übte; denn die bisherigen moralischen Reformen hatten w wenig gefruchtet. In allen Städten waren die Bürger neuerdings Welfen und Ghibellinen getheilt, obschon diese Parteien keinen Sinn m hatten, — blos um sich zu befeinden. Brüder wüteten gegen Brüd Manche mordeten ihre Frauen, wenn diese der Gegenpartei angehörte Gefängnisse wurden erbrochen, um Parteigenossen zu befreien oder Fei zu tödten. Die der Polizei Entronnenen aber traten zu Banden sammen und verübten namenlose Gräuelthaten, — Männer aus Famil wie Piccolomini, Malatesta u. A. an ihrer Spitze. Gregor XIII. mochte nichts gegen sie; denn seine Nachbaren nahmen sie in



der Sache ein Ende, indem er Peretti Nachts auf der Straße in Ro ermorden ließ. Der Verdacht des Verbrechens fiel auf Virginia, wel im Kerker der Engelsburg ſchmachten mußte, bis ihre Unſchuld an b Tag kam. Dennoch reichte ſie dem Mörder die Hand und zog mit ih in das Gebiet Venedigs, wo er zu Salo am Gardaſee ſtarb und i 100.000 Goldthaler hinterließ. Einer ſeiner Verwandten, nach d Erbſchaft lüſtern, klagte Virginia des Mordes an und ließ ſie, als nichts beweiſen konnte, nebſt ihrem Bruder Ende 1585 ermorden, wo er nebſt ſeinen Banditen hingerichtet wurde.

Die zweite der erwähnten Mordthaten wurde an dem reichen Rön Francesco Cenci durch ſeine Gattin Lucrezia Petroni und deren Sti kinder, Giacomo und die ſchöne Beatrice begangen, die er durch ſe Tyrannei und Geilheit empört hatte. Sie wurden ohne alle Rückſ auf mildernde Umſtände unter Clemens VIII. 1599 bei der Engelsbri in Rom hingerichtet.

Zweiter Abſchnitt.

Spaniens flammende Scheiterhaufen.

A. Die Leiter und Häupter der ſpaniſchen Inquiſition.

Wie in allen übrigen Ländern Europa's, ſo war auch in Spani während der letzten Jahrhunderte vor der Reformation der ſittliche Zuſta der chriſtlichen Geiſtlichkeit ein höchſt verdorbener und wetteiferte m jenem der Weltlichkeit. „Entlaſſene Mätreſſen (ſagt Hefele) wurden Äbtiſſinnen gemacht, von König und Königin die Ehe öffentlich gebroch — Konkubinen der Geiſtlichen machten aus ihrer Schande kein Hehl; die Geſetze Kaſtiliens ließen die Baſtarde der Geiſtlichen als Inteſtaterb eintreten; der Erzbiſchof von Compoſtella, Rodrigo Luna ſchändete 14 eine Braut am Hochzeitstage; Alonſo Corillo, Erzbiſchof von Tole wurde im Franziskanerkloſter zu Alcala neben ſeinem natürlichen So begraben und dem Erzbiſchofe Fonſeca von Santiago folgte ſein So in dieſer Würde; der Biſchof von Calahorra, Pedro Aranda, ein jüdiſch Abkömmling, huldigte fortwährend der jüdiſchen Religion, während er Biſchof fungirte; die Bettelmönche lebten in Prunkzimmern und Lux Schon zu der Zeit, da die chriſtliche Religion noch mit der mohamme niſchen um den Beſitz der iberiſchen Halbinſel zu kämpfen hatte, und z im vierzehnten Jahrhundert, alſo zur Zeit eines Boccaccio, Chaucer

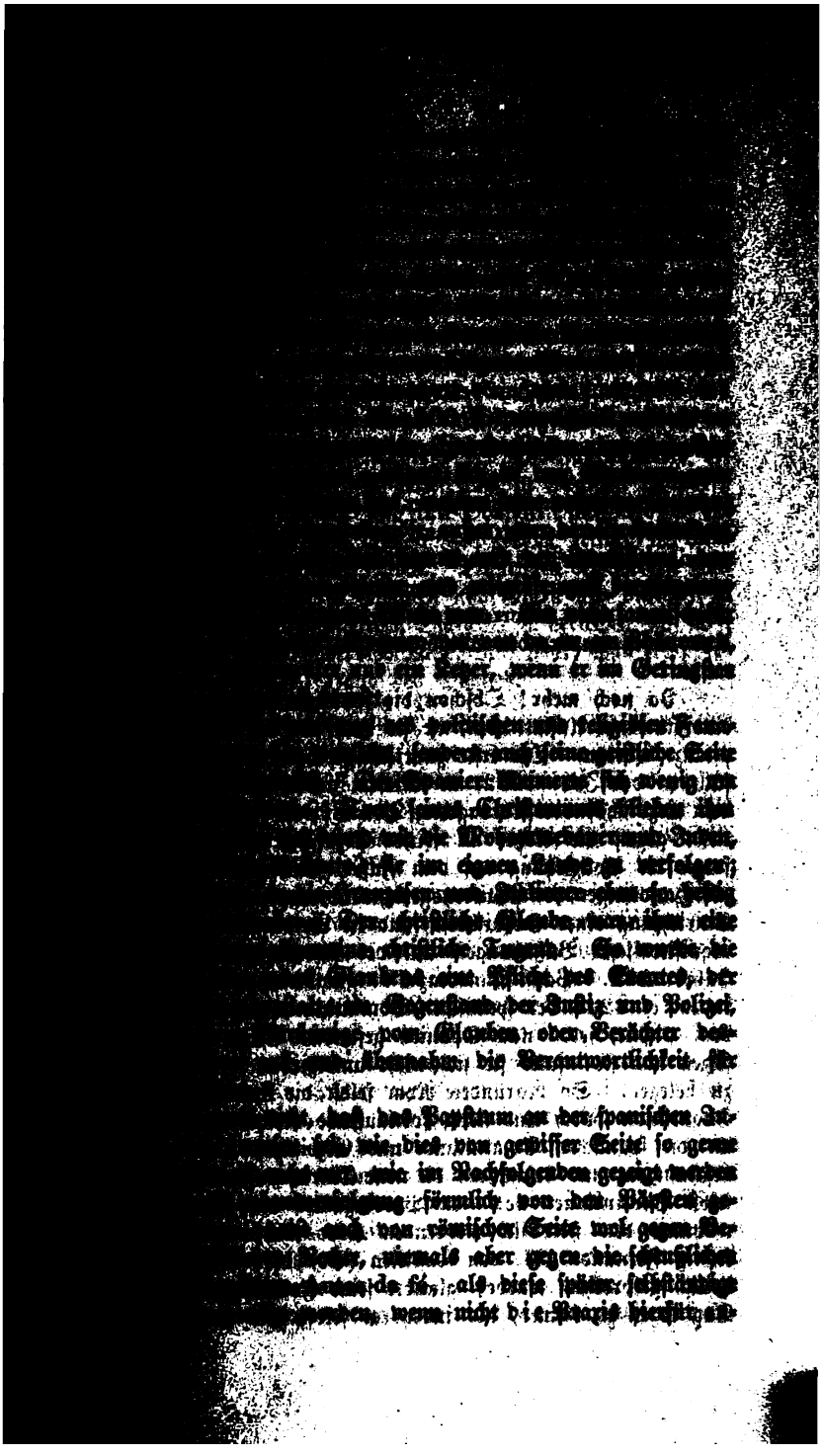
Suchenwirt, wurden ſpaniſche Stimmen laut, die ſich gegen die geiſtliche Sittenloſigkeit erhoben. Ein Berufsgenoſſe des fehlbaren Standes ſelbſt, der Erzprieſter Juan Ruiz von Hita (oder Fita) war der erſte Satirendichter, dem jene entwürdigenden Zuſtände die Geißel des Witzes in die Hand drückten, und er verſchonte nicht einmal den römiſchen Stuhl, den er als die Quelle der ſchmählichſten Beſtechung hinſtellte. In ſeinen Gedichten, welche meiſt allegoriſchen Inhalts ſind und angebliche eigene Erlebniſſe darſtellen, erſcheint er als ein Vorläufer von Rabelais. Das ergötzlichſte iſt der Krieg zwiſchen Herrn Carneval (Don Carnal) und Frau Faſten (Donna Quaresma), worin die Faſten lächerlich gemacht und ohne Bedenken heidniſche Götter, wie Venus und Amor, in's Feld geführt werden. Mit nicht minderer Freimütigkeit äußerte ſich der klaſſiſch gebildete Staatsmann und Geſchichtſchreiber Pero Lopez de Ayala in dem Gedichte Rimado de Palacio, der bereits die Gefahren ahnte, in welche das Schifflein Petri geraten würde. Andere folgten nach, doch ohne bei der Dickköpfigkeit und Denkträgheit der Maſſe des ſpaniſchen Volkes und bei der Beſchäftigung, welche die mauriſchen Kriege dieſem gewährten, etwas auszurichten. Trotzdem mehrten ſich die von kirchlichem Reformeifer beſeelten Satiriker, je näher die Zeit heranrückte, in welcher von den deutſchen Landen aus der erſte erfolgreiche Angriff gegen die römiſche Geiſtesfeſtung erfolgte. Im gleichen Jahre, in welchem Luther auftrat, geißelte ein Karthäuſer, Joan de Padilla, in ſeinen „triunfos de los doce Apóstoles“ (übrigens eine ungeſchickte Nachahmung Dante's ein Flug durch die zwölf Zeichen des Thierkreiſes) ohne viel poetiſchen Schwung, aber in ſchöner dichteriſcher Sprache das weltliche und eigennützige Treiben der Geiſtlichen, namentlich ihre Simonie. Ihn übertraf an Kraft und plaſtiſcher Darſtellung der Weltprieſter Bartolomé de Torres Naharro, der in ſeinem poetiſchen Sammelwerke „Propalladia“, deſſen größten Theil acht Schauſpiele einnehmen, trotz ſeiner Feſtigkeit im katholiſchen Glauben, frei herausſagte, daß im Schoſe der Geiſtlichkeit Glaube und Liebe, Recht und Gewiſſen nirgends zu finden, das Zelt der Gott, die Welt der Ruhm dieſes Standes, Rom ein Sünderneſt, eine Zwingburg der Bosheit, ja ein Abzugskanal alles Schmutzes ſei. Der Dichter mußte aus Rom wegen einer Satire gegen den laſterhaften Hof nach Neapel fliehen und ſtarb in Armut. In nackter Proſa ſchloß ſich Dieſem an ein Mönch aus Burgos, Fray Prudencio Sandoval, der in ſeinem Sendſchreiben, an die Geiſtlichkeit, den Adel und die Univerſitäten von Spanien 1520 die Ausſchweifungen aller dieſer Stände bitter anklagte und die Verwendung der kirchlichen Einkünfte zu Beſtechungen ſchonungslos bloslegte. Auch nach der deutſchen Reformation, in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, traten die Mönche Francisco de Oſuna und Pablo de Leon in gleicher Weiſe auf, und keine Farbe war ihnen zu dunkel, das Leben ihrer Berufsgenoſſen zu ſchildern, ohne

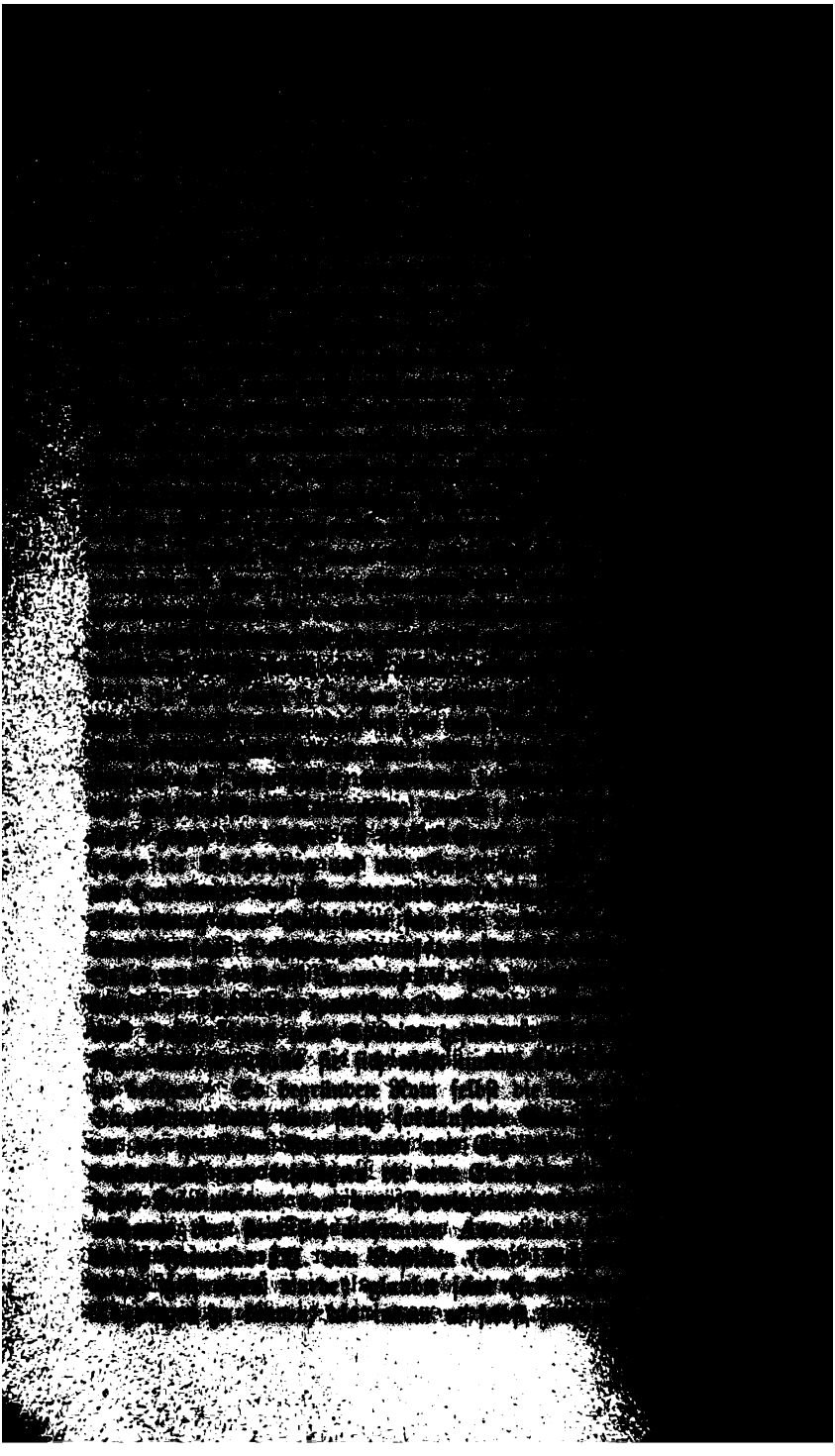
daß es ihnen einfiel, ein einziges Dogma der Kirche in Frage zu ſtellen Ja, man fühlte ſich von der Wahrheit ihrer Ausſagen ſo getroffen, da nicht einmal die Inquiſition, welche doch die Propalladia verdammte gegen die Werke dieſer Männer einſchritt, mit denen noch Andere, di alle zu nennen zu weit führen würde, gleiche Tendenzen verfolgten. Selb unter dem Volke gab ſich nun die Überzeugung von der Schlechtigke und Unwiſſenheit des größten Theiles der Seelenhirten in Sprichwörter kund, wie z. B. „Es giebt nichts Selteneres, als einen ſchönen Apr und einen guten Biſchof," „der Biſchof von Calahorra giebt den Eſe die Tonſur," „wer nach Rom will, darf kein hinkendes Maulthier no einen ungeſpickten Beutel mitnehmen," „die Mönchsregel heißt: nim von Allem und gieb Niemanden etwas!" u. ſ. w. — Sprichwörter, d zur Blütezeit der Inquiſition der Kanzelredner und Profeſſor Herm Nuñez in Salamanca ſammelte und nach ſeinem Tode, 1555, ein Freu herausgab.

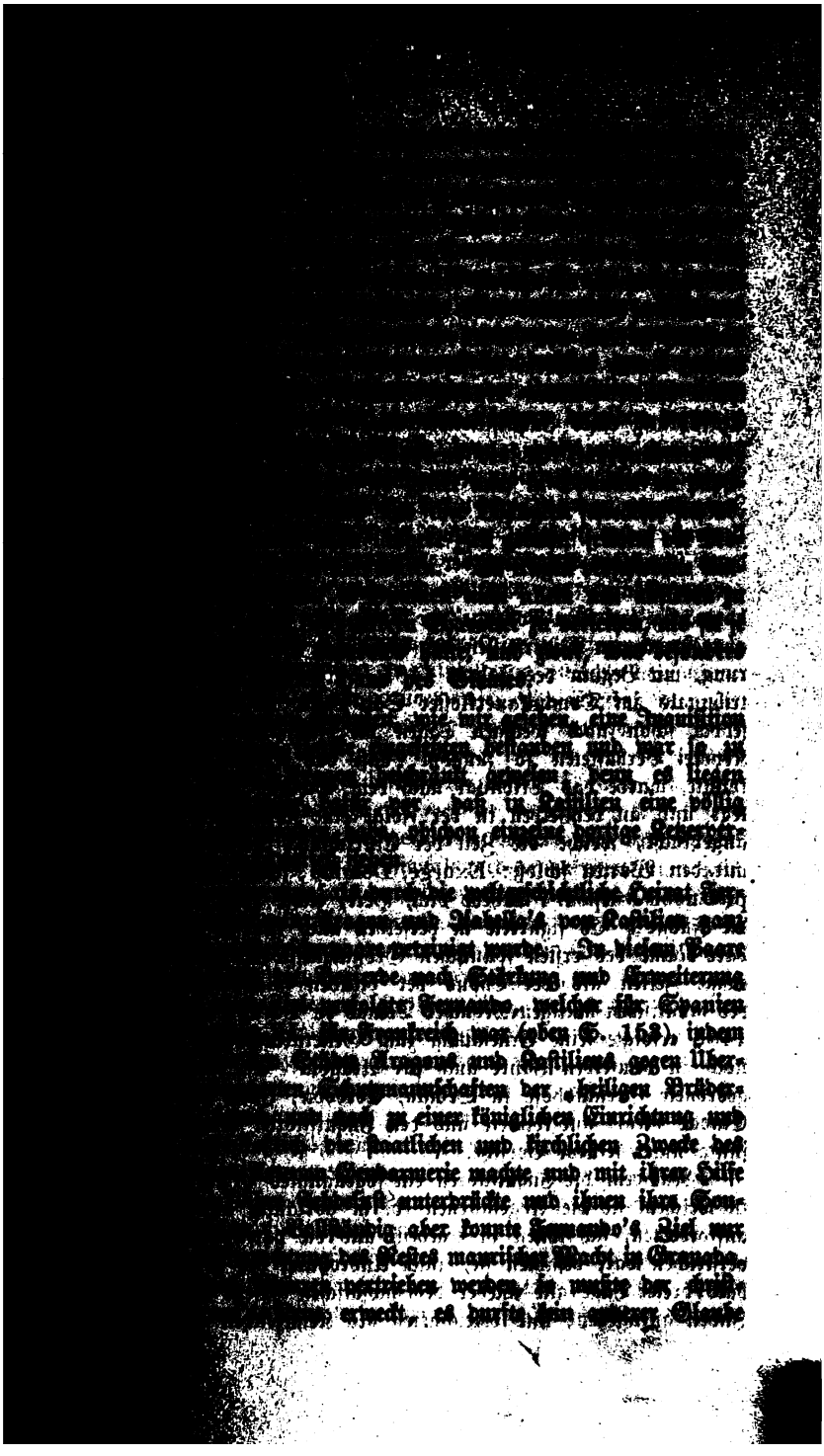
Die ſpaniſche Literatur über den Gegenſtand, um den es ſich handel erſtreckte ſich ſogar über fremde Länder. Der Kloſterbruder Antonio Aranda ſchilderte in der Beſchreibung ſeiner Pilgerfahrt nach Jer ſalem in beißenden Worten den Aberglauben und den leeren Forme dienſt der dortigen Chriſten, ſowie die von ihnen im Kult angewandt Taſchenſpielerkunſtſtücke, die nicht geeignet ſeien, für ihren Glauben um den Türken Propaganda, dagegen aber ſehr, ihn lächerlich zu machen.

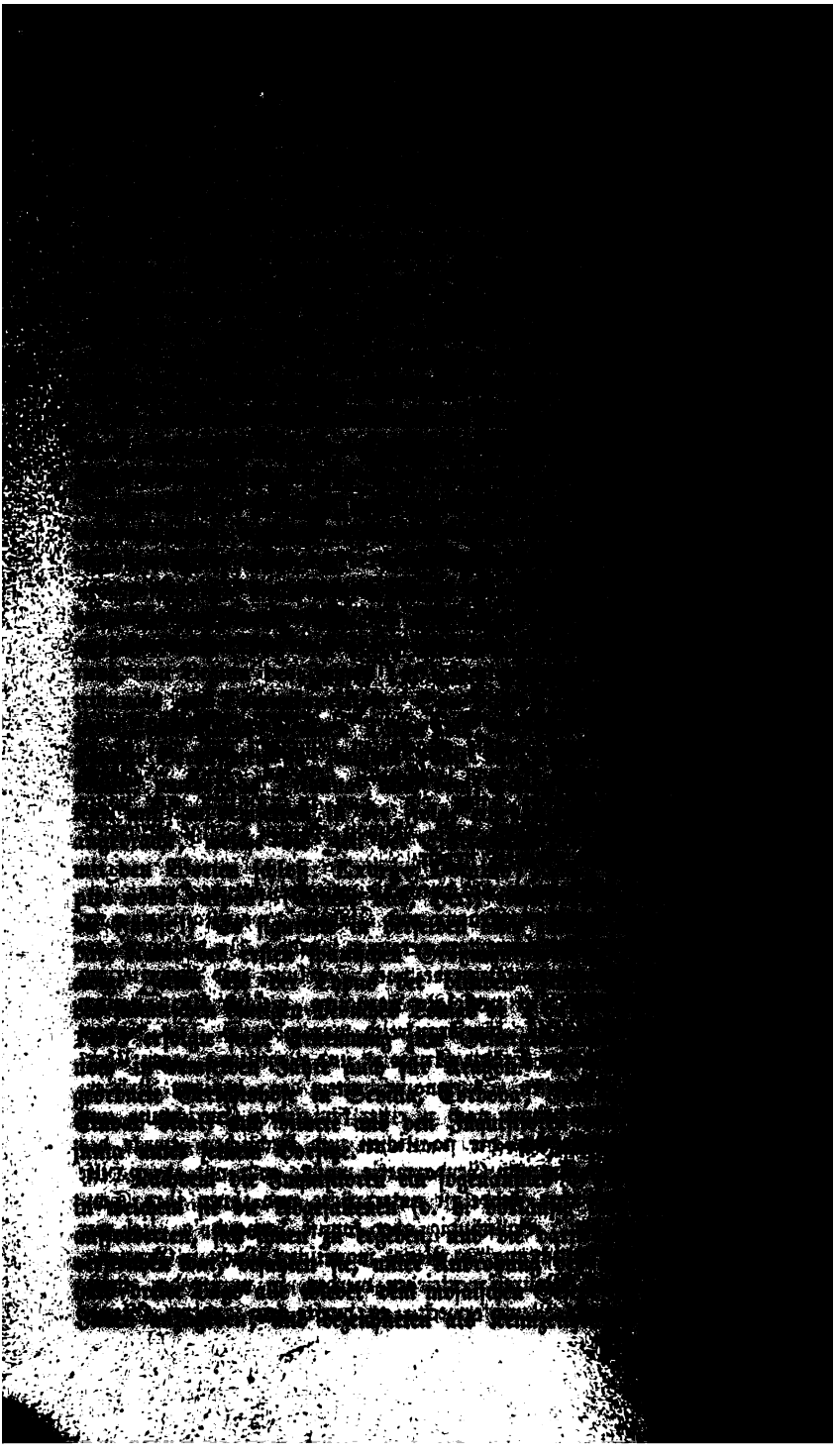
In allen dieſen Schriften waltete indeſſen eine rein ſittliche R formtendenz; den Glauben hatte noch keiner der genannten und ang deuteten Schriftſteller anzutaſten gewagt. Es rührt dies daher, daß d Spanier, wie alle romaniſchen Völker, ja wie ſchon die heidniſchen Röme keinen innerlichen Glauben, kein religiöſes Gefühl, keine Innigkeit b ſitzen, vielmehr die Religion nur als etwas Äußerliches, als eine he gebrachte und notwendige Art, ſich zu verhalten, als einen Zweig d öffentlichen Zucht und Polizei auffaſſen. Selbſt die hervorragend Geiſter, welche nicht dem geiſtlichen Stande angehörten, beſchäftigten ſi wol mit allen möglichen Wiſſenſchaften, nur nicht mit der Theolog Noch mehr aber, als dies unbewußte Motiv hatte in Spanien die Furc vor der Inquiſition eine verhältnißmäßig höchſt geringe reformatoriſ Thätigkeit zur Folge.

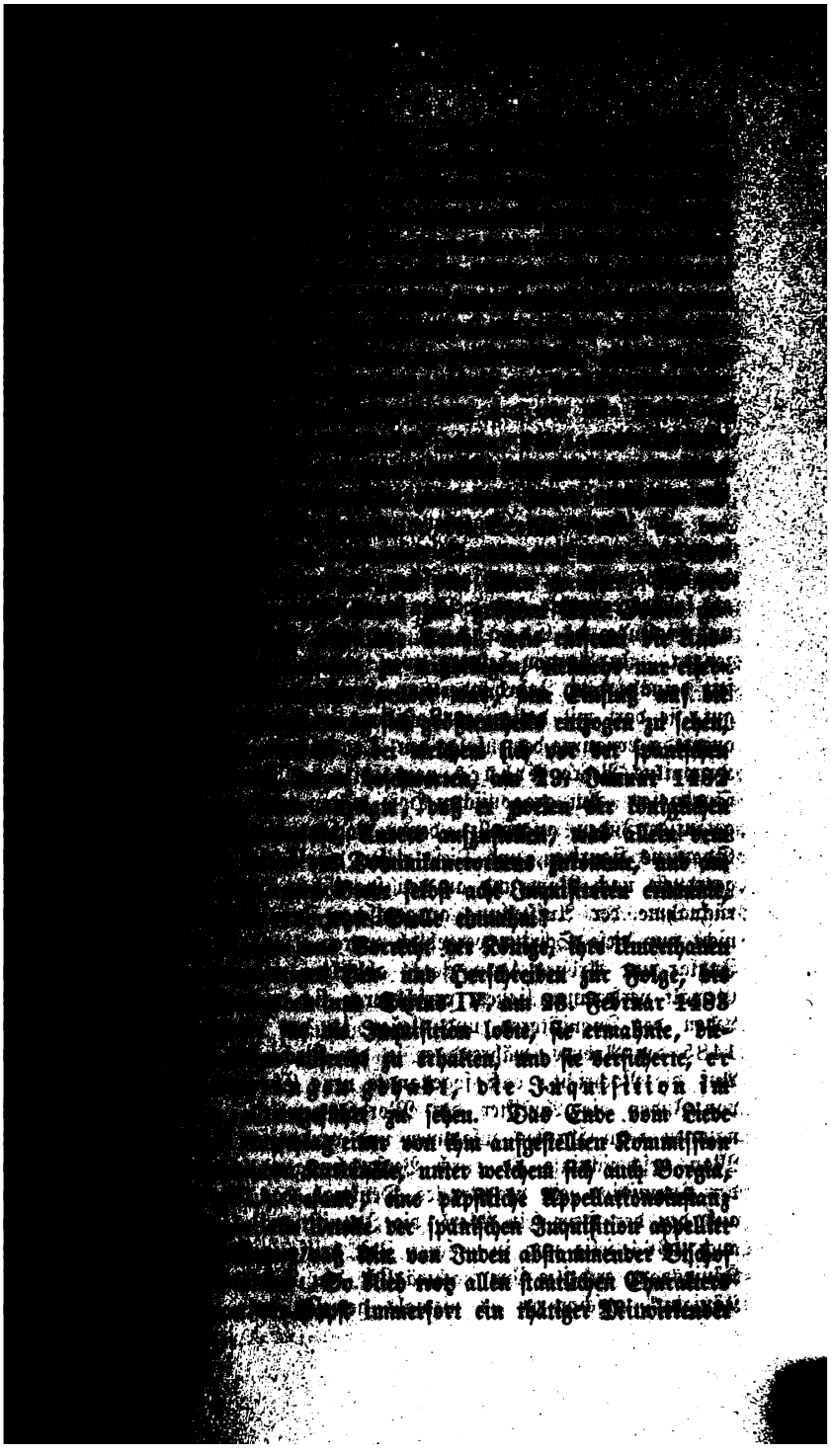
In jenem heißblutigen Lande hatte die Glaubensverfolgung ih Quelle bereits in dem weſtgotiſchen Geſetzbuche, das unter den übrig derartigen Arbeiten aus der Periode der Völkerwanderung (Bd. II S. 83 ff.) durch beſondern Glaubenseifer hervorragte. Denn es entſta durch geiſtlichen Einfluß, ſeitdem die vorher arianiſchen Könige jenes Volk (Rekkared zuerſt) ſich der Autorität des römiſchen Kirchentums beugt Aufgeblaſene Biſchöfe, vor deren Verſammlung ſich der König „nach G wohnheit" zur Erde niederwerfen mußte, gaben dem Lande die Geſe

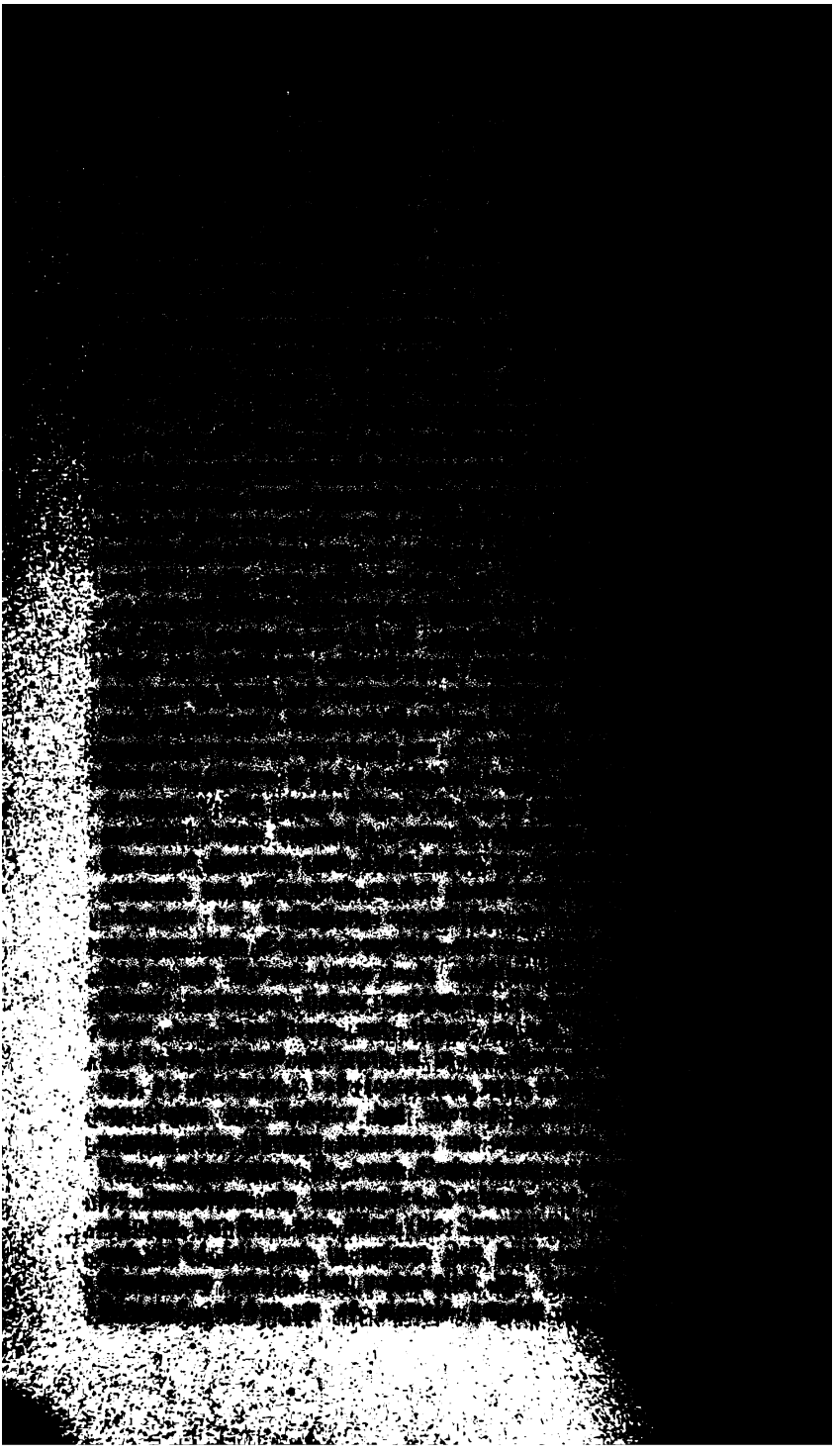


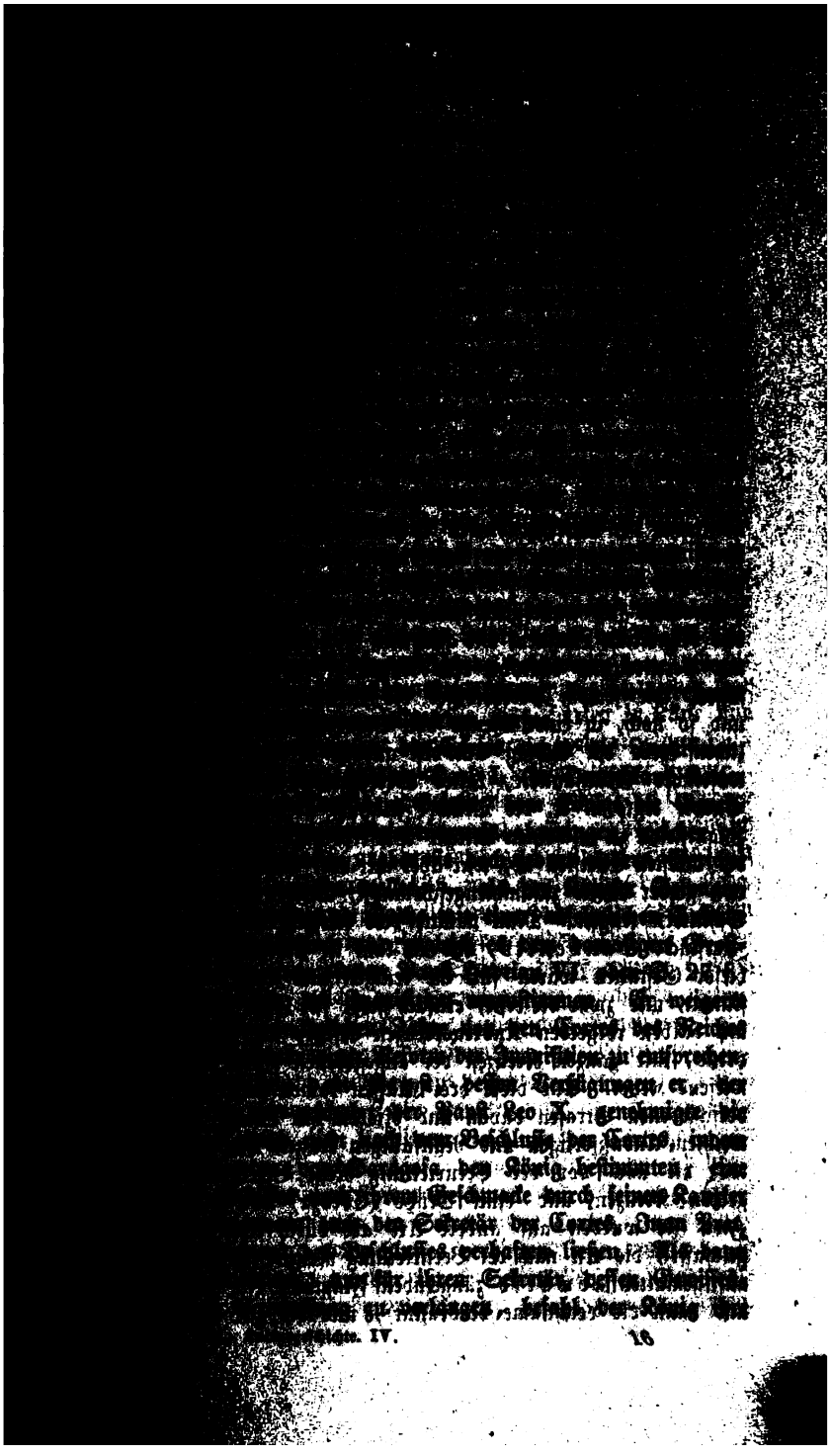












Auflösung, der sie sich aber nicht fügten, vielmehr neuerdings vom Papst die Bestätigung ihres Beschlusses verlangten. Sie erreichten zwar ihren Zweck nicht, aber der König den seinigen auch nicht; denn Papst Leo X war der spanischen Inquisition sehr ungünstig gesinnt und verordnete die Absetzung mehrerer Inquisitoren und verschiedene Reformen; — da aber der Papst schon 1521 starb und der Kaiser den Vollzug der betreffenden Bulle untersagte, — so blieb Alles im Alten.

An der Spitze der spanischen Inquisition stand ein königlicher Rat bestehend aus dem Großinquisitor, welchen der Papst auf Vorschlag des Königs ernannte, als Vorsitzenden, einem Bischofe und zwei Doktoren der Rechte. Diese Beisitzer hatten jedoch blos in civilrechtlichen Sachen eine beratende Stimme; in geistlichen Dingen verfügte der Großinquisitor allein. Zur Abfassung der auf den Gerichtsgang bezüglichen Reglemente und Instruktionen wurde der königliche Rat durch die Inquisitoren der untergeordneten Tribunale zu einer Generaljunta erweitert. Das Verfahren war ein demjenigen der ältern Inquisition gegenüber wesentlich verschärftes. Die Freisprechung war außerordentlich erschwert, wenn nicht fast unmöglich gemacht, die Vornahme der Folter erleichtert, das beharrliche Leugnen, wie auch das Nichterscheinen des Citirten, geradezu mit Verurteilung bedroht, dem Angeklagten die vollständigen Zeugenaussagen, wie seinem Vertheidiger die Mittheilung der Akten vorenthalten, und so noch, in einer Menge von Verordnungen und Zusätzen, der christlichen Liebe ein Schlag um den andern versetzt. Es war ein Gemisch teuflischer Grausamkeit, kalter Berechnung und lächerlicher Pedanterie. Davon legte u. A. die Tracht Zeugniß ab, in welcher die Opfer der Inquisition zu erscheinen hatten. Dieselbe stammte von dem Büßergewande der ältesten Christen ab, war aber mit der Zeit zu einem blosen Skapulier von gelber Wolle zusammengeschrumpft, welches die Verurteilten über den Schultern trugen. Man nannte dies seltsame Kleidungs- oder vielmehr Zierstück: Sanbenito, und es kam in sechserlei Gestalten vor. Drei dieser Gestalten waren für die reuigen und nicht rückfälligen Ketzer bestimmt, und zwar die erste, einfach gelb, für leicht Verdächtige, die zweite, mit halben rotgelben Andreaskreuzen besetzt, für schwer Verdächtige, die dritte, mit ganzen Kreuzen der angegebenen Form und Farbe, für überwiesene Ketzer. Alle diese drei Klassen kamen mit öffentlicher Buße und verschiedenen Strafen davon und blieben am Leben. Die dem Tode geweihten Unbußfertigen und Rückfälligen trugen wieder dreierlei Sanbenitos: die noch vor der Verurteilung Reue Bezeigenden gelbe mit roten gelben Kreuzen und eine Mütze (Coroza) von derselben Farbe und Zier (sie wurden auf andere Art als durch das Feuer aus der Welt geschafft), die erst nach der Verurteilung Reue Bezeigenden gelbe mit bloß auf gemalten abwärts züngelnden Flammen (sie wurden erst erdrosselt und dann die Leichname verbrannt), und die gar keine Reue Bezeigen-

den gelbe mit aufwärts strebenden Flammen (sie wurden lebendig verbrannt).

Und die Lenker dieser Gräuel, — wer waren sie? Bald unwissende, bald schlaue Mönche, unterstützt von herz- und gewissenlosen Despoten, denen am Wol ihrer Unterthanen weniger lag, als an der Bereicherung ihrer Schätze und der Erweiterung ihrer Macht. Der erste Großinquisitor, der gräßliche Torquemada, war ein höchst abergläubiger Mönch. Auf seinem Tische lag stets ein Einhornzahn (was darunter zu verstehen, wissen wir nicht), welcher das Vorhandensein von Giften anzeigen und sie unschädlich machen sollte. Denn Torquemada hatte Ursache, für sein Leben besorgt zu sein und das Schicksal des „seligen" Arbues zu scheuen. Das ganze Volk haßte ihn leidenschaftlich, und er ging nie auf Reisen, ohne eine ihm von Fernando und Isabella bewilligte Leibgarde von fünfzig bewaffneten Dienern (Familiaren) der Inquisition zu Pferde und zweihundert zu Fuß. Die übrigen Inquisitoren führten den fünften Theil dieser Macht mit sich.

Der berühmteste Großinquisitor nach Torquemada war der bedeutende Staatsmann und Kardinal Francisco Ximenes de Cisneros, dem es nicht genügte, die Mauren aus Spanien vertrieben zu haben, der vielmehr nach Afrika übersetzte, um sie auch dort zu unterjochen. Auch die Verbreitung der Inquisition über sämmtliche Provinzen Spaniens war das Werk dieses Mannes, den ein Zeitgenosse als „Türken in Kutte und rotem Hute" bezeichnete, gleichwie der damals lebende Gelehrte Juan Luis Vives die Mönche seiner Zeit überhaupt als „Türken in der Kapuze".

Ximenes, aus dem niedern Adel des kastilischen Städtchens Cisneros stammend, verdient jene Benennung nicht ganz. Es erscheint nämlich billig, ihn mit Berücksichtigung auf den kulturgeschichtlichen Standpunkt seiner Zeit zu beurteilen. Geboren 1436 zu Torrelaguna bei Toledo, wuchs er unter dem Taufnamen Gonzalez auf, vertauschte aber diesen Namen, seit seinem dem Geiste der Zeit entsprechenden Eintritte in den Franziskanerorden, mit dem Namen des Stifters dieses letztern. Nach der Eroberung Granada's, welche dem Herrscherpaare durch den scheußlichen Papst Alexander VI. den Titel der „katholischen Majestäten" eintrug, zugleich aber Spanien in seiner Gesammtheit dem Christentum der Inquisition überlieferte, wurde Ximenes als Beichtvater der Königin Isabella berufen. Dieser ehrenvollen Stelle gesellten sich bald noch jene eines Provinzials seines Ordens für Kastilien, 1495 eines Erzbischofs von Sevilla und Primas von Spanien, 1507 eines Kardinals und im nämlichen Jahre eines Großinquisitors von Kastilien und Leon bei. Sein Einfluß und seine Macht blendeten ihn jedoch nicht; er blieb mäßig und ihr fort, sich mit Kost und Lager eines Bettelmönchs zu begnügen, so aß Papst Alexander VI. ihn tadelte und ihm bemerkte, ein Kirchenvorsteher solle den Verdacht abergläubiger Niedrigkeit nicht weniger vermeiden,

als den Vorwurf der Eitelkeit und des Stolzes. Es wird behauptet, Ximenes habe, auch nachdem er gezwungen worden, dieſer Mahnung zu folgen und ſich „der Würde ſeines Standes gemäß zu benehmen", dies doch nur zum Scheine öffentlich gethan, im Geheimen aber ſein früheres Leben fortgeſetzt und mit Liſt zu verhindern geſucht, daß ſeine Diener bemerkten, wie er auf dem Boden in ſeiner Kutte ſchlief, ſtatt in ſeinem Prachtbette, — bis ein Zufall dieſe ſeltene Enthaltſamkeit bekannt machte! Was ſollen wir aber denken, wenn erzählt wird, der große Mann habe „des Tags unzählige Male ein kleines Kruzifix betrachtet, welches er mit einer Schnur an ſeinen Arm gebunden hatte und — als ein „Präſervativ gegen Sünden" betrachtete?" Seinen Glaubenseifer zu bethätigen, hatte Ximenes die erſte Gelegenheit während ſeiner Theilnahme an der in Granada errichteten Miſſion zur Bekehrung der Mauren. Hier erzielte er mit friedlichem Einwirken ſchon in den erſten Jahren recht glänzende Ergebniſſe; allein der Glaubenseifer ſtachelte ihn zu noch größeren; und er ließ ſich von demſelben zu einem Streiche verleiten, mit dem er den Islam vernichten zu wollen ſich erkühnte, — obwol die Mauren ſich den chriſtlichen Spaniern durch feierliche Verträge nur unter der Bedingung unterworfen hatten, daß ihre Religion, Geſetze, Gebräuche, Obrigkeiten und Eigentum ihnen ungeſchmälert verbleiben ſollten. Er ließ viele tauſend Exemplare des Korân „und andere religiöſe Bücher der Mauren" (nach verſchiedenen Angaben 5000, 80.000 oder eine Million Bände) auf öffentlichem Platze verbrennen. Wenn Hefele dieſe That mit der Verbrennung der päpſtlichen Bulle durch Luther vergleicht, ſo muß doch berückſichtigt werden, daß durch Luthers That kein Erzeugniß der Wiſſenſchaft zu Grunde ging, wol aber durch jene des Ximenes; denn daß ſich unter den angeblich blos „religiöſen" Werken auch philoſophiſche, mathematiſche und naturwiſſenſchaftliche aus der ſpaniſch-mauriſchen Blütezeit von Literatur und Wiſſenſchaft befunden haben, kann doch wol keinem Zweifel unterliegen, wenn, wie Hefele ſelbſt beifügt, nur mediciniſche Schriften dem Feuer entzogen und nachmals in der Bibliothek der von Ximenes geſtifteten Univerſität Alcala aufgeſtellt wurden. Inſofern aber mögen die Feuerthaten Luthers und Ximenes' verglichen werden, als durch erſtere ein Kampf der Geiſter ausbrach, der Mitteleuropa der Finſterniß des Mittelalters entriß, durch letztere aber ein Vernichtungskrieg zweier Raſſen und Religionen, der Spanien in derſelben Finſterniß verharren machte. „Ximenes," ſagt Hefele, „beharrte in der eingeſchlagenen Weiſe und wagte Alles, um die Chriſtianiſirung von ganz Granada zu erzielen; . . . Es konnte nicht fehlen, daß die Zwangsmittel, welche er zur Bekehrung der Ungläubigen gebrauchte, manigfachen Unwillen erregten. Aber in hohem Grade wurde dieſer noch durch die Gewaltſamkeit geſteigert, mit welcher er gegen die ſogenannten Elchen verfuhr, d. h. gegen jene Mauren, die von abgefallenen Chriſten ſtammten und die er geradezu mit Gewalt

wieder für die Kirche reklamiren zu dürfen glaubte, während er anderseits ihnen ihre Kinder wegnehmen ließ, um sie gegen den Willen der Eltern christlich erziehen zu lassen.“ Es brach ein Aufstand aus, den man aber meist durch Mittel der Güte niederschlug. Dennoch wurde auf Ximenes' Anraten vom Königspaare den Meuterern die Wahl gelassen, entweder die Strafe des Hochverrates oder die Taufe zu empfangen. So wurden die Unterwerfungsverträge mit den Mauren gebrochen. Auch die übrigen Theile dieses unglücklichen Volkes in Kastilien wurden 1502 gezwungen, zwischen Taufe und Auswanderung zu wählen, welch' letztere sie aber nicht nach dem heimatlichen Afrika richten durften, sondern nur nach Portugal oder Aragon, damit ihr Vermögen nicht ungläubigen Herrschern zu Gute komme.

Wir dürfen indessen nicht verschweigen, daß Ximenes seine Frefel an der maurischen Wissenschaft durch einen Schritt zu Gunsten der christlichen wieder gut machte. Es war dies die durch ihn 1498 vorgenommene Stiftung der Universität Alcala, welche der Papst 1503 oder 1504 bestätigte, und deren Eröffnung 1508 erfolgte, und zwar mit 42 Lehrstühlen (6 für Theologie, 6 für kanonisches Recht, 4 für Medicin, 1 für Anatomie, 1 für Chirurgie, 8 für Philosophie, 1 für Moral, 1 für Mathematik, 4 für griechische und hebräische Sprache, 4 für Retorik und 6 für Grammatik, — woraus hervorgeht, daß die Theologie die Hauptsache, alles Andere nur auf ihre Unterstützung berechnet und die Naturwissenschaft sehr schwach berücksichtigt war!).

Die neue Anstalt erregte durch ihren starken Besuch und durch ihren Reichtum an gelehrten Professoren bald den Neid der ältern Schwester Salamanca, die im dreizehnten Jahrhundert gestiftet war und am Anfange des sechszehnten siebentausend Zuhörer zählte. Ihre Gelehrsamkeit aber legte sie an den Tag, indem sie, auf Ximenes' eigenen Betrieb, eine nach den Originalen verbesserte Bibelausgabe unternahm. Unter der Leitung des großen spanischen Humanisten Lebrija erschien so, 1514 bis 1517, die Polyglottenbibel, welche nach dem altrömischen Namen Alcala's (Complutica) die Complutensische genannt wird und für das alte Testament den hebräischen Urtext, die griechische Übersetzung der Septuaginta und die latinische Vulgata, sowie den chaldäischen Text und dessen latinische Übersetzung, für das neue Testament aber den griechischen Urtext und die Vulgata, sammt lexikalischen Arbeiten, Einleitungen und Erklärungen enthält. Die unpassende Äußerung einer der beiden Vorreden, welche die Stellung der Vulgata im Alten Testament zwischen dem hebräischen und griechischen Texte in kindischer Weise dadurch erklärt, die römische Kirche stehe zwischen der griechischen und dem Judentume, wie Christus zwischen den beiden Schächern gehangen, gab später Anlaß, daß man jener Bibel vorwarf, die Vulgata mit Christus und die beiden anderen Texte mit den beiden Schächern verglichen zu haben. Wäre Ximenes dieser

Meinung gewesen, so hätte er doch gewiß die Vulgata allein herausgegeben. Nur vier Monate vor des Ximenes' Tod wurde der Druck der Polyglotte beendet; erst vier Jahre später aber langte die päpstliche Erlaubniß zur Veröffentlichung des Werkes an.

Die Complutenser Bibel ist indessen noch sehr reich an störenden Fehlern, welche erst durch spätere, jene benützende Ausgaben verbessert wurden. Immerhin genießt sie den Ruhm, das griechische Original des Neuen Testaments zum ersten Male gedruckt zu haben, das hebräische des Alten aber zum zweiten Male (das erste Mal gaben es Juden 1488 zu Soncino bei Mailand heraus). Dagegen soll Ximenes die von seinem Mitarbeiter in Granada, dem dortigen ersten Erzbischofe Hernando de Talavera beabsichtigte arabische Bibelübersetzung, und ebenso jede spanische entschieden verhindert haben, damit dies Buch dem Volke nicht in die Hände komme! Er gab auch die alte spanische Meßliturgie heraus, welche zur Zeit der westgotischen Könige im Gebrauche war, von der römischen oder gregorianischen ebenso abwich wie die ambrosianische zu Mailand und die griechische, und die „mozarabische" (eigentlich mixtarabische wegen der Herrschaft der Araber über einen Theil Spaniens) genannt wurde, mit der Zeit aber in Abnahme gekommen und bereits im Aussterben begriffen war, als Ximenes ihr eine besondere Kapelle einrichtete. Eigene Werke hat der Kardinal nicht geschrieben. Er bezog als Erzbischof von Toledo bei seinem mäßigen Leben jährlich 80.000 Dukaten, die er meist zu öffentlichen und wissenschaftlichen Zwecken verwendete (der ihm hinsichtlich des Einkommens zunächst folgende Erzbischof von Sevilla bezog 24.000 Dukaten). Viel und rastlos wirkte er für Verbesserung der Sitten unter dem Klerus und für Ordnung und Würde im Kult, wobei er mit dem Widerwillen des Papstes und der Mönche zu kämpfen hatte. Nach Isabella's Tode regirte er für deren geisteskranke Tochter Juana und deren Gemal Philipp von Österreich, Kaiser Maximilian's I. Sohn, (der 1506 früh starb) Kastilien mit kräftiger Hand und wirkte für dessen Vereinigung mit Aragon unter dem alternden Fernando dem Katholischen, nach dessen Tode (1516) er auch Regent für seinen Enkel Karl, den späteren Kaiser und ersten König von ganz Spanien wurde, der ihn jedoch mit schmählichem Undanke behandelte und nach seiner Ankunft in Spanien barsch entließ, was den Tod des Regenten beschleunigte.

Als Großinquisitor wirkte Ximenes in weit milderer Weise als seine Vorgänger und Nachfolger. Er sorgte, um die Zahl der Prozesse, die er doch gegen die Nichtchristen anheben mußte, zu vermindern, für religiösen Unterricht derselben, sowie der noch in Gefahr des Rückfalles stehenden „neuen Christen". Den staatlichen Charakter der Inquisition bekämpfte er insofern, als er, freilich erfolglos, gegen die Wahl weltlicher Mitglieder in das heilige Gericht protestirte; auf das Institut im Allgemeinen aber und auf dessen Macht hielt er so große Stücke, daß er sich feierlich gegen

die vorgeschlagene Öffentlichkeit der Verhandlungen desselben verwahrte. Auch errichtete er, der übrigens ausnahmweise in Aragon nicht Großinquisitor war, in Cuenca ein neues Tribunal, und er war es, der die Inquisition nach dem von ihm eroberten Oran in Afrika, nach den kanarischen Inseln und nach Amerika verpflanzte, — daher die Annahme Llorente's, Ximenes sei im Geheimen ein Feind der Inquisition gewesen, ganz unstichhaltig erscheint. Selbst Hefele gibt zu, daß die Opfer des Scheiterhaufens unter ihm über tausend betrugen. Zur Ehre gereicht es dagegen Ximenes, daß er sich für bessere Behandlung der Indianer in der durch Colombo entdeckten Welt, freilich ohne großen Erfolg verwendete und die von ihm verlangte Einwilligung zur Gestattung der Einfuhr von Negern nach Amerika verweigerte. Noch im Jahre seines Todes, 1517 setzte der gut meinende aber Böses bewirkende Las Casas bei Karl V. die Bewilligung jener fürchterlichen Einrichtung durch, welche übrigens in geringerm Maße schon vor jenem geistlichen Beschützer der Indianer bestanden hatte. Umsonst hat sich Spanien in Rom für die Heiligsprechung des großen Kardinals verwendet; trotzdem aber wurde er in seinem Vaterlande selbst wie ein Heiliger verehrt.

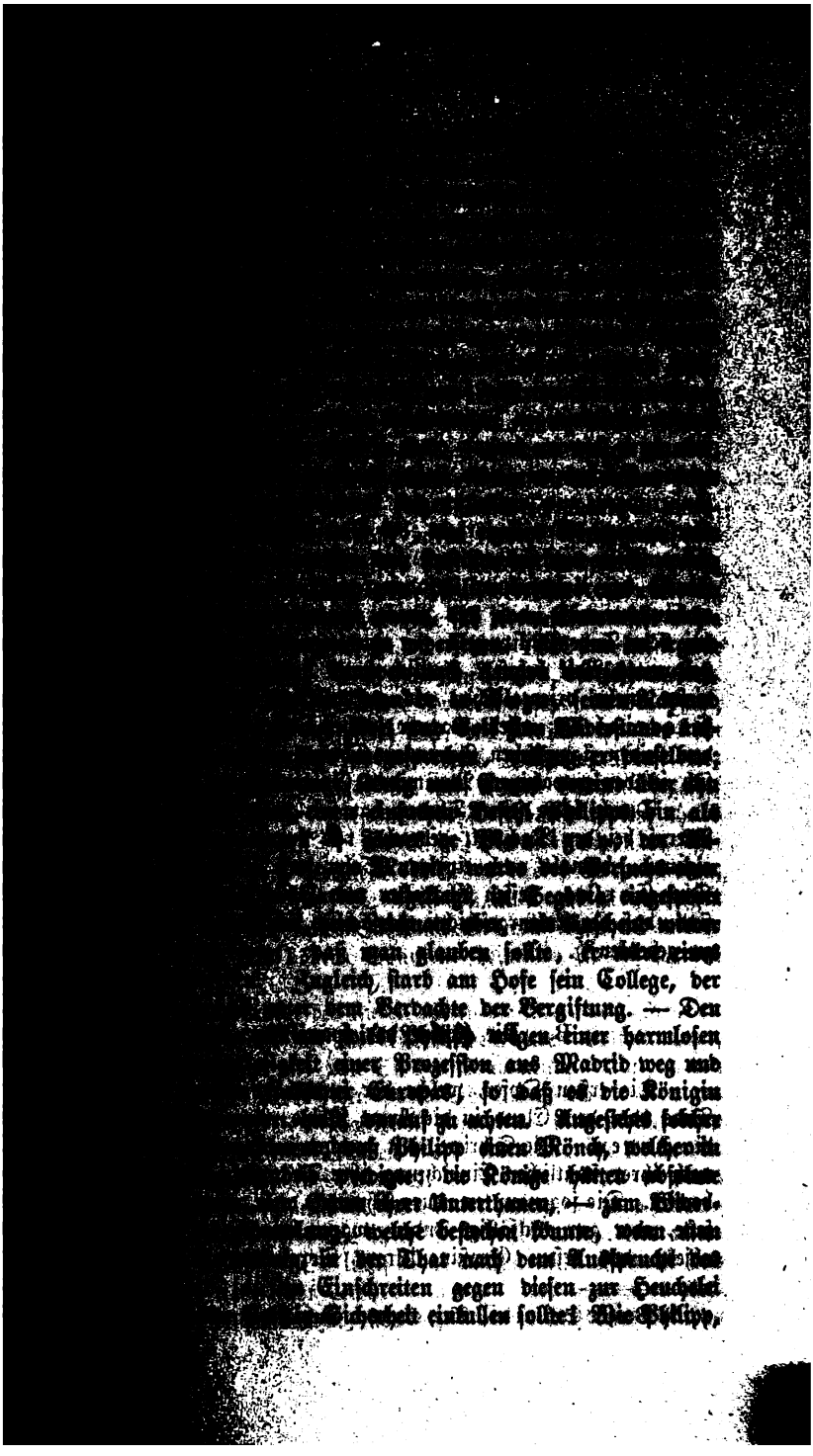
Die Nachfolger des Ximenes im Amte der Großinquisitoren waren ohne Bedeutung; sie mußten hinter den beiden Königen zurücktreten, welche von da an Spanien regirten, Karl I. (als Kaiser V.) und Philipp II.

Den Ersten charakterisirt Ranke als lange unthätig in Ruhe verharrend, bis ihn die Ereignisse zur That riefen, in der er sich dann aber nicht mehr lässig zeigte, jedoch früh alterte und sein Leben wieder in frömmelnder thatloser Beschaulichkeit beschloß. Den Spaniern gefiel seine Grandezza, den Italienern seine Klugheit, den Niederländern seine Herablassung, — die Deutschen haßten ihn, weil er nicht offen sein konnte und trotz seines Reichtums geizig war. Auch in Spanien selbst begann er indessen, ungeachtet seines erwähnten Verfahrens gegen Ximenes, mit Annahme des absolutistischen Regirungssystems desselben und rief hierdurch den Aufstand der unter sich in republikanische Verbindung tretenden kastilischen Städte unter Juan de Padilla (1520) hervor, der mit des Letztern Niederlage und Hinrichtung und mit dem unglücklichen Schicksal seiner tapfern als Hexe verschrienen Gattin endete. Karl war ein Romane in Sinn und Streben, von Herrschsucht erfüllt, der freien Forschung feind, daher auch ein Knecht der Kirche und der Inquisition, nicht aber des politischen Papsttums, das er rücksichtlos bekämpfte. Sein Wahn, den Glauben der Menschen, namentlich in Deutschland, diktiren zu können, ein Eifer in Begünstigung der Inquisition und Verfolgung der Ketzer, die Reue, welche er am Ende seines Lebens im Kloster San-Yuste an den Tag legte, daß er sein Luthern gegebenes Wort nicht gebrochen und den Reformator nicht habe verbrennen lassen, und sein abenteuerlicher Plan, in langwierigen Krieg mit Franz I. von Frankreich durch einen Zweikampf

zu entſcheiden, — ſtempeln ihn zu einer Art von Don Quijote, obw
nicht zu entſcheiden uns getrauen, wie fern die Meinung eines en
Kritikers gerechtfertigt ſei, Cervantes habe den Kaiſer als Vorbild
Helden genommen.

Bei Karls unzweifelhafter Strenggläubigkeit iſt es nun aber
auffallender, daß nicht nur er ſelbſt, ſondern auch ſein noch bi
Sohn Philipp II. in den Verdacht der Ketzerei geraten konnt
geſchah dies, als der Papſt Paul IV. (Caraffa), ein Neapolitan
Feind des Hauſes Öſterreich, letzterm ſein Vaterland nebſt der Kaiſ
zu entziehen und Frankreich zuzuwenden trachtete. Zur Erreichung
Zieles war 1555 bereits ein Prozeß vorbereitet, durch welchen Karl
des 1554 mit den deutſchen Proteſtanten geſchloſſenen Religionsf
als des Luthertums verdächtig, der Kaiſerkrone, wie Prinz Phili
ihm verliehenen Krone von Neapel verluſtig, Beide in den Bann
und ihre Unterthanen des Eides der Treue gegen ſie entbunden
ſollten. Der Prozeß wurde zwar eingeſtellt, aber nicht niedergeſch
die Betroffenen vernahmen die Kunde davon, und nachdem Philip
die Abdankung ſeines Vaters die Krone Spaniens erhalten, ſandte e
den Herzog von Alba, damals Vicekönig von Neapel, nach dem K
ſtaate, um die ihm vom Papſte zugefügte Beleidigung zu rächen
aber der Papſt die brieflichen Schmähungen und Drohungen des K
der Inquiſition, welche ſich kein Freigeiſt in ſolcher Maßloſigkeit
hätte, nicht beachtete, wurde das Erbtheil des heiligen Petrus dur
verheert, und Letzterer war bereits im Begriffe, an der Spitz
Truppen in Rom einzurücken, als ſein Herr plötzlich Gewiſſen
bekam und von ihm Abſchluß eines Friedens ohne Demütigung des
verlangte. Und der Vernichter der niederländiſchen Ketzer mußte
knirſchend wider ſeinen Willen für den König und für ſich vor d
geſchlagenen und nun triumfirenden Papſte Buße thun! Das war ſ
Politik im ſechszehnten Jahrhundert!! Der Papſt hatte nicht
wenn er nach dieſem Vorfalle zu ſeinen Kardinälen ſagte: „Ich
eben dem heiligen Stuhle den wichtigſten Dienſt erwieſen, der
geleiſtet werden kann. Das Beiſpiel des Königs von Spanien w
nun an die Päpſte lehren, wie ſie den Stolz der Könige demütigen
die etwa nicht wiſſen, wie weit der geſetzmäßige Gehorſam zu gel
den ſie dem Oberhaupte der Kirche ſchuldig ſind".

Philipp II., der den Tron beſtieg, nachdem ſich hinter ſeinen
die Kloſterpforte geſchloſſen, wurde lange von der Welt für eine
tyranniſchen und blutigen, aber große Plane in der Seele tr
Monarchen gehalten. Die neuliche Veröffentlichung ſeiner Briefe
auf ihn bezüglichen bisher geheim gehaltenen Aktenſtücke hat dieſe e
Seite in ein Nichts aufgelöst. Die vorgebliche ſtetige Thatkra
welcher er das katholiſch-abſolutiſtiſche Prinzip in der Welt zu h



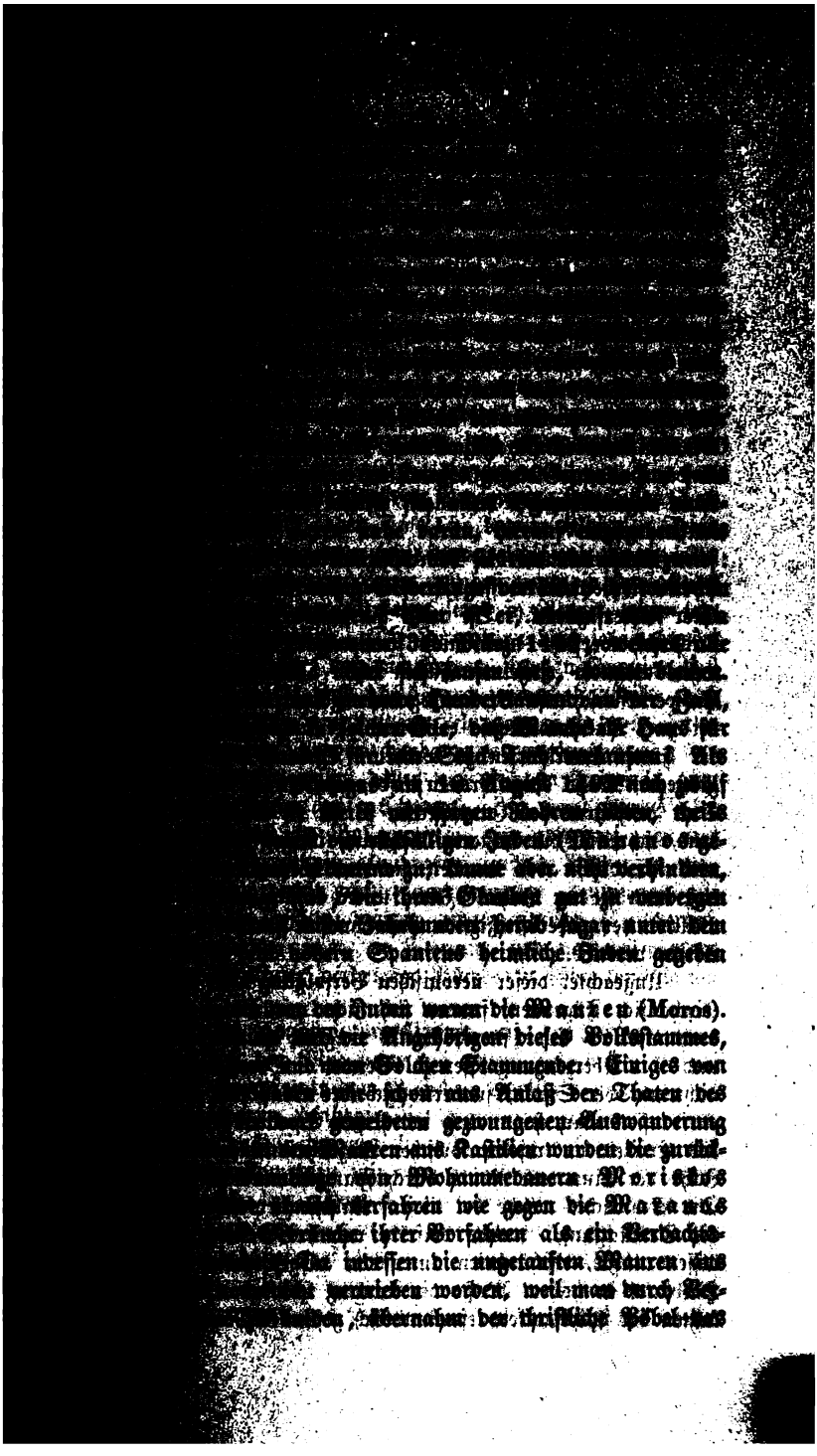
trotz aller Grausamkeit gegen die Niederländer, durch sein eig ungeschicktes Benehmen und seine glaubenseifrige Einmischung in französischen Hugenotenkriege den Verlust jener Provinzen am u Rhein für seine Krone herbeiführte und wider seinen Willen ein Verhä löste, das stets ein unnatürliches gewesen und mit der Zeit auch Revolution unhaltbar geworden wäre, wie er ebenso gedankenlos die liche Armada unter dem ungeschickten Befehle eines Landfeldherrn Verderben sandte, — das zu erzählen ist Sache der politischen Gesch Hier genügt es, auf seine kopflose Politik hinzudeuten. In welcher u baren Zerrüttung sich seine Finanzen befanden und wie er selbst, seiner scheinheiligen Frömmigkeit, mit sich selbst innerlich zerfallen und ferne davon, irgend einen eigenen Willen zu haben, sich ganz seinem Beichtvater leiten ließ, darüber geben seine eigenen vorhan Äußerungen und diejenigen des Fray Diego de Chaves, welche Stelle eines Gewissensrates bei ihm bekleidete, untrüglichen Aufs Alles Gold und Silber, das aus beiden Indien, mit dem Blute und Fluche der Urbewohner beladen, nach den Gestaden des Tajo st verhinderte nicht, daß das Reich, in welchem die Sonne nicht unte bei dem Tode Philipps II. — eine leere Kasse, verwüstete Fluren u verarmtes Volk besaß. Freilich stand dafür als Denkmal der Re dieses mehr orientalischen als europäischen Königs der Wunderba Escorial da; allein war er solcher Opfer wert? Philipp glich den beiden ägyptischen Faraonen Chufu, welche ihr Land aussogen sich in den gewaltigen Pyramiden Grabmäler zu bauen.

Durch keine seiner Thaten hat sich zwar Philipp II. in einen s Verruf bei der Nachwelt gebracht, wie durch sein Verhalten gegen eigenen, damals auch einzigen Sohn und Tronfolger, den unglüc Don Carlos, dessen Charakter und Schicksal indessen so sehr best sind, daß der Kulturgeschichte thatsächlich der Grund fehlt, seiner eing zu gedenken*).

B. Die Opfer der spanischen Inquisition.

Die ersten Opfer, welche der furchtbare Gang der Inquisitio Tode oder dem Elend in die Arme führte, waren in chronologischer die Juden. Die Schritte, mit welchen in Hinsicht auf sie die Inqu nach ihrer staatlichen Einrichtung ihre Thätigkeit eröffnete, schilderte bereits. Die sogenannten neuen Christen, d. h. getaufte, aber nicht gla feste, oder gar rückfällige Juden, waren beinahe die einzigen Verfolg objekte des ersten Großinquisitors Torquemada. Um dem heim

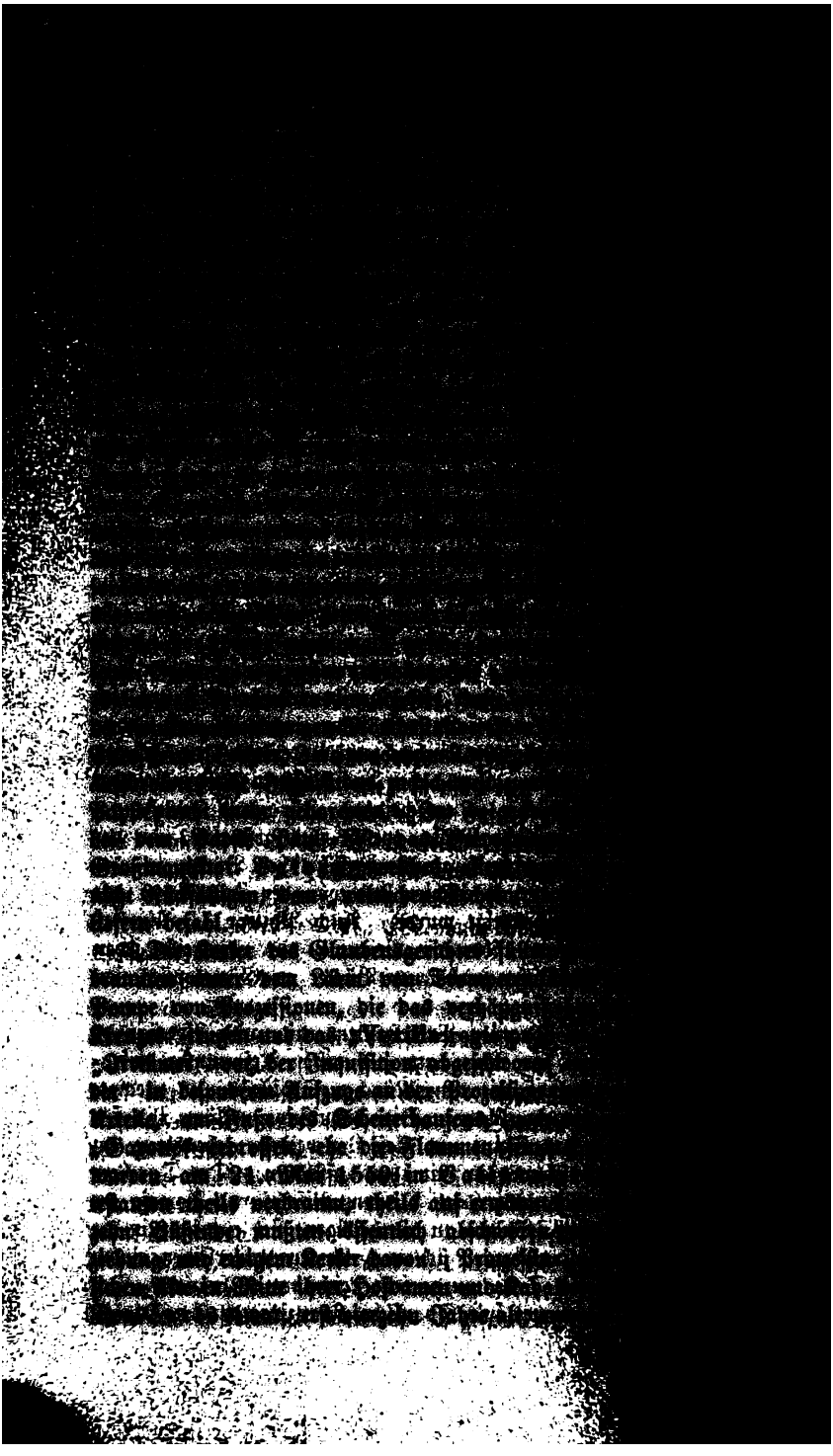
*) Vergl. Schmidt, Ad., Epochen und Katastrophen S. 253 ff.

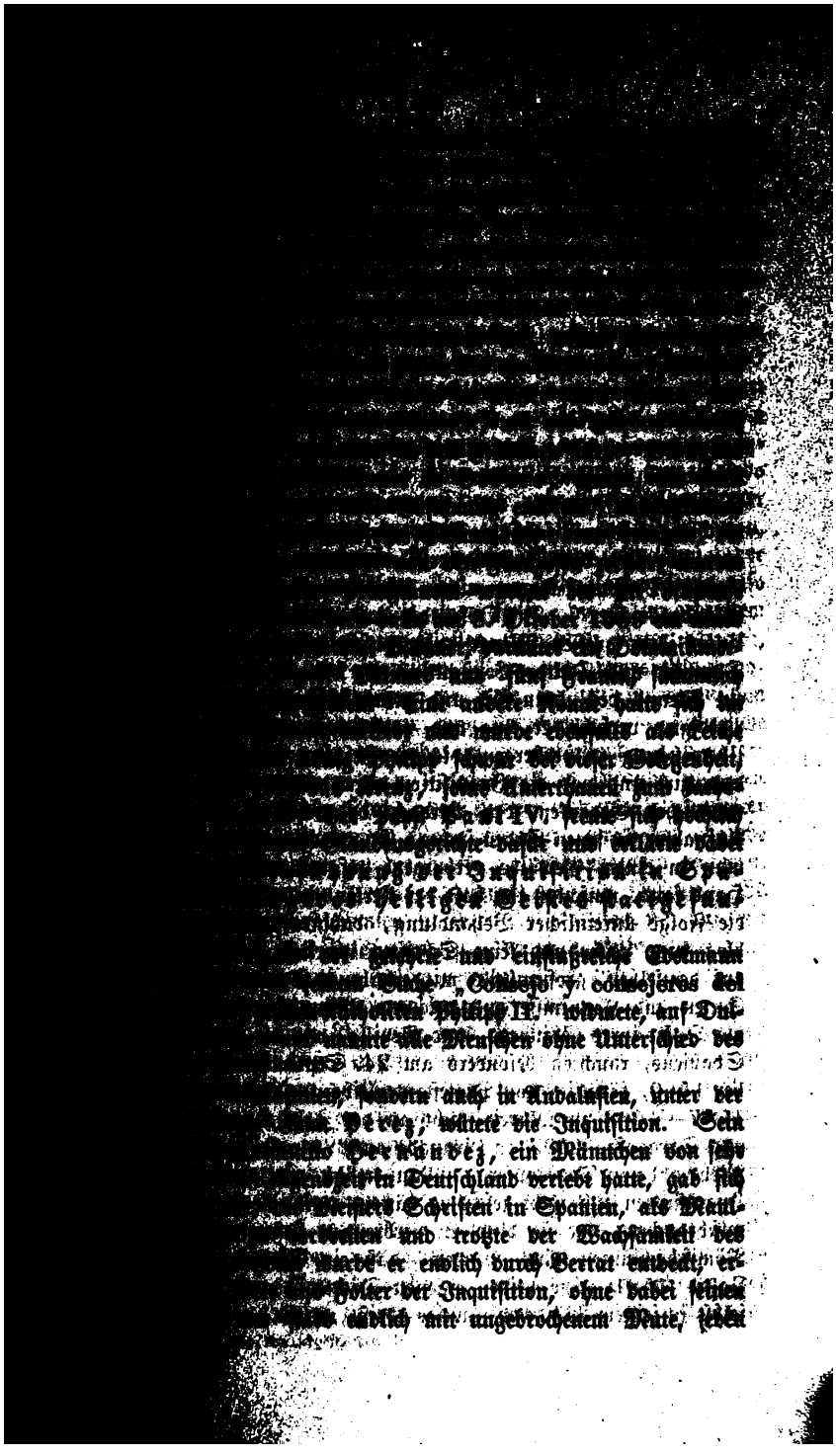


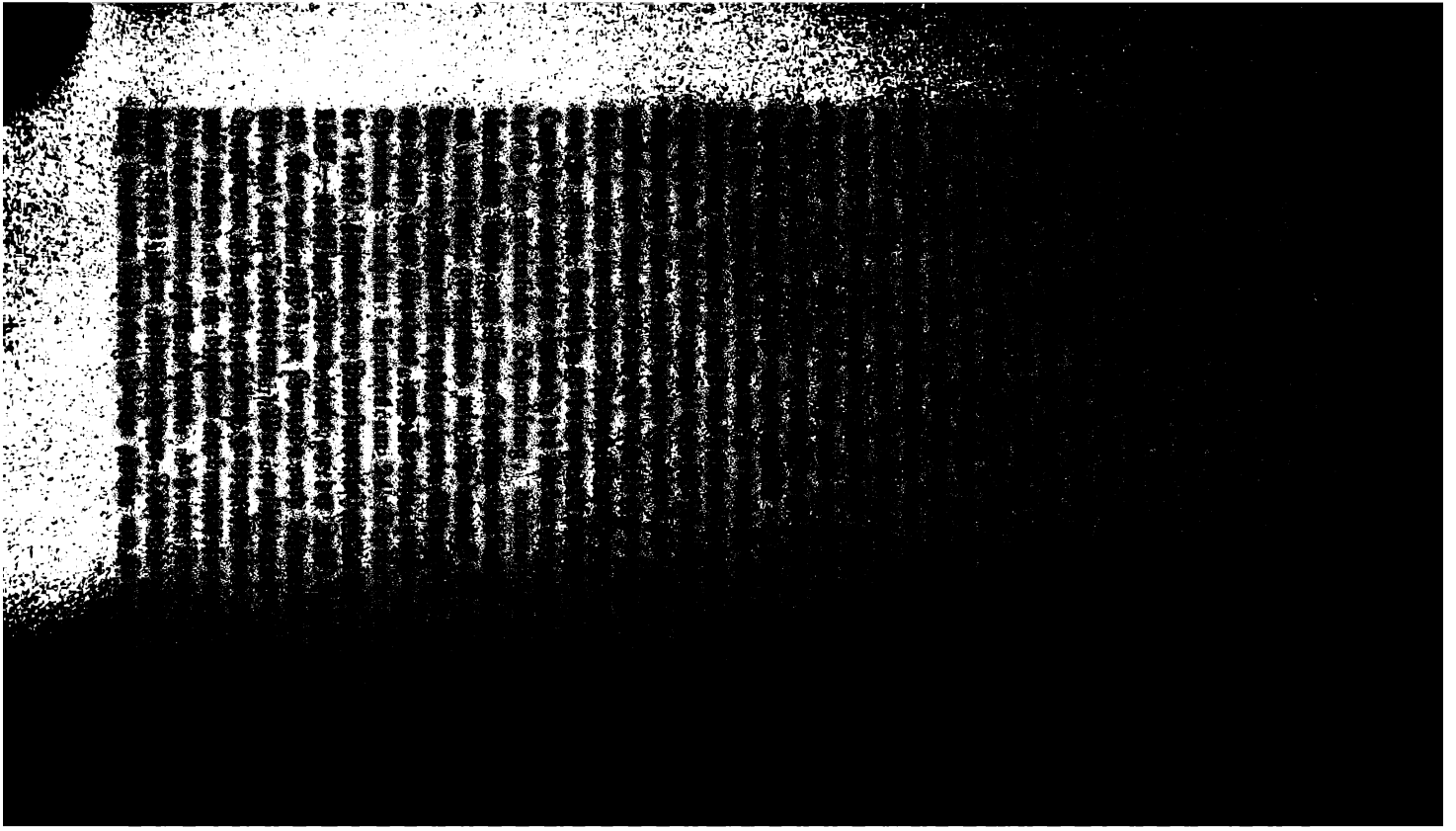
Selbst glaubensfeste Theologen bahnten durch freimütige Äußerungen über den Zustand der Kirche diesem Streben den Weg, so der Kaplan und Geschichtschreiber Karls V., Juan de Sepulveda, der in seinem Gespräche „Democrates“ (1541) die Entartung der Kirche anerkannte, sich über das Vorgehen Luthers mit großer Schonung aussprach und die Vernunft seine Richtschnur nannte. Noch weiter ging der gelehrte Domherr Pedro Ciruelo, in Salamanca, der das damals übliche Verfahren beim Gebete in seiner Streitschrift gegen den Aberglauben und Zauberei als „leere Ceremonie“ bezeichnete. Der durch Karl zum Bischof der kanarischen Inseln ernannte Alfonso de Virues, obschon ein entschiedener Gegner der Reformation, verdammte das Verfahren der Inquisition gegen die Anhänger derselben und sprach sich gegen jede Gewalt und für die Macht der Belehrung aus.

Den ersten spanischen Protestanten von Bedeutung, Juan Valdez aus Cuenca, haben wir bereits (oben S. 215) kennen gelernt. Seine umoristischen Gespräche, durch welche er seine freien religiösen und politischen Ansichten nach Spanien zu verbreiten suchte, wurden durch die Inquisition beinahe spurlos vernichtet, und der Verfasser starb in Neapel, ohne sein Vaterland wieder gesehen zu haben. Die Inquisition blieb jedoch hierbei nicht stehen. Um zu verhindern, daß die Reformation in Spanien Fuß fasse, beschloß sie zwischen 1521 und 1535 durch wiederholte Edikte, daß der Besitzer von Büchern, die von Luthers Lehre angesteckt, und Jeder, der solche Besitzer nicht anzeige, dem Kirchenbann und entehrenden Strafen verfallen sei. Die Inquisition nahm daher das Recht in Anspruch, über die Rechtgläubigkeit aller Bücher zu entscheiden. Ihr stand Karl V. bei und erwirkte 1539 eine päpstliche Bulle, welche ihm gestattete, von der Universität Löwen ein Verzeichniß glaubensgefährlicher Bücher zu verfassen, das dann 1546 gedruckt erschien und von der Inquisition mit Nachträgen versehen 1550 bestätigt wurde. Auch Philipp II. überließ der Inquisition die Verfügung über die Literatur und verurteilte jeden Käufer, Besitzer oder Verkäufer verbotener Bücher zu Güterkonfiskation und Tod.

Dennoch tauchten in Spanien Protestanten auf, und Rodrigo de Valero war es, welcher den Mut hatte als erster Reformator aufzutreten. Er wagte den Kampf mit den Mönchen Sevilla's und predigte seine Überzeugung auf offenem Platze. Die Inquisition erklärte ihn für verrückt, nahm ihm all' das Seine und ließ ihn beinahe lebenslang im Kerker schmachten und Bußkomödien mit ihm aufführen. Der Domherr Dr. Juan Gil zu Sevilla, von Karl V. zum Bischof von Tortosa ernannt, der es gewagt hatte, Valero zu vertheidigen, fiel ebenfalls in die Gewalt der Inquisition, unterwarf sich nach langen Kerkerleiden einem Widerrufe und nach seinem Tode wurde sein Leichnam verbrannt. Der Übersetzer des neuen Testamentes in's Spanische, Franzisco de Enzinas,







legen, der ſeine Kinder zu Aſche verzehrte; ja er erlangte es als eine Gnade, daß er denſelben ſelbſt anzünden durfte!!

Es war nicht genug, daß Mönche und Nonnen, Domherren, Doktoren und Profeſſoren der Theologie dem Glaubensgerichte zum Opfer gefallen, daß ſelbſt Biſchöfe wenigſtens von demſelben zur Rechenſchaft gezogen wurden (wie z. B. der der Inquiſition feindliche, aber ſelbſt von Ximenes hoch verehrte ehrwürdige erſte Erzbiſchof Granada's, Talavera, der jedoch 1507 freigeſprochen wurde und bald ſtarb); ja ſogar der zweite General der Jeſuiten, Diego Lainez (1556—1565) im Jahre 1560 angeklagt und Karls V. Beichtvater, Juan de Regla, 1557 verhaftet wurde; — die Reihe der Verfolgten ſollte noch mit dem Primas von Spanien gekrönt werden. Don Bartolomé de Carranza, urſprünglich Dominikaner, durch Philipp II. aber zum Erzbiſchof von Toledo erhoben, Theilnehmer am Konzil von Trient und Verfaſſer mehrerer Schriften gegen, ſowie Verbrenner mehrerer ſolcher für die Reformation, ja ſogar Beförderer jener Autos da fé, welche Philipp als Gemal der blutigen Maria in England aufführen ließ, — dieſe ſtarke Säule alſo der römiſchen Kirche, fiel plötzlich, ſeit einer Reiſe, die er in geheimem Auftrage des Königs zu deſſen im Kloſter ſterbenden Vater gemacht, in Ungnade und Argwohn des ſpaniſchen Nero und ſeiner Glaubenswüteriche. Die geiſtlichen Spürnaſen am Hofe wollten in einem von Carranza herausgegebenen Kommentar zum Katechismus — lutheriſche Anſichten gefunden haben. In der That iſt es auffallend, daß er im Vorworte zu dieſem Kommentar den Katechismus zu Grunde zu legen erklärt, den die erſte chriſtliche Kirche, die Apoſtel und die Kirchenväter gelehrt, der Päpſte aber mit keinem Worte erwähnt, ſowie daß manche ſeiner Ausſprüche ganz deutlich an die Werke der Reformatoren erinnern, ja mit wenigen Abänderungen dieſen entnommen zu ſein ſcheinen. Es kam dazu, daß mehrere Proteſtanten in ihren Folterqualen ſich auf den rechtgläubigen Erzbiſchof von Toledo beriefen, der ja dasſelbe lehre, was ſie glauben. Und als wäre es auf ihn gemünzt, hatte kurz vorher Papſt Paul IV. dem ſpaniſchen Großinquiſitor Fernando de Valdez die Ermächtigung ertheilt, „mit Beratung und Beſchluß ſeines Rates von Amtswegen gegen alle Biſchöfe, Erzbiſchöfe und Patriarchen einzuſchreiten, von welchen ſtarke Anzeichen vorlägen, daß ſie für das Gift des Proteſtantismus empfänglich geweſen, ſie zu verhaften, unter der Bedingung, daß der Papſt von Allem in Kenntniß geſetzt werde, und ſie unter guter Wache ſammt den Prozeßakten nach Rom zu ſenden.“ Dieſes Breve beſtätigte der folgende Papſt Pius IV. Der Erzbiſchof wurde daher am 22. Auguſt 1558 auf einer Reiſe in einem Dorfe, wo er übernachtete, im Bette überfallen und unter Vorweiſung eines ihn betreffenden päpſtlichen Breve's verhaftet und allen Einwohnern des Fleckens verboten, die Häuſer zu verlaſſen; dann wurde er nach Valla-

dolid in die dunkeln Kerker der Inquiſition geſchleppt. Man fand b
ihm Bibelkommentare, welche mit Hilfe der Schriften Luther's, Melan
thon's und Ökolampad's verfaßt waren. Dennoch ſtieß die Unterſuchu
auf große Schwierigkeiten, die ſich noch dadurch vermehrten, daß
vom Tridentiner Konzil mit der Entwerfung des Index der verboten
Bücher Beauftragten den Katechismus des Angeklagten nach ſtren
Prüfung vollſtändig rechtgläubig fanden. Die Inquiſition berückſichti
jedoch dies Urteil nicht und ſuchte die Gründe für die Schuld des E
biſchofs ſogar in ſeiner Phyſiognomie; aber er, der früher ſelbſt Inquiſi
geweſen und daher die Künſte und Schliche ſeiner Richter kannte, wu
ſie hinzuhalten. Ihm imponirte es nicht, wenn die Inquiſitoren n
der Anleitung des Eymeric ſich ſtellten, als ob ſie die Schuld
Angeklagten aus den Prozeßakten herausläſen, in denen ſie zum Sche
blätterten. Es gelang ihm, den Prozeß Jahre lang hinzuſchleppen.
war es wieder der Papſt, Pius IV., der die Sache in die Hand na
und drei Richter ernannte, welchen die Inquiſitoren knirſchend weich
mußten. Pius V. ging noch weiter, verlangte die Sendung d
Angeklagten nach Rom, und Philipp, ungeachtet des Widerſtandes d
Inquiſition, gehorchte. Acht Jahre nach ſeiner Verhaftung reiste Ca
ranza unter guter Bewachung ſpaniſcher Inquiſitoren nach Rom, wo d
Papſt die Letzteren auf jede Weiſe demütigte und ſie bei dem Verhö
ſtehen ließ, während die Kardinäle ſaßen, — den Angeklagten ab
offen begünſtigte. Die Prozedur ſchleppte ſich neun weitere Jahre hi
während welcher der Papſt ſtarb. Sein Nachfolger Gregor XIII
brachte es endlich zu einem Urtel, indem er Carranza lutheriſcher Ketze
verdächtig erklärte, zur Abſchwörung derſelben anhielt, auf unbeſtimmt
Zeit von ſeinem Erzbistum ſuſpendirte, auf fünf Jahre in ein Kloſte
zu Orvieto verwies und ihm allerlei Büßungen auferlegte. „Mit Gleich
giltigkeit, faſt mit Verachtung“ verlas er die Abſchwörformel und wurd
dann von aller Schuld freigeſprochen. Bald nach den auferlegte
Büßungen ſtarb er indeſſen, am 2. Mai 1576, 73 Jahre alt. O
er wirklich Ketzer geweſen, darüber waren die Stimmen bis jetzt ſch
getheilt; er ſelbſt ſchwur in der Todesſtunde, es nie geweſen zu ſei
wahrſcheinlich hielt er eben ſeine Anſichten nicht für ketzeriſch. Sei
Schriften beweiſen jedoch genugſam, daß er auf dem Boden ſtand, d
die Reformatoren den ihrigen nannten, und ſiebenzehn Jahre ſchwer
Haft ſtellen ihn mit Recht an die Seite der verbrannten und garotti
Glaubensmartyrer.

So lächerlich die Sache an ſich erſcheint, ſo wahr iſt es doch,
die ſpaniſche Inquiſition bei dem Primas des Landes nicht ſtehen
ſondern ſich ſogar an „Heiligen“ vergriff. Kein Geringerer, al
Stifter des Jeſuitenordens, dieſer ächt ſpaniſchen Schöpfung, Ign
Loyola, wurde 1527 zu Salamanca 22 Tage lang von der

quiſition gefangen gehalten, mußte jedoch aus Mangel an Schuldgründen entlaſſen werden. Auch Einer ſeiner Nachfolger, der heilige Franz von Borgia, entging nur durch ſeine Abreiſe nach Rom einem Prozeſſe, der gegen ihn angehoben wurde, weil gefangene Lutheraner ſich ihrer Anſichten wegen auf eines ſeiner Bücher beriefen, das dann auf den Index kam. Der heilige Juan de Ribera, Erzbiſchof von Valencia, Sohn des Herzogs von Alcala, wurde von ſeinen Feinden als Ketzer, Schwärmer und Illuminat angeklagt, jedoch ſtatt ſeiner 1572 ſein Ankläger beſtraft. Die berühmte fromme ſpaniſche Schriftſtellerin, die heilige Thereſa de Jeſu, wurde 1575 wegen angeblicher Vornahme der Beichte mit einer Novize angeklagt und mit Aufbietung von Bewaffneten in ihrem Kloſter verhört, wobei jedoch ihre Unſchuld an den Tag kam. Und ähnlich ging es noch anderen Heiligen.

Die Herrſchaft der Inquiſition in Spanien wirkte ihrer Natur gemäß lähmend auf Wiſſenſchaft und Unterricht. Wer ſich in Kenntniſſen auszeichnete, wurde als Ketzer verdächtigt, ſo daß ſich bis auf den heutigen Tag in Spanien das Sprüchwort erhalten hat: Er iſt ſo gelehrt, daß er in Gefahr ſteht, Lutheraner zu werden. Die Erfolge der Humaniſtik, welche Italien, Deutſchland, England und Frankreich mit ihrem Ruhme erfüllten, vermochten im dunkeln iberiſchen Winkel Europa's die immer noch herrſchende Scholaſtik mit ihrem verfälſchten Ariſtoteles nicht zu verdrängen. Was nicht in dieſen Rahmen paßte, führte in die Kerker oder auf den Scheiterhaufen. Mathematik und Naturwiſſenſchaft waren Verbrechen, und die Kenntniß der hebräiſchen und arabiſchen Sprache ſtempelte den unglücklichen Gelehrten geradezu zum Allerſchlimmſten, was man ſich denken konnte, — zum Juden oder Mauren! Ebenſo hielt man Jenen, der ſich erkühnte, in griechiſchen und latiniſchen Schriftſtellern die Richtigkeit von Leſearten zu bezweifeln, für einen Menſchen, der auch nicht davor zurückſchreckte, im Glauben Unrichtigkeiten zu finden! Neben der arabiſchen und ſpaniſchen Bibelüberſetzung waren auch die Übertragungen der alten Klaſſiker, der italieniſchen Dichter und der Humaniſten verpönt. Des Erasmus von Rotterdam Werke und die Bibel wurden wiederholt von der Inquiſition verdammt und verbrannt, und zwar oft auf päpſtliches Verlangen, und gegen Werke der antiken Kunſt verfuhr das Glaubensgericht wandaliſch, beſonders wenn ſie nackte Geſtalten darſtellten, während ſolche bei Engeln, Chriſtuskindern und Johannes dem Täufer geduldet wurden. Der einzige ſpaniſche Philoſoph des Jahrhunderts, Juan Luis Vives, mußte im Auslande leben, um nicht bei einem Auto zu brennen! Jene Gattungen des Schrifttums aber, welche der Fantaſie Spielraum laſſen, die Geſchichte und die Dichtkunſt, mußten, wenn ſie beſtehen wollten, ſich vor der herrſchenden Tyrannei beugen und ihre Gräuel beſchönigen, wie wir bei Betrachtung der ſpaniſchen Literatur ſehen werden. Dem Charakter

der Zeit und des Ortes gemäß herrſchte mithin die Theologie, und all Schriftſtellerei war ihr unterthan. Einzelne freimütige Äußerungen, wi wir ſie oben von einer kleinen Anzahl Theologen erwähnt, ware gewagt, und wie wir geſehen, ſchützte ſelbſt die höchſte geiſtliche Würd nicht vor blutiger Verfolgung. Der größte Theil der „Gottesgelehrten befaßte ſich vielmehr mit ekelhaften ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten ur ſchamloſen Behauptungen, wie z. B. ein gewiſſer Martin Antonio d Rio ſchriftlich verſicherte, Luther ſei der Sohn eines auf die Erde g kommenen Dämons! Und der Kloſterbruder Luis von Granada nann die Tugenden der Philoſophen und Helden des Altertums denen d Inquiſitoren gegenüber „Affenweſen". Ja es gab Pfaffen, die der W ſchriftlich verkündeten (ſo z. B. der Mönch Juan de la Puente), es Gottes Wille, „daß man die Ketzer zu Tode verfolge und daß d heilige Inquiſition Allen ohne Rückſicht das Leben nehme!" Die Straß wimmelten von Bettelmönchen und die geiſtlichen Körperſchaften b reicherten ſich durch den Bettel, durch moraliſch erzwungene Schenkunge und Erbſchleicherei und durch Steuerfreiheit. Wer nicht zu dieſer B reicherung beitrug, befand ſich auf der erſten Stufe der Ketzerei!

Die ſogenannte Wiederherſtellung der katholiſchen Kirche in de zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts bewirkte in Spanien kein Verbeſſerungen des ſittlichen Betragens der Geiſtlichen. Es ließ ſi ganz trefflich mit der Inquiſition vereinbaren, daß der Beichtſtuhl an die ſchaudererregendſte Weiſe mißbraucht wurde oder vielmehr die wahren Folgen der ſchlaffen Sittenlehre an den Tag brachte, welche dieſe Anſtalt zu Grunde liegt. Als die Sache endlich zu arg wurde und di Inquiſition ſich genötigt fand, einzuſchreiten, wurden die Anklagen gegen frauenſchänderiſche Beichtväter ſo maſſenhaft, daß das Glaubensgericht das ſich doch Ketzern gegenüber nicht leicht in Verlegenheit bringen ließ für gut fand, die ganze Sache niederzuſchlagen, worauf die Verführe ſtraflos ausgingen und mit alter Frechheit ihr ſcheußliches Verfahren fortſetzten. Selbſt als ſich unter der Anführung ſolcher Menſchen eine Sekte unter dem ſonderbaren Namen der „Illuminaten" bilden, welche dem Grundſatze huldigte und ihn auch ausführte, daß der Geiſt nur ſelig werde, wenn er den Körper allen Bedürfniſſen des letztern ſchrankenlos fröhnen laſſe, verfuhr die Inquiſition 1558 gegen dieſe Vorgänger moderner Pietiſten viel milder als gegen die Ketzer; keiner verlor das Leben. Überhaupt iſt es merkwürdig, wie wol in keinem Lande Verrücktheiten und Schwärmereien ſo ſehr ſpukten, wie in dem von der Inquiſition beherrſchten Spanien. Eine Weibsperſon Beat hielt ſich im Jahre 1511 für die Braut Chriſti und führte mit der Mutter des Letztern in ihrer Fantaſie Geſpräche über den Vorrang zwiſchen Beiden ſie genoß die hohe Gunſt des Großinquiſitors Ximenes und des Königs Fernando des Katholiſchen. Die Nonne Magdalena de la Cruz

Cordova hatte Verzückungen und Visionen von Christus und dem Teufel oder gab vor, solche zu haben, wurde 1544 als Betrügerin in die Kerker der Inquisition gesperrt und 1546 zu einer öffentlichen Buße mit einem Knebel im Munde und einem Stricke um den Hals und zu einer büßenden Lebensweise für den Rest ihres Lebens verurteilt. Der Sohn eines Sultans von Fez und Marokko war in Spanien Christ geworden und nach seinem Pathen, einem Sohne des Königs Friedrich III. von Neapel, „Philipp von Aragon" genannt worden. Da er, wie es scheint, in seine frühere Religion zurück fiel, wurde er eines Bundes mit dem Teufel und den bösen Geistern angeklagt, bei einem Auto da fé mit einer mit Teufeln bemalten Mütze bedeckt und auf drei Jahre in ein Kloster gesperrt. Der Licentiat Eugen von Torralba aus Cuenca, dessen Cervantes in seinem Don Quijote erwähnt, war um 1501 Arzt und durch den Umgang mit dem Magister Alfons von Rom, der erst Jude, dann Mohammedaner, dann Christ gewesen, ein Zweifler am Kirchenglauben geworden, dann aber, statt dem Unglauben, dem Aberglauben verfallen, bildete sich ein, Umgang mit einem Geiste zu haben, profezeite allerlei Ereignisse, die auch, wie man wenigstens glaubte, eintrafen, wurde deshalb 1528 von der Inquisition verhaftet, aber bei dem Auto da fé von 1531 blos zur Abschwörung im Sanbenito verurteilt. Der grauenvollste Spruch der spanischen Inquisition war aber derjenige, durch welchen (am 16. Februar 1568, wenige Wochen nach Don Carlos' Verhaftung) sämmtliche Einwohner der Niederlande, d. h. etwa drei Millionen Menschen, auf einmal als Ketzer zum Tode verurteilt wurden. Ja der König bestätigte förmlich dieses wahnwitzige Vorhaben und befahl „sofortigen Vollzug desselben". Die Ausführung scheiterte nur an der Unausführbarkeit!

Noch erübrigt uns, über die Anzahl der Opfer des Glaubensgerichtes Mittheilungen zu machen. Wir wissen, daß die vorhandenen Angaben hierüber höchst unzuverlässig sind. Llorente behauptet, die Zahlen zu gering zu stellen, während ihm Hefele vorwirft, zuviel zu berechnen. Da indessen diese Meinung Hefele's weniger auf historischen Nachweisen, als auf seiner Richtung beruht, so halten wir uns an Llorente's Zahlen, so weit sie nicht berichtigt sind, ohne sie jedoch für genau auszugeben. Sollten auch einige hundert oder vielleicht einige tausend zu viel berechnet sein, was übrigens nicht bewiesen ist, so zweifelt doch Niemand mehr an der Thatsache, daß der Opfer allerdings eine sehr große Menge waren.

Während der ersten Hälfte der Amtsführung Torquemada's, mit Ausnahme des schon oben (S. 238) erwähnten Jahres 1481, wurden in Sevilla jedes Jahr durchschnittlich 88 Menschen in Person, 44 im Bildnisse verbrannt (was lebenslänglicher Verbannung gleichkommt) und 25 anders bestraft, in ganz Spanien im Jahre 1483, als die ersten

Tribunale außerhalb Sevilla entstanden waren, 688 lebendig, 644 im Bilde verbrannt und 5727 sonst bestraft, in den folgenden Jahren etwas weniger, in den Jahren 1491 bis 1498 im Ganzen 1664 lebendig, 832 im Bilde verbrannt und 32.426 anders bestraft, im Ganzen unter Torquemada 8800 (nach Mariana blos zweitausend) lebendig verbrannt, unter seinem Nachfolger Deza 1664, unter Ximenes nach Llorente 2536, nach Hefele doch wenigstens die Hälfte (wobei aber Aragon nicht gerechnet ist), in Allem von der spanischen Inquisition bis zu ihrem Ende (1808) lebendig verbrannt 31.912, im Bilde 17.659, zu anderen Strafen verurteilt 291.450. Die letzte Verbrennung fand 1781 statt. Unter den übrigen Strafen spielten Peitschenhiebe keine geringe Rolle. Es muß nun zwar zugegeben werden, daß nicht jedes Auto da fé Todesstrafen in seinem Gefolge hatte; bei manchen (wozu jedoch keines der oben erwähnten gehört) brannten in der That nur die Kerzen, welche die Büßenden in den Händen trugen. Überhaupt mag hinsichtlich der Inquisition Vieles übertrieben worden sein; deshalb aber dieses Institut entschuldigen oder gar vertheidigen zu wollen, muß und wird stets eine unnütze und undankbare Aufgabe und die spanische Inquisition selbst stets eine der scheußlichsten Erscheinungen in der Kulturgeschichte bleiben, und zwar eine Erscheinung, für welche nicht nur der Staat, der sie seit 1481 übte, sondern auch die Kirche, aus deren Händen er sie genommen und in deren Namen er sie fortführte, in hohem Maße verantwortlich ist. Wollte aber zu Gunsten der Inquisition angeführt werden, daß zu der Zeit, da sie die meisten Opfer forderte, im sechszehnten Jahrhundert und in dem nächsten, die Wissenschaft und Kunst in Spanien geblüht hätten, so ist hierauf zu erwiedern, daß erstens dies nicht in dem vollen Umfange der Bedeutung dieses Ausdruckes der Fall war, zweitens aber diese Blüte mit der Inquisition in keinem Zusammenhange steht. Wir wissen nämlich, daß wol die Malerei und Dichtkunst damals in Spanien blüten und daß es ausgezeichnete Geschichtschreiber und Philologen dort gab. Allein, wenn wir die Werke dieser Gelehrten und Künstler näher betrachten, so müssen wir finden, wie dieselben ihre Unsterblichkeit eben blos dem Umstande zu verdanken haben, daß sie entweder die Inquisition eifrig in Schutz nahmen und lobten, wie Mariana, Lope de Vega, Calderon u. s. w., oder wenigstens sich sorgfältig hüteten, mit dem herrschenden Glauben in den mindesten Widerspruch zu geraten, wie z. B. Cervantes und Pulgar. Hätten sie sich anders verhalten, so wären ihre Werke sowol, als sie selbst, wenn sie nicht aus dem Lande fliehen konnten, eben so gut der Vernichtung anheim gefallen, wie diejenigen der unzähligen Gelehrten, welche es wagten, ihre von dem herrschenden Glauben abweichenden Überzeugungen offen auszusprechen; daher jene Zeit in Spanien auch keine Philosophen und Naturforscher, ja nicht einmal Theologen von Bedeutung hervor-

rachte. Die Blüte der ſpaniſchen Kunſt und Dichtung im ſechszehnten nd ſiebenzehnten Jahrhundert läßt ſich aber nur inſofern mit der Inuiſition in Analogie bringen, als es richtig iſt, daß ſowol die Fantaſie, ls der Glaubenseifer eben Charakterzüge der romaniſchen Nationen und sbeſondere der Spanier ſind, während dagegen keiner derſelben den ndern begründet und die Folgen keines derſelben ſolche des andern rvorgerufen haben. Was aber die gleichzeitigen Verfolgungen um des laubens willen von proteſtantiſcher Seite gegen Katholiken und Freiurer (oben S. 181 f. und 208) betrifft, ſo wurden ſelbe nirgends ſo nhaltend und verheerend geübt wie in Spanien und ſind nirgends wie er zum ausgebildeten Syſtem geworden; auch hatten die meiſten Fälle eſer Art mehr politiſchen als religiöſen Charakter, d. h. ihren eigentchen Grund bildeten öfter Staatsverbrechen als Glaubensanſichten.

Dritter Abſchnitt.

Die Jeſuiten und ihr Wirken.

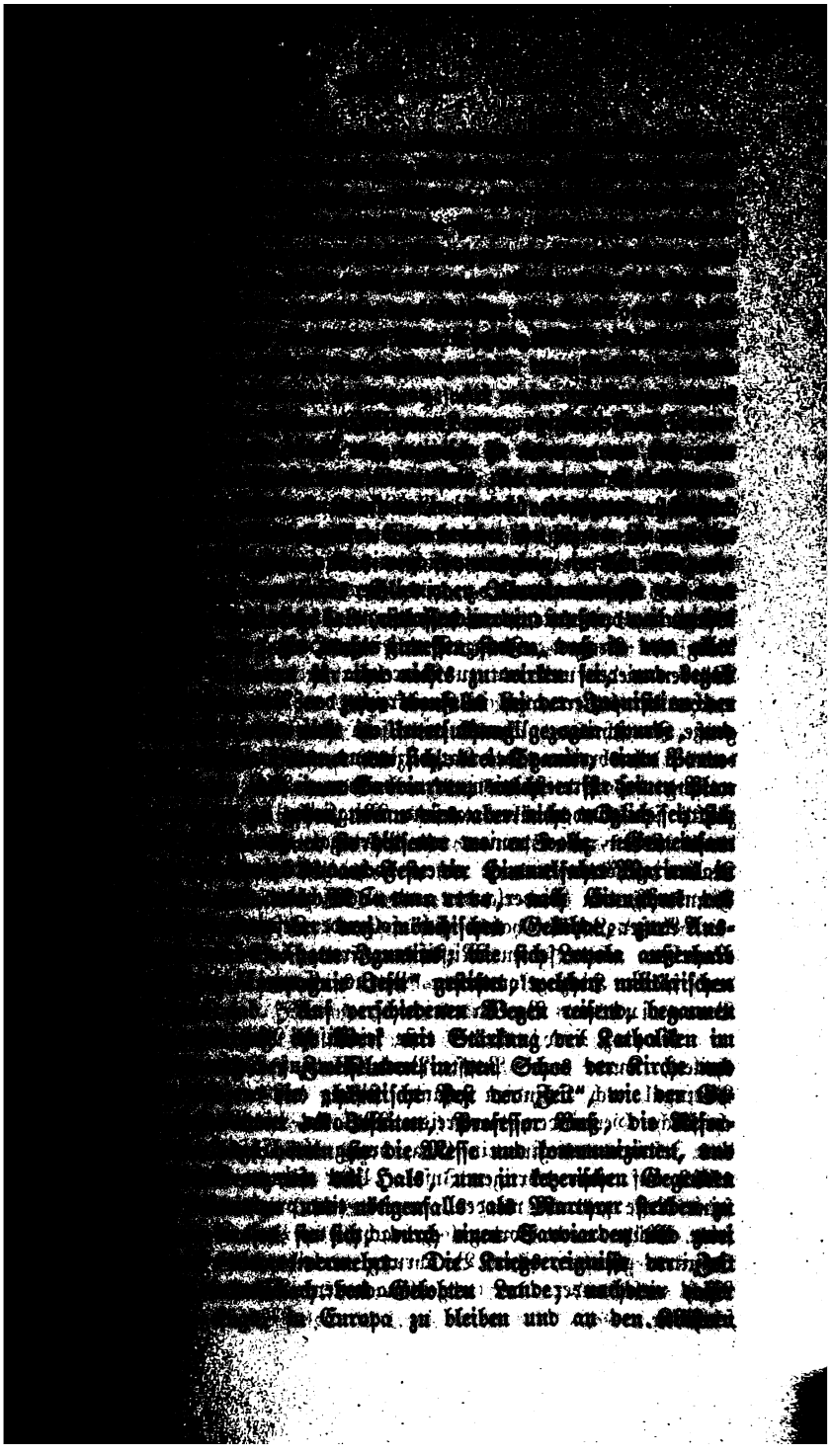
A. Die ſogenannte Geſellſchaft Jeſu.

Die Bewegung der Gegenreformation, die dritte des Jahrhunderts, ie Reaktion gegen die beiden vorhergehenden zugleich, gegen den manismus wie gegen die Reformation, welche beide das mittelalterliche rchenſyſtem aufzulöſen verſuchten, darin aber nur theilweiſe Erfolge ielten, hatte in Italien die Befeſtigung der Kirche als eines anzen und des Kirchenſtaates als Sitzes derſelben, in Spanien er die Befeſtigung des Staates durch Geltendmachung einer ſtreng holiſchen Staatskirche durchgeführt. Damit war aber noch nicht les gethan, was im Ziele der Gegenreformation lag. Sollte die holiſche Kirche die Welt wieder beherrſchen, wie dies im Mittelalter Fall geweſen, ſo genügte es nicht, daß ſie an ſich befeſtigt war d eine wolverwaltete Domäne beſaß, — nicht, daß ſie die alleinrſchende Religionsform einzelner, wenn auch mächtiger Staaten war; dern es war auch notwendig, daß ſie alle ihr entgegenſtehenden Lehren Einrichtungen überwand, nicht duldete, daß ſolche in irgendwelchen ndern noch Macht ausübten, und thatſächlich die Seelen der geſammten nſchheit als die ihrigen betrachten konnte. Der altkatholiſchen Welt, namentlich deren gebildetſtem Bruchtheile, dem Proteſtantismus,

mußte ein Gegengewicht gegeben werden, das ihn bekämpfen und möglich vernichten, auch künftig alle der Kirche und ihrer Herrsch verderblichen Richtungen auf Leben und Tod verfolgen sollte. D bedurfte es einer Macht, und zwar keiner in bestimmten Gren bleibenden, welche ihr die Politik anwies, sondern einer behubaren, nach Bedürfniß erweitert und versetzt werden konnte, — keiner k körperlichen, mit Truppen und Geld auftretenden, sondern einer : Waffen des Geistes angreifend vorgehenden. Dieselbe zu gründen so einem jener schwärmerischen Geister vorbehalten sein, welche von z zu Zeit in der Weltgeschichte aufgetreten sind und oft Thaten vollfü haben, an denen der nüchterne praktische Verstand gescheitert war.

Wenn der in dem Gehirne des Miguel Cervantes de Saave geborene scharfsinnige Junker Don Quijote de la Mancha, der Ri von der traurigen Gestalt, wirklich gelebt hätte und es ihm gelun wäre, ein neues Rittertum nach seiner Fantasie zu begründen, durch realistischere Nachfolger eine praktische Gestalt angenommen hä — diese Erscheinung wäre nicht wunderbarer gewesen, als die Stift der sogenannten Gesellschaft Jesu. Denn nach den Stürmen Reformation und den Siegen des Humanismus war in der That für Entstehung eines Mönchtums in ganz neuer Gestalt und Einrichtu das sowol die älteren Mönchs- als die geistlichen Ritterorden verdunk ebenso wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, als für die Errichtung ei wenigstens in Romanen lebenden Rittertums.

Der Stifter der genannten Gesellschaft, Don Iñigo Lopez Recalde, der jüngste Sohn der Familie Loyola, auf dem Schl dieses Namens in der baskischen Landschaft Guipuzcoa 1491 geboren, eine ächt donquijotische, d. h. spanisch-idealistische Natur, ein Repräsent des ritterlichen Geistes jener gläubigen und tapfern Nation, die eb sehr um des Sieges einer Idee, als um der Verbreitung ihrer M willen die orientalischen Eindringlinge in siebenhundertjährigem Kam von ihrem Boden vertrieben und ihre kirchliche, wie staatliche Ein hergestellt hatte. Ein Spanier vor Allen war fähig, der Ritterlich seines Volkes einen kosmopolitischen, auf die Einheit der Welt in sein Glauben zielenden Charakter zu verleihen. Als weltlicher Kriegsm seit seinem zwanzigsten Jahre dienend, wurde Loyola 1521 unter Vertheidigern Pamplona's gegen die Franzosen an beiden Beinen sch verwundet, erlitt mit Standhaftigkeit gefährliche Operationen, blieb a hinkend und daher kriegsuntüchtig. Auf seinem Schmerzenslager er er zum Lesen statt der von ihm vorher so geliebten Ritterromane Leben der Heiligen. Es ist sehr natürlich, daß er bei dieser aufregen Lesung im Wundfieber Gesichte hatte, in denen ihm die Jungfrau M mit dem Jesuskind erschien. Da gab er zu ihren Gunsten seine bisher Dulcinea preis und wurde aus einem Krieger des Königs ein so



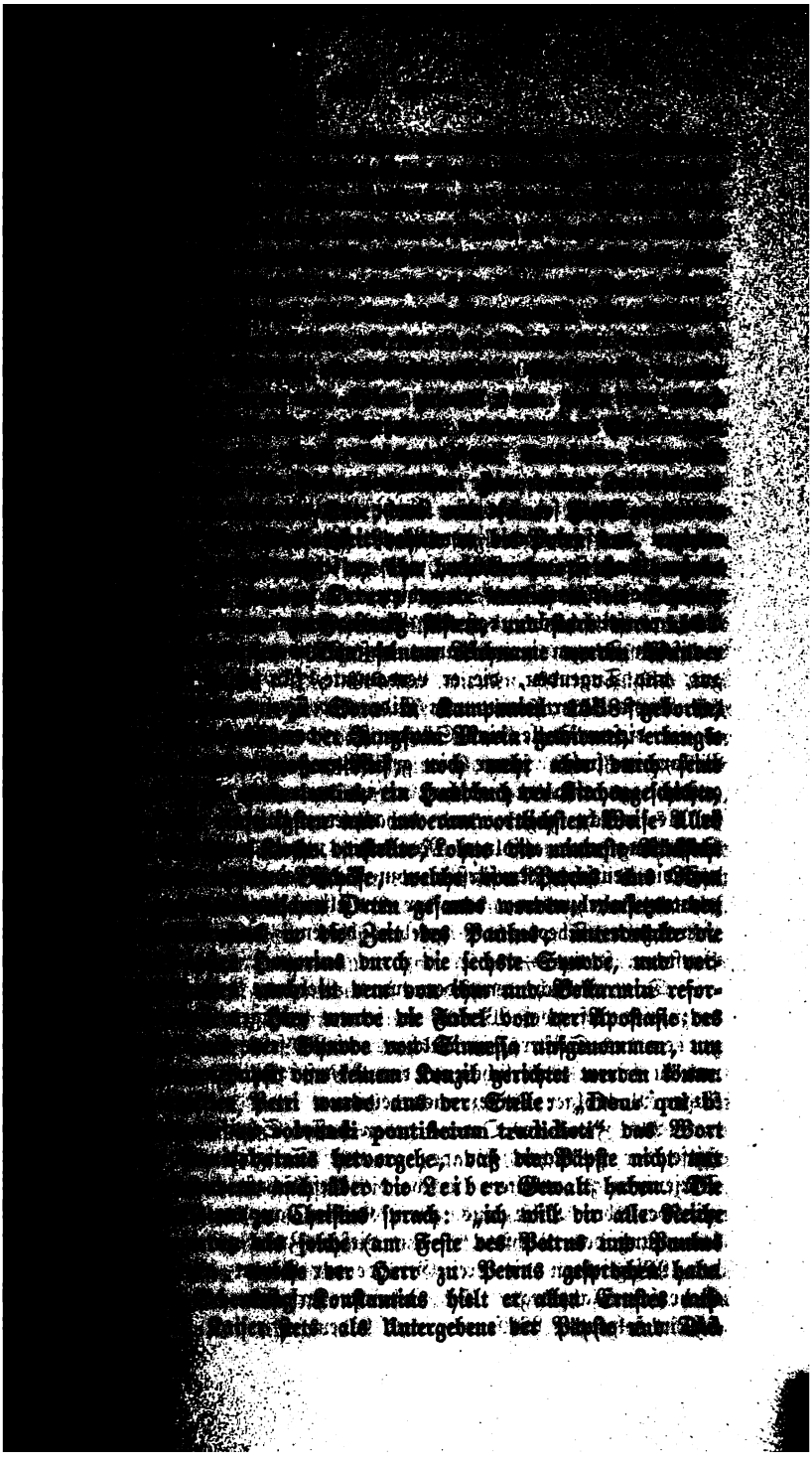
und Spitälern der Theatiner in Venedig sich ein Vorbild der Thätigkeit seines Ordens genommen, das er aber zu erweitern und zu übertreffen sich vornahm, gingen sie nach Rom, stellten sich dem Papste Paul III. vor, nicht ohne daß sie sich nochmals vom Verdachte der Ketzerei reinigen mußten, ließen sich dann zu Priestern weihen und empfingen endlich, nach manigfachen Hindernissen, aus den Händen Pauls am 26. September 1540 die Bulle: Regimini militantis ecclesiae, durch welche ihre Gesellschaft die päpstliche Bestätigung erhielt, worauf sie ihren Stifter, Pater Ignatius, einstimmig zu ihrem „General" wählten, was er mit Widerstreben annahm.

Die Beschäftigungen, denen sich die ersten Jesuiten sofort mit Eifer widmeten, waren: die Predigt zum Volke, bei welcher es ihnen mehr auf Effekt, als auf den Gehalt ankam, die Beichte, durch welche sie möglichste Herrschaft über die Gewissen anstrebten, und der Unterricht, bei dem sie vorzüglich trachteten, die Jugend für sich zu gewinnen.

Der Orden verbreitete sich mit Riesenschritten. In Venedig gründete der Spanier Lainez, einer der Stifter, 1542 das erste Jesuitenkollegium; das erste spanische entstand 1548 in Salamanca. Der Vicekönig von Aragon, Franz Borgia, Herzog von Gandia, legte seine Würden nieder und trat zu Barcelona in den Orden. Zu gleicher Zeit machte der letztere auch in Frankreich, den Niederlanden und Deutschland große Fortschritte. Überall war sein Auftreten mit der später zu schildernden Ausbreitung des Katholizismus und Beschränkung oder gar Ausrottung des Protestantismus verbunden. Als der Stifter 1556 starb, zählte sein Orden über tausend Mitglieder in dreizehn Provinzen, von denen sieben zu Spanien und Portugal und deren Kolonien, drei zu Italien gehörten und je eine, doch noch ziemlich ärmlich bestellte, in Frankreich, den Niederlanden und Deutschland bestand.

Außer Loyola haben sich folgende Jesuiten den bedeutendsten Ruf erworben: unter seinen Mitstiftern Franz Xavier aus Navarra, unter den später Hinzugekommenen Petrus Canisius und die Kardinäle Baronius und Bellarmin.

Franz Xavier, der erste jesuitische Missionär nach fremden Erdtheilen, wurde vom Papste Paul III. auf Verlangen des Königs von Portugal nach Ostindien gesandt, stiftete auf der Küste Koromandel 14 christliche Gemeinden, durchreiste Malakka, die Molukken, Japan, stiftete das Jesuiten-Kollegium in Goa, drang bis China, und starb am Fieber 1552 auf einer dortigen Insel. Über seinem Grabe in Goa, wohin seine Reste gebracht worden, wurde eine prachtvolle Kirche errichtet und seine Mütze nach Portugal gebracht, wo das Volk nach Vorgabe der Jesuiten glaubte, ihre Berührung verleihe den Frauen Fruchtbarkeit. Noch viele andere der abgeschmacktesten Wunder wurden ihm zugeschrieben.



einigen, welche eignen Willen äußerten, als Rebellen dar. Sein ganz unzuverlässiges Annalenwerk blieb nichtsdestoweniger eine Autorität unter den Jesuiten und ihren Anhängern. Er starb 1607 zu Rom an Fieber.

Robert Bellarmin aus Montepulciano in Toscana, geboren 1542, trat schon mit 16 Jahren als lateinischer Dichter auf, ließ sich 1560 in den Orden aufnehmen, wirkte an verschiedenen Orten Italiens, in Löwen und Paris als Lehrer und Prediger, wurde 1597 Inquisitionsrat in Rom, 1602 Erzbischof von Capua, und starb 1621. Sein Hauptwerk, de controversiis fidei adversus sui temporis haereticos, erlebte 1631 bereits die zwanzigste Auflage. Er verfocht darin den Gedanken, daß der Papst die eine Seele der christlichen Welt sei, die für dieselbe denke, wisse und wolle, daß ein Papst auch legitim bleibe, wenn er Ketzer sei, bis die Kirche ihn absetze, daß die Kirche Alles annehmen müsse, was der Papst ihr vorschreibe, ohne es prüfen zu dürfen, daß sie von Allem, was er lehre, fest zu glauben habe, es sei wahr, von Allem, was er gebiete, es sei gut, von Allem, was er verbiete, es sei schlecht, daß der Papst weder in moralischen, noch in dogmatischen Fragen irren könne, daß Sünden, welche er vorschriebe, für gut, und Tugenden, die er verdammte, für schlecht zu halten seien, daß der Papst Unterthanen vom Eide der Treue entbinden könne und daß es in diesem Falle eine Sünde sei, den Fürsten ferner zu gehorchen. Bellarmin suchte ferner die gefälschten isidorischen Dekretalen als ächt aufrecht zu erhalten, obschon er im vertrauten Gespräche mit Freunden sie als unächt zugab, und behauptete, daß die Kirche schon seit ihrer Entstehung eine absolute Monarchie unter dem Papste gebildet habe, daß die deutschen Kurfürsten vom Papst eingesetzt worden, daß im fünfzehnten Jahrhundert, dem der Konzilien von Konstanz und Basel, nur „vereinzelte Theologen" gelehrt hätten, das Konzil stehe über dem Papste u. s. w. —

Das wirklich bewundernswerte Gebäude des Jesuitenordens beruht vorzüglich auf zwei Werken, in seinem geistigen Gehalte auf den Exercitien des Stifters, in welchen derselbe seine Schwärmereien anbrachte, und in seinem körperlichen auf den Konstitutionen, welche sein fast kluger Nachfolger Lainez ausarbeitete.

Als Zweck des Ordens geben dessen Schriften an: „nicht nur, mit Hilfe der göttlichen Gnade, an der Seligkeit und Vervollkommnung Derjenigen zu arbeiten, welche die Gesellschaft ausmachen, sondern auch mit derselben Hilfe aus allen Kräften an der Seligkeit und Vervollkommnung des Nächsten." Um diesen Zweck zu erreichen, werden von den Mitgliedern die drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams abgelegt. Die Jesuiten zerfallen in vier Klassen, welche sich in folgender Weise entwickelt haben.

Die erſten Gefährten Loyola's bildeten den Kern ſeines Ordens und einen engern Kreis, in welchen ſtets nur die Würdigſten aufgenommen wurden. Es blieb dies die oberſte Klaſſe, die der Profeſſen. Dieſelben müſſen die Prieſterweihe erhalten haben und legen ein viertes Gelübde ab, dasjenige des unbedingten Gehorſams gegen den Papſt. Sie ſind die Regenten des Ordens und widmen ſich allein den Zwecken desſelben. Sie lebten früher blos von Almoſen und durften keinerlei Einkünfte beziehen.

Die nicht zu den Profeſſen Gehörigen, welche ſich in den Zwecken des Ordens erſt heranbildeten, nannte Loyola „Scholaſtiker". Dieſe legen die drei Gelübde ab, jedoch nicht feierlich, ſondern nur einfach „vor Gott", verpflichten ſich zum Eintritt in den Orden, und vervollkommnen ſich in den Studien und Exerzitien desſelben.

Als die Zahl der Ordensglieder ſtets wuchs, und die Profeſſen in Folge ihres vierten Gelübdes ſich den Kollegien nicht ſtets widmen konnten, wurde eine Mittelklaſſe eingeführt, welche zwiſchen obige beide zu ſtehen kam, die der Koadjutoren, der Älteren in den einzelnen Kollegien. Sie legen neue einfache Gelübde ab, doch nicht nur vor Gott, ſondern ausdrücklich in die Hände der Oberen, und beſtehen aus Geiſtlichen und Weltlichen. Die Erſteren widmen ſich vorzüglich dem Unterrichte und erhalten erforderlichen Falls die Prieſterweihe. Die Letztern dienen dem Orden als Köche, Gärtner, Krankenwärter und in Geſchäften aller Art und können nicht weiter ſteigen. Die Kollegien der Koadjutoren und Scholaſtiker erhielten ſchon von Loyola das Recht, Einkünfte zu beziehen.

Dieſen drei Klaſſen ſchloſſen ſich endlich als vierte und unterſte die Novizen an, welche erſt in den Orden einzutreten wünſchen. Sie müſſen zwei Jahre in einem Novizenhauſe zubringen und werden genau beobachtet, erfahren aber nichts von ihrer Beſtimmung im Orden. Strenge Prüfungen werden mit ihnen vorgenommen, um zu erfahren, ob etwas ihrer Aufnahme entgegenſtehe, zu welchen Hinderniſſen namentlich gehören: Abweichung vom Glauben, Verbrechen und ſchwere Sünden, Verbindlichkeiten gegen einen andern Orden, Verehelichung, ſtörende körperliche Fehler. Man erkundigt ſich nach allen ihren perſönlichen, Familien- und andern Verhältniſſen, nach ihren Anlagen und Fertigkeiten, Anſichten und Abſichten. Sie müſſen ſechs Hauptproben durchmachen, welche darin beſtehen, daß ſie ſich je einen Monat lang geiſtlichen Betrachtungen widmen, in Spitälern dienen, ohne Geld reiſen, verachtete Dienſte leiſten, Kinder oder ungebildete Perſonen im Glauben unterrichten und predigen oder Beichte hören. Die geiſtlichen Betrachtungen oder Exerzitien beſtehen, nach dem Muſter der eigenen Erweckungen Loyola's, insbeſondere in fortwährender, ununterbrochener Vertiefung in religiöſe Fragen, deren immer eine, wie z. B. über die Sünde, die Erlöſung, die Menſch-

werdung, die Verdienſte der Heiligen, die Seligkeit, einen Tag hindur
bei verſchloſſenen Thüren und Fenſterläden ausſchließlich betrachtet wir
Dieſe Einrichtung iſt mit Abſicht ſo beſchaffen und eingetheilt, daß d
bei notwendig jede eigene Überzeugung und ſelbſtändige Richtung d
Kandidaten ertödtet werden muß. Eine Generalbeichte ſchließt die Lau
bahn des Novizen, deſſen Beſchäftigung von Stunde zu Stunde währen
des Tages genau vorgeſchrieben iſt.

Außer dieſen vier Klaſſen giebt es noch affiliirte Jeſuiten,
d. h. Perſonen, welche, ohne die mönchiſchen Gelübde abzulegen und
die Ordenskleidung zu tragen, für die Intereſſen des Ordens arbeiten
und ihm unbedingt gehorchen. Man nennt ſie „Jeſuiten im kurzen
Rocke“. Ihre Organiſation und ihr Verhältniß zum Orden und zur
Außenwelt, ſowie ihr Perſonalbeſtand, ſind durchaus Geheimniß.

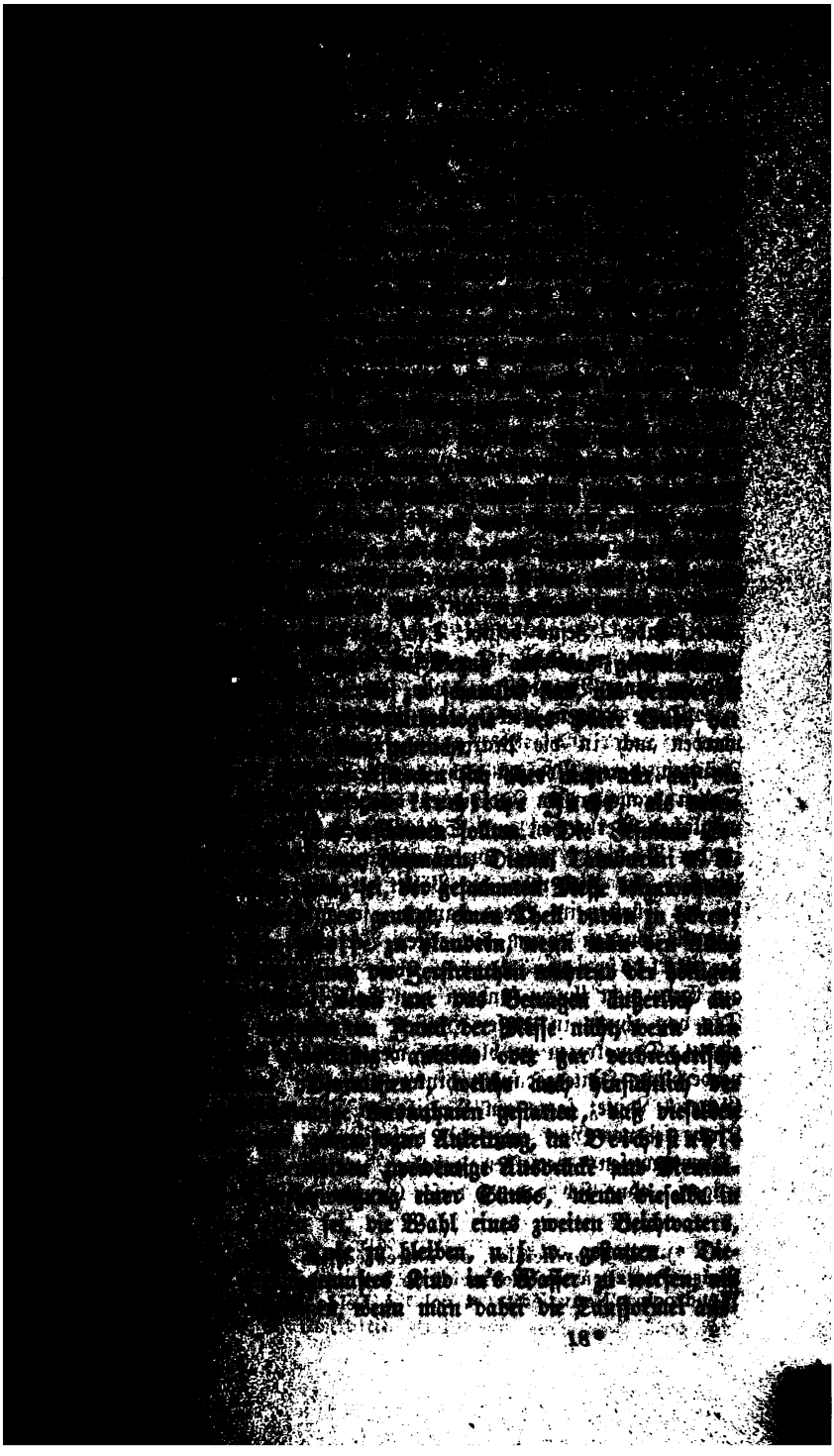
Der oberſte Würdenträger des Ordens iſt der auf Lebenszeit ge-
wählte General. Seine Gewalt iſt abſolut und unumſchränkt, aus-
genommen durch die Aufſicht, welche ſeine Miniſter und Räte, die
Aſſiſtenten über ihn führen. Es giebt deren vier bis ſechs, deren
Jedem eine Anzahl Provinzen zur Oberleitung angewieſen iſt. An der
Spitze jeder Provinz ſteht ein Provinzial, an derjenigen der lokalen
Niederlaſſungen des Ordens Superioren. Dieſe Niederlaſſungen ſind
entweder Profeßhäuſer und Exerzitienhäuſer, deren es nur eine beſchränkte
Anzahl giebt, oder Novizenhäuſer, Seminare, Kollegien, Penſionate und
Miſſionen, deren Zahl unbeſchränkt iſt. An der Seite jedes Würden-
trägers, des Generals, der Aſſiſtenten, der Provinziale und der
Superioren ſteht ein Admonitor oder Conſultor, der denſelben
an ſeine Pflichten zu erinnern hat. Zur Überwachung der Provinzial-
verwaltung werden vom General Viſitatoren abgeordnet. Das
Rechnungsweſen und die Prozeſſe des Ordens beſorgen Prokuratoren,
die Cenſur der von Ordensgliedern verfaßten Schriften Reviſoren.
Die Generalverſammlung, welche unter dem Vorſitze des Generals aus
den Aſſiſtenten und Abgeordneten der Provinzen beſteht, wählt den
General und die Aſſiſtenten, entſcheidet nötigenfalls über Entſetzung
derſelben und beſtätigt die von dem General getroffenen Abänderungen
der Konſtitutionen, ſowie Veräußerungen von Ordensgütern. Zur Wahl
des Generals iſt die Generalverſammlung ganz dem römiſchen Concil
zur Wahl des Papſtes nachgeahmt. Die Mitglieder werden bei Waſſer
und Brot eingeſchloſſen, bis die Wahl beendet iſt. Handelt es ſich
dagegen um die Entſetzung eines unwürdigen Generals, ſo ſoll die
Verſammlung Denſelben zur freiwilligen Abdankung zu bewegen ſuchen,
damit der Außenwelt gegenüber der Schein gewahrt werde, als ob die
Entſetzung ſtattgefunden hätte. In beſonders wichtigen Fällen wird
eine Generalkongregation berufen, an welcher alle Profeß-

theilnehmen dürfen. Jede Provinz hat überdies eine Provinzialkongregation.

Was von den Oberen der Gesellschaft Jesu ihren Untergebenen aufgetragen wird, muß ohne Prüfung vollzogen werden. Der Niedere ist ein Leichnam (cadaver) in der Hand des Höhern, wie es in den Konstitutionen, Kap. 14, §. 2 wörtlich heißt. Wie dieses Verhältniß blinden Gehorsam, so hat daneben jenes unter den Gleichstehenden, sowie jenes der Höheren gegen die Niederen, Mißtrauen zum Inhalte. Alle Briefe, welche von Jesuiten geschrieben oder empfangen werden, müssen von Oberen gelesen werden. Der Jesuit Mariana sagt darüber: „die ganze Regirung der Gesellschaft beruht auf Delationen, die sich wie ein Gift durch das Ganze verbreiten, daß kein Bruder dem Bruder trauen kann. Aus grenzenloser Liebe zur unumschränkten Herrschaft nimmt unser Ordensgeneral Delationen in seinem Archiv auf und stellt ihnen Glauben zu, ohne daß er erst Den angehört, gegen den sie gerichtet sind.“ Ein wirklich staunenswertes System von Berichterstattungen ist im Orden eingeführt. Jeder Würdenträger berichtet in vorgeschriebenen Perioden seinem Obern über seine Untergebenen, der Admonitor oder Consultor jedes Würdenträgers über Letztern dem General, zu gewissen Zeiten auch die Superioren dem General mit Umgehung der Provinzialen. Genaue Listen werden über alle Mitglieder und deren Thun und Treiben geführt, und allen vom Orden bestimmte Beichtväter zugetheilt. Auch müssen dieselben durchaus auf den Zusammenhang mit ihren Familien und ihrer Heimat verzichten. Ihre Güter dürfen sie nicht Verwandten, sondern nur den Armen überlassen. Um dem Orden ganz zu leben, darf auch, streng genommen, kein Mitglied desselben eine geistliche Würde annehmen. Es wurde jedoch davon schon früh abgegangen, und Jesuiten bekleideten wiederholt die Kardinals-, ja die noch mehr in Anspruch nehmende Erzbischofs- und Bischofswürde.

Als Quintessenz der moralischen Grundsätze des Jesuitenordens bezeichnet man gewöhnlich den Satz: der Zweck heiligt die Mittel. Es ist zwar behauptet worden, daß dieser Satz in keiner jesuitischen Schrift wörtlich vorkomme, allein mit Unrecht. Der Jesuit Herman Busembaum stellt in seiner „Medulla theologiae moralis“ (erschienen zuerst 1653 in Frankfurt a. M.) als Lehrsatz (pag. 320) hin: „Cum finis est licitus, etiam media sunt licita“ (wenn der Zweck erlaubt ist, so sind auch die Mittel erlaubt) und (pag. 504): „cui licitus est finis, etiam licent media.“ Der Jesuit Paul Laymann in seiner „Theologia moralis“ (München 1625) faßt den Satz (Pars III. s. 4 c. 12 p. 20): so: „Cui concessus est finis, concessa etiam sunt media ad finem ordinata.“ Escobar in seinen „Univ. theologiae moralis recept. sententiae“ (Lyon 1652—1663) sagt (Tom. IV, l.

33, sect. 2. probl. 65, n. 300. p. 336.): „Non peccat, q bonum finem in actibus ex natura sua malis delectatus“ (de digt nicht, welcher ſich wegen ſeines guten Zweckes an ihrer Natu ſchlechten Handlungen ergötzt). „Finis enim“, ſo heißt es nac leuchtung obigen Satzes an ſchmutzigen und ſchamloſen Beiſpielen weiter, „dat specificationem actibus et ex bono vel malo fine bo mali redduntur“ (denn der Zweck giebt den Handlungen ihren lichen Charakter, und durch einen guten oder ſchlechten Zweck dieſelben gut oder ſchlecht). Jakob Illſung ſagt in ſeinem „Bau Weisheit ꝛc.“ (pag. 153): „Cui licitus est finis, illi licet medium ex natura sua ordinatum ad talem finem“. (We Zweck erlaubt iſt, dem iſt auch das ſeiner Natur nach zu ſolchem geeignete Mittel erlaubt.) Edmund Voit in ſeiner „Theologia mo (Würzburg 1769, neueſte Aufl. 1860, pars I, p. 123) ſagt: fines licet, ei et media permissa sunt“; und (ebendaſ. p. 472, n. „Cui concessus est finis, concessa etiam sunt media ad fine dinata.“ Noch in neueſter Zeit lehrte Johannes Petrus Gury in „Casus conscientiae“ (Regensburg 1865) p. 332: „ubi licit finis, etiam licita sunt media per se indifferentia“ (— die die an ſich gleichgiltig ſind). — „Die ganze verderbte Mor Jeſuiten,“ ſagt ein Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts über Orden, „iſt ein Inbegriff von Gründen der Entſchuldigungen für Sünden und Übelthaten vor Gott und Menſchen.“ Und ſo erwe auch die jeſuitiſche Moraltheologie nach den eigenen Werk Ordens. Allgemein iſt daher, und zwar nicht in Folge von Be dungen, das Wort „jeſuitiſch“ für jede Handlungsweiſe ſprüchw geworden, welche nach den allgemein geltenden Begriffen verwerfli angeblich aber zu guten Zwecken vorgenommen wird, und eben jede Ausdrucksweiſe, welche vom Sprechenden anders verſtanden als ſie der Hörende verſtehen kann. Freilich geht Alles, was ma die Anſichten der Jeſuiten weiß, von Einzelnen aus; aber es iſt zu vergeſſen, daß kein Jeſuit Das, was er ſchreibt, öffentlich h geben darf, ohne ausdrückliche Billigung von Seite des O als ſolchen. In dem „Institutum Societatis Jesu (auctoritate co gener. XVIII. etc.“ Prag 1757, Vol. I, p. 372) heißt es: ſchiedene Lehrmeinungen ſollen nicht geſtattet werden, weder in Pre noch in öffentlichen Vorleſungen, noch in Büchern, welche ohne A bation und Gutheißung des Ordensgenerals nicht herausgegeben dürfen.“ Und in der That ſind auch ſämmtliche oben angef Jeſuiten-Schriften „mit Erlaubniß der Oberen“ erſchienen. Daß Orden auch heute „doctrinae differentes“ nicht ſtatthaft ſind, d Geiſt des Ordens derſelbe geblieben und die heutigen Jeſuiten Erbſchaft der alten eingetreten ſind, ergiebt ſich aus einem Be

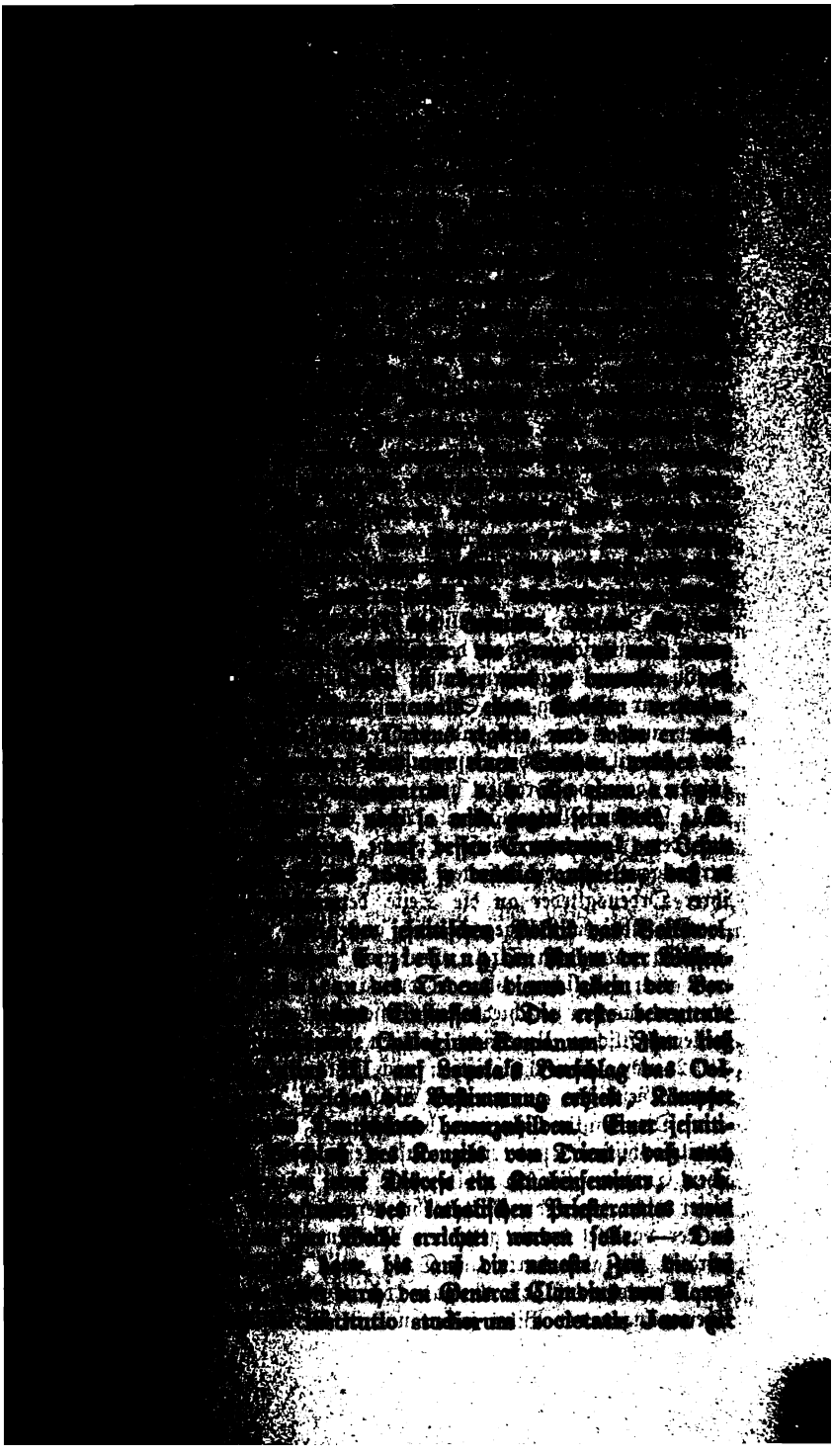


ſpreche, und ebenſo: ein Kind in demſelben oder in ähnlichem Falle m ſiedendem Waſſer zu taufen und dadurch zu tödten. Bauny und Sa chez erlauben dem Prieſter an demſelben Tage, wo er eine Todſün begangen, die Meſſe zu leſen. Selbſt die Unfehlbarkeit des Papſt exiſtirt für die Jeſuiten nur in den Schranken der Probabilitätstheor und gilt nur, je nachdem die Ausſprüche des heiligen Vaters verſtand und ausgelegt werden. Verweigert z. B. der Papſt den Banditi das Aſylrecht, ſo gilt dies nicht, ſofern der Mord nicht um Geld, ſ dern aus — Gefälligkeit ſtattfand, und das kirchliche Aſyl genießen a Jene, welche neben der Kirche ein Verbrechen begingen, um gleich d auf vom Aſyle Gebrauch machen zu können.

Man würde ſich aber ſehr täuſchen, wenn man glaubte, daß Jeſuiten dabei ſtehen blieben, dem Papſte zu opponiren, dem ſie d Gehorſam ſchwören; nein, ſie höhnen ſogar Den, deſſen Namen ſie trag deſſen Lehre zu verbreiten ſie vorgeben! Jeſus befahl Dem, der auf eine Wange einen Schlag erhalten, auch die andere darzubieten. J Jeſuit Escobar aber ſagt in ſeiner Moraltheologie ausdrücklich: wer e Ohrfeige erhalten, ſei entehrt, bis er Den, von dem er ſie erhalten, tödtet habe. Jeſus befahl, Dem, der von uns den Rock verlange, a den Mantel zu geben. Der Jeſuit Bauny aber ſprach den intellektue Urheber einer Brandſtiftung von jeder Entſchädigungspflicht frei*).

Dieſe Lehren blieben aber nicht etwa in der Theorie ſtehen, — wurden auch in die Praxis eingeführt. Ihr laxer Gehalt brachte Jeſuiten, deren Novizen nicht aus den beſten, ſondern aus den für Orden brauchbarſten Individuen ausgewählt wurden, thatſächlich zu a möglichen Verbrechen und Schandthaten. So ließen ſie ſich denn a in der Politik nicht von Grundſätzen, ſondern von der Zweckmäßig leiten. Ihr Ziel war, die Völker zu beherrſchen, und weil ihnen h bei die Fürſten im Wege ſtanden, ſo galt ihr glühendſter Haß Die und ſie wurden darum die erſten Verfechter des modernen Grundſa der Volksſouveränetät, ohne zu ahnen, daß deſſen Konſequen am Ende nicht ihnen, ſondern dem Volke ſelbſt zu Gute kommen wird Die von ihnen in dieſer Hinſicht aufgeſtellten Lehren ſind freilich eignet, Demokraten zu blenden, wenn Solche dabei nicht bedenken, verderbliche Hintergedanken hinter denſelben lauern. Schon der ge General Lainez ſagte am Konzil von Trient 1562: die Regirung Kirche ſei von Gott eingeſetzt, diejenige der Staaten aber werde von „Gemeinweſen“ derſelben geſtaltet, welche ſie ihren Obrigkeiten z tragen, „ohne ſich dadurch dieſer Gewalt ſelbſt zu berauben.“ Bellar

*) Les Provinciales, ou lettres écrites par Louis de Montalte (i Blaise Pascal) à un provincial de ses amis, avec les notes de Guill Wendrock. Nouv. édit. 4 vol. à Leide MDCCLXI.



Grundlage. Nach derſelben zerfällt eine jeſuitiſche Lehranſtalt in zw
Abtheilungen: Studia superiora und Studia inferiora. Jede derſelb
hat einen Präfekten, beide zuſammen einen Rektor. Die Studia inferio
haben wieder fünf Klaſſen: Rudiment, Grammatik, Syntax, Humanit
und Retorik. Die Hauptſache im Lehrgange derſelben iſt die Erlernu
der latiniſchen Sprache, aber nicht die Kenntniß ihrer Satzbildu
ſondern die Übung derſelben und die Geſchicklichkeit zu reden und
ſchreiben. Der Wahlſpruch der Jeſuitenſchulen heißt daher: „lege, scrib
loquere“. Man glaubte dies Ziel namentlich durch Überladung d
Gedächtniſſes der Schüler mit Redensarten zu erreichen, deren m
Sammlungen über die verſchiedenſten Dinge in kunterbunter Reihenfo
anlegte. Eine ſolche Sammlung z. B., Amalthea betitelt, brachte
erſten Kapitel Redensarten über Arzneikunſt, im zweiten über Chirurg
im dritten über Arithmetik, im ſechsten über Buchdruckerkunſt, im ſieb
zehnten über „Dinge, welche zu Grunde gehen (?).“ Die Mutt
ſprachen ſind an den jeſuitiſchen Anſtalten ſtreng verpönt und mit Stra
bedroht, die man nur los werden kann, wenn man — einen Mitſchü
verklagt, der ſich des nämlichen Vergehens ſchuldig macht, wie denn a
jeder Jeſuitenſchüler von den Oberen einen Nebenbuhler erhält, mit d
er im Lernen wetteifern muß. Die alten Klaſſiker dienen einzig u
allein zur Bildung des Stils, ohne Rückſicht auf den Geiſt derſelb
daher auch Cicero als das höchſte Ideal dieſer Schulen verehrt wi
Aus Vergil flicken die Jeſuitenſchüler latiniſche Gedichte zuſammen u
führen latiniſche Dramen auf, doch nicht ſolche des Plautus und Ter
tius, ſondern ſelbſtgedichtete. Auch Griechiſch wird getrieben, ja ſo
mit dem Anſpruche, dieſe Sprache zu ſprechen und in ihr Gedichte
verfertigen. Ja, die Jeſuiten ſtellen die griechiſchen und latiniſchen We
ihrer Ordensglieder an die Seite derjenigen des klaſſiſchen Altertum
— Die übrigen Lehrgegenſtände, außer den alten Sprachen, faßten d
Jeſuiten unter dem Titel „Erudition“ zuſammen, — ein Sammelſuriu
von allen möglichen, ohne Ordnung zuſammengeworfenen Anekdoten u
Notizen aus den verſchiedenſten Wiſſenſchaften. Einen ſyſtematiſchen natu
wiſſenſchaftlichen Unterricht kannten die Jeſuitenſchulen bis zum Ja
1832 nicht, einen hiſtoriſchen noch jetzt nur in einſeitig kirchlicher, d
neuere Geſchichte ignorirender Weiſe.

Die Studia superiora beſtehen aus einem zwei- oder dreijähri
„philoſophiſchen“ und einem auf dieſen folgenden vierjährigen theol
ſchen Curſus. In der Philoſophie hält man ſich an Ariſtoteles, „ſo
dieſer nicht gegen die Kirchenlehre verſtößt“, und an Thomas von Aq
in der parallel damit gehenden Mathematik und Phyſik an Euklid,
ſchränkt ſich aber darin auf Das, „was die Schüler gerne hören.“
der Theologie iſt die Vulgata die Grundlage; Original und a
Überſetzungen der Bibel fallen nur in Berückſichtigung, wenn ſie erſ

günstig sind. Das Hebräische wird nur oberflächlich gelehrt, mit großer Sorgfalt aber die scholastische Theologie und die Kasuistik, letztere nach em jesuitischen Probabilitätsysteme.

Abgesehen nun davon, daß schon die allzu häufigen Andachtübungen nd Exerzitien der Jesuiten die wissenschaftliche Thätigkeit notwendig be=inträchtigen müssen, kann von einer Freiheit und Unabhängigkeit der tztern schon darum keine Rede sein, weil der ganze Studienplan, gleich en Exerzitien, darauf berechnet ist, aus den Schülern blindgehorsame nd ergebene Werkzeuge des Ordens, auf alles eigene Denken und Ur=ilen von vorn herein verzichtende Maschinen zu bilden. Die sämmt=chen Lehrfächer sind in den Fesseln der mittelalterlichen Scholastik be=ngen und die ganze Bewegung des Humanismus wird als nicht da=wesen betrachtet. Alles ist nur eine mechanische Abrichtung; in den leist des römischen Altertums (vom griechischen ganz zu schweigen) wird cht eingedrungen und dessen Träger, die Klassiker, den Schülern nur rch sogenannte kastrirte Ausgaben bekannt gemacht, aus denen Alles fernt ist, was dem jesuitischen Zwecke irgendwie schaden könnte. Da=gen wird durch Anstandslehre, Tanzstunden, allerlei körperliche Übungen d theatralische Vorstellungen das Publikum geblendet und ihm glauben macht, der Unterricht sei ein aufgeklärter, während diese Fertigkeiten os dazu dienen, den Jesuiten unter Umständen auch die Rolle eines eltmannes spielen zu lassen, da er alle möglichen Masken vornehmen uß, je nachdem die Zwecke des Ordens es verlangen. Damit übrigens e Schüler der Jesuiten sich daran gewöhnen, ganz dem Orden und dem rden allein anzugehören, wird die Liebe zu den Eltern und Verwandten stematisch in ihnen ertödtet. Ihr Glaubenseifer wurde ferner in lheren, dunkleren Zeiten dadurch angefeuert, daß es ihnen erlaubt ar, Hinrichtungen von Ketzern beizuwohnen, — anderen nicht.

Den Schulen der Jesuiten entsprechen auch ganz die wissen=haftlichen Leistungen derselben. Wie in jenen, so nehmen sie ch in diesen eine ganz eigentümliche, von der fortschreitenden Kultur=wickelung der Menschheit völlig abgeschiedene und getrennte Stellung . Daher können sie auch nicht zugeben, daß Jesuiten von Anderen von Ordensgenossen unterrichtet und über Erwerbung von Kenntnissen rüft werden. So erwirkten sie schon 1552 vom Papste Julius III. s Vorrecht, gleich den Universitäten, ihren Schülern die Grade eines ccalaureus, Magisters, Licentiaten und Doktors zu ertheilen, was us IV. 1561 bestätigte. Und doch waren die Anstalten der Jesuiten, h wenn sie Universitäten hießen, niemals vollständige Hochschulen; sie hielten blos die Fakultäten der Theologie und der „freien Künste" t der „Philosophie" genannt).

Sehen wir nun, welche Leistungen die durch jesuitische Schulen ge=ete und genährte Literatur des Ordens aufzuweisen hat. Einiges

hieraus wurde bereits bei Anlaß der Erwähnung des Baronius u
Bellarmin erwähnt.

In der Geschichte ihres eigenen Ordens thaten sich hervor: Petr
Scarga (Italiener, † 1612) mit seiner Geschichte der Heiligen, Selig
und Martyrer der Gesellschaft Jesu, Orlandinus und Sachin
mit der Geschichte des Jesuitenordens (1615 und 1621 zu Köln gedruck
Ribadeneira, der Verfasser einer Schrift gegen Machiavelli (de bo
principe), mit der Aufzählung der berühmten jesuitischen Schriftstelle
Joh. Tollenarius u. A. mit der Prachtausgabe „Imago primi seculi
societatis Jesu" u. s. w. Gegen die Jesuiten schrieben Mitglieder de
älteren Mönchsorden das Theatrum Jesuiticum (Coimbra 1654), worin
sie die Bedrückungen erzählten, welche sich die Jesuiten gegen die ältere
Orden erlaubten.

Was die übrige Weltgeschichte betrifft, so sahen wir schon bei Ba
ronius und Bellarmin, wie es die Jesuiten mit der Wahrheit halten
Dazu stimmt auch, daß sich nicht weniger als neun Jesuiten im sieben
zehnten und Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts dazu hergaben, di
Ächtheit eines Briefes zu beweisen, welchen nach der Legende die Jung
frau Maria an die Gemeinde zu Messina geschrieben, dessen Sprach
griechisch (!) ist, und dem zu Ehren noch jetzt jährlich am 3. Juni ei
Fest zu Messina gefeiert und zahlreiche dortige Kinder „Lettera" getauft
werden. Der größte jesuitische Geschichtschreiber ist der Spanier Jua
de Mariana (geboren 1536 zu Talavera), welcher die spanische Ge
schichte in dreißig Büchern, in gewandtem Stile, doch ohne alle Kriti
schrieb (sie erschien zuerst 1601—1605 in Mainz, und beginnt mi
Kains Nachkommen Tubal, von dem die Spanier abgeleitet werden!)
In der Abhandlung de rege et regis institutione vertheidigte er de
Mord Heinrichs III. von Frankreich und der Tyrannen überhaupt; s
wurde auf Anordnung des Parlaments von Paris durch den Henk
verbrannt; weil aber dies die Franzosen gegen die Jesuiten erbitterte, ve
leugneten ihn seine Ordensbrüder, und die Inquisition setzte ihn, 73 Jah
alt, wegen theologischer Schriften gefangen, brachte diese auf den Ind
und behandelte ihn um so härter, weil man unter seinen Papieren e
spanisches Werk über „die Gebrechen der Gesellschaft Jesu" gefund
hatte. Er starb 1623, im 87sten Jahre. Famian Strada († 16
in Rom) schrieb die Geschichte des niederländischen Krieges in spanisch
Sinne, welche Kaspar Schoppe, ein Gegner der Jesuiten, tüchtig z
zauste.

Ebenso wenig Kritik wie die Geschichtforscher bewiesen die Spra
forscher des Ordens. Franz Turrianus gab ein arianisches Ma
werk des vierten oder fünften Jahrhunderts, welches den Titel
„Apostolischen Konstitution des Papstes Clemens I." führt, und welch
er für ächt hielt, 1563 mit Gepränge griechisch und lateinisch, die sa

zösischen Jesuiten Sirmond und Fronton in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts die Kirchenväter heraus, aber reich an Fehlern und arm an kritischem Blicke.

Hierzu kommen noch einige Schriftsteller über die Sprache und die Geographie der Länder, in welchen die Jesuiten Missionen besaßen, einige Mathematiker ohne hervorragende Namen, einige gründlich vergessene scholastische sogenannte Philosophen, vor Allem aber ein ungeheures Heer von Theologen, deren Zahl die aller übrigen jesuitischen Literaten übertrifft, welche der forschenden Wissenschaft aber keinerlei Interesse bieten können.

Der Jesuitenorden hatte in Folge seiner strengen Zucht und schlaffen Sittenlehre schon frühe manchen Abfall zu beklagen. Im Jahre 1567 entflohen die Professoren Eduard Thorn und Balthasar Zuger aus dem Jesuitenkollegium zu Dillingen und wurden Protestanten, so 1587 Elias Hasenmüller, um 1595 Heller und Gabriel Bariak, der in Genf gegen die Jesuiten schrieb. Im Jahre 1577 entwich der Professor Christian Franken aus Gardeleben vom Jesuitenkollegium zu Wien, wurde Protestant und schleuderte von Basel und La Rochelle aus zahlreiche Streitschriften gegen den Orden, deren eine den kräftigen Titel trägt: De bestialissima idololatria quam in adoratione panis et vini renovat societas, Jesu divino sub cognomento latitans secunda bestia; eine andere: De studiis Jesuitarum abstrusioribus et consiliis eorum sanguinariis. Franken starb 1590 als Lektor am socinianischen Gymnasium zu Klausenburg in Siebenbürgen. Auch im siebenzehnten Jahrhundert wandten sich viele Jesuiten, wie z. B. Peter Jarrige, nach La Rochelle, Genf und Holland, Jarrige ließ sich jedoch zur Rückkehr bewegen und verschwand nach 1650 zu Antwerpen spurlos aus der Welt. Sonderbarer war das Schicksal eines andern Jesuiten, Mena mit Namen, eines Spaniers; er hatte sich mit einer weiblichen Person vergangen und wurde deshalb von der Inquisition zu Valladolid eingekerkert. Die Jesuiten wußten ihn jedoch zu bekommen, gaben ihn für todt aus, begruben eine Figur statt seiner und schafften ihn nach Genua, wo er 1634 — Jude wurde, sich verheiratete und als Rabbiner Vorträge über das Gesetz Mose's hielt.

B. Die katholischen Eroberungen mit Hilfe der Jesuiten.

Daß der Jesuitenorden in seinem eigentlichen Wesen durchaus glaubenslos ist, erhellt aus den Werken seiner eigenen Glieder, deren keines ohne Bewilligung des Ordens gedruckt ist, hinlänglich, daher auch Jesuiten zu wiederholten Malen von den Päpsten als Ketzer verdammt worden sind. Aber die katholische Kirche und der Papst sind Werkzeuge, welche von klugen und schlauen Männern leicht bethört und geblendet werden

können, weil die bestehende Regirungsform der Kirche überhaupt auf ei
Verblendung, nämlich der Annahme einer Stiftung des Primates du
Christus beruht, — daher auch Die, welche dies Werkzeug zu benütz
und zu leiten wissen, mittels der zahlreichen Gnaden- und Heilsanstalt
die der Katholizismus besitzt, einen unberechenbaren Einfluß auf hunde
von Millionen denkunfähiger, blindgläubiger Schafe erhalten. Die
suiten wollen vor Allem herrschen, und dies können sie nur unter
Unwissenden, denen sie durch ihre hohle Gelehrsamkeit imponiren, — e
Gelehrsamkeit, welche den Zierden der Kunst und Wissenschaft gegenü
in Staub zerfällt.

So traten denn die Jesuiten in die Reihen, welche in der Mit
des sechszehnten Jahrhunderts die katholische Kirche bildete, um das i
durch die Reformation entrissene Gebiet wieder zu erobern und ihre ve
lorene Macht und die Einheit der zerrissenen Christenheit wieder herzustell

Der Schauplatz dieses Kampfes war begreiflicher Weise vorzügli
das Land, in welchem die Reformation ihren Anfang genommen und di
größte Verbreitung und Macht besaß, — Deutschland.

Der Orden war noch jung, der Schwärmer Loyola lebte noch, un
kein Escobar, Sanchez, Vasquez und Busembaum hatten noch ihren Schmu
niedergeschrieben, als er in Deutschland Fuß faßte, wo man ihn dah
auf katholischer Seite in guter Treue als die Stütze der Kirche ansa
Im Jahre 1551 gründeten die Jesuiten unter dem Schutze des römische
Königs Ferdinand I. das Kollegium zu Wien, 1556 diejenigen z
Köln, Ingolstadt und Prag, 1559 das zu München, 1561 die zu Tri
und Mainz, und 1566 hatten sie ein bedeutendes Netz über ganz Baiern
Tirol, Franken, Schwaben, über den größten Theil Österreichs und d
Rheinlande gesponnen und waren im Begriffe, sich auch in Ungarn ei
zuniſten. Ingolstadt wurde der Mittelpunkt ihrer die Kurzsichtigen bl
denden Wissenschaft. Sogar Protestanten ließen sich bethören und sandt
ihnen ihre Söhne. Wo sie Platz griffen, führten sie sofort den beinal
außer Gebrauch gekommenen mittelalterlichen Wahn der Reliquien, Rose
kränze, Fastengebote und Wallfahrten wieder ein. Es war ein Raubzu
des romanisch-katholischen Geistes in das Gebiet der deutschen und pr
testantischen Kultur.

Die Früchte zeigten sich zuerst in Baiern. Der Herzog Albrecht V.
vorher geneigt, seinem großentheils protestantisch gewordenen Lande Z
geständnisse zu machen, wandte sich seit dem Ende des Konzils von Trie
plötzlich gegen die Protestanten, sandte die Jesuiten als Bekehrungstrupp
unter sie, und vertrieb sie, wo sie ihrem Glauben treu blieben. Die a
dem Index stehenden Bücher wurden massenhaft verbrannt und dafü
jesuitische verbreitet. Der Herzog beschränkte sich aber nicht auf sein La
Seinen Mündel, den Sohn des in Frankreich in den Reihen der Hug
noten gefallenen Markgrafen Philibert von Baden, ließ er katholi

erziehen und deſſen Land durch ſeine Jeſuiten in den Jahren 1570 und 1571 zum alten Glauben bekehren. Zugleich wurde der Jeſuit Caniſius umhergeſandt, um die katholiſchen Fürſten zum Zuſammenhalten, zur unbedingten Annahme der Trienter Beſchlüſſe und zur Verweigerung jedes Zugeſtändniſſes an die Proteſtanten zu bewegen. Sein Wirken war mit Erfolg gekrönt; Seminarien tauchten überall auf; an den katholiſchen Univerſitäten, zuerſt in Dillingen, wurden keine Grade mehr ertheilt ohne Ablegung des Glaubensbekenntniſſes von Trient. Das letztere mußten im Erzbistum Trier auch alle Schullehrer unterſchreiben. Die früher ſo ſchlaff gewordenen geiſtlichen Fürſten verſäumten keine Prozeſſion, keine Veſper mehr. Der vorher duldſame Kurfürſt von Mainz, Daniel Brendel, ging nun mit jeſuitiſcher Hilfe erobernd vor, verjagte aus ſeinen ſächſiſchen Beſitzungen im Eichsfelde die proteſtantiſchen Prediger und ſetzte Jeſuiten an ihre Stelle. Dasſelbe that der Abt von Fulda. Kaiſerliche Vorrechte, welche die Proteſtanten vorwieſen, wurden nie berückſichtigt. Das reizte ſie zum Widerſtande. Im Fuldaiſchen wurde 1576 der ſtrenge Abt von ſeinem Adel überfallen und zur Abdankung gezwungen; ja einen merkwürdigen Widerſtand gegen das katholiſche Streben, welcher wahrlich Mut brauchte, verſuchte der 1577 auftretende Erzbiſchof von Köln, Gebhard Truchſeß, der offen proteſtantiſche Neigungen an den Tag legte, keine Meſſe las und mit dem Gedanken umging, ſein Kurfürſtentum kurzweg in ein weltliches und erbliches zu verwandeln. Wirklich erklärte er, Proteſtant werden und heiraten zu wollen, Pfalzgraf Kaſimir unterſtützte ihn; aber beide unterlagen 1583 den Ränken des Papſtes und den Truppen Baierns und Spaniens, und Truchſeß mußte fliehen und einem bairiſchen Prinzen Platz machen. Heinrich von Lauenburg, Biſchof von Paderborn und Osnabrück, der ſein Beiſpiel hatte nachahmen wollen, ſtarb 1585 an einem Sturze vom Pferde. Jeſuiten überſchwemmten, von Waffengewalt unterſtützt, Beider Stiftsgebiete*), und darauf auch Münſter in Weſtfalen, Hildesheim und andere Lande. Der Biſchof Julius von Würzburg bekehrte ſeine Hauptſtadt und ſein Gebiet mit Gewalt zum Katholizismus. Ihm ahmte der von Bamberg nach. In beiden Stiftern füllten ſich die Klöſter wieder. In der freien Stadt Köln wurde der Beſuch der proteſtantiſchen Predigt mit Kerker und Geldbuße beſtraft, in Augsburg und Regensburg die Proteſtanten kurzweg verbannt. Ja der römiſche Nuntius, die Jeſuiten und ihre Helfershelfer machten nun auch Verſuche, proteſtantiſche Fürſten in Sachſen, Heſſen und der Pfalz, und mit ihnen ihr Land zu bekehren, und eifrig arbeitete man daran, das Reichskammergericht von ſeinen proteſtantiſchen Mitgliedern zu ſäubern. Schüler der Jeſuiten ſtiegen nach und nach zu den Stellen der Kirchenfürſten empor und räumten

*) Vergl. Löher, der Kampf um Paderborn, Berlin 1874.

dann mit fürchterlicher Gewissenhaftigkeit alle Reste des Protestantismus hinweg.

Am schwierigsten erwies sich die Durchführung dieses Systems, wurde aber auch mit der blutigsten Rücksichtlosigkeit durchgeführt in Österreich. Die Reformation hatte hier eine mächtige Verbreitung gefunden und die Universität Wien war für den Süden Deutschlands ebenso ein Hauptsitz derselben geworden, wie Wittenberg für den Norden. Hohe Beamte huldigten ihr und die Klöster wurden in Menge verlassen. Umsonst waren drakonische Erlasse der von den Bischöfen aufgestachelten Regirung, welche mit Wasser- und Feuertod drohten. Der Landtag Österreichs wurde *fast* ganz protestantisch; in Steiermark, Kärnten und Krain beförderte der Adel die neue Lehre eifrig, welche stark überhand nahm*). Ja in Tirol artete die Neigung zu derselben sogar in einen wilden, wiedertäuferisch gefärbten Bauernaufstand aus, wurde aber auch, am frühesten in den „Erblanden", blutig und mit dem Scheiterhaufen unterdrückt. Der in Böhmen fortglimmende Husitismus verwandelte sich in entschiedenstes Luthertum, strebte aber mit eben solchem Eifer, wie den Sieg der neuen Lehre, auch den der tschechischen Sprache an.

Im eigentlichen Österreich erhielt der Protestantismus sogar durch einen Kaiser Vorschub, Maximilian II., welcher nicht nur weitherzigste Duldung, sondern auch selbst reformatorische Neigungen an den Tag legte. In Mitte des 16. Jahrhunderts war dort kaum mehr der zehnte, ja in Oberösterreich kaum der zwanzigste Theil der Bevölkerung noch katholisch. Klöster ertheilten sogar Stipendien an in Wittenberg studirende Landessöhne. Es muß zwar bemerkt werden, daß der österreichische Protestantismus einen beschränkten, unduldsamen und buchstabenknechtischen Charakter trug. Doch schufen seine Organe viel Gutes in den Gebieten des Unterrichtes und der Wolthätigkeit. Der schwäbische Humanist Nikodemus Frischlin wirkte in Laibach segensreich, wenn auch nur kurze Zeit.

Ein furchtbarer Schlag war dieser Bewegung der Tod Kaiser Maximilians II. Die während seiner Regirung zurückgedrängten Jesuiten errangen ihren frühern Einfluß von neuem und gingen nun mit Hilfe des blendenden Apparates ihrer Predigten und Bruderschaften, und unterstützt von den eifrigst katholischen Erzherzogen und dem gelehrten und kunstsinnigen, aber den Volksgeist nicht fassenden Kaiser Rudolf II. an die rücksichtlose Bekämpfung und Unterdrückung der Reformation. Die Universität Wien wurde 1578 dem Protestantismus gewaltsam entrissen und nach hartnäckigem Widerstande 1610 geradezu den Jesuiten übergeben. Mit roher Gewalt wurde das Volk, mit ziemlicher Langmut aber der Adel zum Bekenntniß der Lehre Roms nach dem Katechismus des Jesuiten Canisius gezwungen.

*) H. M. Richter, Geistesströmungen, Berlin 1875, S. 59 ff.

Zahlreiche Bauernaufstände erhoben sich am Ende des 16. Jahrhunderts gegen den Glaubenszwang, wurden aber blutig niedergeschlagen. er Geist des verwandten spanischen Herrscherhauses war im österchischen völlig herrschend geworden und sein Wüten erlitt nur eine rze Unterbrechung, als im Bruderstreite Matthias aus Politik — n Protestanten wieder Duldung gewährte, um die Huldigung von ihnen empfangen.

Entscheidend wurde der Sieg des Jesuitentums in Österreich durch n Schüler und unbedingten Anbeter dieses Ordens, den nachmaligen iser Ferdinand II.; er besuchte als Erzherzog von Steiermark Rom, rsprach dem Papst 1598 fußfällig, die katholische Religion zur alleinrrschenden zu machen und hielt sein Wort, worauf er sich in der Kapuzinerrche zu Gratz als Erzengel Michael abbilden ließ, der den Teufel in er Gestalt — Luthers besiegt. Kärnten und Krain folgten nach. Man annte das Niederreißen protestantischer Kirchen und das Vertreiben ihrer rediger, sowie die Zerstörung der Schulen gleichen Bekenntnisses und ie Verbrennung der Schriften desselben damals „Reformation". Kaiser udolf that seit 1601 Dasselbe in Ober- und Niederösterreich, ja sogar n den mit eigenen Rechten begabten Königreichen Böhmen und Ungarn. inem italienischen Augustinermönche gelang es, den Kaiser an der Erllung der Bitte seiner protestantischen Fürsten zu verhindern, daß den esuiten verboten werde, gegen den Religionsfrieden von 1555 zu schreiben, daß die Protestanten den Reichstag von 1608 verließen und die „Union" ründeten. Ihnen gegenüber vereinigten sich im folgenden Jahre die katholischen Fürsten zur „Liga", und so war der Grund gelegt zu dem unheilvollen dreißigjährigen Kriege. Den Todesstoß erlitt die Sache der Reformation in Böhmen durch die Niederlage am weißen Berge und in Österreich selbst durch diejenige des Bauernaufstandes unter Stephan Fadinger gegenüber dem katholischen Heere der „Seligmacher". Hunderttausende on Österreichern aber, ja die besten Elemente des Landes, Edelleute, Städter und Landleute, entgingen den erwähnten Gräueln durch Auswanderung nach Sachsen, Brandenburg, der Schweiz und andern Ländern. m Lande blieben nur Jesuiten, bigotte Soldateska und niedergetretenes, kraſſen Aberglauben versinkendes Volk.

Mit dem nämlichen Eifer wie in Deutschland, aber mit sehr ungleichem Erfolge suchte sich der wiederhergestellte, von asketischen und spotischen Päpsten und von den Jesuiten geleitete Katholizismus auch in deren Staaten Europa's an die Stelle des Protestantismus zu setzen, ie nicht minder in außereuropäischen Ländern dem nicht christlichen Gete Seelen abzuringen. Sein abwechselndes Gelingen und Mißlingen der Schweiz, Frankreich und Großbritannien haben wir bereits oben rachtet, und so bleibt uns noch der Norden und Osten Europa's zu ücksichtigen übrig.

Durch ihren Erbanfall an Burgund und das ſpaniſch-habsb
Haus hatten die Niederlande ſchon ſeit längerer Zeit eine r
deutſchen Geſchichte getrennte Stellung eingenommen. Nachdem
Karl V. dort die erſten Regungen der Reformation auf die gra
und blutigſte Weiſe verfolgt und unterdrückt und gegen hundert
Menſchen hatte morden laſſen, waren die ſtrenge Ausführung der T
Beſchlüſſe und die fanatiſche Handhabung der Inquiſition durch Phili
von Spanien die entſcheidenden Veranlaſſungen zur Losreißung jen
bietes vom ſpaniſchen Joche. Abgeſehen von den Motiven, welche
Königs angeborenem Charakter ihren Grund hatten, war es Papſt Pi
der ihn auf die feurigſte Weiſe zur rückſichtloſen Vertilgung aller
matoriſchen Regungen in den Niederlanden, die ſich bereits durch
ſtürmerei kundgegeben hatten, antrieb. Egmont und Hoorn fie
erſte Opfer durch den mit unbeſchränkten Vollmachten ausgeſtatteten
Alba. Gegen ſeine Blutherrſchaft erhob ſich das Land im Jal
Bartholomäusnacht und hielt ſich mit doppelter Begeiſterung: re
und patriotiſcher. Ja die Katholiken gingen endlich mit den Prot
im glühenden Wunſche nach Freiheit einig, konnten aber nicht verh
daß ſich in Folge des geiſtigen Übergewichts der Letzteren auch di
Religionsform unter ihnen verbreitete. Religiöſe Duldung war a
leitende Grundſatz der Aufſtändiſchen. Keine Erhebung war je
fertigter. Es wurde anders, als ſich auch in den katholiſchen Nieder
die Jeſuiten einniſteten und ihre Glaubensgenoſſen von deren Land
abwendig machten. Ihnen verdankte Spanien, neben ſeinem Hee
Wiedereroberung der katholiſchen Niederlande (1583), wo nun alle
teſtantiſche unnachſichtlich zerſtört wurde. Der nördliche Landestheil,
ſeit 1579 durch die Utrechter Union zum erſten Bundesſtaate der
vereinigt war und ſich 1581 unabhängig erklärt hatte, ſollte el
wieder, und zwar durch Mord für Spanien gewonnen werden
fanatiſcher Meuchler, der Biscayer Jaureguy, der Amulette
führte und im Falle des Gelingens der Mutter Gottes von Bayo
Kleid, eine Lampe und eine Krone, derjenigen von Aranzoſu eine
und dem Herrn Chriſtus ſelbſt einen Vorhang verſprach, wurde er
dem Zweiten aber, dem von den Jeſuiten geſandten Balthaſar Ge
gelang 1584 die Sendung der verräteriſchen Kugel in das ed
Wilhelms von Oranien. Zur Feier ſeiner That ſangen die Chr
von Herzogenbuſch ein Tedeum. Überall im wiedereroberten Lande e
nun die Jeſuiten die ihnen von Spanien früher aus Mißtrauen vore
nen Niederlaſſungen, und bald geſellten ſich ihnen ihre ſteten Beglei
Kapuziner bei. Es gelang ihnen ſogar in den freien Niederlande
großen Theil der Bewohner, namentlich im Erzbistum Utrecht, da
im Bistum Harlem u. ſ. w., wieder zum Katholizismus zurückz
— Dank der Duldung, welche deſſen proteſtantiſche Regenten üb

Weniger Erfolg leuchtete der Gegenreformation im ſkandinaviſchen Norden. Mit Leichtigkeit und ohne weſentlichen Widerſtand war die Lehre Luthers in Dänemark und Schweden eingeführt worden; ſchwieriger war das Werk in den entlegeneren Ländern der Finnen und Lappen und auf der Inſel Island geweſen. Durch Guſtav Waſa war die Reformation in Schweden zugleich Sache der Vaterlandsliebe und der Wiſſenſchaft geworden, welche letztere ſeit dem achten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts durch Einführung des Buchdrucks und Gründung der Univerſität Upſala dort eine Heimſtätte gefunden. Dennoch wandte einer ſeiner Söhne, Johann von Finnland, ſeine Neigungen der römiſchen Kirche zu, wol vorzüglich in Folge der Einwirkung ſeiner polniſchen Gemalin und der Gefängnißleiden, die ſeine Brüder über ihn verhängt, was er aber bereits mit Mord gerächt hatte. Er begünſtigte ſogar das Eindringen von Jeſuiten in Stockholm, unterhandelte mit einem Gliede dieſes Ordens, Anton Poſſevin, den man ihm aus Rom geſandt, über Wiedereinführung der alten Kirche in Schweden, und legte in die Hände Desſelben das römiſche Glaubensbekenntniß ab. Freilich forderte er die Prieſterehe und die Meſſe in der Landesſprache; der Papſt Gregor aber weigerte ſich, hierauf einzutreten und verlangte unbedingte Unterwerfung. Das brach die Geduld des Königs; er jagte die Jeſuiten wieder fort und wagte an den Glauben ſeines Landes keine Hand anzulegen. Auch ſein Sohn Siegmund, bereits König von Polen, ſeit 1592 auch von Schweden, durfte es nicht wagen, obſchon er in Geſellſchaft eines Nuntius und mit päpſtlichen Hilfsmitteln zur „Wiederherſtellung des Glaubens“ aus Polen nach Schweden kam. Der Papſt ließ ihm ſogar zumuten, erledigte Biſchofsſitze mit Katholiken zu beſetzen. Dieſe und ähnliche Abſichten bewirkten große Aufregung unter den Schweden, welche vom Könige die Anerkennung des lutheriſchen Glaubens als alleinherrſchenden verlangten. Die Jeſuiten beſchwichtigten ſeine Gewiſſensängſt und bewogen ihn zu dieſem Zugeſtändniß, — um die Krone zu retten. Kaum gegeben jedoch, brach er es ſofort, ernannte katholiſche Beamte und richtete katholiſchen Gottesdienſt ein. Die ſchwediſchen Stände machten dieſe Maßregeln wieder rückgängig, hoben das letzte noch übrig gebliebene Kloſter auf und ließen Die peitſchen, welche die lutheriſche Kirche nicht beſuchten. Die Furcht vor römiſcher Tücke und Gewalt, wie ſie in Deutſchland und Frankreich geübt wurde, machte ſie in empörender Weiſe zu Nachahmern ihrer Feinde! Es war völliger Aufſtand gegen den in Polen abweſenden König, der mit landesverräteriſchen Planen umging, Schweden an die ſpaniſche Politik zu verkaufen. Sein bewaffneter Einfall in Schweden endete 1595 mit ſeiner Niederlage und der Erhebung ſeines proteſtantiſchen Oheims Karl zum König.

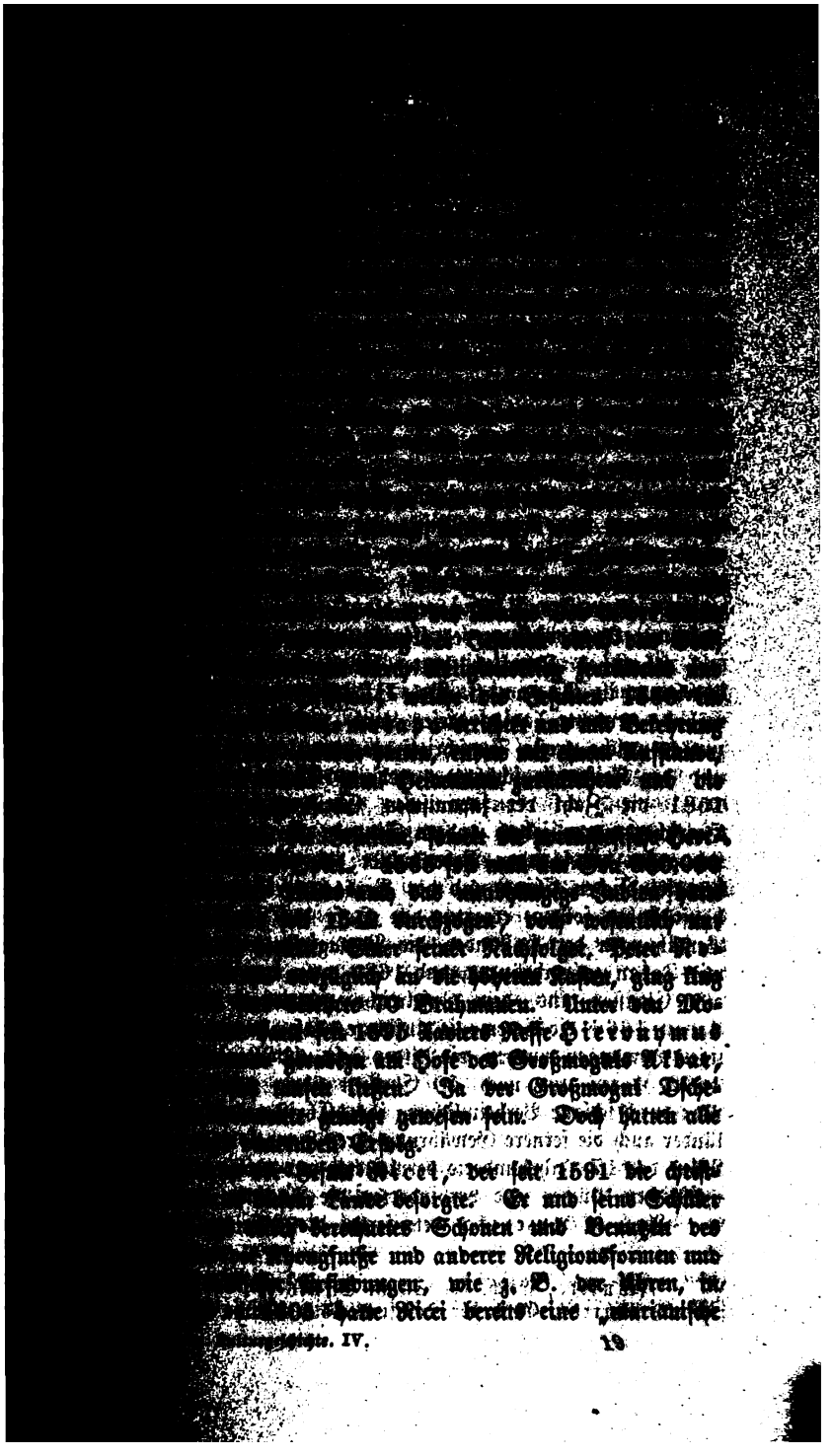
Was die katholiſche Reaktion damit in Schweden für immer verloren, das gewann ſie reichlich in Polen. Der 1569 begonnene Ein-

zug der Jesuiten in dieses Land zwang die einflußreichen Protestanten zu Maßregeln, welche die Sache ihres Glaubens förderten. 1579 folgte die Einstellung der Zehnten, wodurch nach Behauptung des Nuntius 1900 Pfarreien eingegangen sein sollen. Seit den achziger Jahren bearbeitete der Nuntius den König Stephan, die Zehnten wieder herzustellen, alle Ämter mit Katholiken zu besetzen und den protestantischen Gottesdienst in den Städten nicht mehr zu dulden. So weit ging der König nicht; aber seine Nachgiebigkeit führte doch zu Begünstigung der Jesuiten und Hintertreibung eines Handelsvertrags mit dem protestantischen England. Die Wahl seines Nachfolgers, jenes Schweden Siegmund, war das Werk der erstarkenden katholischen Partei. Er that, was sein Vorgänger nicht gewagt hatte. Die Kirchen der Städte wurden alle wieder katholisch, und ein Theil der griechischen Katholiken Polens zur Unterwerfung unter Rom gebracht. Der Rest der letzteren vereinigte sich mit den Protestanten zum Widerstande, den der König 1607 in offnem Kampfe besiegte. Die gemischten Ehen wurden verpönt. Durch die rastlose Thätigkeit der Jesuiten aufgehetzt, stürmten die Katholiken protestantische Kirchen und Kirchhöfe und warfen die Leichen heraus, so in Krakau, Wilna, Posen und anderen Orten, und Protestanten wurden empörend mißhandelt. Trotz alledem aber konnten weder Protestantismus noch Griechentum in Polen völlig ausgerottet werden.

Sogar Rußland war von der katholischen Reaktion in Aussicht genommen, namentlich zur Zeit des falschen Dmitri, welcher zum Zwecke der Beihilfe Polens zu seiner Tronbesteigung römische Neigungen an den Tag legte und endlich auf Zureden von Jesuiten wirklich diese Glaubensform annahm. Jesuiten und Mönche sammelten sich nach seinem Siege am Hofe zu Moskau. Die Russen jedoch erklärten das Alles für „Heidentum" und die Herrlichkeit nahm ein schnelles Ende.

Die Jesuiten waren aber nicht die Leute, sich entmutigen zu lassen, und ihre in Rußland zerrissenen Netze wurden, neu gefertigt, nach weiter entfernten Weltgegenden ausgeworfen. Zunächst gehörten in ihren Plan die Christen der Türkei. Es gelang ihnen, die Maroniten in Syrien zur Annahme des römischen Glaubensbekenntnisses zu bringen, 1614 einen nestorianischen Archimandriten in Rom zu bekehren, in Konstantinopel eine Mission zu gründen und den zum Protestantismus hinneigenden dortigen Patriarchen Kyrillos Lukaris zu entfernen.

Zur Zeit ihrer Fahrten nach Ostindien hatten die Portugiesen nähere Nachrichten über das christliche Land Habesch oder Abyssinien in Ostafrika erhalten. Die Jesuiten säumten nicht, schon unmittelbar nach ihrer Gründung, ihre Augen auch dorthin zu werfen. In Rom lebte ein Abyssinier, welcher sich „Abt Peter" nannte, die nach seinem Lande bestimmten Missionäre in der äthiopischen Sprache unterrichtete und 1550 starb. Loyola selbst hatte beabsichtigt, als Missionär dorthin zu



[illegible]

[illegible] Nachfolger, Peter Ro[illegible] [illegible] ging [illegible] 70 Brahmanen. Unter den Mo[illegible] [illegible] Xaviers Neffe Hieronymus [illegible] am Hofe des Großmogols Akbar, [illegible] Ja der Großmogul Dsche[illegible] gewesen sein. Doch hatten alle [illegible] Erfolg.

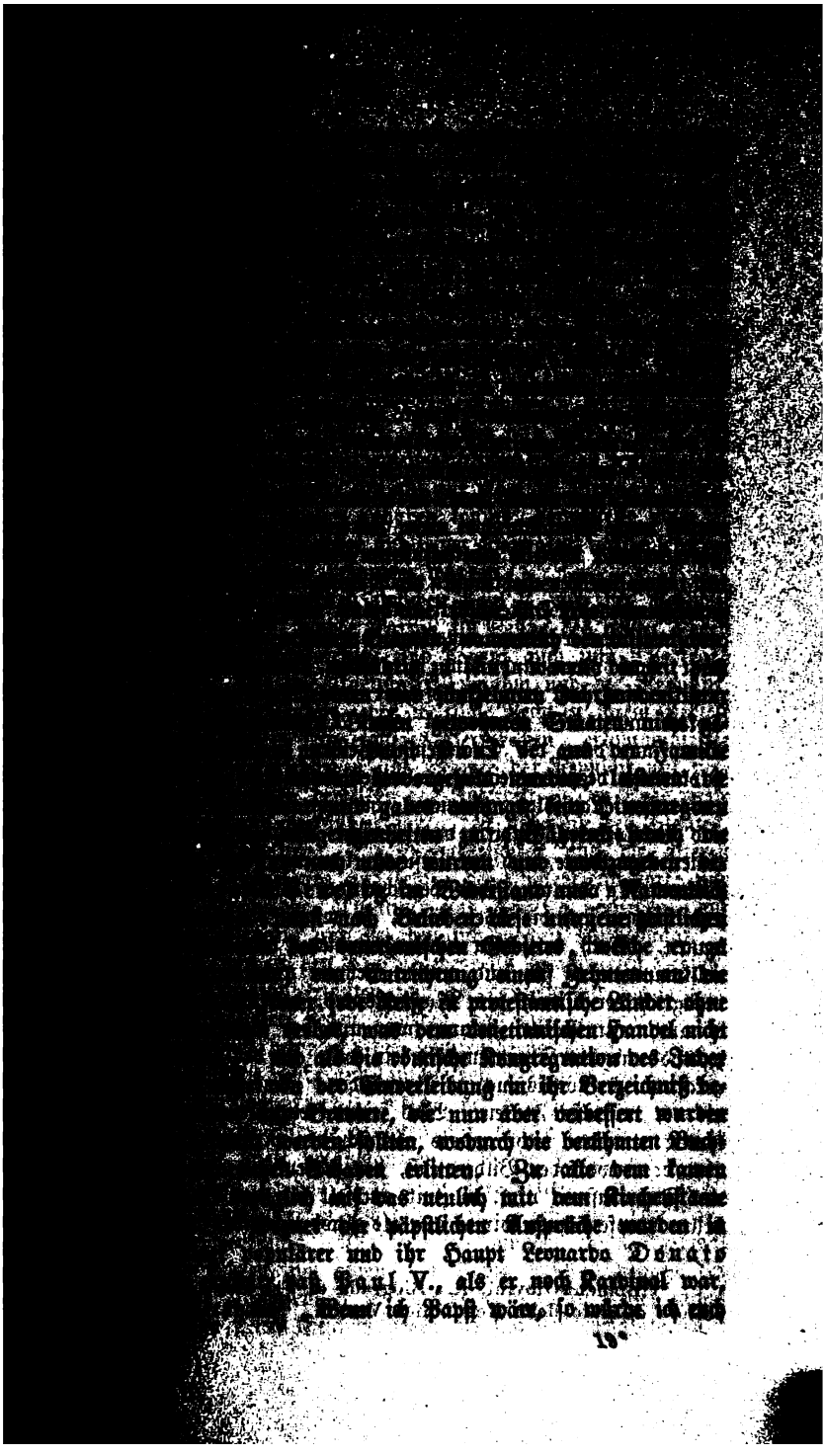
[illegible] Ricci, der seit 1591 die christ[illegible] Lande besorgte. Er und seine Schüler [illegible] Schonen und Benutzen des [illegible] und anderer Religionsformen und [illegible] Erfindungen, wie z. B. der Uhren, in [illegible] hatte Ricci bereits eine „marianische

Gesellschaft" in Peking gegründet, und sein Orden befand sich zur
seines Todes 1610 in hohem Ansehen bei Hofe. Nanking besaß 1
eine christliche Kirche, 1616 hatten fünf Provinzen solche, und 1692
stattete der Kaiser Kang-Hi den Christen Religionsfreiheit. Selbst
das chinesische Schrifttum (Bd. III. S. 544) übten die Jesuiten sta
Einfluß aus; namentlich lehrten sie die Chinesen die Fortschritte
europäischen Mathematik und Astronomie kennen und gaben umfangr
diese Wissenschaft behandelnde Werke heraus*). Der Rigorismus spä
Päpste jedoch, welche die Benützung des Heidentums zu christlichen Zw
nicht mehr duldeten und sie sogar 1720 durch die römische Inquis
verdammen ließen, die Ränke, welche die Jesuiten gegen die Päpste
deren Gesandte in China spannen, und ihre Streitigkeiten mit and
Mönchsorden, welche Missionen in China errichtet hatten, machten
Chinesen mißtrauisch, und Kang-Hi's Sohn und Nachfolger ließ 1
die Jesuiten und übrigen Missionäre vertreiben und die christlichen Kir
niederreißen. Der spätere Kaiser Kien-Long (seit 1740) besch
zwar die Christen noch einmal; aber die päpstliche Bulle „ex quo
gulari" Benedikts XIV. gegen die Jesuiten bewirkte seit 1744 a
Neue die Unterdrückung des Christentums.

Ähnliches Schicksal hatte die jesuitische und christliche Mi
überhaupt in Japan (s. Bd. III. S. 550. 553). Wie bereits
wähnt, erreichte Xavier dieses Land zuerst und ließ dort Ordensbr
zurück, welche große Fortschritte machten, so daß der Schogun Nobu
und der Kaiser sie schützten, mehrere Daimios sich taufen ließen
1581 die Zahl der japanischen Christen 150.000 betrug. Sp
Herrscher waren jedoch andern Sinnes; die japanischen Bonzen empf
sich gegen die fremden Nebenbuhler; die Verbindungen der Jesuiten
dem feindlichen China und der Verdacht großer Schätze, die sie a
häuft haben sollten, erregten den Haß der Japaner. Dazu kamen
Bemühungen der Holländer, die Portugiesen von ihrem Handelsmon
mit Japan zu verdrängen, und 1639 unter dem Schogun Ijejasu, wu
alle Christen aus dem Inselreiche vertrieben oder ermordet, wo
Japan 1666 die Ceremonie einführte, daß alle des Christentums Ver
tigen gezwungen wurden, die Bilder Jesu und Maria's mit Füßen zu tr
1692 waren nur noch 50 Christen übrig und zwar in Gefängni
Nur durch schlaue Verheimlichung ihres Christentums erschlichen sich die
länder auch die fernere Gewährung ihres Handelsbetriebs mit Japan.
Mitte des 17. Jahrhunderts vernichteten und verboten die Japaner auch
christlichen Bücher und verhinderten die Ausfuhr einheimischer solcher

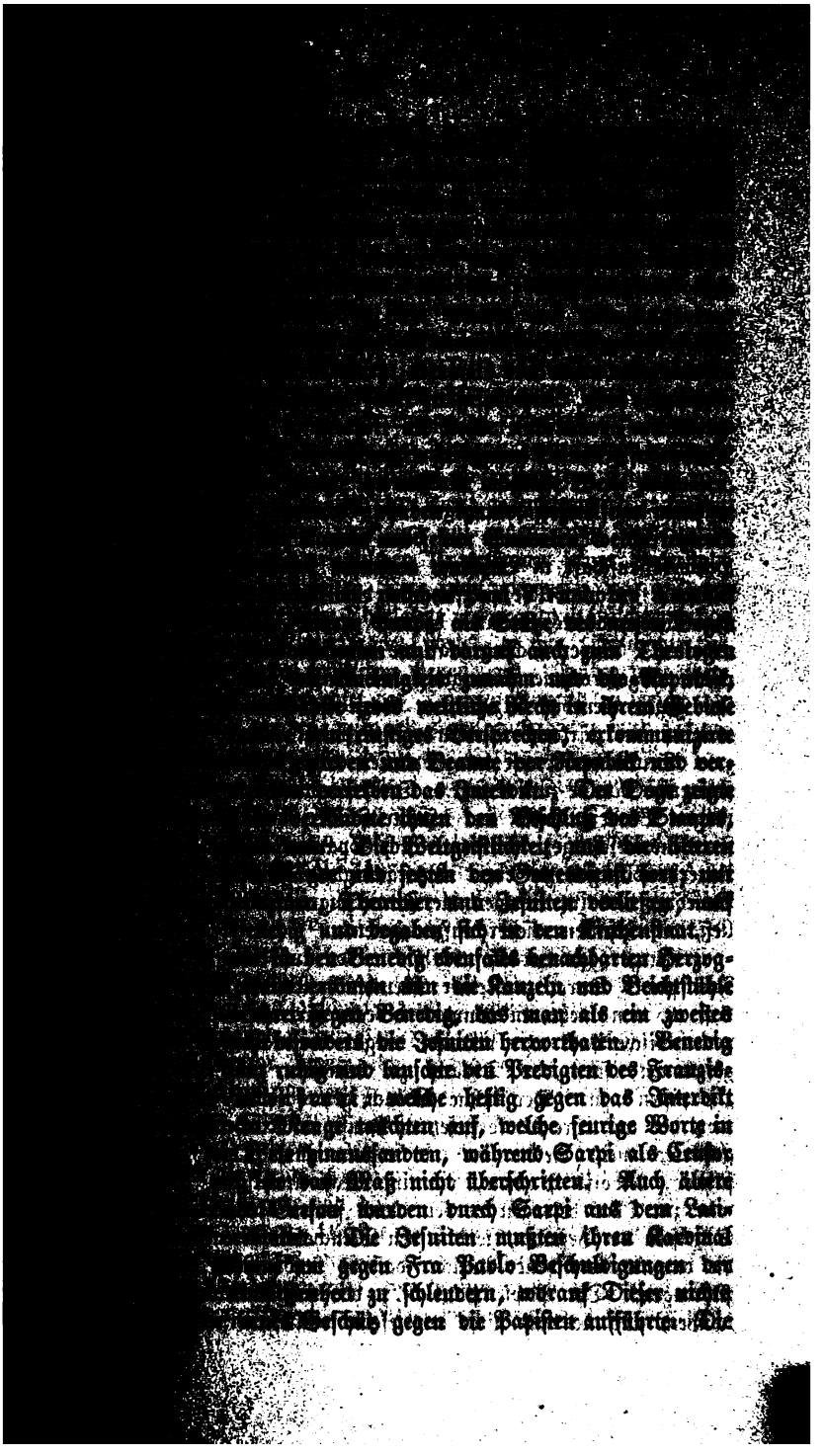
Auch in Amerika wetteiferten die Jesuiten mit den Bettelo

*) Wuttke, Gesch. der Schrift S. 376 f.
**) Wuttke, Gesch. der Schrift S. 453. Adams Gesch. von Japan S.



bei der ersten Gelegenheit exkommuniziren," worauf Donato gean
habe: „und ich, wenn ich Doge wäre, würde über eure Exkommur
lachen." Ihren eigentlichen Kopf besaß diese Partei in einem
welcher als der erste bedeutende Gegner der Jesuiten und der neurö
Anmaßungen betrachtet werden kann, in dem Servitenmönche Fra
Sarpi*). Zu Venedig 1552, ungefähr in derselben Zeit wie
Paul V. geboren, „Peter" getauft, und früh verwaist, trat e
mit dreizehn Jahren in den Servitenorden, in welchem er den
„Paul" annahm. Schon mit achtzehn Jahren wurde er durch den
von Mantua aus dem Hause Gonzaga, dessen Aufmerksamkeit e
eine gelehrte Disputation erregt, zu dessen Hoftheologen ernannt
er vier Jahre blieb, während welcher Zeit er sich in der grieh
hebräischen und chaldäischen Sprache, in der Mathematik, Astr
und den Naturwissenschaften ausbildete. Nach Verfluß derselben
er sich nach Mailand, wo eben Karl Borromeo wirkte und ihn
Ehre erwies. Weil er aber einst im Gespräche der Behauptung en
trat, daß in der hebräischen Schöpfungssage im ersten Buch M
Erwähnung der Dreieinigkeit enthalten sei, wurde er bei der Inq
als judaisirender Ketzer angeklagt, appellirte aber, von Borromeo
stützt, nach Rom und kam mit einem Verweise davon. Nach
zurückberufen, um dort Philosophie und Theologie zu lehren, w
Doktor und 1579 Provinzial seines Ordens, erhielt eine Sendun
Rom, um dort die Statuten desselben zu entwerfen und spät
Prokurator desselben einen bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Six
und dessen Nachfolger zeichneten ihn sehr aus. Er durchstöberte
und Bibliotheken, studirte das römische Recht und die kirchlichen
tümer und lernte auch die Jesuiten kennen, deren Glied, der sp
Doktor Navarra, ihm bezeichnender Weise bemerkte: wenn
jetzt wieder auf die Welt käme, so würde er seinen Orden nich
kennen. Auch in seinen Lieblingsstudien, den Naturwissenschafte
vollkommnete er sich und machte mehrere nicht unbedeutende Entde
bezüglich der Optik, des Magnetismus, des Blutumlaufs u. s.
er auch mit Galilei bekannt war und der eigentliche Erfinder d
leskops und des Thermometers sein soll. In der Philosophie suchte
veralteten Aristotelismus zu überwinden. Auf sein sittliches Verhal
nie der mindeste Flecken. Was seinen religiösen Standpunkt betr
konnte er zwar nicht anders als sich den Regeln seines Ordens
aber er verwarf den Bilderdienst, den Rosenkranz, die Reliquienvere
den Dogmenstreit u. s. w. und enthielt sich des Beichtehörens.
hellen Kopfe können wir es nur als Ausdruck seines systematischen K

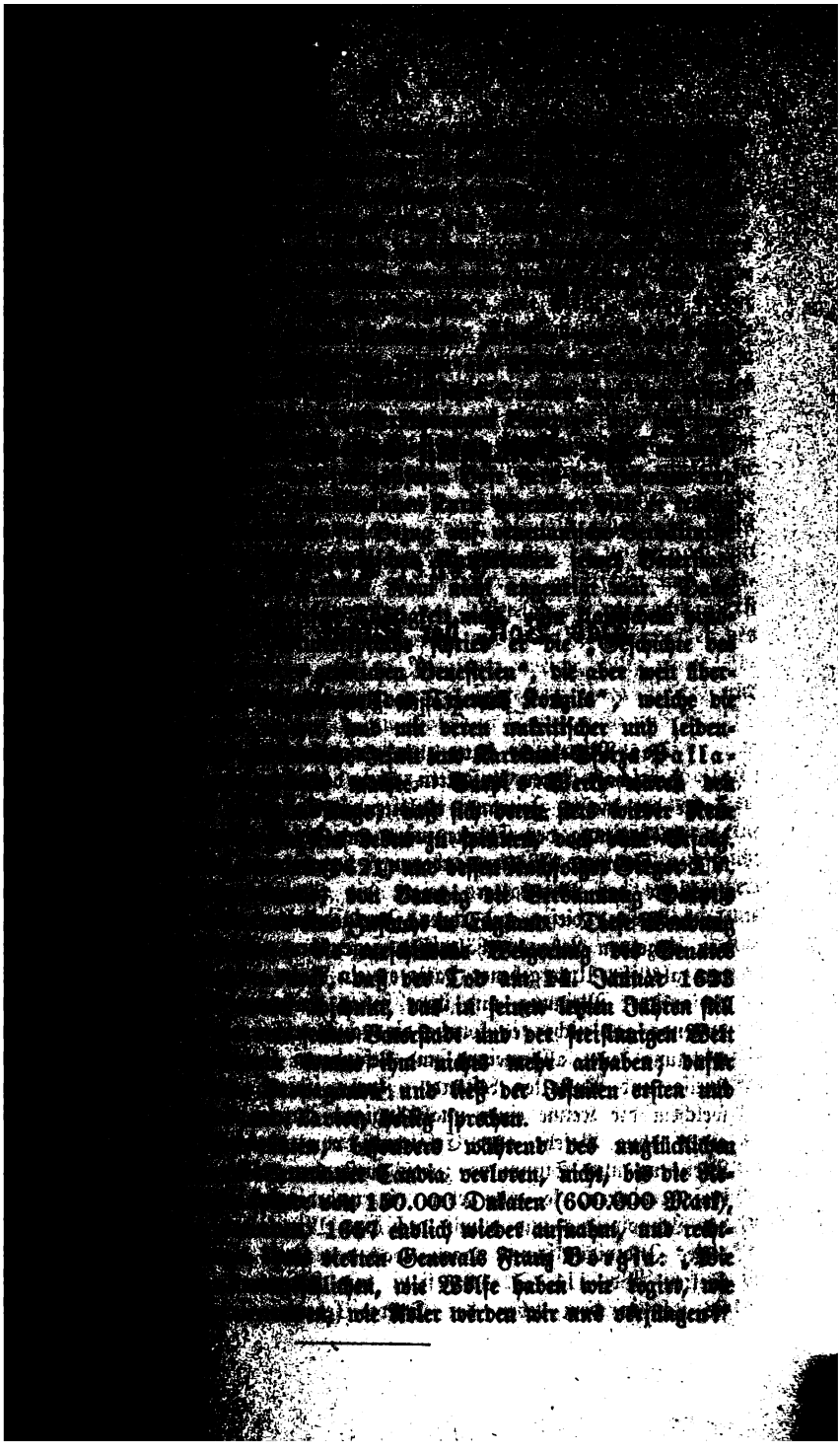
*) Bianchi-Giovini, A.; Biografia di Frà Paolo Sarpi, teologo
sultore di stato della Repubblica Veneta. Vol. 2. Zurigo 1836.



beiden Parteien der Welfen und Ghibellinen schienen von Neuem *auf*-zuleben. Als man aber zu Rom keinen Erfolg der päpstlichen Bemühungen bemerkte, citirte man, in gleicher Sache Partei und Richter, Sarpi vor das heilige Officium der Inquisition, dessen Mitglied Bellarmin war, während zu gleicher Zeit der Senat der Republik den kühnen Mönch reich belohnte. Als er auf die Citation würdig antwortete, schwieg man, verbrannte aber seine Bücher und exkommunizirte den Prediger Fulgenzio und den abgefallenen Jesuiten Giovanni Marsilio, welcher in Sarpi's Sinne geschrieben hatte. Unter der Hand aber ließ man ihm durch Aussendlinge hohe Würden, die Bischofsmütze, den Kardinalshut u. s. w. versprechen, — doch umsonst; — er wies Alles ab mit der einfachen Antwort: „Ich vertheidige eine gerechte Sache."

Als die Jesuiten fortfuhren, gegen Venedig zu predigen, zu wühlen und Venetianer gegen ihr Vaterland aufzustiften, erklärte der Senat ihre Verbannung aus dem Gebiete der Republik und nahm ihre Hinterlassenschaft in Beschlag, worunter sich Aufzeichnungen der Beichten fanden, durch welche sie sich mit den Angelegenheiten der venetianischen Familien und des Staates bekannt gemacht hatten, um gegen letztere zu arbeiten. Dieser Schlag traf die römische Kurie kaum weniger, als die offen ausgesprochene Abneigung des Kaisers, Frankreichs und Englands, ihr gegen Venedig beizustehen, wozu sich nur Spanien bereit erklärte, worauf der türkische Sultan der Republik anbot, mit ihr zugleich auf zwei Seiten den Papst und Spanien anzugreifen. Schon rüsteten beide streitende Mächte zum Kriege. Die protestantischen Schweizer und Holland trugen Venedig Hilfe an. Heinrich IV. von Frankreich machte endlich Friedensvorschläge, mit denen sich Spanien einigte und die nach langen Unterhandlungen zu einer Verständigung führten, doch ohne daß sich Venedig, das im Übrigen die Forderungen des Papstes erfüllte, bewegen ließ, die Jesuiten wieder aufzunehmen.

Kurze Zeit darauf (1607) wurde auf einer Brücke Venedigs gegen Fra Paolo Sarpi von einer Meuchlerbande ein Mordversuch verübt, so daß er, von mehreren Wunden bedeckt, für todt aufgehoben wurde. Das venetianische Volk war wüthend, umgab theilnahmvoll das Kloster des Abgefallenen, statt das Theater zu besuchen, und schrieb die That den „Papisten" zu. Der kühne Mönch genas jedoch. Die Mörder, welche trotz der auf ihre Köpfe gesetzten Preise im Kirchenstaat frei umherging, gehörten meist diesem an und waren zum Theil Mönche. Ihr Anführer, Ridolfo Poma, ein im Neapolitanischen lebender Venetianer, war zur That bewogen worden durch seinen ökonomischen Ruin, durch Schriften der Jesuiten, welche den Meuchelmord entschuldigten, und durch die damals herrschende Ansicht, daß es verdienstlich sei, einen Ketzer zu zubringen. Der Papst Paul V., der sich schämte, die Mörder zu *schützen*, und sie doch nicht ausliefern wollte, verschaffte ihnen in Neap

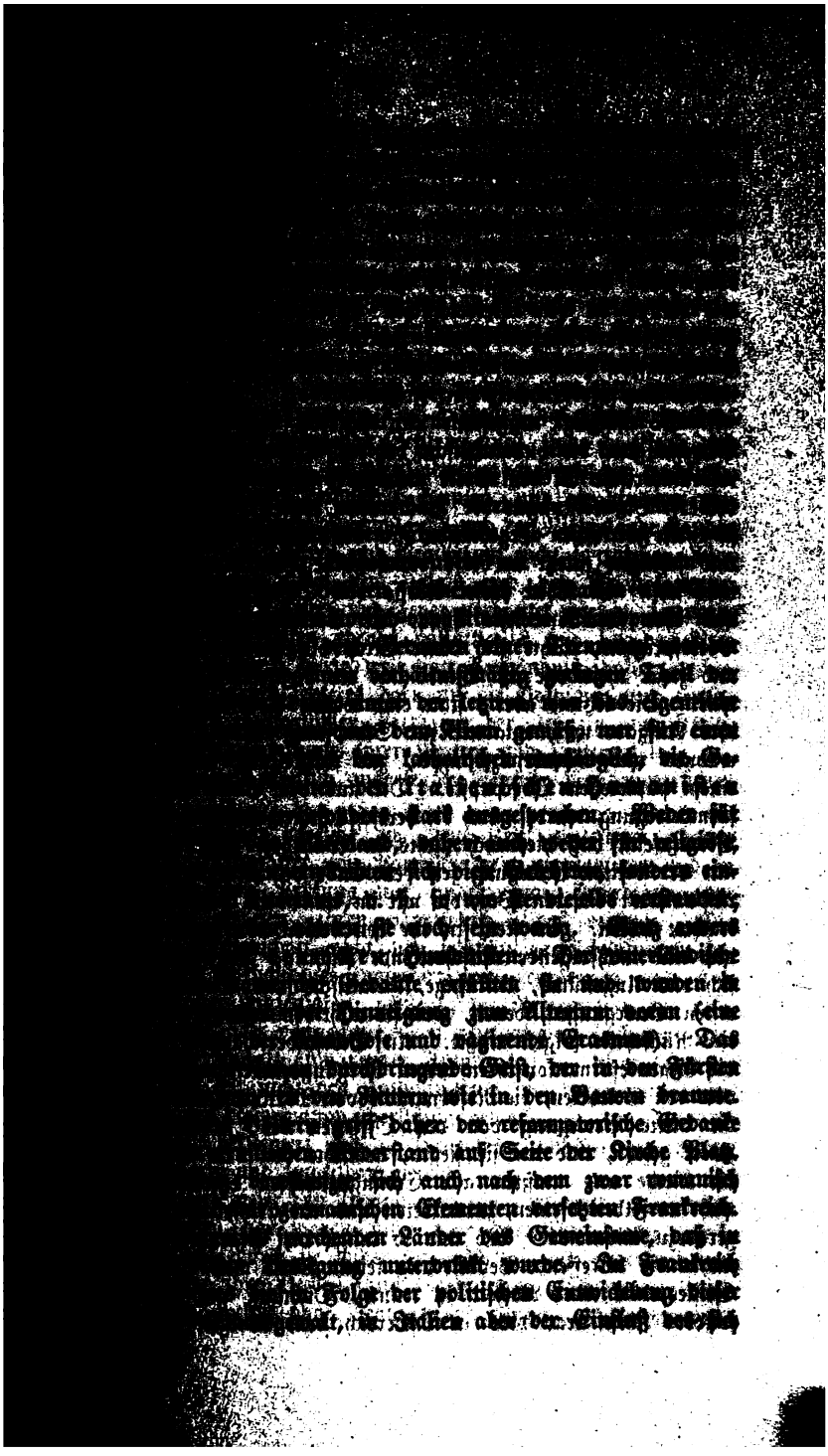


und nicht geistiger Versumpfung anheimfallenden Elemente von beiden Seiten fanden ihre höhere Einheit in der Wissenschaft (ebend. S. 342 ff.). Dieser Zusammenfluß zeitigte nach und nach jene Bewegungen des Humanismus und der Kirchenreform, welche das Ausleben des Mittelalters und das Aufleben einer „neuen Zeit" bezeichnen und deren charakteristisches Kennzeichen eben die Geltendmachung der Individualität ist. Vom Ende des Mittelalters an spielen die Einzelmenschen eine Rolle, welche früher unerhört war. Selbst im griechisch-römischen Altertum waren die hervorragenden Geister lediglich Typen der zu einer gewissen Zeit und an einem gewissen Orte herrschenden Ansichten gewesen. Sogar ein Sokrates (Bd. II. S. 252 ff.) hatte wenig mehr als den Geist Athens zur Zeit des Perikles zur Geltung gebracht. Im morgenländischen Altertum und im Mittelalter galten die Einzelnen noch weniger; dort gingen sie im Volke, hier in der Körperschaft auf. Auch die Charaktere, welche die „neue Zeit" vorbereiteten, wie ein Dante, der als erhabenster Geist des Mittelalters das Dies- und Jenseits umfaßte, lagen dennoch mit ihrem Denken und Trachten noch im Banne der geistlichen und weltlichen Hierarchie, welche den Charakter des Mittelalters ausmacht. Erst mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften und dem Lebendigwerden des Gedankens der Kirchenreform gibt es Menschen, welche völlig neue, selbständige Gedanken äußern, die über den Gesichtskreis ihres Volkes und ihrer Zeit hinausgehen. Wir haben Solche in Savonarola und Machiavelli, in Luther und Zwingli, in Hutten und Münzer, in Calvin und Loyola kennen gelernt. Und wir werden weitere Solche in Colombo und Kopernik, in Michelangelo und Holbein, in Rabelais und Cervantes, in Ariosto und Shakespeare kennen lernen. Sie vertreten eine Welt von Gedanken, wie sie zu keiner frühern Zeit und vollends nicht in so kurzem Zeitraume und auf so eng begrenztem Gebiete geäußert worden sind. Es wurden in ihren Seelen Pläne neuer staatlicher und gesellschaftlicher, religiöser und künstlerischer, wissenschaftlicher und literarischer Gebilde geboren, wie sie niemals früher gelebt hatten. Es war eine Bewegung in die Geister der Menschheit gekommen, die um so erstaunlicher ist, als damit der Schauplatz der Kulturgeschichte nicht wesentlich verändert, ja sogar, wenigstens auf geraume Zeit, eher verengert als erweitert wurde. Denn es hatten damals, als im Westen die Geister so glorreich erwachten, im Osten dieselben sich bereits zur Ruhe gelegt. Die Kultur des Islam hatte mit dem Unterliegen des arabischen Chalifenreiches und der selbständigen persischen Staaten vor den rohen Massen der Mongolen und Türken ausgeatmet, und zugleich hatten die Judenverfolgungen in Europa den semitischen Brüdern der Araber Schweigen auferlegt. Auch war damals das byzantinische Reich eben völlig verwüstet und dessen Kultur-Ableger in Rußland von den Mongolen im Vorschreiten zurückgeworfen. Die geistige Bewegung war somit auf das

christliche Abendland beschränkt, und wenn auch dasselbe damals Kolo
jenseits der Oceane zu gründen begann, so waltete in diesen noch
so weniger selbständiges Leben, als die Europäer selbst dort Kulturstc
zerstört hatten, ohne sie zu ersetzen. Auf fünf Nationen, Italiener, S
nier, Franzosen, Engländer und Deutsche, begrenzte sich daher de
wähnte Aufschwung der Geister und Gedanken, also auf ein Gebiet,
zusammen nicht halb so groß war als einer der ostasiatischen Ku
staaten China oder Indien.

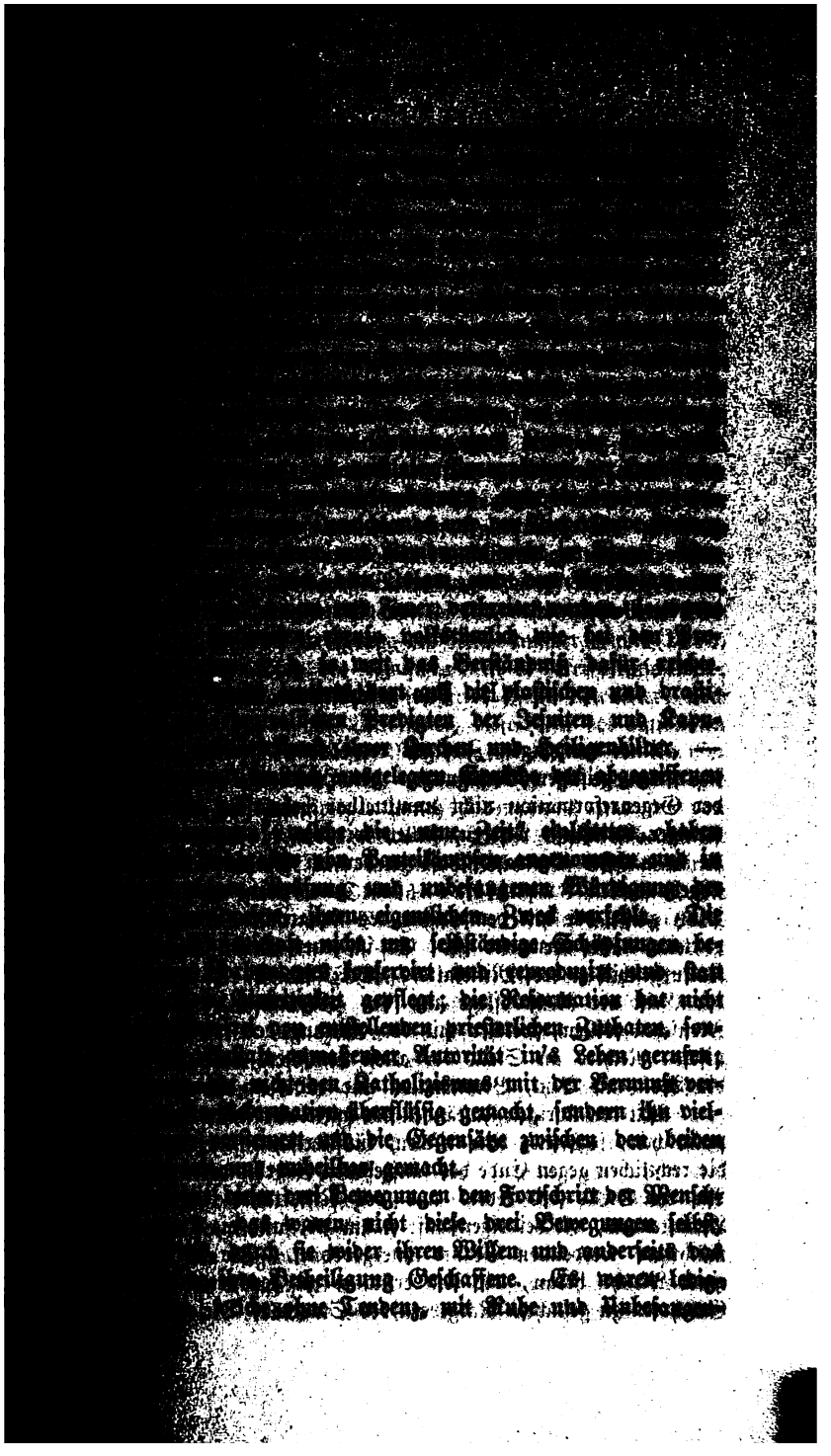
Dieser Aufschwung äußerte sich auf zwei Hauptgebieten, auf
der Wissenschaft für die auserwählten und bevorzugten Geister
auf dem der Religion für das Volk; denn die Wissenschaft is
Religion der Gebildeten und die Religion die Wissenschaft des Vo
beide sind die Formen, welche das Streben nach dem Idealen auf
schiedenen Bildungsstufen annimmt. Die wissenschaftliche Bewegung, d
Verlauf wir im ersten Buche dieses Bandes schilderten, hatte zu ih
Mittelpunkte die Idee des Humanismus, d. h. der Pflege
menschlichen Fühlens und Strebens auf der Grundlage des klassi
Altertums, dessen Schriftsteller diese Idee vorzugsweise zum Ausd
gebracht hatten. Zu diesem Verhältnisse trug vor Allem der Um
bei, daß die beiden Sprachen des klassischen Altertums nach dessen U
gang in Europa nicht nur lebend geblieben, sondern auch sich e
größern Einfluß bewahrt hatten, als ihn, bis zur Zeit der Kreuz
wenigstens, die wirklichen Volkssprachen erringen konnten. Das C
chische war während des ganzen Mittelalters Hof-, Staats- und
ratursprache des byzantinischen Reiches, das Lateinische Kirchen-, Re
und Gelehrtensprache sämmtlicher Staaten römisch-katholischen Glaub
Es lag daher nahe, daß lernbegierige und strebsame Köpfe sich
tieferer Durchdringung der seit dem Untergang der antiken Kultur
in Folge der Abneigung des strengen Christentums gegen dieselbe
mangelhaft bekannten alten Klassiker sehnten. Einer der Ersten derse
war Abälard (Bd. III. S. 342. 347). Wir sahen wie
Johann von Salisbury (ebend. S. 348), Petrarca und Boccaccio (
S. 55) folgten, und wie diesem Streben die Wirksamkeit griechi
Gelehrter, die vor den Türken flohen (oben S. 57) einen wei
fruchtbaren Anstoß gab. Mit dem Vorschreiten dieser Bewegung
„die Anschauung des Mittelalters überwunden, — waren die Schra
des Autoritätsglaubens durchbrochen;“*) denn beide vertrugen den
des Altertums, den Geist der Freiheit und Schönheit nicht. Zu
war damals das Papsttum bei seiner tiefsten Ohnmacht, im gr
Schisma (Bd. III. S. 156) angelangt, gerade als das Verla
nach einer Kirchenreform ein allgemeines wurde. Was die humanis

*) Reumont, Gesch. d. Stadt Rom. III. 1. S. 288.



ermannenden Papſttums, verbunden mit der ſpaniſch-öſterreichiſchen Politik. Die centraliſirte Staatsgewalt war es auch, welche in England ein eigenthümliches Kirchengebilde, eine von Rom getrennte, aber römiſchen Geiſt behaltende Staatskirche ſchuf. In Deutſchland war es lediglich die politiſche Zerriſſenheit, welche die Sache der Reformation rettete; ohne jenen Umſtand wäre ſie überall eben ſo ſicher unterdrückt worden, wie ſie es in den öſterreichiſchen Erblanden von dem nach ſpaniſchem Vorbilde centraliſirten Staate wurde; ihre Rettung in einem Theile Deutſchlands hatte dasſelbe Ergebniß auch in Skandinavien, den Niederlanden und der Schweiz zur Folge.

So mächtig, ungeſtüm und ſiegreich nun aber auch dieſe beiden Bewegungen, die humaniſtiſche bei der Ariſtokratie des Geiſtes und die reformatoriſche bei dem Volke auftrat, ſo wenig nachhaltigen Erfolg hatten beide. Die Leiſtungen der Humaniſten waren zwar anſpruchsvoll, aber in ihren wirklichen Ergebniſſen für die lernende Menſchheit unfruchtbar und ſchlugen zuletzt in bloſe bombaſtiſche Eitelkeit und gelehrte Pedanterie um. Es fehlte dieſer Klaſſe von Schriftſtellern die Produktivität, und ihre tadelnswerteſte That, die Verdrängung des Schrifttums der Volksſprachen, rächte ſich bitter durch die Wiedererhebung der letzteren und zwar theilweiſe im Bunde mit der Reformation, wo dieſe ſiegreich war. Die letztere aber, ſtatt eine wahre Volkskirche zu gründen, wie ihre Aufgabe war, entartete zur Schöpfung neuer Kerker des Glaubenswahnes und Glaubenszwanges, zur Aufſtellung vieler Päpſtlein unter einem papierenen Oberpapſte. Die aus dem Volke hervorgegangene Reformbewegung wurde durch die herrſchſüchtigen Paſtoren gefälſcht, und das Bewußtſein, daß hierdurch nichts in Wahrheit beſſer geworden, bahnte nur der dritten Bewegung ſeit dem Ende des Mittelalters, der *Gegenreformation* den Weg, die wir im *dritten* Buche dieſes Bandes betrachtet haben. Es ſteht in ihr den beiden vorangehenden fortſchreitenden eine nachfolgende rückſchreitende Richtung gegenüber. In ihr rächte ſich das Ungeſtüme, Unruhige, Fanatiſche und Unfruchtbare der beiden erſten Bewegungen, denen, weil ſie nicht dem wahren Fortſchritte dienten, ein Rückſchritt folgen mußte. An Selbſtüberſchätzung und Willkür glich die Gegenreformation ihren beiden Vorgängerinnen; wie der Humanismus von den Gelehrten, die Reformation von Männern des Volkes, ſo wurde die dritte Bewegung von den Organen der „ſtreitenden Kirche“ in's Werk geſetzt, und wo ſie ſiegte, herrſchte von dem Augenblick an allein die Kirche und mußten alle Errungenſchaften des Volksgeiſtes, welche nicht derſelben dienten, zurücktreten und ein armſeliges Leben führen oder geradezu ausatmen. Wo und ſo lange die Gegenreformation herrſchte, nahm die betreffende Bevölkerung keinen Theil mehr an dem allgemeinen Geiſtesleben ihrer Nation in Kunſt, Dichtung und Wiſſenſchaft. Beſonders ſcharf trat dies in Öſterreich dem übrigen Deutſchland gegen-



heit hervorgebracht wurden. Der Humanismus hat der Welt nicht D
Das genützt, worauf er stolz war, nämlich durch seine angeblich
Alten übertreffenden antikisirenden Dichtungen und Abhandlungen, s
dern durch Das, worauf er wenig Wert legte, durch die Pflege
beiden alten Sprachen und die allmälig sich bereichernde Kenntniß
Lebens ihrer Angehörigen. Die Reformation und Gegenreformation
gegen haben ihre Lichtseite nicht in ihrem Glaubensstreite, sondern
ihren politischen Schöpfungen, indem sie mittels der von ihnen hervo
gerufenen Aufregung der Geister auf den Trümmern des ausgelebt
Chaos der lehnsrechtlichen Zustände den um seiner Bürger willen u
zu ihrem Besten aufgestellten modernen Staat in's Leben rufen halfe
Außerhalb der drei Bewegungen aber haben anderweitige Geistesthate
wenn auch theilweise von ihnen beeinflußt, doch in ihren Schöpfung
von ihnen unabhängig, die Menschheit auf neue und fruchtbare Bahn
gewiesen. Wir werden sie in den nun folgenden Büchern dieses Band
näher betrachten; es sind 1. die Einrichtungen des Staats- und Rech
lebens, 2. die Forschungen der Wissenschaft, 3. die Klänge der Dichtu
in den Volkssprachen und 4. die Blüten der bildenden Kunst.

B. Das geschriebene Recht.

Unter denjenigen Zweigen der Kultur, welche durch die bisher g
schilderten geistigen Bewegungen der Humanistik, der Reformation u
der Gegenreformation nicht unmittelbar beherrscht, wenn auch mehr od
weniger beeinflußt wurden, stellen wir die Rechtspflege voran, w
sie in nächster Verwandtschaft zu der im Stadium der Gegenreformati
abgehandelten Inquisition steht und weil in ihr damals ein Ge
Platz griff, der mit demjenigen des fanatischen Treibens der Religion
parteien nahe verwandt ist. Es ist jener Geist, den wir bereits in d
Kulturgeschichte des Mittelalters (Bd. III, S. 336) angedeutet habe
der Geist der Rechtspflege um des abstrakten Rechtes, nicht um d
Menschen willen, welcher mit der Geltung des römischen und des kan
nischen Rechtes an Stelle der alten deutschen Volksrechte emporkam u
die Welt mit Blut, Brandmalen und endlosem Jammer erfüllte.

Mit den übrigen Zuständen der mittelalterlichen Kultur, den religiöse
politischen, sozialen, literarischen, künstlerischen u. s. w. unterlagen au
die rechtlichen gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einer Umwandlun
An die Stelle des Adels und des Rittertums trat nach und nach d
Beamtentum, die Leibeigenschaft nahm ab, und die Kirche wurde dem fü
mächtiger werdenden Staate untergeordnet. Die Wissenschaft wuchs
einer Macht heran, die Universitäten zu geachteten Körperschaften, d
Gelehrten zu gesuchten Ratgebern des Staates. Diese Wandelungen ge

Resultate gelangte, unternahm es ein Mitglied der dafür aufgestellten Reichskommission, der (nach Übersetzungen der alten Klassiker) humanistisch gebildete Freiherr Johann von Schwarzenberg (geb. 1463, gest. 1528), Minister des Fürstbischofs von Bamberg (später als Protestant des Kurfürsten von Brandenburg), nach den besten Vorschriften des altdeutschen, römischen und kanonischen Rechtes ein Strafgesetzbuch auszuarbeiten, welches unter dem Titel der „Halsgerichtsordnung" 1507 in Bamberg und 1516 in Brandenburg angenommen wurde. Mit wenig Abänderungen nahm dieselbe dann auch der Reichstag zu Regensburg 1532 als Reichsgesetz an, welches den Titel „Peinliche Gerichtsordnung" (abgekürzt P.G.O.) Kaiser Karls V. oder Constitutio criminalis Carolina (abgekürzt C.C.C. oder Carolina) erhielt.

Die Carolina, wie die P.G.O. gewöhnlich genannt wird, steht insgemein im Rufe eines blutigen, drakonischen Gesetzbuches, welchem alle die furchtbaren Folterqualen und Hinrichtungsmethoden ihrer Zeit zur Last gelegt werden. Dieser Irrtum rührt einerseits von den Romanisten her, welche die Carolina verachteten, weil sie deutsch geschrieben ist und das deutsche Recht berücksichtigt, anderseits aber von Jenen, welche an alle Erscheinungen früherer Zeiten den Maßstab der ihrigen legen. Eine unbefangene Prüfung der P.G.O. zeigt aber den Ersteren gegenüber, daß Schwarzenberg bedeutende juristische Kenntnisse und Erfahrungen an den Tag gelegt hat, und den Letzteren gegenüber, daß er weit milder und humaner auftrat, als zu seiner Zeit gebräuchlich war. Ja es ist eine Thatsache, daß die Carolina sogar von seitherigen Juristen, bis in unser Jahrhundert herab, häufig für zu mild erklärt wurde. Was aber noch hart in ihr ist, und sie enthält sehr viel Hartes und Grausames, das ist es nur, weil jene Zeit, in der sie entstand, schlechterdings nichts anderes gestattet hätte. — Die Verdienste der Carolina bestehen nun allerdings nicht in Milderung der unmenschlichen Strafen ihrer Zeit an sich, aber in lobenswerten Maßregeln zum Schutze der Angeklagten, und zwar namentlich: in vollständiger Abwesenheit der unmenschlichen Abschreckungstheorie und Beschränkung des Strafzweckes auf den Verbrecher, in der Vorsorge für die Besetzung der Gerichte mit ehrbaren, verständigen und erfahrenen Personen, ohne daß Solche gelehrte Juristen zu sein brauchten, in der den Angeklagten schützenden Aktenversendung, um bei Obergerichten oder Hochschulen sich Rats zu erholen, in der Lossprechung im Falle Mangels an Geständniß oder an Beweis durch wenigstens zwei glaubwürdige Zeugen und daherige Beschränkung der Folter auf Verweigerung eines Geständnisses bei starkem Indizien- oder Zeugenbeweis, sowie in schützenden Maßregeln zu Gunsten des Gefolterten, im Verbote der Verhaftung ohne genügende Bürgschaft von Seite des Anklägers für Leistung des Schuldbeweises, in Förderung schnellen Prozeßganges, milder Gefängnisse und der Bestellung eines Vertheidigers, in Annahme des bösen Willens, nicht des Schadens, als Maß-

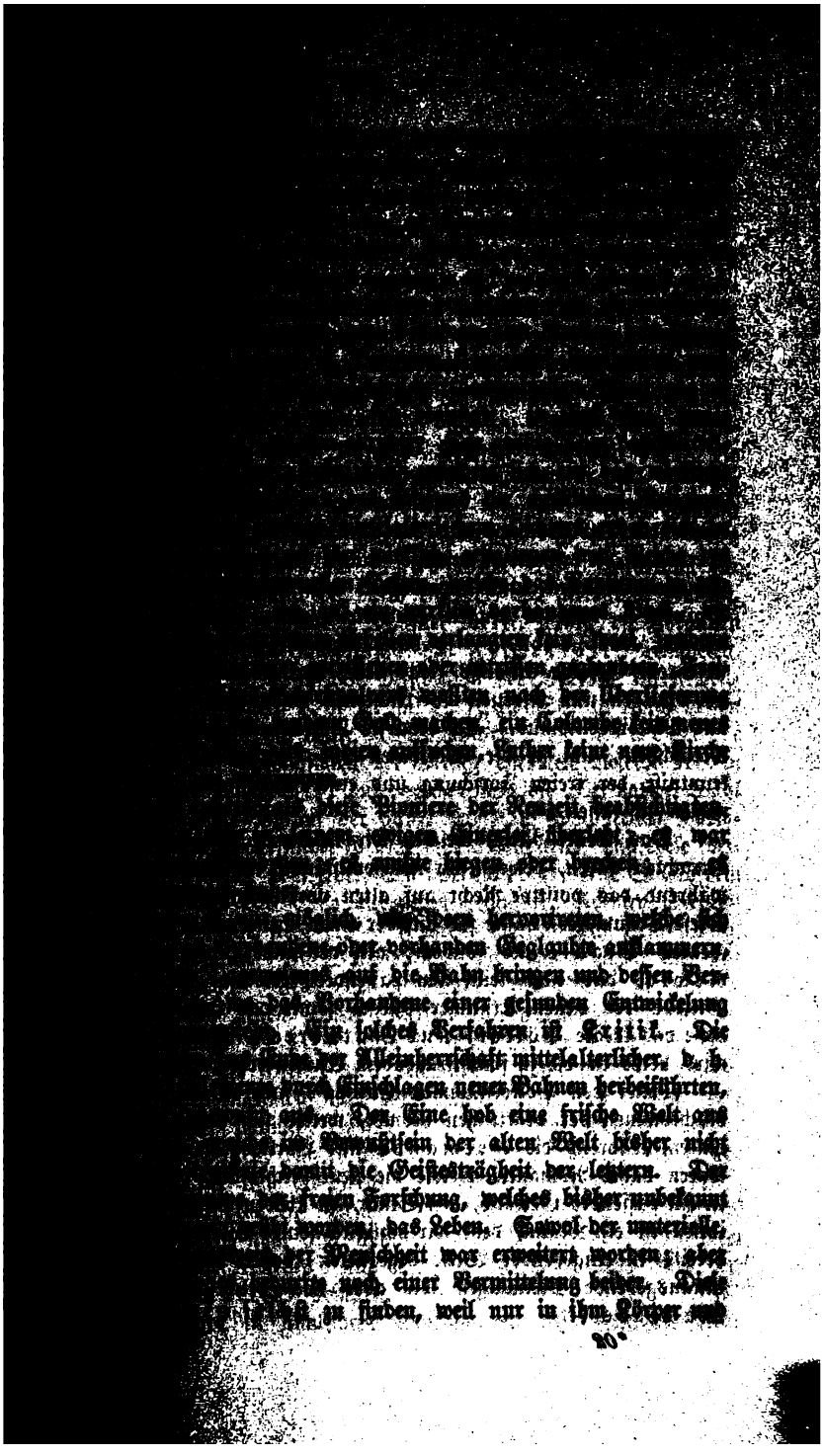
ſtab des Thatbeſtandes und in vollſtändiger Anerkennung der Notwehr. Sind deſſen ungeachtet dieſe menſchlichen Vorſchriften nicht immer oder vielmehr häufig nicht beobachtet worden, ſo trägt daran nicht Schwarzenberg, der Verfaſſer der Carolina, ſondern der Haß der Romaniſten gegen das deutſche Recht, die Rohheit und Grauſamkeit mancher Richter, wie z. B. des berüchtigten Carpzov, und die Verwilderung der Zeiten überhaupt die Schuld. — —

Während der Völkerwanderung war das Recht aller von derſelben überſchwemmten Länder Europa's, d. h. gerade jener, welche ſpäter die Heimſtätten der neuern Civiliſation wurden, ein deutſches geworden. Nachdem aber in jenen Ländern ſich unabhängige Staaten gebildet hatten, entwickelten ſich dieſelben auch in rechtlicher Beziehung eigenthümlich. Mit Frankreich war dies ſpäter, als mit anderen Ländern der Fall, weil es erſt durch den Vertrag von Verdun (843) definitiv von Deutſchland getrennt wurde. Da die unter den eingewanderten Deutſchen ſitzen gebliebenen Römer ſtets das römiſche Recht behalten hatten und im Süden Frankreichs die Mehrheit bildeten, ſo wurde auch dort das römiſche Recht, freilich nicht frei von germaniſchen Beimiſchungen, von nun an Territorialrecht, während im Norden das deutſche Recht die Grundlage blieb und erſt ſpäter mit römiſchem und kanoniſchem Rechte vermiſcht wurde. Weder im einen noch im andern Landestheile war indeſſen das Recht ein einheitliches, ſondern zerfiel in eine Menge lokaler Coutumes. Durch die Regelung der Rechtspflege von Seite der Könige entwickelte ſich jedoch ſeit dem dreizehnten Jahrhundert, zugleich mit jener Annahme fremder Rechte, eine allgemeine Coutume neben und über den lokalen. Schon vor dieſem Zeitpunkte war indeſſen das franzöſiſche Recht bis in das Morgenland gedrungen, indem ſeine Grundſätze diejenigen der durch die Kreuzzüge gebildeten Staaten wurden. Sie fanden einen kodifizirten Ausdruck in den Assises de Jerusalem, den Rechtsbüchern, welche vor den beiden Gerichtshöfen dieſes Königreichs, der Haute cour des Chevaliers und der Basse cour des Bourgeois, wie auch im ſpätern chriſtlichen Königreiche der Inſel Kypros und im ephemeren lateiniſchen Kaiſertum zu Konſtantinopel Geltung hatten (ſ. Bd. III. S. 490). Seit dem vierzehnten Jahrhundert entſtanden in Frankreich ſelbſt allgemeine Rechtsbücher, von denen für die ſpätere Gerichtspraxis namentlich die Kompilation des Grand Coustumier de France wichtig wurde. Während in Deutſchland die kaiſerliche Rechtspflege gegenüber der territorialen abnahm, ſtärkte ſich umgekehrt in Frankreich das königliche Recht gegenüber dem lokalen. Die Coutumes ſelbſt wurden auf Anordnung der Könige ſeit 1453 (unter Karl VII.) aufgezeichnet, von ihnen und den Parlamenten beſtätigt und hierdurch königliches Recht. Dies beſchränkte ſich jedoch auf den Norden, während der Süden ſtetsfort das römiſche Recht beibehielt. In den ſpäter eroberten Theilen der Niederlande und Deutſchlands blieb deren altes Recht bis auf

die Revolution bestehen. Seit dem sechszehnten Jahrhundert wurde französische Recht, nachdem einmal die Coutumes festgestellt worden, du die königlichen Ordonnanzen fortgebildet. Neben diesen offiziellen Rech quellen wurde die Rechtskenntniß wesentlich gefördert durch die geleh Thätigkeit der Juristen, unter denen sich Du Moulin (gest. 1566) u Anton Loisel (gest. 1615) auszeichneten.

Vom deutschen und französischen Rechte unterscheidet sich das eng lische namentlich dadurch, daß es vom Eindringen des römischen Rechts frei geblieben ist. Nach der Reihenfolge der Eroberungen Englands herrsch dort erst das angelsächsische, dann das normannische Recht. Ihre Quell sind: die königlichen Gesetze und Statuten, die Mandate der königlich Kanzlei an die Prozeßparteien, um den Prozeß einzuleiten oder zu regel (Writs), die Gerichtsprotokolle (Records), die Berichte über gerichtlic Verhandlungen (Reports) und die wissenschaftlichen Werke der Juriste Unter den Letzteren zeichnete sich aus: John Fortescue, der 144 Chief Justice of the Kings Bench wurde, den Kampf der beiden Ros mitmachte, 1463—1471 in Frankreich als Verbannter lebte und das Wer de laudibus legum Angliae schrieb, Thomas Littleton (gest. 1481 Verfasser der Tenures, welche in altfranzösischer Sprache die Besitzlehre vo Grund und Boden behandeln, Sir William Staunforde (gest. 1558 Verfasser der pleas of the crown, welches Strafrecht und Strafproz umfaßt, Edward Coke (geb. 1552, 1616 als Chief Justice of th Kings Bench in Folge von Feindschaft des Sir Francis Bacon entsetzt welcher Reports herausgab und die Institutes of the laws of Engla schrieb, die das gesammte englische Recht umfassen.

Das englische Recht ist für uns namentlich deshalb wichtig geworde weil die neuere Gesetzgebung des Festlandes demselben die Schwur- od Geschworenengerichte entnommen hat. Dieselben sind jedoch keine wegs ursprünglich englisch, sondern deutsch. Sie entstanden nämlich au dem altdeutschen Gebrauche, die Rechtsfälle durch die Volksgemeinde en scheiden zu lassen. Als diese letztere allzu zahlreich wurde und das Interes am Rechtsprechen abnahm, traten an ihre Stelle ausgewählte befähigt Bürger als Gerichtsschöffen. Später ging die Leitung des Prozesses a Regirungsbeamte über, und in dieser Form wurde noch zur Zeit der Ent stehung der Carolina in Deutschland gerichtet. Mit der Ausbildung de gelehrten römischen Rechtes, das die Leute aus dem Volke nicht verstand und mit der Ersetzung des öffentlichen Anklageverfahrens durch ein geheimen Inquisitionsprozeß ging erst die Rechtsprechung ganz in die Hän gelehrter Richter über, neben denen übrigens bis zur französischen Revolut noch hier und da Volksrichter vorkamen. Auch in England waren d aus Deutschland durch die Angeln und Sachsen dahin gekommenen Volk gerichte durch die normannische Eroberung unterdrückt worden, kamen es später wieder empor und gestalteten sich nach und nach zu den heutig



bewußter Geiſt verbunden ſind, und zwar nicht im einzelnen Men
der für ſich allein keinen Fortſchritt zu Stande bringt, ſondern im ſo
Menſchen. Auch in dieſer Beziehung mußte eine neue Welt gefunden
den, wie des Colombo ſtoffliche und Luthers geiſtige, — und ſie
es, — es war der moderne Staat.

Auch die Erfinder des modernen Staates wollten nichts Niedagew
erfinden; ſie beabſichtigten lediglich den Staat des klaſſiſchen Alte
herzuſtellen, wie die Humaniſten deſſen Wiſſenſchaft und Schrifttum;
was ſie in ihrem Geiſte fanden, war nicht der antike Staat, —
ja keine vollkommene Herſtellung vergangener Dinge möglich, — ſo
etwas ganz Anderes.

Wie indeſſen die neue Welt im Weſten anfangs keine erfre
Früchte trug, — nur ſchnödes Gold und Silber, von Hunden zerf
Indianerleichen und die zertrümmerten Paläſte von Mejiko und
erſtickenden Tabaksdampf und das tückiſche Gift der Syphilis, — w
Werk der Reformation anfangs nichts Anderes hervorbrachte als
Glaubenstyrannen und Ketzerrichter und Religionskriege voll Blu
Brand, — weil es langen Einwirkens einer Idee bedarf, um D
ſchaffen, was ſie ſoll, — ſo hatte auch die Idee des modernen S
in ihrem Gefolge anfangs zwar bloſe harmloſe Träumereien, ſpäte
die blutigen und eiſernen Wirklichkeiten eines raffinirten Imperial
und Machiavellismus. Es bedurfte langer und geduldiger Erziehu
Menſchheit, um ſie die Wolthaten und Vortheile der erweiterten
kenntniß, der freien Forſchung und einer verbeſſerten Staatsordnu
nießen zu laſſen.

Das ideale Recht, welches wir in dieſer Periode des Erwach
betrachten haben, bewegt ſich noch vollſtändig im Stadium der Trä
während das poſitive Recht auf alten vorhandenen Grundlagen fort
Dieſe Träumerei befaßte ſich auf der einen Seite mit dem herbeigewü
idealen Staate als ſolchem, auf der andern aber mit einem
Rechte, das noch kein ihm paſſendes Gewand gefunden hatte.
Gruppe der neuen Träumer pflegte ſomit das ideale Staatsr
dieſe das ideale Völker- und Naturrecht. Erſt die folgende
wird beide in die zu fruchttragendem Wirken erforderliche Einheit b

Unter den Völkerſtämmen Europa's ſind es die Romanen
Nachkommen der praktiſchen Römer, welche ſich mehr an die Wirk
halten, während die Germanen mit Vorliebe in der Idee leben
waren daher Romanen, welche die neue Rechtsidee, die ſie ahnten,
in ein paſſendes Gewand, den Staat, zu kleiden wußten. Der Erſt
ihnen iſt ein Mann, dem wir bezüglich ſeines Wirkens für ſein Ba
bereits in eingehender Weiſe begegneten, deſſen allgemeinere, übe
hinausgehende Meinungen wir aber noch belauſchen müſſen.
Machiavelli.

Dieſer tiefdenkende Politiker, der „zuerſt die Wiſſenſchaft der Politik von der Bevormundung der Theologie frei gemacht“ hat (Bluntſchli), war ſo erleuchtet und vernünftig, daß er es in ſeinen „Diskurſen über Livius“ (ſ. oben S. 50) für nützlicher hielt, „wenn die Menſchen ſich anſtrengen, das Zweckmäßige zu thun“, ſtatt „die Plane einer höhern Weltleitung zu ergründen“. Die Religion erſcheint ihm lediglich als eine politiſche Maßregel, zu dieſem Zwecke aber das antike Heidentum brauchbarer, als das Chriſtentum. Wie ihn aber überhaupt ſein einſeitiges Denken, das ſich niemals vom Fühlen beeinfluſſen ließ, zur Mißachtung der Idee des Guten verleitete, ſo fehlt auch ſeinem Staate völlig die Rechtsidee, und er gründet denſelben lediglich auf die Zweckmäßigkeit, welchen Umſtand ſein ſchreckliches, peſſimiſtiſches Bild vom „Fürſten“ beſtätigt. Er hält dafür, die Staaten ſeien entſtanden, indem ſich Menſchen vereinigt hätten, um ſich beſſer gegen ihre Feinde vertheidigen zu können, worauf ihr erſtes Geſchäft geweſen ſei, den Stärkſten unter ihnen zum Führer zu wählen. Dies war die erſte Regirungsform, die Monarchie. Ihre Entartung zur Tyrannei führte Widerſtand der durch Vorzüge, wie Reichtum, Geburt, Seelenadel u. ſ. w. ausgezeichneten Männer herbei, welche die Tyrannen ſtürzten und die zweite Regirungsform, die Ariſtokratie gründeten. Auch dieſe aber entartete durch den Mißbrauch der Vorzüge ihrer Mitglieder zu Habſucht, Ehrgeiz u. ſ. w. in Oligarchie, in Folge deſſen ſich das Volk erhob und die dritte Regirungsform, die Demokratie einführte. Durch die Zügelloſigkeit der Menge entartete dieſelbe aber in Ochlokratie oder Anarchie, aus welcher nur die abermalige Wahl eines Monarchen rettet, worauf der ganze Kreislauf von Neuem durchgemacht wird. Machiavelli findet es nun aber einleuchtend, daß dieſe fortwährenden Veränderungen vom Übel ſeien und rät daher, eine Staatsform einzuführen, in welcher das Gute aller drei genannten Formen vereinigt ſei. Ein Vorbild hierfür ſieht er, — hiſtoriſch freilich nicht ganz richtig, — im römiſchen Staate. In Wahrheit iſt Das, was er ahnt, eben nur der moderne Staat. Sein Lob zu Gunſten der Völker in dem erwähnten Werke, das gegen ſeinen „Fürſten“ ſo wolthätig abſticht, — weil die Völker nämlich die Treue nicht ſo leicht brechen wie die Fürſten, die Erklärung, daß die Stifter von Republiken verdienſtlicher handeln, als diejenigen von Monarchien, und der glühende Haß, den er dem Zerſtörer einer Republik widmet, wofür er Cäſar zum Beiſpiel wählt, laſſen deutlich hervorblicken, daß es nicht der knechtende, ſondern der freie moderne Staat iſt, der ihm als Ideal vorſchwebte, und daß ſein „Fürſt“, wie ſchon ausgeführt, blos ein Notſchrei über das politiſche Elend Italiens war, was ihn überdies noch zum Schöpfer einer neuen, dem Mittelalter bekannten und dem Altertume nur inſtinktiv vorſchwebenden Idee derſelben der Nationalität ſtempelt.

Sein Nachfolger in ähnlichem Streben war der Franzoſe Jean

Bodin (geboren 1530, gestorben 1596), gebildeter Rechtsgelehrter u
Altertumsfreund und im Religionskriege seines Vaterlandes, obschon Katholi
feuriger Verfechter der Toleranz, und doch sowol im Wahne des Hexe
und Teufelsglaubens, als so sehr in demjenigen der Vorzüglichkeit d
Alten Testamentes befangen, daß Manche zweifelten, ob er eigentlich c
das Neue glaube. In seinem Buche „Heptaplomeres" (ἑπτά, ἁπλῶ
μέρος, Sieben zusammen in einer Partie) läßt er sieben Männer ve
schiedener Richtungen (einen Mohammedaner, Juden, Katholiken, Lutheran
Reformirten, wie einen Theisten und einen Indifferenten) über die Religi
sprechen, um deren Verschiedenheiten als unwesentlich hervortreten zu lasse
— Wichtiger ist sein 1576 französisch geschriebenes und später von ih
selbst in's Latinische übersetztes Buch „De la république". Bodin ge
gleich darin über Machiavelli hinaus, daß er den Staat nicht aus einzeln
Menschen, sondern aus Familien entstehen läßt, welche das Vorbild d
Staates sind, und hinsichtlich welcher er die absolute väterliche Gew
der Römer für die beste Einrichtung hält. Das im Mittelalter ve
schmolzene Privat- und Staatsrecht trennt er entschieden und verlangt de
Privatvermögen der einzelnen Familien gegenüber ein öffentliches Gu
als zweite Grundlage des Staates. Die dritte aber ist die von ihm i
den Ideenkreis der Menschheit gebrachte Souveränetät. Souverä
ist Der, dem „die oberste Macht dauernd angehört", wenn er sie au
durch einen Bevollmächtigten ausüben läßt. Der Souverän hat absolut
Gewalt, d. h. er ist durch keine andere staatliche Macht und durch kei
Staatsgesetz gebunden, wol aber durch Verträge (wofür weniger die Ge
schichte, als vielmehr die damaligen Zustände Frankreichs sprechen, un
welche Ansicht das spätere berüchtigte „l'état c'est moi" begründete). Di
Rechte des Souveräns sind: der Gesammtheit und den Einzelnen Gesch
zu geben, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, die obersten Be
hörden zu ernennen, die letzte Instanz in Rechtssachen auszuüben, z
begnadigen und Münzen zu prägen. Die Staatsformen theilt Bodin zwar
wie Machiavelli, nach Aristoteles ein, sieht aber das leitende Prinzip nich
in der Anzahl der regirenden Personen, sondern im Besitze der Souve
ränetät, und verwirft jede gemischte Staatsform unbedingt, weil sie di
„Souveränetät" zersplittert. Er unterscheidet 1) die Monarchie, wen
die Souveränetät einem Einzelnen zusteht; dieselbe hat wieder drei Formen
die patriarchalische, wenn der Monarch sich als Familienvater zeigt, di
legitime, wenn er die persönliche Freiheit achtet, aber Gehorsam verlang
und die tyrannische, wenn er die Unterthanen wie Sklaven behandel
2) Die Aristokratie legt die Souveränetät in die Hände einer bevo
zugten Minderheit, was nach Bodin z. B. im damaligen deutschen Rei
der Fall war, wo die wirkliche Gewalt nicht dem Kaiser, sondern di
Fürsten zukam. 3) Der Populärstaat erkennt die Souveränetät da
Volke zu, welches sie aber nicht selbst ausübt, sondern durch gewäh

ausgezeichnete Männer ausüben läßt. Die reine Demokratie verwirft Bodin schlechthin. Weil indessen auch für ihn der Souverän nicht unfehlbar ist, so setzt er ihm ein nicht beschränkendes, sondern aufklärendes und unterstützendes Parlament oder einen Senat an die Seite. Daran knüpft er eine nach französischer Art weitläufig gegliederte Beamtenhierarchie. Der Beamte muß nach ihm dem Souverän gehorchen, auch wenn dessen Befehle ungesetzlich sind, wogegen er blos remonstriren, und wenn dies erfolglos ist, abdanken kann. Zwischen dem Staate und der Familie läßt Bodin die Korporationen gelten, welche das Staatsoberhaupt gestattet. Zur gegenseitigen Verständigung zwischen Fürst und Volk empfiehlt er Provinzial- und Reichstage, und zwar in Stände abgetheilt. Die letzteren scheidet er streng nach der Form, nicht nach dem Verkehre, und schlägt sieben Stufen derselben vor: 1) König, 2) Priester, 3) Senatoren, 4) Heerführer, 5) Feudaladel, 6) Adel der Robe: Beamte, Advokaten, Ärzte, Gelehrte, Dichter, 7) Kaufleute und Handwerker. Die Künstler setzt der nüchterne Staatsmann mit den Gauklern hinter die Büttel und Henker als unterste Klasse der Handwerker, denen er auch die Bauern und Hirten zutheilt. Den Sturz eines Monarchen erlaubt er nur, wenn derselbe sich durch Usurpation aufgeworfen hat, nicht wenn er legitim ist, und walte er noch so tyrannisch. Die jetzt herrschende Trennung der Rechtspflege von der Regirung ist schon eine Idee unsres französischen Staatsrechtslehrers. Auch forderte er die Aufnahme einer Statistik, ein gerechtes Steuersystem und gehaltvolle Münzen.

Bodin beschränkt indessen seine Betrachtungen nicht auf den einzelnen Staat; er träumt auch von einer Völker- und Staatenverbindung, einer Weltrepublik (république universelle). Auch ist er der Erste, welcher die Völker nach Lage und Klima charakterisirt. Er findet, daß bei den nördlicheren Völkern die Tapferkeit und Keuschheit, bei den südlicheren die Grausamkeit, List und — Frömmigkeit, bei den mittleren der Rechtssinn und Verstand vorherrschen. Die goldene Mittelstraße halten natürlich die Franzosen inne.

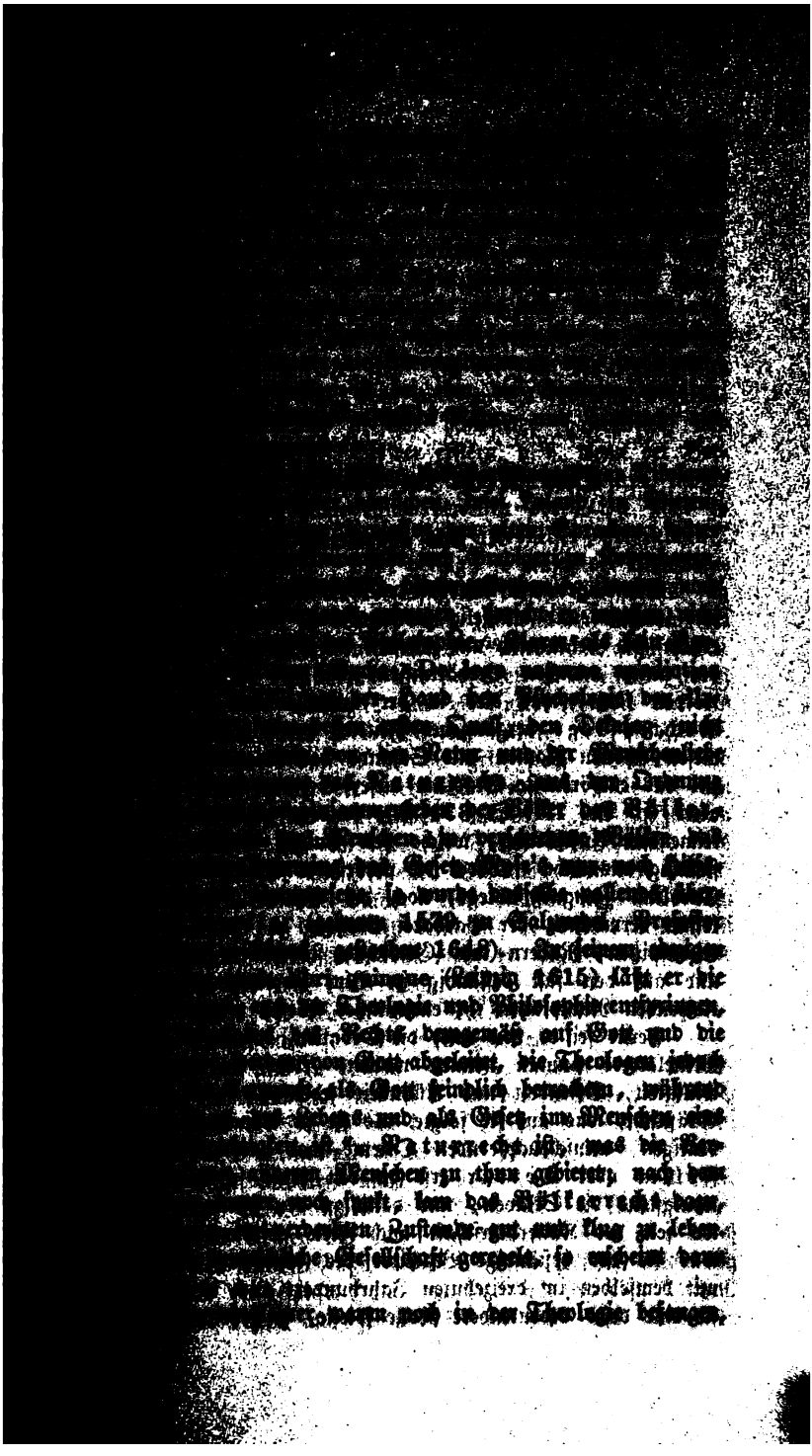
Machiavelli hatte einen idealen Staat der Zweckmäßigkeit, Bodin einen solchen verhältnißmäßiger Rechtmäßigkeit aufgestellt, — bei den Romanen war die Form die Haupt-, der Inhalt die Nebensache. Die innigeren Germanen verfuhren umgekehrt. Sie gingen vom Inhalte, vom Recht aus; ein Staatsideal fehlte ihnen, weil sie in den theologischen Ideen noch zu stark befangen waren. Wie im Mittelalter der Staat überhaupt vor der Kirche zurückgetreten war, so blieben auch die germanischen Katholiken bei dieser Vorstellung, während ihre protestantischen Stammesgenossen, den Ansichten Luthers folgend, den jeweilen bestehenden Staat als von Gott so angeordnet und dessen Obrigkeit als von Gott gegeben achteten und daher es für sündlich gehalten hätten, der positiven Staatsordnung eine ideale entgegenzustellen. Der Staat

war ihnen geworden, was den Katholiken die Kirche war, — ein *Noli me tangere*. In dieſem Sinne verbrannte Luther das Corpus des kanoniſchen Rechtes zugleich mit der päpſtlichen Bulle, — und wenn er auch die Fürſten an ihre Pflichten mahnte und in deren Ratgebern, den Juriſten, „ſchlechte Chriſten“ erblickte, ſo verdammte er doch während des Bauernkrieges thatſächlich jeden Widerſtand gegen die Obrigkeit (ſ. oben S. 135), wenn er auch ſpäter ſolchen für den Fall des Religionszwanges von oben zu geſtatten genötigt war. Der nämlichen Staatsidee wie Luther huldigte auch Zwingli, — nur daß ſie ſich bei ihm, der Verfaſſung ſeines Vaterlandes gemäß, nicht monarchiſch, ſondern demokratiſch geſtaltete und auf der Grundlage der Gemeinde fußte.

Das deutſche Streben nach idealem Rechte begann mit Melanchthon, der jedoch noch weſentlich auf dem Boden der einfachen Morallehre ſtand und dieſe noch völlig auf theologiſche Vorſtellungen gründete. In ſeiner Ethik ahnte er indeſſen bereits das ſpätere Naturrecht, als deſſen Grundlage ihm das „von Gott in der Schöpfung der Menſchen verkündete Geſetz“ galt. Das Naturrecht iſt nach Melanchthon „ein Stral der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit im menſchlichen Verſtande“, es iſt „dem Menſchen von Gott eingepflanzt und verpflichtet die ganze Menſchheit“, es „darf nicht von den Trieben hergeleitet werden, die der Menſch mit den Thieren gemein hat, ſondern es muß auf die Urbegriffe zurückgerufen werden, welche Regeln, nicht Triebe, ſind, wenngleich jene Regeln von den Trieben gefangen gehalten werden können.“ Die Wirkung der natürlichen Geſetze iſt ihm „der Gehorſam, und dieſer iſt die Gerechtigkeit.“ „Die Gerechtigkeit iſt der dem Menſchen von Natur eingepflanzte Gehorſam gegen Gott nach dem Unterſchiede des Rechts und Unrechts, damit er Gott verehre und wiſſe, was er thun und laſſen ſoll.“ Die natürlichen Geſetze kann ſich jedoch der Menſch, wie das Göttliche, nur dunkel vorſtellen, und will er ſie erkennen, ſo muß er „zum Glauben zurückkehren, ſich wieder zu der Quelle hinwenden, worin Gott ſein Weſen und ſeinen Willen offenbart hat“ (d. h. der Bibel). Wie das Naturrecht durch die Schöpfung, ſo hat Gott das poſitive Recht durch die zehn Gebote des Moſe angeordnet. Die poſitiven Geſetze gibt der Staat, die Kirche hat keine geſetzgebende, ſondern nur verſöhnende Gewalt, und in bürgerlichen Dingen hört die Bibel auf, Geſetz zu ſein.

Dieſes rein theologiſche Naturrecht, dem ſich Luthers Ehrfurcht vor dem Staate unvermittelt beigeſellt, überwand, durch Vermittelung des natürlichen und poſitiven Rechtes, zuerſt Johann Oldendorp (geboren 1480 zu Hamburg, 1517 Profeſſor zu Greifswalde, 1526 Syndikus zu Roſtock, dort von den Dunkelmännern vertrieben, 1539 Profeſſor in Köln, und 1543 in Marburg, geſtorben 1564).

Dieſer erſte wirkliche Naturrechtslehrer gründete ſeine Anſicht zwar



entrangen ſich ihr jedoch ſtufenweiſe. Der Erſte, dem dies wir lang, und der zugleich die Staatsidee mit der Rechtsidee beſe dieſe mit jener umkleidete, gehört in die folgende Periode unſeres Es iſt Hugo Grotius.

Zweiter Abſchnitt.

Das Recht im Banne der Barbarei.

A. Das allgemeine Strafrecht.

Die angeborene Wildheit des Menſchen, welche durch die Ei nur langſam und mühſelig zurückgedrängt werden konnte und no erhält ſich bekanntlich am zäheſten im Kriege, — nach dieſe der unter manchen Verhältniſſen noch als notwendiges Übel werden kann, war dies in der auffallendſten Weiſe der Fal Rechtspflege vergangener Zeiten, deren Ausübung bis vor dieſen ſchönen Namen mit Schande bedeckte. Und merkwürdig fiel das empörendſte Stadium dieſer Schmach nicht etwa in das alter (ſ. Bd. III. S. 331 ff.), ſondern gerade in die Zeit keimenden Aufklärung, welche den Inhalt unſerer gegenwärtig ſtellung ausmacht. Weder die verbeſſerte Geſetzgebung, von we Carolina Zeugniß ablegt, noch die Stimmen begeiſterter Nat lehrer vermochten der Barbarei Einhalt zu thun, welche in Eiſenſpitzen, Rädern und Gewichten ſtarrenden düſteren Folter und auf den faſt beſtändig in Blut ſchwimmenden und nach riechenden Richtplätzen ihr entſetzliches Weſen trieb.

Ferne ſei es von uns, die Ordalien, beſonders die Zweikä Mittelalters human nennen wollen. Aber ſie waren in ihr willigkeit, Offenheit und Kühnheit jedenfalls weit humaner, Gräßliche, was auf ſie folgte, als ſie in Abnahme gerieten. blutigen, menſchenopfernden Oriente war das hohläugige Sch Folter oder Tortur erſt zu den ſonſt ſo heiteren Grie wenigſtens die Sklaven, und dann zu den härteren Römern g wo ſeit der Kaiſerherrſchaft auch Freie gefoltert wurden. Bo war ſie der beſtändige Begleiter des römiſchen Rechts und ſ mit demſelben im dreizehnten Jahrhundert auch in Deutſchland ſie eine deſto bedeutendere Rolle ſpielte, je geheimer und inqui

das Strafverfahren ſich geſtaltete. Ihre Anwendung wurde geradezu willkürlich, als gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts (wie Wächter gezeigt hat) in Deutſchland ein neues Syſtem bei Unterſuchung der Straffälle Eingang fand. Bis dahin hatte man auf Zeugen und Geſtändniß als Beweismittel nur geringes Gewicht gelegt, obſchon der Grundſatz galt: wenn der Angeklagte geſtehe, ſo habe er ſich ſelbſt gerichtet. Man dachte aber nicht daran, ein Geſtändniß erzwingen zu wollen; denn nicht die Schuld, ſondern die Unſchuld war im mittelalterlichen Verfahren das zu Beweiſende (ſ. Bd. III. S. 331 ff.). In der Zeit des Uebergangs zum Verfahren der „neuern Zeit", vom zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert, war die Unterſcheidung zwiſchen handfeſter (handhafter) und nicht handfeſter That maßgebend. Bei der erſtern, d. h. wenn der Verbrecher auf der That ertappt oder auf der Flucht ergriffen wurde, mußte der Ankläger die Schuld des Angeklagten beweiſen oder, wie man es nannte, ihn durch ſeinen Eid und den der ſechs Eideshelfer „überſiebnen". War hingegen auf „übernächtige" That geklagt, ſo mußte der Angeklagte ſich reinigen. Da jedoch die Unzuverläſſigkeit dieſes Verfahrens ſich immer deutlicher herausſtellte, ſo begann man, zuerſt in den Städten, bei übelberüchtigten Leuten das Überſiebnen und die Gottesurteile abzuſchaffen und nach Zeugenausſagen, Geſtändniß und Inzichten zu urteilen. Zuletzt wurde das Geſtändniß der wichtigſte und oft einzige Beweis und als Mittel, dasſelbe um jeden Preis herbeizuführen, wählte man die Folter.

Auch die herrſchende römiſche Kirche griff nach derſelben und wandte ſie mit Vorliebe gegen die verhaßten Ketzer an, die bei den Inquiſitionen aller Länder ihr unterworfen wurden. Im fünfzehnten Jahrhundert konnte die Folter im größten Theile Deutſchlands als herrſchend angeſehen werden; in Holſtein, Schleswig und den Hanſaſtädten wurde ſie es erſt im ſechszehnten. Nun hing es nicht mehr vom Angeklagten ab, ſich von der Schuld zu reinigen; er wurde einfach auf die Folterbank geſpannt. Nicht Gott war mehr der Richter über Schuld und Unſchuld, ſondern der rohe Folterknecht. — —

In keinem Zweige der Kultur oder Unkultur iſt der Menſchengeiſt, ſeine Würde vergeſſend, ſo erfinderiſch geweſen, wie in der Art, ſeine Nächſten zu foltern und zu quälen. Die Sammlungen von Seltenheiten vergangener Jahrhunderte ſind reich an den Werkzeugen, durch welche man den Beweis der Schuld aus ſeinen Mitmenſchen herauspreſſen zu können wähnte. Die gelindeſten waren noch Peitſchenhiebe bei ausgeſpanntem Körper nebſt Daumen- und Zehenſchrauben. Es folgten die ſpaniſchen Stiefel oder Beinſchrauben, das Ausrecken des Körpers mit rückwärts ausgeſtreckten Armen auf einer Bank oder Leiter, oder durch Hängen von Gewichten an die Füße, die pommer'ſche Mütze, welche den Kopf zuſammenpreßte, der geſpickte Haſe, eine Rolle mit ſtumpfen Spitzen, worüber der auf der Leiter ausgeſpannte Körper auf- und abgezogen

wurde, der Halskragen, die Dornenkrone, das Anſetzen ſtechender S
ſekten oder hungriger Mäuſe an den bloßen Leib, das Anfüllen von A
und Mund mit ungelöſchtem Kalk und Waſſer, u. ſ. w. Es kamen a
Foltern mit Feuer auf manigfache Weiſe vor, während man in Rußl
die Angeklagten mit kaltem Waſſer begoß, das dann an ihnen gefr
Das ſcheußlichſte Marterwerkzeug von allen aber war die „Jungfra
eigentlich mehr eine Art heimlicher Hinrichtung. Sie beſtand in ei
aus Eiſen gebildeten weiblichen Geſtalt, welche durch einen Mechanis
die Arme ausbreitete und den vor ſie Geführten umarmte, worauf derſ
in einen hohlen Raum fiel, der von Meſſern und anderen Schneidew
zeugen ſtarrte, und endlich in's Waſſer gelangte, das die Reſte ſchweig
fortſchwemmte. Andere derartige Jungfrauen, und zwar wol die mei
waren ſelbſt hohl und inwendig mit eiſernen Spitzen beſetzt; ſie wur
geöffnet, der Delinquent hineingeſtellt und durch Zuſchlagen der Th
flügel durchbohrt! Es gab ſolcher „Jungfrauen" in allen bedeutende
Orten Frankreichs, Deutſchlands, Italiens, Spaniens, wo ſie die Geſ
der Jungfrau Maria hatten (Mater dolorosa!!) und noch in ſpäter Z
Anwendung fanden, ſowie im Tower zu London.

Die Folterung fand in düſteren Kellerräumen oder in der Stube
Scharfrichters ſtatt. Adelige und Geiſtliche waren in manchen Lände
z. B. Öſterreich und Baiern, von ihr befreit. Sonſt wurde ihr Je
unterworfen, der nicht gleich in den erſten Verhören bekannte. Die A
führung leitete der Scharfrichter unter Aufſicht des Richters. Manch
blieb es bei der bloßen Schreckung (Territion) durch Anblick der Mar
werkzeuge. Um den Gefolterten am Schreien und am Beißen auf
Zunge zu verhindern, legte man ihm eine metallene Birne auf den offe
Mund. Es wurde mit der Folterung fortgefahren, bis der Gequ
geſtand und das Geſtändniß wahrſcheinlich war. Geſtand er durch
Foltergrade nicht, ſo wurde er freigeſprochen, jedoch oft noch eingeſp
oder verbannt. Während der Marter gemachte Geſtändniſſe waren
der Regel ungiltig; ſie mußten nach ihrer Beendigung erfolgen. (
wenn das Geſtändniß vor Gericht ohne Folter wiederholt wurde, erl
es Beweiskraft.

Von der Folter und dem Strafurteile ſprach nicht einmal
Wahnſinn frei. Einem mit dieſer Krankheit Behafteten zu Königsb
welcher ſich für „Gott den Vater" hielt, auf der Folter bekennen ſollte,
daß er es nicht ſei (!!!), aber bei ſeiner Meinung blieb, wurde 1
die Zunge mit glühenden Zangen aus dem Halſe geriſſen und dann
Körper geviertheilt. —

Es giebt nicht leicht einen ſchärfern Kontraſt, als zwiſchen
Syſtem der Strafen im ſpätern Mittelalter und in der R
mationszeit und dem heutigen. Gegenwärtig iſt die häufigſte Str
das Gefängniß unter verſchiedenen Benennungen, neben welcher die Ab

nach und nach verschwinden, — damals war dies gerade die seltenste, ja kam als Strafe fast nie vor, sondern in der Regel blos als Untersuchungshaft. Beim Eintritte in dieselbe fiel in England, und wol auch in anderen Ländern, Alles was der Gefangene an sich trug, Kopfbedeckung, Oberkleid und selbst goldene Ketten, dem Gefängnißwärter anheim. Man hatte Kerker (meist Thürme) für verschiedene Gattungen wirklicher und angeblicher Verbrecher, so z. B. in Luzern einen Burgerthurm, Judenthurm, Ketzerthurm und Hexenthurm. Statt der Einsperrung wurden Verbrecher dagegen oft auf Galeren gesandt, deren sich auch auf Binnenseen welche befanden.

Die älteste und häufigste Strafe im ältern deutschen Rechte (Bd. III. S. 333 ff.) war die Geldbuße. Bevor es Gesetzbücher gab, wurde der Verbrecher einfach friedlos erklärt und war der Gewalt oder Rache eines Jeden preisgegeben. Die bald nach der Völkerwanderung gegebenen deutschen Gesetzbücher aber erlaubten beinahe jedes Verbrechen, selbst den Mord, mit Zahlung einer Summe an die Verwandten des Getödteten, meist auch einer zweiten an den Staat, abzubüßen. An die Stelle des Geldes trat oft Vieh oder Getreide. Unter den Karolingern, welche den strengern Staat nach römischem Muster begründeten, traten auch andere strengere Strafen auf, welche, nachdem das aufkeimende Faustrecht sie beseitigt, durch die Rechtsbücher des Sachsen- und Schwabenspiegels wieder eingeführt und verschärft, von der Carolina aber, soweit die Zeit es erlaubte, gemildert wurden, doch ohne daß in der Praxis wirkliche Milderung eintrat.

Die strengeren Strafen, welche dieses spätere deutsche Recht, vorzüglich in Folge der Einwirkung des römischen und kanonischen, gleichzeitig mit der Folter, in sich aufnahm, waren Ehren-, Körper- und Lebensstrafen.

Ehrenstrafen waren: Widerruf und Abbitte, oft indem der Beschimpfer eines Andern sich selbst öffentlich auf den Mund schlagen und dazu sagen mußte: „Mund, da du das Wort redetest, logst du," oft auch mußte dies kniend geschehen; — eine auffallende Tracht, doch meist nur bei hinzurichtenden Verbrechern (rote Mütze) und — ohne Verbrechen — bei den Juden, welche ein gelbes Abzeichen (Mütze, Tuchstreifen u. s. w.) tragen mußten, und bei den öffentlichen Dirnen, — Verbot des Waffentragens, bei Adeligen der Sporen; — Tragen entwürdigender Gegenstände, z. B. eines bloßen Schwertes bei Edeln, eines Hundes oder eines Sattels bei eben Solchen, welche den Landfrieden gebrochen, eines Pflugrades, eines Strickes um den Hals bei Leibeigenen, eines Steines (Lasterstein) am Halse bei Frauen, welche die Steinigung verdient u. s. w.; — öffentliches Reiten auf einem Esel, und zwar rückwärts, bei Frauen, die — ihre Männer geschlagen; — das jetzt noch in Nordamerika übliche mit Theer Bestreichen und mit Federn Bestreuen, der bis in unsere Zeit

reichende Pranger oder Schandpfahl, an dessen Stelle bisweilen d komische Weise trat, den Übelthäter, namentlich einen Urheber vo Fälschungen der Lebensmittel, in einem Korbe in's Wasser zu tauchen oder in einem solchen über einer Pfütze aufzuhängen (der Schnellgalgen, Bd. III. S. 301) u. s. w. Statt des Prangers wurde man auch wo in Käfigen aufgehängt, oder geprellt oder verlor den Kirchenstuhl un mußte in einer Ecke stehend dem Gottesdienste beiwohnen. Nach dem Tode fand oft die Ehrenstrafe einer unehrlichen Beerdigung statt, besonder bei Hingerichteten, Selbstmördern und — Ketzern.

Als Körperstrafen kamen vor: Abscheeren der Haare, bei Dieben zuweilen mit der Kopfhaut (Skalpiren), Geißeln und Stäupen, Abziehen der Haut (Schinden, doch wol nur in älterer Zeit, woher auch der Henker oft „Schinder" hieß), Abhauen der Hände oder Füße, auch einzelner Finger, ebenso der Nase oder der Ohren, Ausstechen der Augen (Blenden, oft bei Hochverrätern, bisweilen mittels glühender Eisen), Ausreißen der Zunge oder Annageln derselben an einen Pflock (bei „Gotteslästerern"), Entmannen (bei Knechten, welche sich mit Mägden vergingen u. s. w.), in Polen bei Ehebrechern und Hurern das schändliche Annageln der Geschlechtstheile an einen Pfahl und Beilegen eines Scheermessers zu beliebigen Lösung und endlich die noch unser Jahrhundert schändende Brandmarkung.

Alle diese Gräuel aber, wie auch die Folter, wurden weit übertroffen von den Todesstrafen des spätern Mittelalters und der Reformationszeit.

Sie waren folgende*):

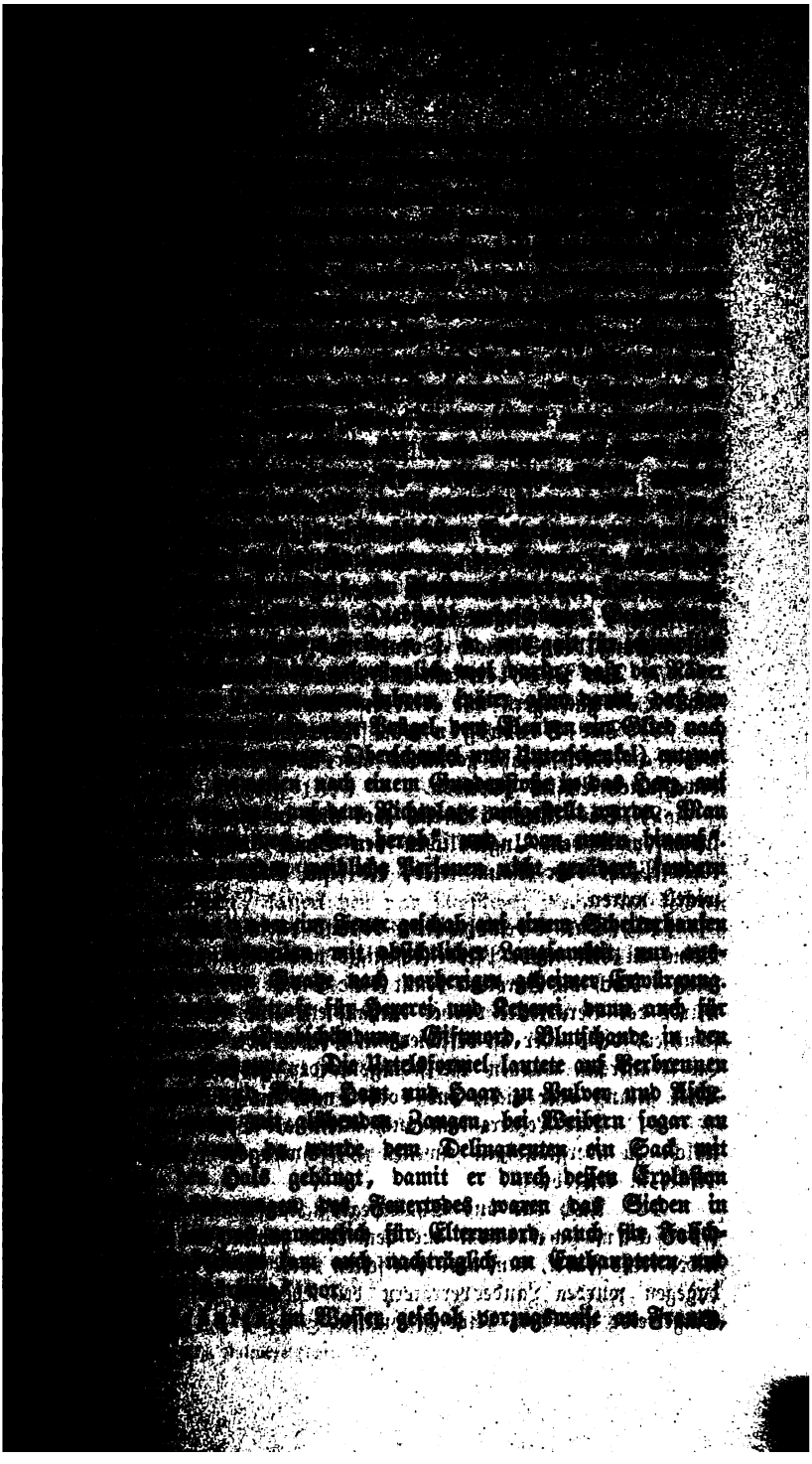
1) Das Hängen wurde gewöhnlich durch Aufziehen mit einer Schlinge um den Hals am Galgen vollzogen und zwar vorzugsweise an Dieben, welche mehr als drei Schillinge (nach landläufiger Redensart: den Wert eines Strickes) gestohlen hatten. Die Urteile empfahlen den Gehängten den Vögeln in der Luft, und oft war vorgeschrieben, er solle so hoch gehängt werden, daß ein Reiter mit aufrechtem Spieße unter ihm hindurch reiten könne.

---

*) Wir stellen hier die während des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts in zwei Schweizerkantonen, einem katholischen (Luzern) und einem protestantischen (Zürich), verhängten Todesstrafen zusammen:

	16. Jahrh.						17. Jahrh.
	Enthauptet.	Verbrannt.	Gehängt.	Ertränkt.	Gerädert.	Summe.	
Luzern.	80	40	37	13	11	181	362.
Zürich.	379	61	73	6	5	524	336.

Im Städtchen Bremgarten sah das Jahr 1639 allein 236 Hinrichtungen.



und zwar für Landesverrat, Kindesmord, Fruchtabtreibung, Rückfall i
Diebstahl, ausnahmsweise auch für Hexerei. Meist wurde ihnen entwed
ein Stein (Mühlstein) an den Hals gebunden oder sie in einen Sa
genäht, in welchen man ihnen sonderbarer Weise und zwar noch i
achtzehnten Jahrhundert, Thiere mitgab, z. B. Schlangen, Hunde, Katze
Hähne u. s. w., was wol einen mythologischen Ursprung hat. De
Herzog von Clarence wurde im englischen Kampfe der beiden Rosen i
fünfzehnten Jahrhundert auf seinen Wunsch in einem Fasse Wein ertränkt

6) Das Lebendigbegraben betraf ebenfalls meist Frauen, un
zwar in der Regel statt des Hängens, dann aber auch für Ehebruch
Männer wegen Notzucht. Eine Verschärfung trat oft ein, indem ma
dem Begrabenen noch einen spitzen Pfahl durch das Herz trieb, au
welchen die Genotzüchtigte die drei ersten Schläge führte. An die Stell
des Begrabens trat bisweilen das Einmauern, dessen Qual oft dadurch
verlängert wurde, daß man durch eine offen gelassene Stelle dem Ein
gemauerten Speise reichte. Eine Mischung des Ertränkens und Be
grabens war das Versenken in einen Sumpf, welches Männer für Feig
heit traf. Dem Begrabenen oder Versenkten legte man oft noch zu
Vermehrung der Schmach Dornen auf sein Grab.

7) Das Pfählen kam auch ohne das Lebendigbegraben vor, namen
lich bei Notzüchtigern und Kindesmörderinnen.

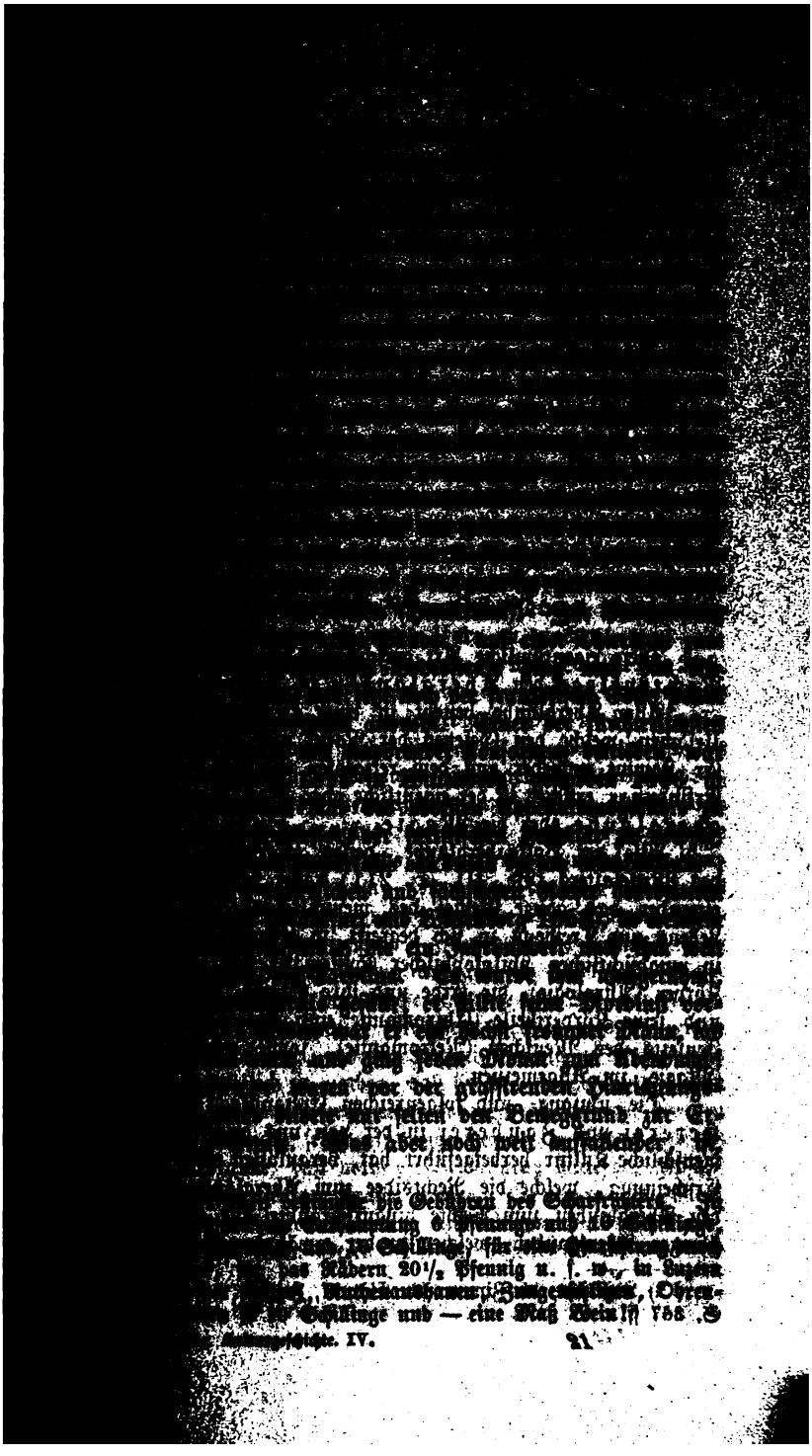
8) Das Steinigen war seltener. Der Missethäter wurde en
weder an einen Pfahl gebunden oder durch die Reihen des mit Stein
bewaffneten Volkes getrieben.

9) Das Ausdärmen, wol nur in älterer Zeit üblich, geschah
indem man dem Unglücklichen den Bauch aufschnitt und ihn dann a
einen Pfahl oder Baum trieb, bis seine Gedärme um diesen herum ge
wickelt waren.

10) Das Viertheilen bestand darin, daß man die Arme u
Beine an vier wilde Pferde befestigte und diese nach verschiedenen Sei
trieb. Noch die Carolina kennt diese Strafe für Landesverrat; bisweil
wurde der Verurteilte vorher enthauptet, und dann in vier Theile ge
schnitten, diese aber an verschiedenen Thoren oder Straßenecken aufgehä
In Frankreich wurden die Königsmörder geviertheilt, gleichviel ob di
That gelang oder nicht, und vorher noch mit glühenden Zangen gezw

11) Das Letztere kam auch allein als Todesstrafe an Solchen v
welche zu abergläubigen Zwecken — schwangere Frauen aufschnitten (
1568 in Augsburg).

12) Auch das aus Shakespeare's Kaufmann von Venedig bek
Fleischausschneiden aus dem Leibe zahlungsunfähiger Schuldne
leider keine Fabel, kam aber wol selten vor. Nach gesetzlicher Bestim
dagegen wurden Landesverrätern bei lebendem Leibe das Herz und
Eingeweide aus dem Leibe geschnitten.



daß im Mittelalter und im Reformzeitalter auch gegen Thiere Straf besonders Todesurteile ausgesprochen wurden, wenn sie einen Schad angerichtet, namentlich wenn sie Menschen getödtet hatten, und zwar m Beibehaltung aller Formen des Rechtsgangs, wie sie bei Menschen übli waren!

Bei aller drakonischen Strenge der Strafgesetze war indessen de Verurteilten bisweilen die Möglichkeit vergönnt, dem Tode zu entgehe Gelang es z. B. einem Gönner des „armen Sünders", den Strick, welchem ihn der Nachrichter zur Richtstätte führte abzuschneiden, und de Delinquenten, in eine Zufluchtstätte zu entkommen, so war er fr Ebenso geht die Sage, ist aber nicht geschichtlich erwiesen, daß der Ve urteilte das Leben behielt, wenn eine Jungfrau oder eine öffentliche Dir ihn zum Manne begehrte. Ersteres wird aus germanischen, letzteres a romanischen Ländern berichtet. In den letzteren soll auch eine Verbrecher gerettet worden sein wenn der Henker selbst um sie freite*).

B. Die Hexenprozesse.

Diese eigentümliche Art gerichtlicher Veranstaltungen brachte mit d Rechtspflege den Aberglauben in Zusammenhang.

Aller Aberglaube besteht in einer Herleitung von Wirkungen au Ursachen, welche den Gesetzen der Natur und der Vernunft widerspricht Er stammt entweder aus dem religiösen Glauben oder aus willkürliche Erfindung; ersteres ist der eigentliche oder Volks-, letzteres der Kunst aberglaube oder die Magie.

Wie der Volksaberglaube, dessen allgemeine Züge wir bei Anla des Mittelalters (Bd. III. S. 211) näher betrachtet, in buntem Durch einander das ganze Gebiet des menschlichen, göttlichen und teuflische Lebens und Treibens in sich begreift, so erstreckt sich der Kunstaberglaub in unabsichtlicher philosophischer Systematik auf das Weltall und sein Körper (Astrologie), die Erde und ihre Stoffe (Alchemie), den Mensch und seine Körpertheile (Chiromantie und Prosopomantie) und auf da Jenseits des Menschen (Nekromantie), sowie endlich auf die Zauber (Magie) im Allgemeinen.

Die umfang- und folgenreichen Ereignisse, welche der Glaube a Hexerei und Zauberei in der von uns geschilderten Periode für d menschliche Kultur herbeigeführt hat, veranlassen uns, zuerst diese traur Erscheinung, welche die Rechtsidee zum Aberglauben herabwürdigte u den Aberglauben zum Rechte hinaufschraubte, für sich, und sodann al übrigen Aberglauben, welcher in der erwähnten Periode Aufsehen er

*) Liebrecht, die Zimmerische Chronik, Zeitschr. f. d. Kult.-Gesch. N. F. I S. 367 ff.

feiert hätten; auf dem Scheiterhaufen aber widerriefen sie ihre A und das Parlament von Paris erklärte sie 1491 unschuldig, die A und Richter aber strafwürdig. Der Prior von St. Germain, gegen die Wirklichkeit der „Hexenfahrten" gepredigt, mußte 1453 v geistlichen Gerichte abbitten und bekennen, daß ihn der Teufel selbst z Aussage verführt hätte! Seit dieser Zeit häuften sich auch Werke, den entsetzlichen Wahnglauben unterstützten und lehrten. Nikolaus gab 1458 das Flagellum haereticorum fascinariorum, Alfons d 1459 das Fortalitium fidei contra Judaeos Saracenos a Christianae fidei inimicos heraus.

So blieb denn dem oben (S. 17) geschilderten Papste S cenz VIII. nur noch übrig, die Hexenprozesse in ihrem ganzen m gebildeten Umfange feierlich zu begründen und ihnen die letzte fi Genehmigung zu ertheilen, was durch die Bulle „Summis desider vom 5. Dezember 1484 geschah*). In derselben befahl er drei D kanern, dem Heinrich Krämer, genannt Institor, Jakob Spr und Johann Gremper, in den deutschen Diöcesen das Laster der H auszurotten und verhängte über Jeden, der ihnen widerstände, Be Interdikt ohne alle Appellation. Und der wankelmüthige Kaiser S milian I. bestätigte bereitwillig das scheußliche Machwerk und durch Diplom vom 6. November 1486 die Hexenrichter sogar in Schutz.

Die nächste Frucht dieses furchtbaren Auftrages war d Sprenger, mit Beihilfe seiner Genossen, verfaßte und 1489 er Schandbuch „der Hexenhammer" (Malleus maleficarum), die des Teufels- und Zauberwahns, deren wahres Ziel aber vielm die Ketzerei losging, für welche die Hexerei blos ein Vorwan denn nicht nur die Hexerei selbst, sondern schon der Unglaube an wurde als Ketzerei gebrandmarkt, so daß die Ketzerverbrennungen bequemste Weise vermehrt werden konnten! Und zugleich war da

*) Wir können uns nicht enthalten, aus dieser Bulle folgende bez Stellen herauszuheben: Sane nuper ad nostrum non sine ingenti pervenit auditum, quod in nonnullis partibus Alemanniae superioris, in Moguntin., Colon., Trever., Salzumburg. et Brem. provinciis, civi terris, locis et Dioecesibus, complurés utriusque sexus personae, salutis immemores, et a fide Catholica deviantes, cum daemonibus, et succubis abuti, ac suis incantationibus, carminibus et conjurat aliisque nefandis, superstitiosis, et sortilegis excessibus, criminibu lictis, mulierum partus, animalium foetus, terrae fruges, vinearu et arborum fructus . . . perire, suffocari, et extingui facere, ipso mines, . . . pecora . . . tormentis afficere et excruciare ac eosdem ne gignere et mulieres ne concipere, virosque ne uxoribus, et mul viris actus conjugales reddere valeant, impedire: fidem praeterea ipsa in sacri susceptione baptismi susceperunt, ore sacrilego abnegare Vollständig bei Roskoff II S. 222 ff.

Hasse, dem Neide, der Rache unter den Menschen Thür und Thor geöffnet und der weiteste Spielraum offen gelassen. Man brauchte seine Feinde nur der Hexerei anzuklagen, und man wurde sie los. Und zur Schande der sogenannten Gelehrsamkeit jener Zeit lieferten die Theologen den Juristen mit Wollust die armen Opfer in die Hände! Nichts schützte mehr vor diesen gierigen Krallen; alle möglichen Eigenschaften dienten als Verdachtsgründe. Schönheit und Reichtum waren Geschenke des Teufels, — Häßlichkeit und Armut zeichneten die Hexe als solche! Die Armen schaffte man sich mit ihren Klagen vom Leibe, — aus dem Nachlasse der Reichen füllten die Ungeheuer von Richtern ihre Beutel! Die Hexenprozesse bereicherten nämlich thatsächlich die an ihrer Führung Betheiligten in hohem Grade. Die Inquisitoren erhielten (nach Spee's Zeugniß) für jede wegen Hexerei verurteilte Person 4 bis 5 Thaler. Die Henker und ihre Weiber konnten sich aus dem Nachlasse der Verbrannten mit Kleidern ausstaffiren, auf schönen Pferden reiten und in Kutschen fahren. Zu Kösfeld erhielt der Henker in 6 Monaten 169 Reichsthaler für Hexenbrände, der zu Schäsburg in Siebenbürgen einen Gulden für jede Hexe. Hexenaufspürer erhielten freien Unterhalt, Reisegeld und in England für jede Hexe 20 Schillinge. Viele Leute wurden jährlich gebrandschatzt, um nicht brennen zu müssen. Bischöfliche Beamte ließen sich für Lossprechungen $2^1/_2$ Gulden zahlen *).

Der Hexenhammer, dessen Titel dem Ketzerhammer (Malleus haereticorum) des Thomas von Aquino nachgebildet sein muß, latinisch geschrieben und nie übersetzt, ist in der Form von Fragen und Antworten ohne alle logische Anordnung abgefaßt und zerfällt in drei Theile, in welchen erstens die Erfordernisse des Hexenwesens, zweitens die Wirkungen desselben und drittens die Heilmittel gegen dasselbe behandelt werden. Die Quellen, auf welche er sich stützt, sind: die Bibel, die Kirchenväter, die Beschlüsse der Konzilien, die Aussprüche der Päpste, die Scholastiker, das kanonische Recht, die Lebensbeschreibungen der Heiligen und — der Jude Rabbi Mose, sowie verschiedene Werke über Hexerei. Voran ist die Approbation der theologischen Fakultät zu Köln und die Bulle Innocenz VIII., sowie deren kaiserliche Bestätigung abgedruckt. Die Hexen definirt der Hexenhammer als „Leute, welche Gott verleugnen, ihm und seiner Gnade entsagen, mit dem Teufel einen Bund machen, sich ihm mit Leib und Seele ergeben, mit Teufeln Unzucht treiben, seine Zusammenkünfte und Sabbate besuchen, von ihm Giftpulver und als seine Unterthanen und Verbündeten den Befehl erhalten, Menschen und Thiere zu quälen und umzubringen, und welche durch seine ihnen mitgetheilte Wunderkraft Gewitter machen, die Saaten, Wiesen, Bäume, Gartengewächse beschädigen und die Kräfte in der Natur verwirren!"

*) Roskoff a. a. O. II S. 334 ff.

Gleich im Anfange wird aus der Bibel, und zwar aus den Büchern Moſe bewieſen, daß man die Zauberer tödten müſſe; — wer dies nicht glaube, ſei ein Ketzer. Als Erfinder der Zauberei wird Zoroaſter angegeben, der ein Sohn Hams und Enkel Noahs geweſen (!) und nach des heiligen Auguſtin Ausſage bei ſeiner Geburt gelacht habe, was ohne Einwirkung des Teufels nicht möglich ſei. Wie hierdurch der Hexenhammer ſeine hiſtoriſche Gelehrſamkeit, ſo beweist er ſeine ſprachliche durch die Ableitung des Wortes Diabolus aus duo, zwei und bolus, Biſſen, weil er auf einmal zwei Biſſen, Körper und Geiſt in Beſitz nehme, ſowie des Wortes Femina aus fe, abgekürzt von fides, Glaube, und minus, weniger, weil die Weiber weniger Glauben hätten als die Männer! Es wird dann zwiſchen bloſen Zauberinnen, welche „den Teufel im Leibe haben“, und wirklichen Hexen, welche mit dem Teufel umgehen, unterſchieden. Die letzteren ſeien notwendige Werkzeuge, deren ſich der Teufel bei ſeinen Thaten bediene. Ferner wird ernſthaft erörtert, ob Teufel als Incubi und Succubi mit Menſchen Kinder zeugen können und mittels der obſcönſten, nicht mittheilbaren Ausführungen bejaht. Hierauf wird nachgewieſen, daß drei Dinge im Guten und Böſen nicht Maß zu halten verſtänden, die Zungen, die Geiſtlichen und die Weiber. Gegen letztere wird auf die ungalanteſte Weiſe zu Felde gezogen, von Eva's Erſchaffung aus einer krummen Rippe die Anlage des Geſchlechtes derſelben zu Betrug bewieſen und die Eheloſigkeit empfohlen, worauf wieder die ſkandalöſeſten Stellen kommen. Es folgen die Nachweiſe, daß Menſchen durch Hexen in Thiere verwandelt werden können, daß Wölfe, welche Kinder freſſen, vom Teufel beſeſſen ſeien, daß Gott die Hexerei zulaſſe, damit der Glaube der Gerechten offenbar würde, daß die Hexerei das größte aller Verbrechen ſei, da ſie zugleich Ketzerei und Apoſtaſie enthalte, daß die Hexen ſchlimmer ſeien als der Teufel ſelbſt u. ſ. w. Im zweiten Theile wird behauptet, daß die Hexen nichts anhaben können: den Richtern, den Geiſtlichen und den Heiligen, daß die Hexen vom Teufel angewieſen werden, während der Meſſe unanſtändige Redensarten zu murmeln, daß ſie Kinder freſſen oder auch nur tödten, aus den Knochen und Gliedern neugeborener Kinder zauberiſche Salben und Getränke bereiten, Wetter machen, die Sinne bezaubern, Menſchen und Thiere der Zeugungskraft berauben u. ſ. w. Bei dem Bündniſſe mit dem Teufel gehe es folgendermaßen zu: die neuen Hexen verſammeln ſich an einem beſtimmten Tage um dem Teufel von ihren älteren Schweſtern vorgeſtellt zu werden, geloben, der „dicken Frau“, wie in der Hexenſprache die heilige Jungfrau heißt, und den Sakramenten zu entſagen, dem Teufel aber Treue und Gehorſam, huldigen ihm, welcher in der Hexenſprache der „kleine Magiſter“ heißt, empfangen ſeinen Unterricht in ihren Künſten, bewirken in der Folge durch die erwähnte zauberiſche Salbe, daß ſie unter dem Ausrufe: „Oben aus und nirgends an!“ in die Luft gehoben und in dieſer auf einer Ofengabel, einem Beſenſtiel oder

werden, ſollten auch wol Letztere rücklings vorführen laſſen, um ſie zu ſehen, ehe ſie von ihnen erblickt wurden. Den Hexen wurden alle Haare vom Leibe geſchoren; denn ſonſt geſtanden ſie nichts, wie man glaubte. Sie wurden auch an allen Körpertheilen genau unterſucht, ob ſie keine Zaubermittel bei ſich trügen. Dazu kamen noch andere Proben, ſo namentlich die zur Zeit der Ordalien üblich geweſenen Waſſer- und Feuerproben. Sank die Hexe bei der Waſſerprobe unter, was als Zeichen der Unſchuld galt, ſo ließ man ſie ruhig ertrinken; ſchwamm ſie, ſo wurde ſie verbrannt! Durch allerlei kaſuiſtiſche Spitzfindigkeiten war überhaupt dafür geſorgt, daß Hexen beinahe in jedem Falle zum Tode verurteilt und lebendig verbrannt werden konnten.

Der Verfaſſer des Hexenhammers und ſeine Gehilfen waren denn auch nicht läſſig in Ausführung ihrer Grundſätze. In kurzer Zeit ließ Sprenger ſelbſt in Konſtanz und Ravensburg 48 Weiber verbrennen und ſein Genoſſe Cumanus 1485 bei dem Wormſerbade 85 Hexen am ganzen Leibe raſiren und dann verbrennen.

Für außerdeutſche Länder wurden zur Regelung der Hexenprozeſſe ähnliche Bullen wie diejenige Innocenz VIII., von den folgenden Päpſten Alexander VI., Julius II., Leo X. und Hadrian VI. erlaſſen.

Das Merkwürdigſte an den Hexenprozeſſen iſt übrigens, daß Alles, ohne Ausnahme, was damals vom Hexenweſen geglaubt wurde, von Angeklagten ſelbſt geſtanden worden iſt! Wie war dies möglich? Es wurde möglich einmal durch die Folter, dann durch verfängliche Fragen und durch Fälſchung der Protokolle, wie ſie der Hexenhammer ſelbſt empfiehlt, und dazu kam endlich noch der herrſchende Glaube ſelbſt. Derſelbe war nämlich ſo verbreitet, daß wol anzunehmen iſt, es werde den Leuten oft von den Hexenſabbaten, an die man ſo feſt glaubte, geträumt und dieſelben dann, was ja bei lebhaften Träumen oft vorkommt, den Traum für Wirklichkeit gehalten haben. Ebenſo kann die Angſt vor der Verfolgung und der Schrecken, den dieſe verbreitete, leicht nervöſe Aufregungen und in deren Gefolge — jenen Wahnſinn herbeigeführt haben, und endlich iſt man gezwungen anzunehmen, es haben gewiſſenloſe Wüſtlinge den herrſchenden Wahnglauben fleißig zu Verführungen benützt und ſich bei ihren Geliebten für den Teufel ausgegeben, wie denn der Letztere in den Ausſagen der Hexen meiſt in der Geſtalt eines Soldaten, Reiters oder Jägers erſcheint.

All dies erleichterte die Ausübung des entſetzlichen Werkes der Hexenverfolgung. Da man zudem die Hexerei für ein ausgenommenes Verbrechen hielt, ſo galt dabei Alles für erlaubt; Späher, Richter und Henker durchſuchten alle Gegenden, um dem unerſättlichen Rachen der Hexengerichte neues Futter zu liefern! Wie viel Menſchenglück hiedurch zerſtört wurde, iſt nicht zu ermeſſen. Es kam häufig genug, ja meiſtens vor, daß die Unglücklichen, wenn die Folter ihnen Geſtändniſſe ausgepreßt hatte,

war, verbunden mit der Anbringung des Hexenzeichens durch Schlagen, Beißen u. ſ. w., die fünfte der Hexentanz, als deſſen Ort den Deutſchen der Blocksberg und andere Berge, und ſo deren mehrere in anderen Ländern, und als deſſen Zeit die Walpurgisnacht galt. Auch nahm man deren drei im Jahre an: zu Pfingſten, vierzehn Tage nach Johannes dem Täufer und zu Advent oder Weihnachten. Die ſechste Stufe war die Ausübung von Schaden gegen Menſchen und Vieh, und die ſiebente das Verbot des fernern Beichtens und die Anbetung des Teufels.

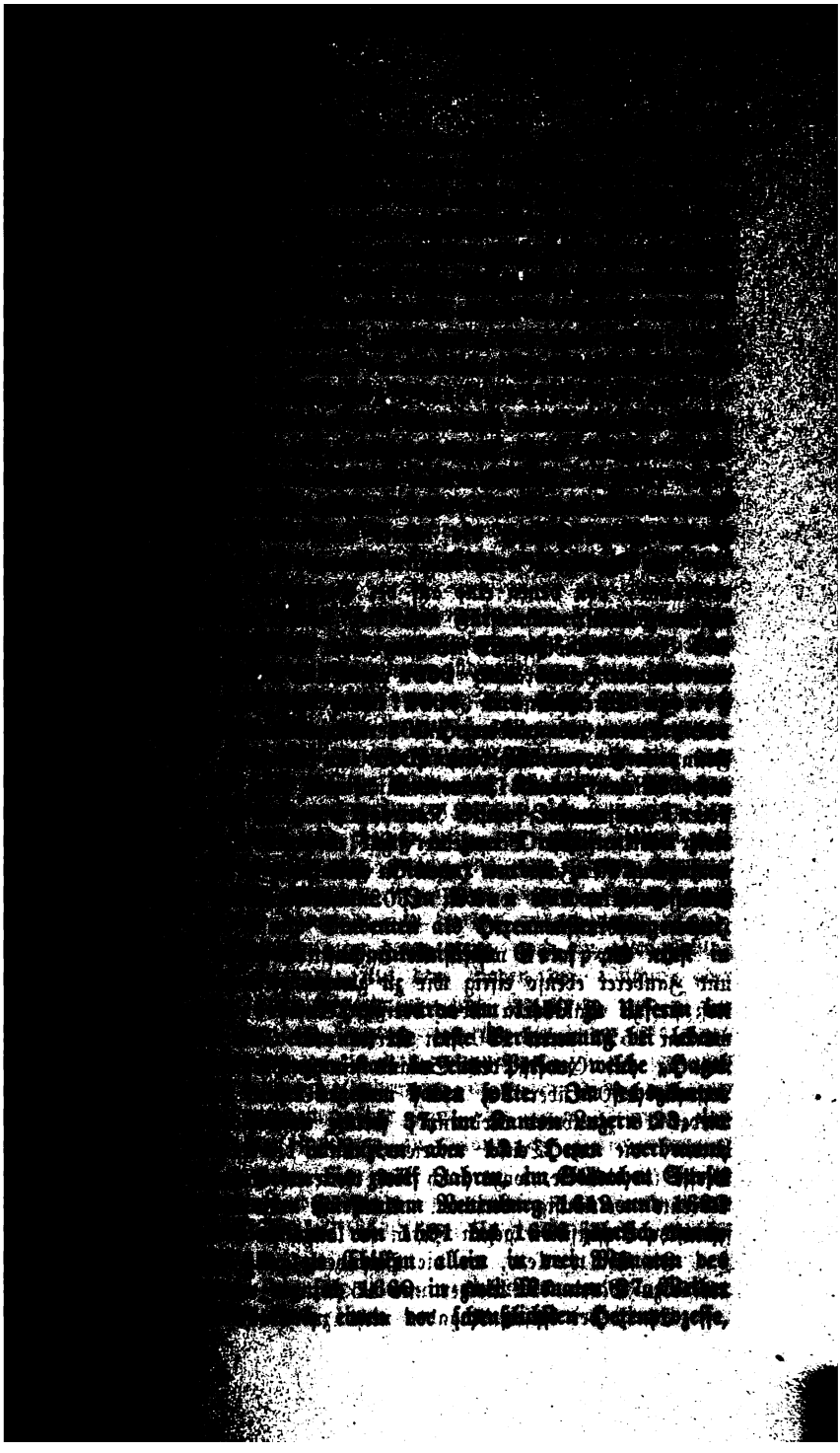
Die Vermutung, daß das Hexenweſen auf Orgien einer wirklichen geheimen Geſellſchaft beruhte, welche ſich nächtlich verſammelte und eine Art Kult trieb, der als ein ſolcher des Teufels aufgefaßt werden konnte, — wie Mone (im Anzeiger für Kunde des Mittelalters, 1839) meint, iſt nicht als haltbar anzuſehen; es fehlt ihr jede Begründung. Für wahrſcheinlicher halten wir eine Fortpflanzung von Sagen über die nach der Einführung des Chriſtentums zur Nachtzeit fortdauernden Verſammlungen der beharrlichen Heiden in der Weiſe des Bakchos-Kultes, und die Vermengung der alten Götter mit dem Teufel. Auch mögen verleumderiſche Berichte über die geheimen Verſammlungen verſchiedener Ketzerſekten, wie der Albigenſer und Waldenſer mitgewirkt haben. Das Meiſte that jedoch der Teufelswahn ſelbſt, welcher damals zu einer Art von Geiſtesepidemie wurde, wie es die Kinderkreuzfahrt, der Geißlerwahn u. a. geweſen waren.

Wir laſſen nun einige Angaben über die Menge und Schauplätze der Hexenbrände folgen, die natürlich ſehr unvollſtändig ſind und nur einen kleinen Theil der geſammten Mörderei umfaſſen.

Im Jahre 1551 waren in der kleinen Stadt Zuckmantel in Schleſien acht Henker des Biſchofs von Breslau reichlich beſchäftigt.

Zu Rottweil in Schwaben wurden von 1561 bis 1648: 11[illegible] zu Nördlingen von 1590 bis 1593: 35, zu Offenburg in [illegible] Jahren 60, zu Windheim im Jahre 1596 23, zu Freiburg im Breisgau 1579 bis 1611: 34, in der bairiſchen Grafſchaft Werdenfels 1589 bis 92 an ſieben Gerichtstagen 48, zu Ellingen 1590 in [illegible] Monaten 65, am Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts in der Grafſchaft Hennеberg 144, zu Thann im Elſaß 1572 bis 1620: 152, zu Schlettſtadt 1629 bis 32: 72, in Quedlinburg 1589 an einem Tage 1[illegible] im Fürſtentum Neiſſe 1640—51 an tauſend Hexen verbrannt.

Büdingen in der Grafſchaft Iſenburg hatte 1633 64 [illegible] 1634 50 Hexenbrände, Dieburg im Bistum Mainz 1627 deren [illegible] Georgenthal in Sachſen-Gotha hatte 1670 bis 75 38 Hexenproz[illegible] Salzburg im Jahre 1678 einen ſolchen gegen 97 Perſonen, [illegible] eine Rinderpeſt herbeigeführt haben ſollten. Zu Regensburg [illegible] man 1595 ein Mädchen verhungern, das angeklagt war, Mäuſe [illegible]



in Folge deſſen die Angeberin enthauptet und ſechs Frauen verbr
wurden, nachdem ſie der Henker mit glühenden Zangen geriſſen,
eine Frau ſtarb im Kerker.

In England wurden ſeit Heinrich VI. mehrere einflußr
Perſonen durch Anklagen auf Hexerei beſeitigt. Unter Heinrich V
hob man die Hexenprozeſſe auf, ſtellte ſie aber unter Eliſabeth w
her und ſchlachtete dieſem Wahne manches Opfer (1576 in der G
ſchaft Eſſex 17). Im engliſchen Nordamerika wurde bis Ende
17. Jahrhunderts gebrannt.

In Schottland wurden 1662 mehr als 150 Hexen angek
1664 in Leith deren neun und 1678 wieder neun verbrannt. M
Stuart und ihr Sohn Jakob I. waren eifrige Hexenverfolger. Der He
jäger Matthias Hopkins brachte ſeit 1645 in England und Schott
über 220 Weiber auf den Scheiterhaufen, bis ihn das Volk ſelbſt
Hexenmeiſter umbrachte.

Zu Szegedin in Ungarn wurden 1728 dreizehn Hexen lebe
verbrannt, von denen eine auf der Hexenwage — ein Lot ſchwer
funden worden.

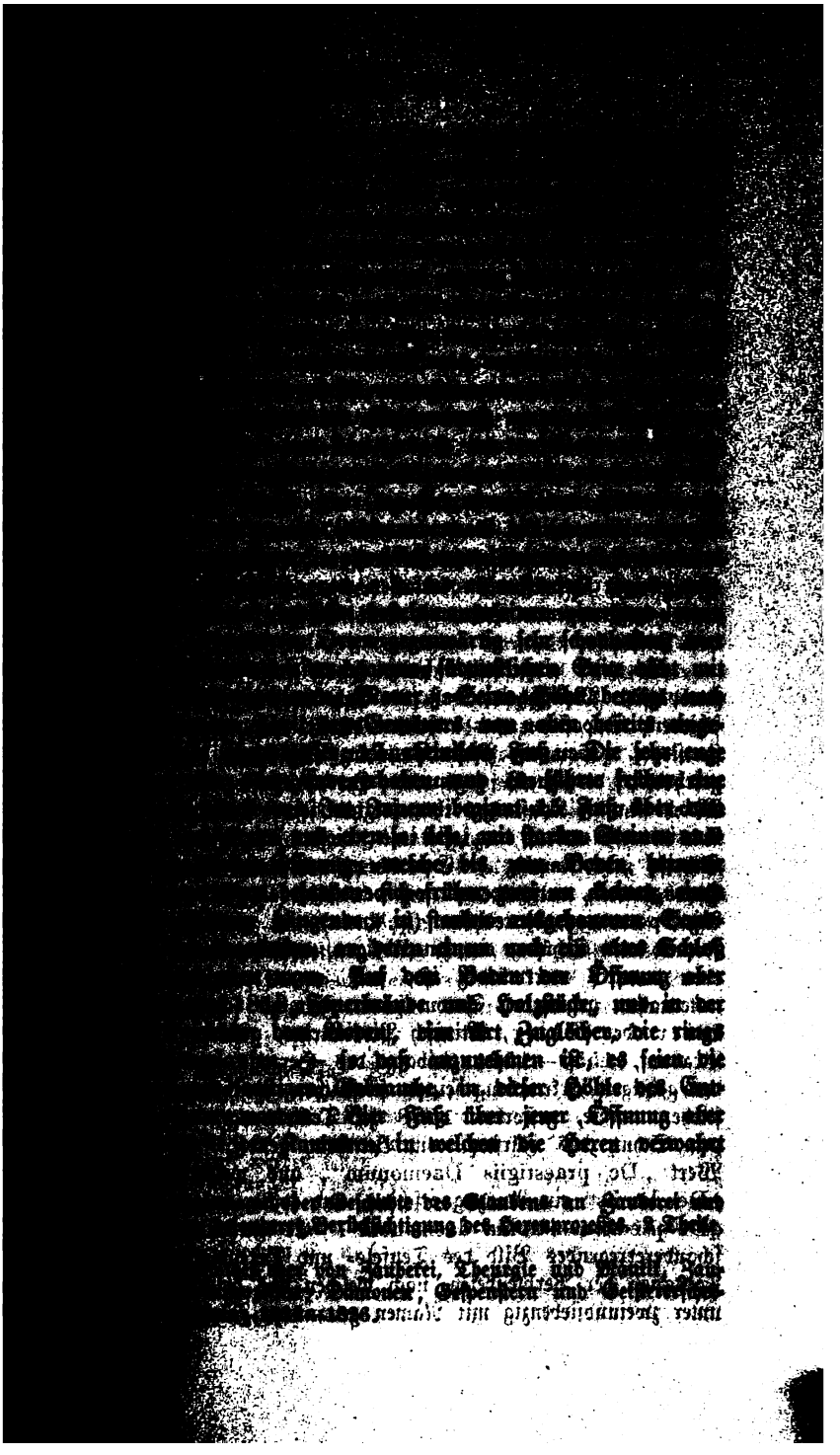
In der Diöceſe Como gab es im ſechszehnten Jahrhundert jäh
über hundert Hexenbrände. 1629 wurden in Bormio 34 Hexen hingeri

Zu Carcaſſonne in Frankreich verurteilte man ſchon 1320
1350 über 400 Zauberer und verbrannte über die Hälfte davon. I
Franz I. wurden angeblich 100.000 Perſonen wegen Hexerei v
teilt; unter Heinrich II. verbrannte man 1549 zu Nantes auf ei
ſieben Hexenmeiſter; unter Karl IX. ſtarben ebenfalls manche L
dieſer Art. Ein Verurteilter gab damals um den Preis der
gnadigung die Zahl der Hexen in Frankreich auf 300.000 an. S
unter Heinrich IV. wurden 1609 in Navarra 600 Basken w
Hexerei verbrannt.

In Spanien wütete die Inquiſition gegen die angeblichen H
und Zauberer ebenſo eifrig wie zu gleicher Zeit gegen die Ketzer. 1
ließ ſie zu Calahorra über dreißig Weiber verbrennen; in Nav
wurden 1527 deren 150 mit Kerker und 200 Peitſchenhieben beſt
weil ſie auf Geheiß des Satans einige Perſonen vergiftet hätten
Logroño 1507 über 30, 1527 noch 150 und 1610 neben 34 Ke
wieder 18 Zauberer verbrannt, welche angeblich einer Sekte ange
hatten, die den Teufel anbetete, und die von Dieſem (!) geſe
Meſſe (!) anhörte, wozu noch viel weiterer Unſinn kam, über wel
Llorente weitläufig berichtet. Auch in den Niederlanden wütete
ſpaniſche Inquiſition gegen Hexen ſo lange ſie dort zu gebieten hatt

In Schweden, wo die Hexenverfolgung zuletzt eindrang, wu
1670 zu Mora 72 Weiber und 15 Kinder wegen Zauberei verbu

Es iſt bei dieſen Angaben nicht zu überſehen, daß die Hexe



und gefoltert wurden, und zu welchen man mittels einer
hölzernen Treppe gelangte. Sie bestanden aus drei engen
Löchern, mit keiner andern Öffnung als einer zwei Zoll breite
zwischen den Steinen. Dagegen sind noch Reste dicker, hölzern
Nägeln und Eisen beschlagener Thüren, sowie starker Ringe, K
und Ketten erhalten und in einer Kammer überdies ein schwere
mit einem starken eisernen Ringe daran. Unter dem Schutte
gebung des Thurms wurden, kaum einen Fuß unter dem Bod
Menge Menschengebeine und Schädelstücke mit deutlichen Brandm
gefunden. Nach den vorliegenden Akten wüteten in den Jahre
und 1662 furchtbare Hexenprozesse in Lindheim, wo der Unters
beamte Geiß, ein roher Soldat aus dem dreißigjährigen Krie
30 Personen, Männer und Weiber, (welche fast den zehnten T
Bevölkerung des Ortes bildeten) als Hexen verbrennen ließ.
Kinder waren in die Sache verwickelt, kamen aber mit dem Lebe
weil die Universität Rinteln sie freisprach. Als der gewaltthätige
eben wegen Erpressungen entlassen war, stürzte er 1666 in Be
einer entsprungenen Hexe mit dem Pferde in einen Graben u
den Hals.

So tief eingefressen hatte sich die Pest des Hexenwahn
europäische Menschheit, daß es Jahrhunderte bedurfte, bis e
schiedene Opposition nur auftreten durfte, und wieder Jahrhund
sie siegte. Seit der Bulle Innocenz VIII. war es ein deutscher
gelehrter, der zuerst gegen die Hexenprozesse auftrat, nämlich
Molitor in Konstanz; ihm folgten seine italienischen Berufs
Alciatus und Ponzinibius, dieser in seiner 1515 erscheinenden
Schrift „de Lamiis“. Erasmus äußerte sich satirisch ge
Hexenglauben, entschiedener noch der selbst als Schwarzkünstler v
Agrippa von Nettesheim (s. unten), in größerm Maße al
Freund und Schüler, ein im Übrigen unbekannter Gelehrter,
eben dadurch merkwürdig ist, daß er es trotz unberühmten
unternahm, gegen den Strom seiner Zeit zu schwimmen, — J
Wier oder Weier, latinisch Piscinarius, geboren 1515 zu G
Brabant, 1550—1564 Leibarzt des Herzogs von Kleve, wo
der geistigen Erkrankung seines fürstlichen Beschützers als Hex
fliehen mußte, gestorben 1588 zu Tecklenburg, wo er Arzt
den Schutz des Fürsten von Bentheim genoß. Er schrieb 15
Werk „De praestigiis Daemonum“, aus welchem unter de
„De lamiis“ ein Auszug erschien, und später folgte das drolli
„De pseudomonarchia daemonum“. Er entrollte in dem let
schaudererregendes Bild des Teufels- und Hexenwahns und besch
Fantasien der Verblendeten, nach welchen das gesammte Heer de
unter zweiundsiebenzig mit Namen genannten Fürsten 7.405.92

Torreblanca, in dessen Werk „Magia“ (1613), dem oben geschilderten blutgierigen Kriminalisten Carpzov (1648—50), der selbst über hundert Hexen verurteilte, u. A.; ja noch im 18. Jahrhundert verfochten hirnverbrannte Köpfe denselben Wahn.

Es waren indessen blos sieben Jahre vergangen, bis Bodin widerlegt wurde, und zwar diesmal von einem bedeutenden Schriftsteller, der gleich Weier die dämonischen Überreste dunkler Zeiten kühn wegwarf. Es war der berühmte französische Moralphilosoph Michel de Montaigne (geboren 1533, gestorben 1592), der in seinem Werke Essays (III. Buch, 11. Kapitel) unter vielen anderen Gegenständen des Aberglaubens und der Beschränktheit auch das Hexenwesen angriff, das er durchweg von Träumen kranker Fantasie und von den Qualen der Folter ableitete. Es mochte dem wackern Manne noch so sehr an Tiefe und Originalität fehlen; an natürlichem Verstande und hellem Blick hat er die gesammte Doktoren- und Professorenzunft seiner Zeit, welche tief im Teufelswahne stak, hinter sich gelassen. Unter seinen Landsleuten wirkten in gleichem Sinne Charron, La Bruyere, Bayle u. A. und ihre Bemühungen wurden noch im siebenzehnten Jahrhundert durch das Verbot der Hexenprozesse von Seiten des Ministers Colbert (1672) gekrönt, worauf nur noch wenige Verurteilungen (die letzte 1731 zu Aix an einem Jesuiten und seiner Geliebten) stattfanden. Auch in England hatte das Auftreten des Arztes Webster (1673), Hutchinsons u. A. ähnliche Erfolge. Langsamer ging der Sieg der Vernunft im schwerer beweglichen Deutschland und dessen Nebenländern von Statten. Hier vermochten während des 17. Jahrhunderts blos zwei Gegner des traurigen Wahns sich hören zu lassen, und zwar merkwürdiger Weise zwei Jesuiten, die jedoch von Seite ihres sonst so eifrig Ketzer und Hexen verfolgenden Ordens keine Unterstützung fanden. Der Eine war Adam Tanner (im Übrigen einer der berüchtigtsten Schriftsteller über Jesuitenmoral), gestorben 1632 in Tirol, wo man ihm ein christliches Begräbniß verweigerte, weil man in seiner Tasche einen „eingesperrten Teufel“ gefunden hatte, der in Wahrheit ein Floh in einem Mikroskop war. Der Andere war der an der Jesuitenmoral nicht betheiligte gemütvolle deutsche Dichter (Verfasser der „Trutz-Nachtigall“) Friedrich von Spee (geboren 1592 zu Kaiserswert, gestorben 1635 zu Trier). Beide, obschon an der Hexerei keineswegs zweifelnd, predigten und schrieben mit Geist und Kraft gegen die Hexenprozesse, und der Letztere erklärte dem Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, das graue Haar, das er im dreißigsten Jahre bereits trage, rühre vom Schmerze über die vielen unschuldigen Opfer jener Schmachprozesse her. Sie hatten wenig Erfolg. Nicht viel mehr solcher blühte dem reformirten Prediger zu Amsterdam Balthasar Bekker, der in seiner „bezauberten Welt“ (1691—1[illegible] das Hexenwesen selbst als nichtig hinstellte, aber von seiner Synode [illegible]

Die Aſtrologie oder Sterndeuterei, die zudringliche Be
der Aſtronomie, ſcheint zwei Geſtalten angenommen zu habe
populäre und eine gelehrt ſein wollende. Die populäre Af
die noch fortwährend in unſeren Kalendern ſpukt, beſchränkt ſich
zu orakeln, welchen Charakters die Menſchen ſeien, je nachden
dem oder jenem der zwölf Zeichen des Thierkreiſes geboren, u
für Schickſale ihrer warten, auch zu welchen Krankheiten ſie neigen
So wurden z. B. die im Stier Geborenen zum Gifttode ode
andern Morde, die im Krebs Geborenen zur Schwindſucht u. ſ.
urteilt. Die angeblich gelehrte Aſtrologie dagegen beruht au
nomiſchen Grundlagen, und zwar in der hier zu berückſichtigend
auf dem Ptolemäiſchen Weltſyſtem, wie es verchriſtlicht ausgemalt
Um die Erde ſtellte man ſich zunächſt die Sphäre des Waſſers
der Luft, dann des Feuers vor; dann folgten die Bahn des M
des Merkur, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter
Saturn, hierauf das „Firmament“ mit den daran befeſtigten Fix
über dieſem der „Kryſtallhimmel“ und zu oberſt der eigentliche
mit der Dreieinigkeit, den Engeln, Heiligen, Seligen u. ſ. w.
Firmament nun theilten die Aſtrologen nach den Zeichen des Thi
in zwölf ſogenannte Häuſer, jedes zu dreißig Graden und jede
in drei „Angeſichter“, jedes zu zehn Graden der Kreislinie de
zontes. Das erſte Haus, welches ſtets da angenommen wurde,
erſte Thierkreiszeichen, der Widder ſtand, beſtimmte die Schick
Menſchen, die ſich auf ſein Leben, das zweite, das des Stier
welche ſich auf ſeine Güter bezogen; die übrigen betrafen die Geſ
Eltern, Kinder, Mißgeſchicke, Heiraten, den Tod, die Religi
Reiſen, die Macht, das Glück und die Gefangenſchaft. Je nachd
zur Zeit der Geburt eines Menſchen die Häuſer, d. h. alſo die
des Thierkreiſes am Himmel geſtellt und die Planeten auf dieſelb
theilt waren und wie letztere gegen einander ſtanden, was n
„Nativität“ nannte, wurde durch allerlei Kombinationen und
nicht frei von Willkür, das Schickſal des Betreffenden beſtimmt.
jedes Geſtirn hatte ſeinen Einfluß auf das Temperament des M
ja auf deſſen einzelne Körpertheile und Krankheiten, auf die
als Heilmittel derſelben, auch auf die Thiere, und ſo auch jeder
den ſeinigen auf jedes der zwölf Häuſer. Die Sonne in den Zw
z. B. machte den Menſchen ſchön, mitleidig, weiſe, aufrichtig,
und wenig um ſeine Güter beſorgt. Regirte Saturn, ſo wu
Neugeborene hochmütig, eigenſinnig, boshaft; er aß wenig und tr
liebte ſeine Familie nicht ſehr, fiel in Magerkeit, Bläſſe, bekam
entzündung, Waſſerſucht oder Podagra u. ſ. w. Aber nicht nur
Geburt, ſondern zu beliebigen Zeiten geſtatteten ſich die Aſtrolo
Schickſal nicht nur einzelner Menſchen, ſondern ganzer Staaten

er für ſeine meiſt verfehlten Weisſagungen vielen Spott, obſc
ſogar Päpſte ehrten, die ſeiner Schwindelei ergeben waren, und ih
ein Bistum zu Theil wurde. Er ſtarb 1558 in Rom. Ein
Aſtrolog war Stöfler (geſtorben 1531), welcher im Jahre 15
das Jahr 1524 eine Sintflut profezeite, worauf in demſelbe
Meerküſtenbewohner ihre Heimat verließen und der Präſident A
Toulouſe ſich eine Arche bauen ließ. Als die Flut nicht kam, beh
die Theologen, die Tränen der Bußfertigen hätten ſie verhindert.
ſtarb, ohne es vorauszuahnen, durch Bücher, die von einem br
Geſtelle auf ihn herabſtürzten. Ein Anderer, Johannes Cario,
1499 zu Bietigheim in Würtemberg, war ſeit 1522 Hof-Aſtron
Kalendermacher in Berlin. Der abergläubige Kurfürſt Joach
Brandenburg ließ ſich ſelbſt von ihm in der Aſtrologie unte
Seine Profezeiungen waren entweder in der Lage der Zeit vo
begründet oder — trafen nicht ein. Ein ſonderbarer Zufall ind
daß er, der (als eifriger Katholik) Luthers Verbrennung verkünd
auf das Jahr 1693 den Antichriſt verlegte, vorausſagte, im Jahr
werden „große und wunderbare Veränderungen und Zerſtörung
fallen“ (wir leſen dies in einem 1787 erſchienenen Buche, deſſen
ſich über dieſe Weisſagung luſtig macht!). Ebenſo ungeſchickt
Zukunft, beurteilte er die Vergangenheit, indem er eine von
wimmelnde Chronik ſchrieb, zu deren Verbeſſerung ſich ſonderbarern
Melanchthon hergab. Den Dichter Heſiodos z. B. nennt er „einen
herrn des Tempels am Helikon“, der hundert Jahre nach Home
habe. Seine Trunkſucht brachte ihn ſchon mit vierzig Jahren
Grab. Einen berühmtern Namen als die Genannten erlangte de
zöſiſche Aſtrolog Michael Notre-Dame, genannt Noſtradamus,
in der Provence geboren, Sohn und Enkel von Sterndeutern, den
fahren Juden geweſen. Seinen Beruf, den ärztlichen, vernachlä
zu Gunſten ſeines Aberglaubens, erregte jedoch mit letzterm ſelbſt
merkſamkeit des Königs Heinrich II., der ihn 1555 nach Paris
ließ. Selbſt den kaiſerlichen Prinzen Deutſchlands mußte er die „
tät“ ſtellen. Er weisſagte in möglichſt dunkeln Ausdrücken, aus de
Alles deuten ließ, und zwar meiſt in Verſen. Ohne etwas W
erraten zu haben, ſtarb er 1567 und vererbte ſeine Narrheit an
Sohn Cäſar, welcher die Verbrennung einer Stadt weisſagte und
ſelbſt anzündete, um recht zu haben, wofür er das Leben verlor.

Wie unzerſtörbar die menſchliche Thorheit iſt, zeigt der U
daß ſogar nach den Entdeckungen eines Kopernikus und währe
jenigen eines Kepler und Galilei der Unſinn der Aſtrologie noch g
David Herrlich, genannt Herlicius, geboren 1557 zu Zeitz, bi
bald Lehrer, gab ſeit 1584 aſtrologiſche Kalender heraus und
ſogar Profeſſor der Mathematik in Greifswald. Er profezeite den

er Türken, verlor aber das hauptsächlichste seiner 52 Werke durch
stand und starb 1636 in Stargard. Von dem noch spätern Stern-
Andreas Goldmeier aus Gunzenhausen, geboren 1603, der ohne
ssenschaftliche Kenntnisse war, glaubte man während des dreißig-
Krieges in allem Ernste, daß er Gustav Adolfs Tod bei Lützen
esagt habe, und Kaiser Ferdinand III. ernannte ihn zum kaiser-
Pfalzgrafen und mehrere Reichsstädte zu ihrem Kalendermacher;
starb er 1664 arm im Spitale zu Nürnberg. Hinlänglich
ist aus derselben Zeit die Hinneigung Wallensteins zur Astrologie
s Treiben seines mit 2000 Thalern jährlich besoldeten Sterndeuters
ni Battista Zenno, genannt Seno oder Seni, aus Genua. —
apst Sixtus V. mit Bulle von 1586 die Astrologie verdammte,
t aus Aufklärung, sondern aus Furcht vor Begünstigung der Magie
eselbe, brachte keine Wirkung hervor. Mehr vermochte die Wissen-
denn unter den Gebildeten nahm nach der Mitte des siebenzehnten
nderts, wol vorzüglich in Folge der Entdeckungen Newton's, der
an die Astrologie ab, während hingegen die Ungebildeten noch
n allen Ereignissen Erfüllungen der Orakel des Nostradamus zu
wähnten, auf welche letzteren man so viel Gewicht legte, daß sie
t Jahre 1781 vom Papste verdammt wurden, weil sie den Unter-
es Papsttums verkündeten.

leich der Astrologie reicht auch ihre noch unsinnigere und unedlere,
os auf materiellen Erwerb gerichtete Schwester, die Alchemie, in
Zeiten zurück; sie wurde jedoch später und langsamer ausgebildet
e; denn die Aufmerksamkeit der Menschen richtete sich später auf
borgenen Stoffe der Erde, als auf die offen stralenden Gestirne des
ls. Während daher die von uns geschilderte Periode bereits den
der Astrologie enthält, umfaßt sie gerade die Blütezeit der Alchemie.
stere war entschieden, wie wahrscheinlich auch die Astrologie, durch
aber nach Europa gekommen, und zwar auf dem Wege über
n im zehnten und elften Jahrhundert. Es verbindet sich in ihr
eimnißsucht mit der Habgier und Selbstsucht. Man ging von der
aus, daß jede Substanz ihre eigentümlichen Kräfte habe und suchte
solche, nicht ohne arge Willkür, in allen bekannten Mineralien,
n und Thierstoffen, die Exkremente nicht ausgenommen, daher auch
nte Dreckapotheken herausgegeben wurden, welche diese Ansicht
men. Die Habsucht lenkte dann natürlich die größte Aufmerksam-
f die Metalle. Der Araber Abu Musa Dschafar al Sofi,
Geber, welcher um 800 zu Sevilla lebte und nach ihm Albert
roße (Bd. III. S. 343), der erste europäische Alchemist, wenn
bellus alchymiae von ihm herrührt, behaupteten, natürlich ohne
e Untersuchung, daß die Metalle, die jetzt als einfache Stoffe
te) erkannt sind, sämmtlich aus Quecksilber und Schwefel beständen

und ſich untereinander nur durch verſchiedene Grade der Miſchung dieſer Stoffe unterſchieden. Reiner roter Schwefel und Queckſilber ſollten z. B. Gold, reiner weißer Schwefel und Queckſilber Silber, verdorbener roter Schwefel mit Queckſilber Kupfer, weißer Zinn und in fauler Erde Eiſen, verdorbener ſchwarzer Schwefel mit Queckſilber Blei u. ſ. w. hervorbringen. Die Alchemiſten traten auch inſofern mit der Aſtrologie in Verbindung, als ſie die ſieben bekannteſten Metalle oft nach den ſieben alten Planeten benannten und mit ihnen in Verbindung brachten. Das Gold entſprach der Sonne, das Silber dem Monde, das Queckſilber dem Merkur, das Kupfer der Venus, das Eiſen dem Mars, das Zinn dem Jupiter und das Blei dem Saturn.

Das meiſte Intereſſe unter den Metallen erregten aber von jeher das Gold und das Silber, und daher waren auch den Alchemiſten die Mittel zur Herſtellung dieſer Stoffe, deren Einfachheit ihnen nicht bekannt war, die wichtigſten Aufgaben des Lebens. Den angeblichen Apparat, welcher Silber und andere Metalle in Gold verwandeln ſollte, nannten ſie „Roten Löwen“, auch „großes Elixir“, „großes Magiſterium“ oder „rote Tinktur“. Was Silber herſtellen ſollte, hieß „Weißer Löwe“, „kleines Magiſterium oder Elixir“ oder „weiße Tinktur“.

Da nun aber Gold und Silber dem Menſchen nichts nützen ohne die Erforderniſſe zu ungeſtörtem Genuſſe desſelben, nämlich Geſundheit und langes Leben, ſo blieb die Alchemie nicht bei dem Zwecke ſtehen, die beiden edelſten Metalle anzufertigen, ſondern verlegte ſich zugleich auf die Mittel, den Körper geſund und bei langem Leben zu erhalten. Hierzu ſollte der „Rote Löwe“ ebenſo gut dienen, wie zum angegebenen Zwecke. Er ſollte in aufgelöstem Zuſtande als Univerſalarznei unter dem Namen aurum potabile alle Krankheiten heilen, das Leben verlängern, ja ſogar den Menſchen verjüngen. Wenn er alle dieſe Aufgaben erfüllte, ſo hieß er der „Stein der Weiſen“, und die nach ihm Strebenden, d. h. eben die Alchemiſten, nannten ſich „Adepten“. Indeſſen iſt anzuerkennen, daß die Alchemie bei all' ihrer Thorheit, obſchon wider Wiſſen und Willen der Adepten, zur ſpäter erfolgenden Ausbildung der heutigen Chemie ſehr viele Anregung gegeben hat.

Viele Alchemiſten, wie z. B. Raimund Lullus, der Anfangs des vierzehnten Jahrhunderts lebte, rühmten ſich, wirklich große Quantitäten Queckſilbers in Gold verwandelt zu haben. Andere ſuchten ihre Afterwiſſenſchaft noch zu erweitern, indem ſie z. B. das Problem aufſtellten, durch alchemiſtiſche Prozeſſe einen Menſchen (homunculus) hervorzubringen.

Wir wollen einige hervorragende Alchemiſten und Goldmacher nennen. Aurelio Augurelli aus Rimini, geboren um 1454, ſchrieb lateiniſche Gedichte, deren eines, Chrysopoia, den Aberglauben feiert, dem er ergeben war, mit dem er es aber nirgendshin brachte. Bewegter als ſein Leben

Dieſe Schrift leitete die angebliche Geſellſchaft von einem G
Namens Chriſtian Roſenkreuz ab, welcher im vierzehnten und fünf
Jahrhundert gelebt, ſich nach dem heiligen Lande begeben, im Ori
in geheimen Wiſſenſchaften unterrichtet, zur Pflege derſelben au
brüdern ſeines Kloſters den nach ihm benannten Bund geſtiftet h
im Alter von 106 Jahren geſtorben ſei; 120 Jahre ſpäter habe
ſeinem Grabe, das nach der Ordensregel geheim gehalten worde
in einem Gewölbe prachtvoll eingerichtet geweſen ſei, auf ſeinem
fehrten Leichnam ein pergamentenes Buch gefunden, welches di
faſſung und Geheimniſſe des Ordens enthalten habe. Eine
gleichfalls anonyme Schrift „Chymiſche Hochzeit Chriſtiani Roſe
(1616), ſpann dieſe Fabel noch weiter aus. Nun war jene
verrannt in den alchemiſtiſchen Wahn, daß man das Erzählte für
Münze hielt und nun eine wahre Flut von Schriften erſchien, in
die Einen für, die Anderen gegen die angebliche Geſellſchaft der
kreuzer auftraten. Zu den Letzteren gehörten die Theologen, we
derſelben ketzeriſche Grundſätze, und die Mediziner, welche darin
für ihren Zunftzwang witterten, während die Alchemiſten, beſond
Anhänger des Paracelſus, von welchem wir ſpäter mehr ſagen
mit Eifer die Roſenkreuzer aufſuchten und ihre Berechtigung verthei
Auch fehlte es nicht an Verſuchen, das Symbol des Roſenkreuzes
zu deuten, indem man darin bald die Heiligkeit, verbunden mit d
ſchwiegenheit, bald das von Chriſtus am Kreuze vergoſſene roſen
Blut finden wollte, in welchen Spielereien ſich beſonders der e
Arzt Robert Fludd (1574 bis 1637) hervorthat. Erſtaunt üb
von ihm wider Willen hervorgerufenen Kampf des Unſinns ge
Beſchränktheit, wollte nun Andreä das geſtiftete Unheil wieder gut
indem er mittels der unter ſeinem Namen erſchienenen Schriften „Myt
Christiana“ und „Turris Babel“ der Welt bekannt machte: es ſe
ein Scherz, die Brüderſchaft ſei erdichtet und exiſtire nicht. Umſonſ
übergoß er die roſenkreuzeriſchen Schriftſteller mit der ganzen Laug
Spottes. Umſonſt ſtiftete er, um die Gemüter auf andere Bah
lenken, eine „chriſtliche Brüderſchaft“, welche die Religion von Mißb
reinigen und wahre Frömmigkeit pflanzen ſollte. Betrüger und Sch
benützten die im Scherze verbreiteten Ideen und ſtifteten eine
geheime Geſellſchaft der Roſenkreuzer, welche ſich zuerſt am
dann auch im übrigen Reich und auch in Italien ausdehnte. Di
glieder reisten als Miſſionäre ihres Bundes, trugen geheime Ab
gaben ihrem Oberhaupte den pompöſen Titel eines Imperators u
hüllten ſich nach Außen mit dem tiefſten Stillſchweigen. Im acht
Jahrhundert verſchwanden ſie jedoch nach und nach und vererbten
Namen und einen Theil ihrer Geheimniſſe auf einen von uns im
Bande zu erwähnenden Geheimbund.

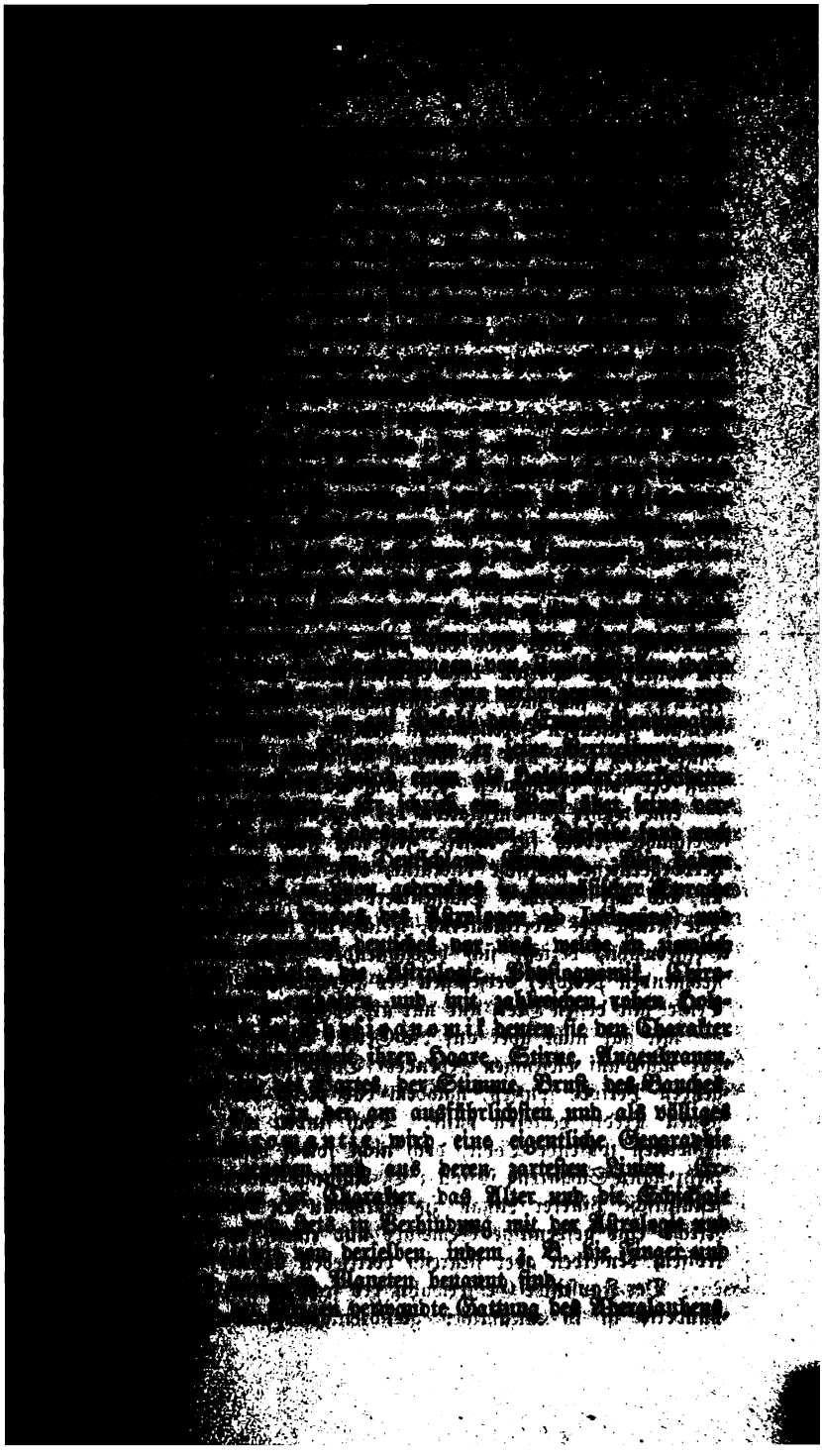
B. Allerlei Aberglaube.

Die übrigen Arten des Aberglaubens, denen in diesem Zeitraum gehuldigt wurde, bilden ein wirres Durcheinander des buntesten Wahns, in welches nicht leicht Ordnung zu bringen ist. An die von den Alchemisten angestrebte mystische Benützung der Mineralien erinnert zunächst eine solche der Pflanzen. Es gehören hierher besonders die sogenannten Alrunen, Heckemännchen, Galgen-, Erd- oder Gold- oder Glücksmännlein — aus den Wurzeln der Pflanze Mandragora oder Mandragola, auch der Bryonia (Zaun- oder Hundsrübe) gefertigte, durch Zufall oder Kunst mehr oder weniger Ähnlichkeit mit einem zwerghaften menschlichen Körper darbietende Figuren, die man in den Häusern, bisweilen mit kostbaren seidenen Stoffen bekleidet, aufbewahrte, fleißig von Zeit zu Zeit badete und mit dem benützten warmen Wasser die Gegenstände besprengte, auf welche man eine Einwirkung erwartete. Man glaubte daß die Alrunen Glück bringen, Schätze heben, Krankheiten heilen, das Gebären der Frauen befördern, das Absterben des Viehs und das Sauerwerden des Weins verhindern, Eintracht im Hause herstellen u. s. w. Dieser Glaube kam, nach einem Briefe von 1575, damals noch unter Bürgern gebildeter Städte, wie z. B. Leipzig und Riga, vor, während doch schon 1280 Petrus de Crescentiis ihn als Aberglauben bekämpft hatte. Bei den jüdischen Rabbinen herrschte er noch im achtzehnten Jahrhundert. Die thörichten Leute glaubten, daß die Alrunen unter den Galgen aus vergossenem Urin oder Sperma gehängter Diebe entstehen und in männliche und weibliche zu unterscheiden seien. Wahrsagerinnen benützten sie ebenfalls. Um sie wirksam zu machen, waren allerlei abergläubige Manipulationen erforderlich. Ein Jude zu Metz besaß eine Alrune in Gestalt eines Hahns mit einem Menschengesicht, welche nach seiner Aussage durch Mischung menschlichen Sperma's in ein Hühnerei entstanden sei und ihn reich gemacht habe.

Meist aus pflanzlichen Stoffen, doch mit Beimischung aller möglichen mineralischen und thierischen Ingredienzien, verfertigte man auch die Liebesmittel, wozu die Liebestränke, in denen das Blut eine große Rolle spielte, die Liebesäpfel, d. h. Äpfel, in welche man z. B. seine und der Geliebten Haare nebst Zaubersprüchen verschloß, und andere Thorheiten gehörten. Auch gab es derlei Mittel, Menschen impotent zu machen und dergleichen. Beide Zwecke hielt man auch für erreichbar durch das sogenannte Nestelknüpfen, durch das Leiten des Urins über gewisse Kräuter u. s. w. Gegen verlorene Mannheit wandte man dagegen meist thierische Stoffe an, z. B. Fische, Eier, Hirschruthen, Hirschbrunst (d. h. die Giftmorchel, phallus impudicus) und Anderes, aber auch Queckſilber. Räuber bedienten sich, um Nachts ungehindert in die Häuser eindringen zu können, der abgeschnittenen Hand eines Gehängten, in welche eine aus dem Fett

eines Solchen gefertigte Kerze gesteckt wurde. Beim Anblicke dieses schauerlichen Leuchters sollte Alles unbeweglich bleiben. Aus Queckſilber verfertigte man auch Ringe, welche unsichtbar machen sollten.

Weit lächerlicher aber erscheint die damals häufig auftauchende abergläubige Beſchwörung der Thiere, auf welche wir bei Anlaß der Urſachen der Reformation (oben S. 105) bereits hindeuteten. Der Biſchof von Lauſanne, Benedikt von Montferrand, lud im Jahre 1479 auf Bitten der Stadt Bern die Engerlinge wegen Verwüſtung der Feldfrüchte feierlich vor ſein geiſtliches Gericht nach Avenches, machte ihnen förmlichen Prozeß, wobei ſie einen Advokaten als Vertheidiger erhielten, und belegte ſie endlich im Namen der Dreieinigkeit mit dem Kirchenbanne. Ebenſo verfluchte 1516 der Offizial des Biſchofs von Troyes in Frankreich alle Würmer, welche die Feldfrüchte verdarben, ſo auch die Offiziale von Lyon, Macon und Autun. In Burgund wurden auch einſt die Fliegen, welche die Weintrauben ausſogen, vor Gericht geladen und in aller Form angeklagt, vertheidigt und mit dem Banne beſtraft. Im Jahre 1520 wurden von den Richtern zu Glurns und Mals in Tirol die ſogenannten Lutmäuſe (Maulwürfe) von Stilfs wegen „Aufwühlung des Erdreichs“ dazu verurteilt, in vierzehn Tagen die Äcker und Wieſen von Stilfs zu räumen, hinweg zu ziehen und in ewigen Zeiten nie mehr zurückzukehren; „wo aber ains oder mehr der Thierlein ſchwanger wär, oder Jugendhalber nit hinkommen möcht, dieſelben ſollen der Zeit von jedermann ain frey ſichers Geleit haben vierzehn Tage lang; aber die ſo ziehen mögen, ſollen in vierzehn Tagen wandern.“ — In der Provence faßte der Oberpräſident des Parlaments, Bartholomäus Chaſſanäus (geboren 1480, geſtorben 1542) ein weitläufiges Gutachten ab, wie die damals graſſirenden Heuſchrecken vor Gericht geladen werden könnten, ob ſie vor das weltliche oder geiſtliche Gericht gehörten und ob ſie mit dem Banne belegt werden könnten, für welches Letztere er viele Gründe fand. — Auf Anſuchen des Rates von Uri in der Schweiz mußte 1521 der Kirchenpfleger Magnus Murer von St. Gallen den hier aufbewahrten Arm des heiligen Magnus nach Altdorf bringen, um mit deſſen Hilfe die Engerlinge von den Feldern zu vertreiben. — Im Jahre 1559 wurde der Pfarrherr Daniel Greyßer in der Kirche zum heiligen Kreuz in Dresden während ſeiner Predigten durch die Sperlinge geſtört, welche arges Geſchrei erhoben und „ärgerliche Unkeuſchheit“ trieben, that ſie deshalb in den Bann und gab ſie männiglich preis, worauf der Herzog und Kurfürſt Auguſt von Sachſen ſeinen Sekretär Thomas Nebel beauftragte, die Ruheſtörer einzufangen und damit „ſolcher ärgerlichen Vöglerei und hinterliſtigem Getzſchirpe und Geſchrei im Hauſe Gottes“ ein Ende zu machen. Endlich finden wir noch, daß im Jahre 1587 in der Gemeinde St. Julien bei Maurienne in Savoien den grünen Fliegen (Verpillons) der Prozeß gemacht wurde. Es war jedoch



der Chiliasmus, d. h. die Verkündung eines tausendjährigen Reich des Glückes und Friedens, hatte im sechszehnten Jahrhundert ihren Pro feten in Wilhelm Postel aus der Normandie, geboren 1510. E wurde geistlich, lebte zu Paris als eine Art Gelehrter, trieb alle möglichen Fächer, begleitete einen französischen Gesandten nach dem Morgenlande, war dann Professor der Sprachen in Paris, was er aber bald aufgab, um sich ganz seinen Fantasien zu widmen, die auf eine Übertragung der Weltherrschaft auf den Papst und den König von Frankreich hinausliefen, weil der Letztere von Gomer, dem ältesten Sohne Jafet's abstamme. Er bereiste, um für dieses Ziel Anhänger zu gewinnen, Italien, wo ihm die Inquisition drohte, entdeckte zu Venedig in einer Betschwester die „neue Eva", welche im Jahre 1556 das Menschengeschlecht von der Sinnlichkeit erlösen müsse, versuchte im Orient die Juden und Mohammedaner zu bekehren, starb aber, ohne daß etwas in Erfüllung ging, was er gewünscht, 1551 in einem Kloster zu Paris.

Der Glaube an die Möglichkeit eines Verkehrs zwischen der Menschheit und der Geisterwelt, die Nekromantie oder Magie im engern Sinne, knüpft sich in der von uns dargestellten Zeit, soweit er aktive Zauberei und nicht blos das passive Hexenwesen betrifft, großentheils an die historische Person des vielgenannten und vielgezeichneten Doktor Faust, der sich nach der Volkssage des sechszehnten Jahrhunderts, dem damals spukenden Hexenglauben gemäß, dem Teufel verschrieb, mit dessen Hilfe üppig lebte und die tollsten Zauberthaten vollführte, aber nach Ab fluß der ihm bestimmten Zeit vom Satan jämmerlich umgebracht wurde — eine wahre Personifikation des damaligen Zauberglaubens, — dessen Geschichte jedoch für unsere Zeit nur noch in Bezug auf die durch ihn hervorgerufene poetische Literatur, von dem Volksbuche des Jahres 15 an, bis auf Goethe's Titanenwerk und dessen Epigonen Interesse bie Die Klasse des Aberglaubens, welche mit seinem Namen verknüpft ist, d Geisterwahn, bezieht sich bezeichnender Weise in der diesen Band e nehmenden Periode, derjenigen des Hexenwesens, fast ausschließlich auf d Teufel und dessen Heer, und nur als Gegensatz hierzu auf die guten Geis — fast gar nicht aber auf die Geister Verstorbener (Gespenster) und a gar nicht auf diejenigen Lebender (Doppelgänger), welche erst in der f genden Periode spukten, nachdem das Reich des Satans und der He seinen Kredit verloren hatte. Doch finden wir auch in unsrer Per bisweilen spukende Todte, doch nicht sowol bestimmte Einzelne, als m mehr ganze Schaaren; so soll z. B. Anfangs des 17. Jahrhunderts der p testantische Pfarrer Lüßau zu Rathenau an der Havel Nachts in s Kirche eine gespenstige Gemeinde und einen ihr predigenden Mönch t troffen, denselben aber siegreich vertrieben haben.

Der Faustische Geisterwahn des sechszehnten und siebenzehnten Jah hunderts ist in unzähligen gleichzeitigen Zauberschriften dargestellt u

bgehandelt, welche zu bedeutendem Theile als „Dr. Fauſt's dreifacher öllenzwang", „der ſchwarze Rabe", „Meergeiſt" und dergleichen betitelt nd. Ein ſolches, die „ſchwarze Magie", erſchien unter dem Namen eines eſuiten Fr. Herpentil zu Salzburg 1505 (wo es jedoch noch keine Je= iten gab), ein anderes ohne Jahrzahl als „Wahrhafter Jeſuiten=Höllen= wang" von dem Jeſuiten Eberhard in Ingolſtadt, ein drittes, „Magia rdinis", von dem Auguſtiner Johann Kornreuther 1515 ohne Druckort. - Dieſe Höllenzwänge befaßten ſich durchweg mit Beſchwörung der eiſter. Die menſchliche Verrücktheit hatte deren ganze Heere erdichtet. s gab nach ihr neun Klaſſen der Engel und ebenſoviele der Teufel, e wieder in eine Menge Unterabtheilungen zerfielen. Es gab Geiſter r Planeten, der zwölf Himmelszeichen, der vier Elemente, der vier eltgegenden, der Jahreszeiten, Monate, Tage und Stunden. Selbſt lenkvolle Männer, wie ein Paracelſus, hatten ſich förmliche Syſteme r „Elementargeiſter" geſchaffen und glaubten an deren Exiſtenz und irken.

Die Namen dieſer Geiſter waren genau bekannt, jedoch in verſchie= nen Schriften verſchieden. Man benützte dazu die Namen der in der ibel vorkommenden Engel und Teufel, ſowie erdichtete und ſolche des aſſiſchen Altertums. Man hielt dafür, daß dieſe Geiſter die Kräfte r „Geburt aller Stoffe der drei Reiche" lieferten, und ſo führten die= lben wieder in die anderen abergläubigen Reiche, die Aſtrologie und chemie. Man fantaſirte auch von Hütern der verborgenen Schätze, elche die Geſtalt ſchwarzer Hunde oder Katzen, oder die von Kröten, ulen u. ſ. w. beſaßen. Dieſe Schätze waren die Hauptſache, die bei der enutzung der Geiſter in Betracht kam. Um ſie zu erlangen, beſchwor an die Geiſter mit allerlei Formeln, die aus lateiniſchen, griechiſchen, bräiſchen, wie aus ganz ſinnloſen und unverſtändlichen Wörtern und ätzen zuſammengeſetzt und in den Büchern mit fantaſtiſchen Figuren rmiſcht und verziert waren. Beim Ausſprechen dieſer Formeln bekreuzte an ſich; auch waren dazu Zauberkreiſe mit allerlei Figuren, eine be= ndere Kleidung (Mütze und Talar von beſonderer Form und mit Zeichen malt), Zauberſpiegel, Zauberruthen, ſowie namentlich auch Räucherwerk ls ſchwer zu bekommenden Ingredienzien erforderlich. Es fehlte auch cht an Anleitungen, welche Tage und Stunden zur Geiſtercitation die uglichſten ſeien*).

Jene Zeit war auch reich an Erſcheinungen von Teufeln, e man auf dem Felde, in den Häuſern, in den Kirchen und überall ſah, ld in wirklicher Teufels=, bald in Pferde=, Hunde= und anderer Geſtalt, ſelbſt geboren werden ließ, ſo 1595 zu Bacherach, wo ein Trunkenbold

*) S. das Nähere in Scheible's Kloſter, 20. Zelle und in Horſt's Zauber= liothek, 6 Bände, wo alle möglichen Zauberfiguren abgebildet ſind.

zu seiner Frau sagte, sie habe den Teufel im Leibe, worauf sie an
lich ein drachenartiges Teufelswesen geboren, dieses aber seinen V
fort umgebracht habe. Als beliebter Schauplatz von Teufelsge
wurde das „Zauberland“ Spanien benützt, wo nach der Sage de
zu Salamanca Vorträge über die „schwarze Kunst“ hielt und sich
letzt hinausgehenden Studenten als Honorar ausgebeten hatte. D
hatte jedoch die Geistesgegenwart, den Teufel — auf seinen E
als den wirklich Letzten zu verweisen, entbehrte aber von nun
Schattens. Ja, in einer akademischen Abhandlung behauptete d
fessor und Doktor der Medizin, Peter Lotichius zu Rinteln, in d
Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, der Teufel sei im Jahre 1
Triumf zu Mailand eingezogen und habe dort als „Fürst von Mc
regirt. Spricht da nicht das Tollhaus vom Katheder?

Ein noch intensiver religiöser, aus dem Mittelalter stammende
glaube war der angebliche Besitz der fünf Wunden Jesu bei überaus f
Personen. Am Ende des fünfzehnten und Anfang des sechszehnte
hunderts erregte eine solche Stigmatisirte in Mittelitalien
Aufsehen. Lucia, so hieß sie, 1476 geboren, von großer Schönheit,
Rom und Viterbo Dominikanernonne und erhielt, — wie? wi
natürlich nicht, — im Jahre 1496 die fünf Wundmale Christ
fromme obschon leichtfertige und prunksüchtige Herzog Herkules I.
nach Ferrara ein, worauf ihm zu Gefallen der Papst Alexand
sein Schwäher, 1501 ihre Übersiedelung dahin bewirkte, obschon
dies nicht dulden wollte. Herkules baute ihr zu Ehren ein neues
und zeigte sie von da an jedem Fremden als eine Merkwürdigke
seinem Tode wurde sie mißachtet und starb 1544; an ihrer Lei
waren die vier Wunden der Extremitäten verschwunden und nur
der Seite noch sichtbar (?). Es gab noch mehrere angebliche S
sirte in jener Zeit, deren Zustand nach unserer Meinung stets
auf Betrug oder Täuschung beruhte, und über welche des blindg
Görres „christliche Mystik“ nähere Auskunft ertheilen mag.

Zum Schlusse der widerwärtigen, dem Menschengeiste zur
gereichenden Reihe abergläubiger Erscheinungen gedenken wir nc
psychologischen Rätsel, welche uns in der Gestalt von Personen e
treten, die der Aberglaube, vermischt mit krankhafter Sinnlichkeit,
zu wirklichen oder eingebildeten Mördern oder sonstigen Ber
machte. Sie gehören zu den dunkelsten und unheimlichsten
brechder Geschichte des Menschengeistes. Ein solcher entsetzlich
zu ser, von dem es wol stets unklar bleiben wird, ob er vom Aber
einen scheußlichen Thaten getrieben war oder denselben blos al
mantel zur Verübung derselben benützte, war der französische M
Gilles de Laval-Montmorency, Baron von Raiz oder Retz, e
im Kriege gegen England, an der Seite der Jungfrau von Orlea

Fünftes Buch.

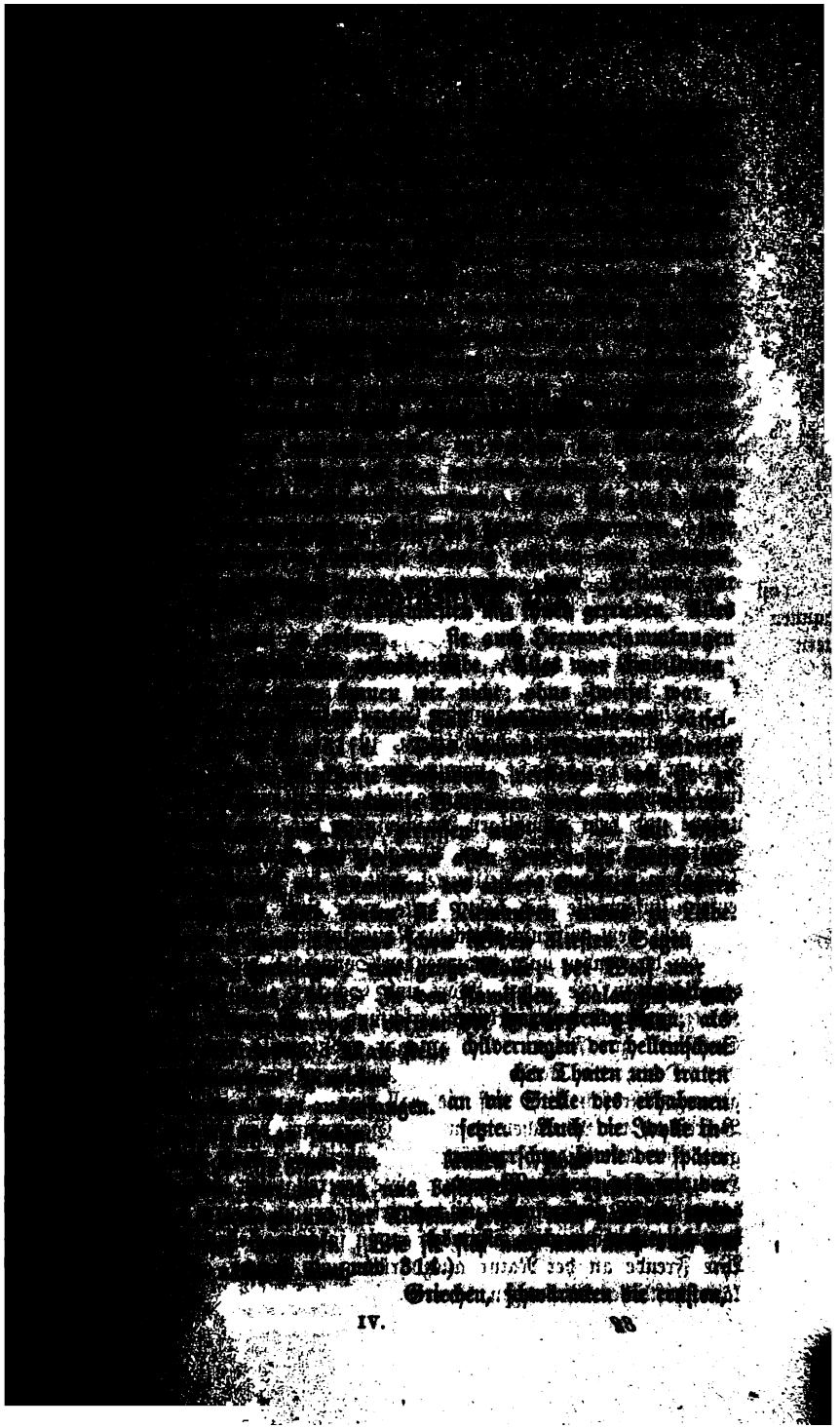
Die Wissenschaft des Reformzeitalters.

Erster Abschnitt.

Die Wissenschaft der Natur.

A. Die Natur der Erde.

Eine der hervorragendsten Eigentümlichkeiten der „neuern Zeit", deren Kultur wir uns beschäftigen, ist das Erwachen und Aufblühen Naturwissenschaft, von welcher das Mittelalter nur schwache liche Ahnungen hatte. Dasselbe geht Schritt vor Schritt neben der nahme und dem allmäligen Verschwinden der von uns zuletzt geschild Verirrungen im Gebiete des Aberglaubens einher, gegen welche es i That kein wirksameres Heilmittel giebt als die Naturwissenschaft. Je letztere stufenweise sich hebt, desto mehr sinkt der Aberglaube. Wo aber geht dem wissenschaftlichen Naturstudium, wie die liebliche Mor röte der blendenden und erwärmenden Sonne, — die Begeisterung die Natur in Gedanken, Wort und Schrift. In keiner frühern Pe der Geschichte war diese Geistesrichtung so allgemein und beherrschi Konversation und Literatur, ja sogar größtenteils das Leben und Tr der Menschen so sehr, wie dies in den drei oder vier letzten Jahrhund in stets zunehmendem Maße der Fall war. Ja auch in der hier behand Periode reiste man nicht, wie in der Gegenwart, den Reizen der Natur um sie zu bewundern; man kannte überhaupt sonst kein anderes A als um bestimmter Zwecke willen, wie der religiösen Feste und Wallfah der politischen Versammlungen, der Kriegführung, oder in Familienange heiten, in kaufmännischen Geschäften, in solchen gelehrter Forschung u. Wol traten Gefühle für die Natur und Freude an derselben an



IV.

kriegerischen und politischen Bestrebungen ergebenen Römer für die
Im großen Naturgedichte des Lucretius geht die Naturschilderu
philosophischer Spekulation beinahe unter. Herrliche Vergegenwärt
ergreifender Vorgänge und Zustände in der Natur finden wir
epischen und lyrischen Dichtern Roms, wie auch bei Cicero und
und in einigen Schilderungen der Geschichtschreiber, aber nicht in selbs
und umfassender Weise. Die römischen Villen überboten in der
ihrer Gebäude die Wirkung der sie umgebenden Naturschönheite
gar keiner Weise dagegen wirkte, so viel wir aus der römischen L
entnehmen können, die außeritalienische Landschaft auf die Schri
dieses Volkes. Sie überschritten die Alpen und umschifften die Basa
Galliens und Britanniens ohne deren Reize in ihren Werken zu er
(vergl. Bd. II S. 500).

Das Christentum an sich begünstigte die Freude an der
nicht, welche letztere dem mystischen Charakter dieser Religion ei
blos als ein Hinderniß des geistlichen Lebens erscheint. Die Evs
und apostolischen Briefe enthalten keine Naturschilderungen. T
begannen solche, veranlaßt durch das müßige Eremitenleben, bei den K
vätern hervorzutreten, doch nicht zur Zufriedenheit der Kirchenh
welche vielmehr auf verschiedenen Konzilien das „sündhafte Lesen
kalischer Bücher“ (z. B. des Aristoteles) verpönten und mit Str
drohten. Diese Stimmung der an der Spitze der Kirche Stehende
ihre Wirkungen lange bewahrt haben. Nur spärlich entfaltete
den europäischen Völkern des Mittelalters der Sinn für die Re
Natur. Die Minnesinger und Troubadours, die Verfasser der nati
Epen besangen einzelne Gegenstände der Natur, wie z. B. die
die Nachtigall, den Morgenstern, die Sonne; die Auffassung einer
schaft aber war ihnen noch fremd; der Hintergrund fehlte ihnen
Burckhardt richtig bemerkt. Gleich den Römern zogen die deutschen
auf ihren Wälschlandszügen gleichgiltig oder scheu an den Gletsch
Alpen vorüber und ließen sich vom See Como's und vom Golfe
weniger hinreißen, als von den Augen der dortigen Schönen; sel
Kreuzzüge nach dem farbenreichen Orient hatten keine Schilderung
Scenerien zur Folge.

Doch, die natürliche Empfänglichkeit des Menschen für sein
gebung läßt sich nicht auf die Dauer unterdrücken. Mit der allm
Befreiung der Menschen vom kirchlichen Glaubenszwang und der Bi
ging ihre allmälige Zurückführung zur Natur Hand in Hand. A
Humanismus, so erwachte auch die Naturfreude zuerst in Italie
schon zur Zeit der scholastischen Verhimmelung des Erdenlebens
fromme Gemüter, wie Franz von Assisi, sich nicht hatten nehmen
ihre Freude an der Natur auszudrücken. Als den Vater der Empf
landschaftlicher Wirkungen können wir Den nennen, der zugleich der

nordamerikanischen Küste zwischen Boston und Neu-York) durch t
mannischen Seefahrer Leif Eriksson von Island und Grönland
Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung (Bd III. S
war ohne Erfolg und fiel bald der Vergessenheit anheim, weil
heber einem noch uncivilisirten, staatlicher Ordnung entbehrende
einem kalten Klima lebenden Volksstamm angehörten und daher
nisation ungeeignet waren. Eine folgenreiche Entdeckung der neu
konnte nur zu einer Zeit stattfinden, welche inhaltschwere Errunge
des menschlichen Geistes auftauchen gesehen, und nur durch M
welche an diesen Errungenschaften theilgenommen hatten und v
Bedeutung und Tragweite völlig durchdrungen waren. Als solche E
schaften müssen betrachtet werden:

1) die Zunahme der Kenntniß unseres Planeten und seine
schaften seit dem Zerfalle der blos im Geisterreiche schwebenden
im dreizehnten Jahrhundert, befördert besonders durch des deutschen
Albert des Großen „kosmographisches Buch", des englische
Bacon „großes Werk" und des französischen Vincenz von Be
„Naturspiegel", in welchen zwar keine tiefen Forschungen und Entd
wol aber merkwürdige Betrachtungen über Höhe und Temperatur
über Optik u. s. w. enthalten sind, —

2) die Reisen, welche seit den mongolischen Eroberungsz
Innern Asiens christliche Missionäre, wie Ruisbroek (Rubruqui
leute wie Marco Polo und Abenteurer wie John Mandevil
hin unternahmen (Bd. III. S. 358 f.), sowie im fünfzehnten Jah
der portugiesische Gesandte Pedro de Covilham, der den sog
Priester Johannes in Äthiopien aufsuchen sollte, —

3) die von Flavio Gioja aus Amalfi (1302) nicht e
sondern blos vervollkommnete und längst vorher aus China
Araber nach Europa gebrachte Benutzung der Magnetnadel als K
und die gleichzeitig aufgekommene Anwendung des zeitbestimmende
labiums und der wegmessenden Logleine, —

4) die von uns oben geschilderte Wiederherstellung der
des klassischen Altertums, wodurch der Gesichtskreis der Menschen
und ihre Schreibart veredelt wurde, was Alles durch die Erfin
Buchdruckerkunst eine wesentliche Vervollkommnung erfuhr, —

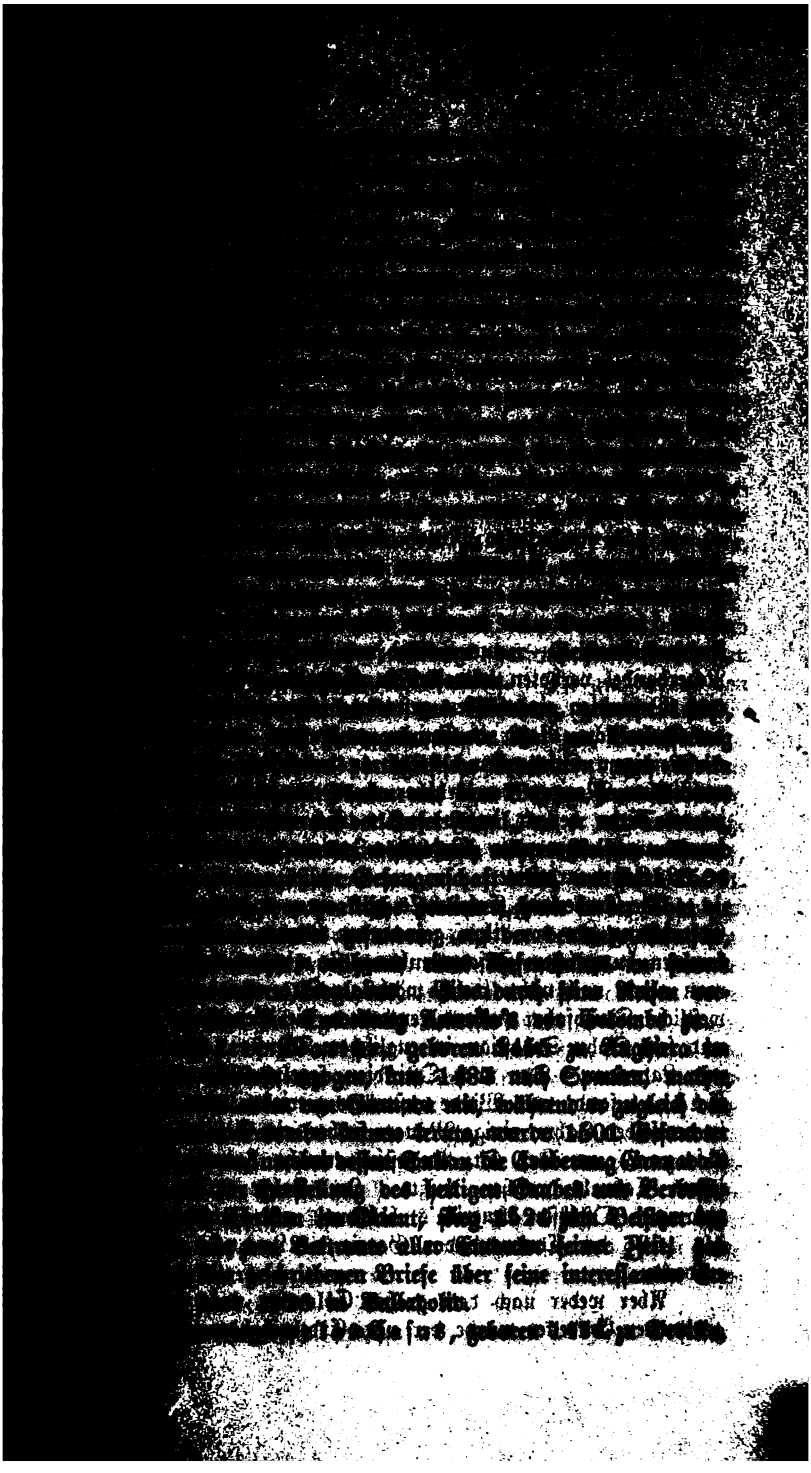
5) die so eben erwähnte, in Italien gleichzeitig mit den
nismus aufgekommene Fähigkeit, Gegenden in ihrer Gesammthe
fassen und denkend zu betrachten.

Die neue Welt nun, deren Entdeckung diese wichtigen An
beförderten, beschränkt sich nicht nur auf den von Colombo
Erdtheil, und dies um so weniger, als es die Absicht dieses großen
keineswegs war, einen neuen Erdtheil zu finden, sondern sie ist
begriff dreier zum ersten Male von civilisirten Europäern mit B

Fahnen zuerſt nach dem zukunftvollen Weſten zu tragen. Es w
das ſtolze Spanien, das den großen Mann lange hinhielt, und
das inquiſitoriſche, ſeit einigen Jahren (ſ. oben S 234 ff.) mit e
Eifer Ketzer bratende Spanien, das auch in dieſem Falle, wem
nicht die Inquiſition ſelbſt, doch einen Rat von geiſtlichen Gelehrt
Nichtgelehrten nach Salamanca zuſammenberief, um den Vorſchl
Seefahrers zu prüfen. Mit dünkelhaftem Hochmute blickten die
auf ihn herab und vermaßen ſich, ihn aus der Bibel und den Kirche
zu widerlegen. Lactantius und Auguſtinus marſchirten als Aut
für die Unmöglichkeit der Antipoden auf, weil, wie jene Kirchenlichte
ten, „Niemand mit in die Höhe gekehrten Beinen und herunterhän
Kopfe gehen, die Bäume nicht abwärts wachſen und es nicht a
regnen und ſchneien könne (!!) — auch unmöglich Völker exiſtiren
die in der Stammtafel Noahs nicht enthalten ſeien.“ Selbſt Jene,
dieſe Rohheit der Vorſtellungen im Innern verlachten, betonten wei
die Schwierigkeit und Länge der Reiſe. Dieſe Jämmerlichkeiten u
denklichkeiten und der gleichzeitige Maurenkrieg verzögerten die Ent
der neuen Welt um ſechs Jahre. Endlich bewirkte Iſabella's edle u
ſtrebende Seele das Schreiten zur That; dem Siege Spaniens zu
ſollte auch jener zur See, der Eroberung des europäiſchen Feſtlandes
reichung des indiſchen (wie man glaubte) folgen. Sie begünſtigte da
um des Ruhmes und der Wiſſenſchaft willen, — ihr roher Gatte Fe
ließ ſich durch die Habſucht, ſcheinbar auch durch den Glaubenseifer

Es iſt bekannt, wie elend die Ausrüſtung dieſer erſten Ex
in den offenen Ocean war. Drei winzige Schiffe und blos eine
bedeckt! Aber der Geiſt der Geſchichte fuhr auf ihnen, und de
ſchütterlichen Thatkraft des großen Mannes gelang die Entdeckung
indiens am 11. und 12. Oktober 1492. Eine neue Welt g
Europäern auf, und erſt jetzt, da nie Geahntes und nie Geſehe
erſtaunten Blicke blendete, ſteigerte ſich die bereits erwachte Freude
Schönheiten der Natur zur vollen Begeiſterung für dieſelben. Des C
Berichte ſind reich an Ausdrücken des Entzückens über den Himm
Pflanzen- und Thierwelt, die Palmen und Flamingos, die
Wälder und Flüſſe der Tropen, die Harmloſigkeit des aufgefu
Menſchenſtammes.

Die weiteren Schickſale Colombo's ſind allgemein bekannt.
Ergebniſſe ſeiner erſten Reiſe (1492 bis März 1493) waren die Ent
der Bahama-Inſeln und der großen Antillen Kuba und Haiti, der
(25. September 1493 bis Juni 1496) die Auffindung der kleinen
und Jamaika's und die Gründung der erſten europäiſchen Stadt in de
Welt, Iſabella auf Haiti, der dritten (Mai 1498 bis 1500) die Ent
der Inſel Trinidad und des Feſtlandes von Südamerika, der vierte
1502 bis Juni 1504) die Erforſchung der Küſte Central-Amerik



Sohn eines Gefährten Colombo's, erhielt ſchon als Student ei
Amerika gebrachten Indianer zum Sklaven, den er aber hergeben
als Iſabella die armen Roten nach ihrer Heimat zurückzuſenden
und begeiſterte ſich von da an für das Los jener Raſſe, welche
Nichtberückſichtigung in Noahs Stammbaum damals blutig büß
indem man ſie mit Hunden hetzte, und in den Minen und unter den
arbeiten und ſterben ließ, während in Mejiko durch Cortez und i
durch Pizarro (ſ. Bd. III. S. 561 ff.) die hohe Kultur ihrer E
genoſſen zerſtört wurde. Las Caſas war Zeuge dieſer Greuel,
1502 mit Ovando nach Haiti fuhr, und wirkte für Abſtellung
bis zu ſeinem Tode im Alter von 92 Jahren als Biſchof von
in Mejiko. Nach ſeinem Zeugniſſe haben die Spanier zu ſeine
zeit in Amerika über fünfzehn Millionen Indianer ausgerott
dieſem Morden zu ſteuern, ehe die ganze Raſſe vernichtet wurd
er auf das verzweifelte Mittel, ſtatt ihrer die ſtärkere und wen
afrikaniſche oder Negerraſſe, die übrigens ſchon vorher in kleine
tieen nach Weſtindien eingeführt worden, zur dortigen Arbeit zu ve
Noch 1506 hatte die ſpaniſche Regirung, an deren Spitze der
Ximenes ſtand, — aus Furcht vor Aufſtänden der Sklaven,
Negerhandel verboten und nur in Spanien geborene und getauf
nach Weſtindien einzuführen geſtattet; ſchon 1511 aber erlaubte
der Katholiſche, Neger in Guinea zu kaufen! Und dies billigte La
nach einigem Schwanken, 1517 ausdrücklich. So wurde er
trefflichſten Motiven der Urheber einer der ſchändlichſten Anſtalte
je die Erde befleckt haben. Als Schriftſteller ſchuf Las Ca
immer noch ungedruckte „Geſchichte Indiens“ (d. h. Amerika's), a
er 32 Jahre arbeitete.

Die Entdeckung Colombo's gab einen mächtigen Anſtoß zur
Erforſchung der von ihm gefundenen Länder. Man mußte in
kommen, in welchem Zuſammenhange ſie mit dem erſehnten Indien
man ahnte noch nicht, welch' mächtiger Ocean dazwiſchen lag! Ei
weſtliche Durchfahrt ſuchend, entdeckten die Venetianer Johann
und ſein Sohn Sebaſtian in engliſchem Dienſte 1495—97 Neu
und Labrador. Der nach Oſtindien ſegelnde Portugieſe Pedro
Cabral fand, vom Winde weſtwärts getrieben, 1500 Braſilien,
in demſelben Jahre, einige Monate früher, ein Gefährte Colombo's,
Pinzon, am Kap St. Auguſtin erreicht hatte, deſſen Ruhm
jenem Cabrals weichen mußte. Im Jahre 1525 war den
geſammte Oſtküſte Amerika's bekannt, und erhielt ihren Sch
als 1526 der Commendador Garcia de Loayſa noch das Ka
entdeckte.

Aber weder nach dem großen Colombo, noch nach einem d
geordneten Entdecker wurde der neue Erdtheil benannt, nachdem m

seit Balboa die Landenge von Panama überschritt (1513) und den Großen Ocean erblickte, als solchen erkannt hatte, sondern merkwürdiger Weise nach einem einfachen Seefahrer, wieder einem Italiener. Amerigo Vespucci, 1451 in Florenz geboren, kam im Dienste der Medici als Handelsreisender nach Spanien, unternahm seit 1495 Seefahrten, wurde mit Colombo in freundschaftlicher Weise bekannt, besuchte die von Diesem entdeckten Länder, sowie später Brasilien, schrieb mehrere Briefe an Lorenzo Medici und Andere über seine Fahrten, die durch eigenthümliche Zufälle bekannter wurden als die Berichte anderer Schiffer, wurde 1508 spanischer Reichspilote und starb 1512. Manche schrieben ihm die Entdeckung des Festlandes der neuen Welt zu, weil sich in einem seiner Briefe die Behauptung findet, selbes ein Jahr vor Colombo (1497) erreicht zu haben, — welche Stelle jedoch für eine Fälschung Anderer gehalten wird. Seinen Namen gab, ohne sein Wissen, Martin Waltzemüller aus Freiburg im Breisgau, Lehrer zu St. Dié in Lothringen, 1507 in einer von ihm verfaßten Einleitung zur Kosmographie in der Form „Amerika" dem neuen Erdtheile*).

Die erste Durchschiffung des indischen Oceans erfolgte erst nach jener des atlantischen, obschon die Vorbereitungen zu jener den Entdeckungen Colombo's um Jahrzehnte vorausgegangen waren. Sie gingen aus von dem portugiesischen Infanten Heinrich dem Seefahrer (gestorben 1473), Sohn König Johanns I. und zielten auf die Umschiffung Afrika's.

Stufe für Stufe verfolgten die kühnen „Lusiaden" (Lusitaner), wie sie ihr Landsmann Camoens besingt, jenes Ziel. Langsam, aber sicher, wich ein Vorgebirg Afrika's um das andere vor ihnen. Das erste große Resultat war die Entdeckung des südlichsten Kaps durch Bartolomeo Diaz, (1487), der es Cabo tormentoso nannte, was aber der König Johann II. in „Cabo de la buena esperança" verbesserte. Und die „gute Hoffnung" verwirklichte sich, als Vasco de Gama 1497 das stürmische Kap umschiffte und im folgenden Jahre glücklich Ostindien von Westen her erreichte, was Colombo von Osten her gehofft, aber nicht vermocht hatte.

Doch auch letzteres sollte gelingen, auch der dritte, größte Ocean, der Große genannt, den europäischen Kielen sich beugen. Seit Balboa ihn gesehen und in seine Fluten hineinwatend für Spanien in Besitz genommen, brannte der Abenteuertrieb nach seiner Durchschiffung. Der Portugiese Fernando de Magelhaens (spanisch Magellanes) betrat ihn durch die nach ihm benannte Straße zwischen Feuerland und Patagonien zu Schiffe 1520, durchfuhr ihn aber eigenthümlicher Weise auf so öder Strecke, daß er vor den Marianen, vor Hunger fast sterbend, keine anderen Inseln als die zwei einsamen und winzigen Desventuradas fand. Aber schon auf der Mariane Zebu traf ihn der trotzigen Malaien Mord-

*) Peschel, Abhandlungen S. 228 ff.

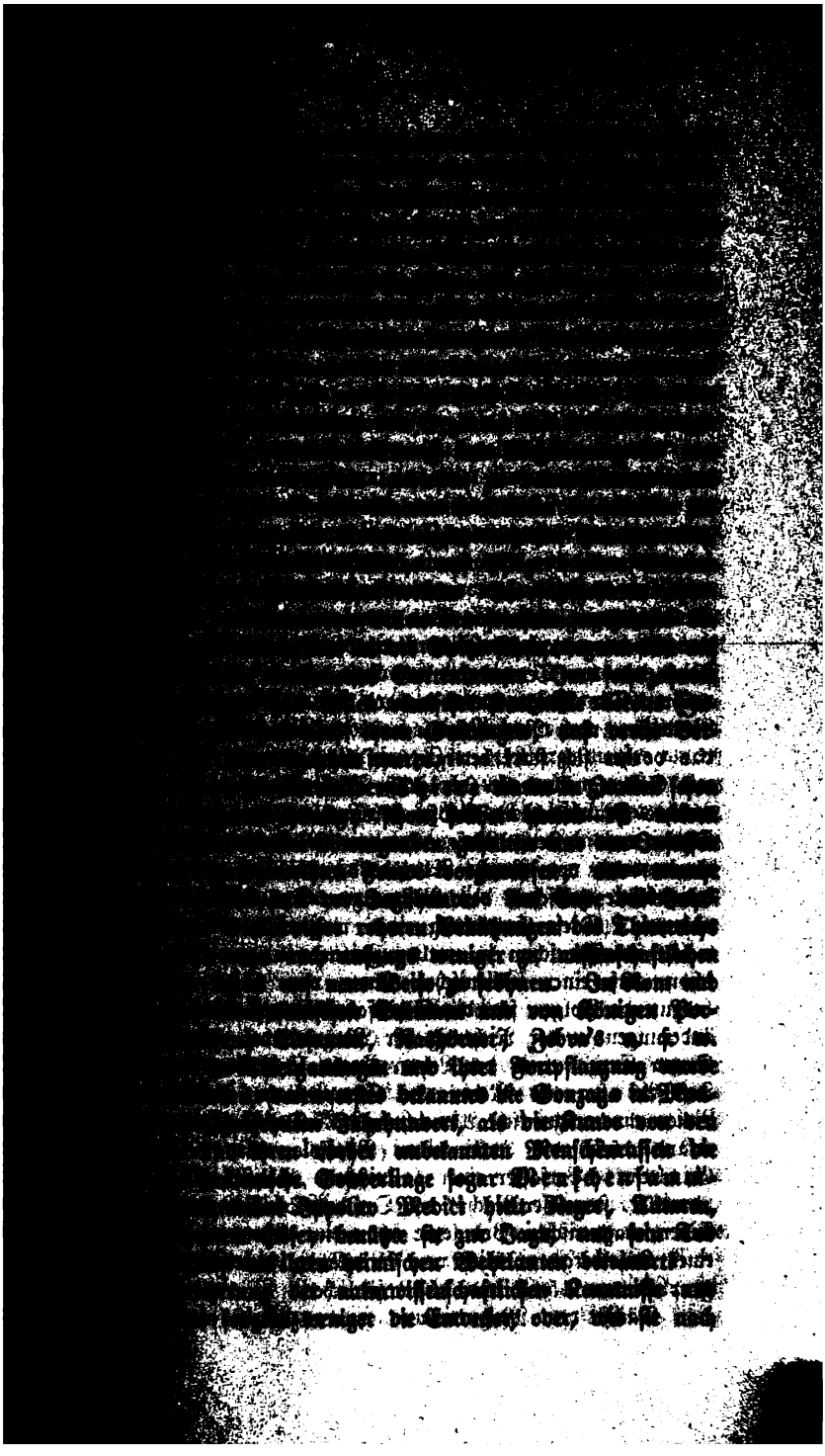
beil (oder vielleicht der meuterischen Genossen Dolch?); sein Wer endete Sebastian del Cano, der 1522 in Spanien anlangte u Lohne das stolze Wappen eines Globus mit der Devise „Primus c dedisti me“ erhielt.

Auch der Eroberer Mejiko's, Fernando Cortez, interessirte die Nutzbarmachung des größten Oceans, namentlich da Kaiser K auf die Entdeckung einer kürzern Durchfahrt drang. Er korrespondi Mejiko aus 1527 über den Ocean mit den malaiischen Königen von wo Magellan gefallen, und von Tidor, der mit Cano ein Bündn den Koran beschworen. Im Suchen nach der nordöstlichen Du fand Cortez Kalifornien. In den Jahren 1526 und 1528 durch Spanier Theile von Neu-Guinea und Neu-Holland im Jahre 1542 durch Gaetano die Sandwich-Inseln, 159 Mendana die nach ihm, oder auch Marquesas-Inseln genannten und von seiner heldenmütigen Witwe weitere Inseln entdeckt, und b der „Stille Ocean“ (Pacifico), wie ihn Magellan genannt, laut ge worden. Aber er wurde nicht eine Domäne seiner Entdecker, au der in Ostindien herrschenden Portugiesen, — deren Geschichtsc Barros zuerst Polynesien als fünften Erdtheil zu betrachte schlug, sondern die germanischen Nationen machten ihn zu ihrem E erst Holland, für welches Houtman 1595 die damals spa Molukken eroberte, und Heemskerk 1596 einen Seeweg im Asiens suchte, und dann England, dessen Seeheld Francis D der Überbringer der Kartoffeln nach Europa, seit 1567 bis zu Tode 1595, Spanien in allen Meeren zittern machte, währe Walter Raleigh 1584 die Kolonisation Nordamerika's mit Virg (dem Lande der „jungfräulichen Königin“) begann, worauf er Thaten fortsetzte, seinen Ehrgeiz aber mit zwölfjährigem Kerker und mit dem Tode durch das Beil büßte.

So war im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts die Erdob bereits größtentheils bekannt, und es begannen Geographien aufzut welche die neuen Länderentdeckungen in sich aufzunehmen sich beeilten erste solche, welche sich bedeutenden Ruf erwarb, war die unter den „Kosmographie“ erschienene des Sebastian Münster*) (geboren zu Ingelheim in der Pfalz, 1505 Franziskaner in Heidelberg, um Protestant, 1529 Professor der hebräischen Sprache in Basel,

---

*) Cosmographia, Das ist: Beschreibung der gantzen Welt, Darinne Monarchien, Keyserthumben, Königreichen ꝛc. Vrsprung, Regiment, Reichth So dann Aller Völcker in gemein Religion, Gesätz, Sitten, Nahrung, K und Vbungen, wie auch aller Ländern sonderbare Thiere, Vögel, Fisch, G Metall ꝛc. Mit schönen Landtaffeln, auch der fürnembsten Stätten und G der gantzen Welt ꝛc. Durch Sebastianum Münsterum. Basel. . . . . .



Eroberungen ferner Länder hießen, Conquiſtadores (immer C ſelbſt ausgenommen), als vielmehr die in ihrem Gefolge oder a eigene Fauſt mit anderen Schiffern reiſenden friedlichen Gelehrten Geiſtliche und Ärzte. Hernandez, Leibarzt Philipps II. von S ſammelte naturhiſtoriſche Erzeugniſſe Mejiko's und alte mejikaniſ mälde naturgeſchichtlicher Gegenſtände und wirkte für Erhaltung d mejikaniſchen botaniſchen Gartens von Huaxtepek, in Bezug auf wel bemerken iſt, daß vor der Entdeckung Amerika's keine europäiſchen botaniſche und zoologiſche Gärten von der Ausdehnung derjenig alten Mejiko und Peru beſaßen. An der Stelle des jetzigen L legte der portugieſiſche Arzt Garcia de Orta einen botaniſchen an. In den Cordilleren Amerika's ſammelte man eifrig Gebein weltlicher Thiere.

Noch mehr Vortheil aber als der Naturgeſchichte, brachten d deckungen des ſechszehnten Jahrhunderts der Phyſik, und wie wir ſehen werden, der Aſtronomie. Schon Colombo machte intereſſante, bei ſeiner mangelhaften naturwiſſenſchaftlichen Bildung noch unb Beobachtungen über den Erdmagnetismus. Er nahm im von Spanien nach Amerika Veränderungen in der Bewegung d ſtirne, in der Temperatur der Luft, in der Beſchaffenheit des wahr. Die Magnetnadel wandte ſich auf einer beſtimmten Lin Nordoſten nach Nordweſten, und jenſeits dieſer Linie war das das vorher ſich ſtark bewegte, auf einmal ruhig und auf weiten mit Seetang überdeckt (die große Fukus-Bank oder das Sargaſſo welches Frankreich an Größe ſiebenmal übertrifft), wovon vorhe Spur war. Jene Linie, hundert Meilen weſtlich von den wurde dann vom Papſte Alexander VI. (ſ. oben S. 21) als kationslinie zwiſchen den Beſitzungen Spaniens und Portugals nommen. Dieſe Entdeckung einer magnetiſchen Linie ohne Abw welche indeſſen ſchon in uralten Zeiten von den Chineſen und in ſchon auf einer italieniſchen Karte von 1436 geahnt wurde, bedeutende Folgen für die Schifffahrtkunde. Eine Karte über di änderungen in der Richtung der Magnetnadel entwarf 1530 Alo Santa Cruz, einer der Lehrer Karls V. Der ſpaniſche Natur Joſe Acoſta aus Medina del Campo nahm auf der ganzen Er Linien ohne magnetiſche Abweichung an. Der Engländrr Robert N erfand 1576 die Inklinations-Bouſſole, mit welcher Sir Hu Gilbert, Verfaſſer einer latiniſchen „Phyſiologie des Magnet „dunkler, ſternloſer Nacht“ den Ort des Schiffes zu beſtimmen unte Einen magnetiſchen Pol ſetzte ſchon eine Karte von 1508 in der eines Inſelbergs nördlich von Grönland, ſpaniſche und italieniſch graphen von 1545 und 1588 ſüdlicher.

Nächſt dem Magnetismus wurde zumeiſt die Wärme beo

Betrachtenden, auch ohne naturwiſſenſchaftliche Begabung, eigen ſe
Alles was bezüglich der Eigenſchaften der Geſtirne erforſcht worde
ruht urſprünglich auf der Kenntniß und Unterſcheidung der Ste
in welchen ſich uns die Geſtirne darbieten. Dieſelben beſchäftigt
früh ſogar die nur halbciviliſirten Völker, indem namentlich die N
durch ihre Lebensweiſe dazu gebracht wurden, die Sterne in ihrer
beobachten. Eine vollſtändige Kenntniß des geſtirnten Himmels
deſſen den civiliſirten Völkern des Altertums und des Mittelalt
möglich, weil dieſelben vor den von uns vorhin erzählten Lä
deckungen auf die nördliche gemäßigte Zone beſchränkt waren. D
Lage der Erde im Weltall und die Bewegung dieſes Planeten u
Axe ſind der Art, daß nur am Äquator das Jahr hindurch ſämmtli
ſterne geſehen werden können. Je weiter man ſich daher von jen
entfernt, deſto mehr Sterne verſchwinden dem Auge für immer.
Breitengrade vom Äquator man weilt, ſo viel Breitengrade des
himmels im Umkreiſe um den entgegengeſetzten Pol ſind das gan
unſichtbar. Wer z. B. unter dem fünfzigſten Grade nördliche
lebt, dem werden fünfzig Grade im Umkreiſe des Südpols am Him
unſichtbar bleiben. Am Nordpol der Erde würde man nicht *eine*
des ſüdlichen, am Südpol nicht *einen* Stern des nördlichen
erblicken können.

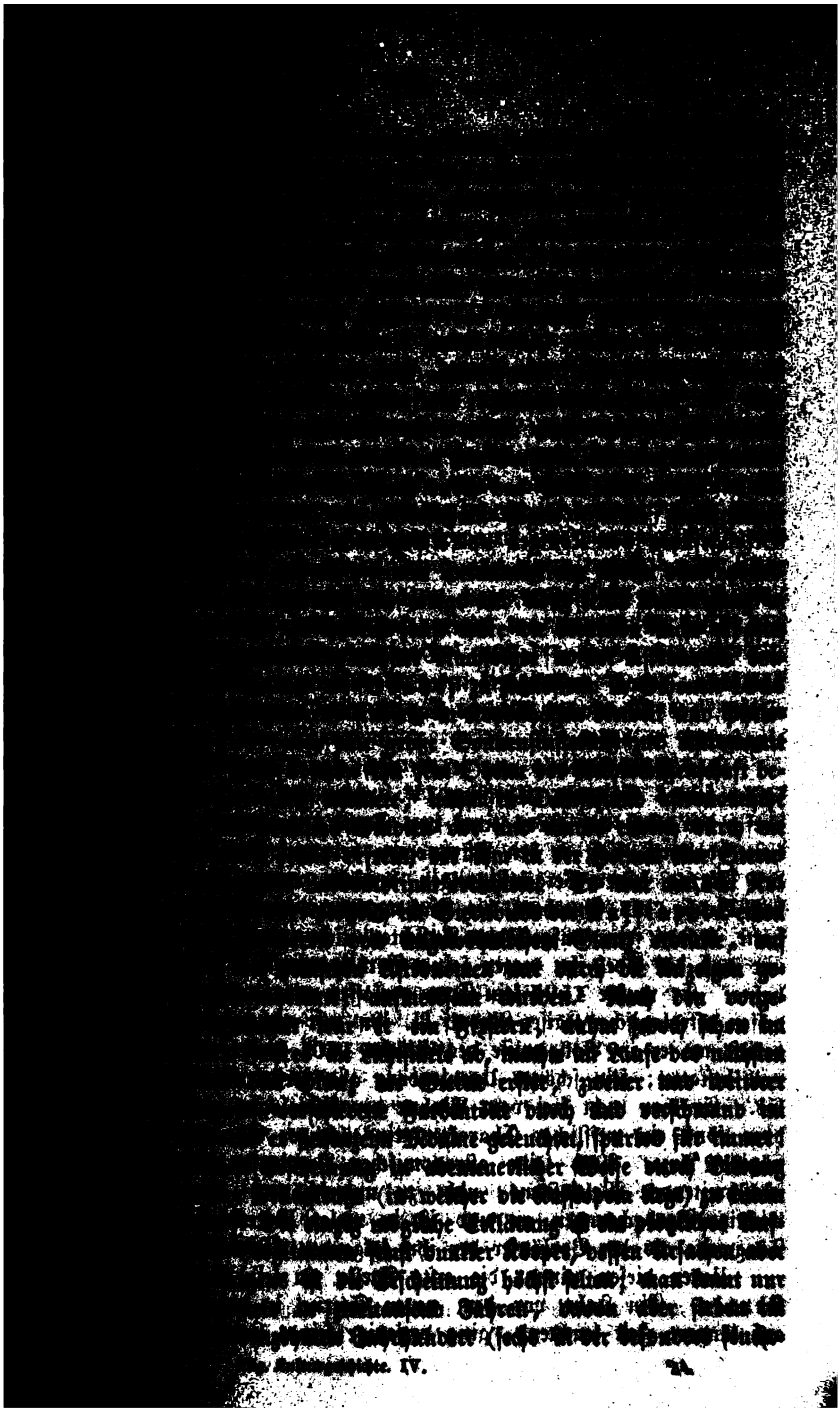
Als daher die Seefahrer der Grenzſcheide des fünfzehnten un
zehnten Jahrhunderts den Wendekreis des Krebſes und dann den
überſchritten, ging ihnen, wie auf der Erde, ſo auch am Himmel ei
Welt auf. Wenn auch die gerühmte Pracht des ſternarmen Südh
derjenigen des ſternenreichen Nordhimmels gegenüber ſicherlich nur
Reize des Neuen, bisher nicht Geſehenen beruht, ſo mußte doch
Anblick der ſüdlichen Geſtirne, als man über die Bilder des Kentau
des Argoſchiffes hinaus kam, von den wichtigſten Folgen für die Aſt
ſein. Amerigo Veſpucci, Vicente Pinzon, Pigafetta (der mit M
und Cano reiste) und Andere erwähnten dieſer Sternbilder zuerſt, di
und das damalige Europa neu waren, während ihre Voreltern in
Zeit ſie noch erblickt hatten; denn der geſammte Fixſternhimmel
ſich in für uns langſamer Bewegung (der Nordpol des Himmels
ſich ehedem im großen Bären; noch fünfhundert Jahre nach Er
der größten ägyptiſchen Pyramide ſahen die Anwohner der Oſtſee d
liche Kreuz, und gegenwärtig ſteuert unſer Sonnenſyſtem mit allen P
dem Sternbilde des Herkules zu).

Unter die wichtigſten Theile des ſüdlichen Himmels, welc
Seefahrern am Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts zuerſt an
gehörten außer den Sternbildern vorzüglich gewiſſe dunkle und helle
welche Peter Martyr von Anghiera 1510 und 1512 zuerſt beſchrie
dunkeln Flecken, *Kohlenſäcke* (engl. coalbags) genannt, Ende 14

Nachfolger Kepler „vir maximo ingenio et animo liber“ genan
Nikolaus Koppernik (lat. Copernicus), geboren 1473 zu Thc
ſeinem Oheim, dem Biſchofe Lukas Waißelrode von Ermeland
auf der Univerſität Krakau gebildet. In Italien machte er ſich
Aſtronomie noch in höherm Grade als bisher vertraut, wurde A
Domherr zu Frauenburg und arbeitete faſt ſein ganzes Leben lang
bis zu ſeinem Tode 1543) an ſeinem weltgeſchichtlichen Wer
revolutionibus orbium coelestium“ (von den Umdrehungen der H
körper), welches erſt wenige Tage vor ſeinem Tode erſchien, als
mehr ſeiner Sinne mächtig war; er hatte es dem Papſte Paul
widmet, deſſen Nachfolger noch etwa ein Jahrhundert lang die da
geſtellte Lehre verdammten*). Dieſe Lehre hatte der den Druck be
Nürnberger Mathematiker Oſiander, aus Furcht vor kirchlicher Ver
in der Vorrede, und ſelbſt auf dem Titel der erſten Ausgabe, a
Hypotheſe hingeſtellt, während von ihrer Wahrheit der Verfaſſer
durchdrungen war, daß er die Meinung von der Unbeweglichkeit
„abſurd“ und deren Verfechter „leere Schwätzer, der Mathematik
und Verdreher der heiligen Schrift“ nannte und dem Lactantius
übrigen Kirchenvätern frank und frei die Berechtigung abſprad
mathematiſche Gegenſtände ein Urteil abzugeben. Bekannt wurde
nik's Lehre theilweiſe zuerſt zwei Jahre vor ſeinem Tode und
ſcheinen ſeines Werkes durch einen Brief des Aſtronomen Georg
Rhätikus, der zwei Jahre vorher ſeine Stelle als Profeſſor in
berg niedergelegt hatte, um Koppernik's Schüler zu werden.

Nach dem Weltſyſteme des Kopernikus bildet die „Weltleuc
Sonne den Mittelpunkt der Bahnen aller Planeten, unter deren Z
auch die Erde herabſank, ſo daß es der Planeten nur noch ſec
Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn, und die E
einem einzigen Trabanten, dem Monde, vorlieb nehmen mußte. D
bewegung der Erde hatte zwar ſchon der Pythagoreier Philolaos
zwar nicht um die Sonne, ſondern mit ihr um ein „Centralfeue
gegen hatte bereits Ariſtarchos von Samos im dritten Jahrhun
Chriſtus die Umkreiſung unſeres Planeten um die Sonne gekannt.
Koppernik deſſen nicht Erwähnung thut, iſt auffallend, da er ſ
Werk Plutarchs citirt, in welchem davon die Rede iſt. Sei indeſ

*) Nicolai Copernici Torinensis de revolutionibus orbium co
libri VI. Habes in hoc opere iam recens nato & aedito, studios
Motus stellarum, tam fixarum, quam erraticarum, cum ex veterib
etiam ex recentibus observationibus restitutos: & nouis insuper
mirabilibus hypothesibus ornatos. Habes etiam tabulas expedit
ex quibus eosdem ad quoduis tempus quam facillime calculare
Igitur eme, lege, fruere, *Ἀγεωμέτρητος οὐδεὶς εἰσίτω.* Norimberg
Joh. Petreium. Anno M.D.XLIII.



haren Zeit von 1572 bis 1609); seitdem aber blos eines bis her gleicher Zeit fanden David Fabricius, Pfarrer in Ostfriesland und Johann Bayer in Augsburg (1603) den veränderlichen am Halse des Walfisches, und 1612 Simon Marius den erste fleck in der Andromeda. — Brahe machte viele Reisen und w mehreren gekrönten Häuptern bekannt; um ihn im Lande zu schenkte ihm König Friedrich II. die Insel Hven im Öresund, au Brahe mit königlicher Unterstützung ein Schloß mit einer Sternw einer chemischen Werkstätte baute, das er Uranienborg na wol die schönste Behausung, die je ein Gelehrter gehabt. E eine ganze astronomische Kolonie daraus; für die Schüler kan Sternform gebaute „Sternenburg", für die Instrumentenverfertige Wohnungen, eine Mühle, dann eine Buchdruckerei und manigfo lagen dazu. Hier lebte Brahe glücklich und erfand in seinem m Selbstgefühle, von Königen und Königinnen besucht, anderer Bev dieser Erde nicht zu gedenken, — im Jahre 1582 sein e abenteuerliches Weltsystem, nach welchem sich um die Erde erst de und dann die Sonne, um letztere aber Merkur, Venus, Mars, und Saturn bewegen sollten. Den Gedanken dazu scheinen ähnlichen, jedoch unausgearbeiteten Vorstellungen zweier obskure nomen, des Martianus Mineus Capella und des Apollonius vo eingegeben zu haben.

Das Glück Brahe's war jedoch nicht von Dauer. Unter de folger seines Gönners, Christian IV., rächte sich der Reichsrat dorf, den einst auf Hven einer von Tycho's großen Hunden a hatte, dadurch, daß er den Astronomen bei dem König anschwä den Entzug seiner Vergünstigungen bewirkte, wozu namentlich daß Brahe, als Gutsherr, die Kirchengebäude seiner Insel verna hatte, woran seine aufgeklärten Ansichten nicht wenig schuld sein und daß der Adel ihn wegen seiner Verheiratung mit einer Baue haßte. Er mußte 1597 sein Eden verlassen und nach Deutschlan dessen astrologischer Kaiser Rudolf II. ihn mit reichem Gehalte na berief, wo er im Vollgenusse des Glückes 1601 starb. Er wurd voll bestattet; sein schönes Uranienborg aber zerfiel und verschwa los. Er war nicht frei vom Wahne der Astrologie und von aber sonst ein trefflicher Charakter, ein tüchtiger Chemiker und nützlicher Arzt. Auch seine astronomischen Verdienste sind, trot rückschreitenden Weltsysteme, nicht zu unterschätzen. Er stellte wichtige Beobachtungen an und ist in vielen Berechnungen von Tragweite als der Vorläufer der ihm folgenden Astronomen zu be

Unter diesen nimmt die erste Stelle ein sein Schüler, J Kepler. Ein Jahr vor dem neuen Sterne in der Kassiopei auf längere Zeit leuchtend, ging derjenige seines Lebens in einer

Hütte zu Weil in Würtemberg auf (Ende 1571). Zum lutherischen Theologen bestimmt, aber freigesinnt und daher als untauglich zum „Dienste des Herrn erklärt", erkämpfte er seinen Unterhalt zuerst durch Kalendermachen. Man sandte ihn aus Tübingen, wo er den hochgelahrten Perücken im Wege war, durch Empfehlung 1593 nach Gratz, wo man eines Professors der „Mathematik und Moral" bedurfte. Auch in dieser Stellung mußte er astrologische Kalender verfertigen, beschäftigte sich aber insgeheim mit der Astronomie und wandte sich aus vollem Herzen dem Systeme Koppernik's zu. Es wütete jedoch damals die Gegenreformation in Steiermark (s. oben S. 284), und unter anderen Protestanten sollte auch unser Astronom das Land verlassen, was jedoch in Betracht seiner Kenntnisse wieder zurückgenommen wurde. Selbst die Jesuiten an der Universität mußten seinen Geist schätzen lernen. Bald aber bewirkte eine Trostschrift, welche er an seine verfolgten Glaubensgenossen erließ, daß die früher eingestellte Vertreibung erneuert und diesmal (1600) auch ausgeführt wurde. Trotz seiner Heirat mit einem wohlhabenden Edelfräulein durch die plötzliche Flucht arm geworden, folgte er einem Rufe Kaiser Rudolfs, an Brahe's Seite in Prag zu arbeiten und wurde nach dessen Tode sein Nachfolger, doch blos mit der Hälfte des Gehaltes (1500 Gulden). Er fand hier, daß die Planeten nicht, wie Koppernik geglaubt hatte, in Kreisen, sondern in Ellipsen um die Sonne wandern, die sich in einem der Brennpunkte befindet. Es war dies das erste seiner drei berühmten Gesetze, durch welche das kopernikanische System seinen Ausbau (die Vollendung erst durch Newton) erhielt. Das zweite stellte fest, daß die von der Sonne auf die Planetenbahn gezogene gerade Linie immer gleiche Sektoren in gleichen Zeiträumen abschneide, und das dritte: daß die Quadratzahlen der Umlaufszeiten der Planeten sich verhalten wie die Kubikzahlen ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne. Es ist merkwürdig, daß auch ihm, gleich seinem verdienstvollen Vorgänger und Lehrer Tycho de Brahe, einer der damaligen neuen Sterne leuchtete. Während er den im Jahre 1600 von Wilhelm Janson, einem Gehilfen Brahe's, entdeckten neuen Stern dritter Größe an der Brust des Schwans seit 1602 bis zu dessen Verschwinden 1621 beobachtete*), entdeckte sein Schüler Brunowski im Oktober 1604 einen neuen Stern im Bilde des Schlangenträgers (Ophiuchos), der ebenfalls stark, doch nicht so stark funkelte wie jener in der Kassiopeia, und ein prächtiges Farbenspiel zeigte. Ohne die Farbe periodisch zu wechseln, nahm er stufenweise an Stärke ab und verschwand schon zwischen Februar und März 1606. — Zugleich hatte die im Jahre 1600 erwartete und eingetroffene Sonnenfinsterniß Keplern auf die Beschäftigung mit der Optik geführt. Er machte 1604

*) Er erschien auf kurze Zeit 1655 und wieder 1665, blieb dann, sank 1677 zur sechsten Größe herab und ist in dieser noch vorhanden.

seine Forschungen über die Theorie des Sehens und seine Ent des Gesetzes der sieben Regenbogenfarben, und 1611 sei findung des Teleskops mit zwei konvexen Gläsern bekannt, d die in Holland durch Hans Lippershey, Brillenmacher in Middelbu machte und 1608 bekannt gewordene Erfindung der Fernröh vollkommnet wurde. Schon vorher hatte des Letztern Zeit- und genosse und Mitbürger, Zacharias Jansen (1590) das Mikr erfunden. Dem Neapolitaner Baptista Porta um die Mitte de zehnten Jahrhunderts verdankt man die Camera obscura. Derse 1599 doppelte Gemälde für die beiden Augen hergestellt und da Stereoskop zuerst geahnt haben. Derlei Zeichnungen schreib auch Jacopo da Empoli (1554—1640) zu.

Und bei diesen unsterblichen Erfolgen mußte der große Kepler logische Prognostika um schnödes Gelt schmieden, wenn er nicht l wollte; denn sein Gönner hatte selbst kein Gelt und bezahlte ihn von seinem Gehalte. Seine Gattin starb, wahnsinnig vor Schreck die Gräuel, die dem Beginne des dreißigjährigen Krieges voran und drei Kinder folgten ihr durch die Blattern. Nachdem Rud gestorben, während der darbende Kepler an den nach diesem Ka nannten rudolfinischen Sterntafeln arbeitete, boten ihm die stände von Oberösterreich in Linz 1611 Unterstützung zur Fortf jener Tafeln und zur Fertigung einer österreichischen Landkarte a verlebte dort wieder einige schönere Tage und verehelichte sich zum Male, was ihm aber durch die Scheußlichkeit verbittert wurde, d selben Zeit seine heilkundige alte Mutter zu Leonberg in Würt als Hexe angeklagt, verhaftet, angekettet, gefoltert, aber endl einflußreiche Verwendungen hin freigesprochen, doch bald durch de von dem fortdauernden Vorurteile des fanatisirten Pöbels befreit

Unter diesen und anderen Bekümmernissen, wozu noch 16 Belagerung von Linz durch 70.000 aufständische Bauern kam, - während er wiederholt in Regensburg bei dem Reichstage um seim ständigen Gehalt und im genannten Jahre um ein Asyl für seine f bitten mußte, vollendete der ungebeugte Geist die rudolfinischen und sein berühmtes Werk: Harmonia Mundi. Jener Bauern aber führte auch in Oberösterreich, wie in Steiermark, zur Verf der Protestanten, und Kepler mußte abermals um seines Glaubens den Wanderstab zur Hand nehmen. Mit seinen Ansprüchen endlich an die Einkünfte des fernen Mecklenburg gewiesen, das Wal so eben erobert und als Herzogtum erhalten hatte, sollte der gröf lehrte seiner Zeit zu dem größten Feldherrn derselben in Bezie treten, die der Aberglaube der Astrologie knüpfte! Der arme aber bewußte Entdecker der drei Weltgesetze hatte seinem neuen Herr einmal die „Nativität“ gestellt, aber mit solch beißender Iron

esſelben Aberglauben, Hartherzigkeit, Mangel an Familienliebe, Ehrz, Zankſucht mit Gelehrten und Aufruhr gegen ſeine Oberen, daß von eiden Keiner Luſt hatte, das ſchon bekannte Stroh nochmals zu dreſchen. epler lehnte daher das ihm gebotene gleißende geiſtige Elend ſtolz ab, nd ohne je zu ſeinem Rechte zu gelangen, ſtarb er in Regensburg am 5. November 1630, im 59. Altersjahre. Außer den rudolfiniſchen Tafeln und der Weltharmonie iſt ſein bedeutendſtes Werk: Astronomia nova, seu de motu stellae Martis. Der Mars nämlich, der nächſte äußere Planet für unſere Erde, hatte den Aſtronomen durch ſeine anſcheinend unregelmäßige Bahn, welche nur durch Koppernik's Syſtem erklärt werden kann, ſtets viel Kopfzerbrechens verurſacht. Kepler hatte ſeine hehre Wiſſenſchaft ſtets mit dichteriſchem Geiſte durchdrungen und auch ſelbſt begeiſterte lateiniſche Verſe geſchrieben, ſo z. B. die Hymne an den Weltſchöpfer —, deren Schluß-Diſtichon lautet:

„Herrſcher der Welt, du ewige Macht, durch alle die Welten
Schwingt ſich auf Flügeln des Lichts dein unermeſſener Glanz."

Während die Deutſchen ihren größten Aſtronomen verhungern ließen, duldeten die Italiener, daß der ihrige, des Andern Geſinnungsgenoſſe und Korreſpondent, in die Hände der Inquiſition fiel.

Galileo Galilei*) war 1564 zu Piſa geboren, als Sohn des Muſikers und Mathematikers Vincenzo Galilei (ſ. unten), von edler Familie aus Florenz. In letzterer Stadt erzogen, wurde er mit den verſchiedenſten Wiſſenſchaften und Künſten bekannt, trat während ſeines Studiums der Medizin zu Piſa (ſeit 1581) energiſch gegen die gefälſchte Philoſophie des Ariſtoteles auf, entdeckte bereits als Student an einer im Dome hängenden Lampe die gleiche Zeitdauer der Pendelſchwingungen von ungleicher Größe, und wandte ſich endlich ganz der Mathematik zu, trotz dem Widerſtande ſeines Vaters. Er erfand darauf die hydroſtatiſche Wage, ſein Name wurde in Italien bekannt, und er wurde 1589 Profeſſor der Mathematik in Piſa. Er bewies durch Verſuche am bekannten ſchiefen Thurme dieſer Stadt die Wahrheit der Behauptung ſeiner Landsleute Barchi und Benedetti, daß Körper von gleicher Dichtigkeit, wenn auch von verſchiedenem Gewichte, aus gleicher Höhe mit gleicher Geſchwindigkeit fallen, und vervollſtändigte dies Geſetz durch ſeine Entdeckung, daß die Geſchwindigkeit der fallenden Körper von Sekunde zu Sekunde wachſe und die Geſchwindigkeit am Ende des Falles das Quadrat derjenigen am Anfange desſelben ausmache. Seine Kühnheit in der wiſſenſchaftlichen Forſchung zog ihm aber ſchon früh Verfolgungen zu, die ihn veranlaßten, ſeine Profeſſur niederzulegen. Er erhielt 1592 ſofort eine neue in Padua,

*) Gebler, Karl v., Galileo Galilei und die römiſche Kurie. 2 Bde. Stuttg. 1876 u. 77.

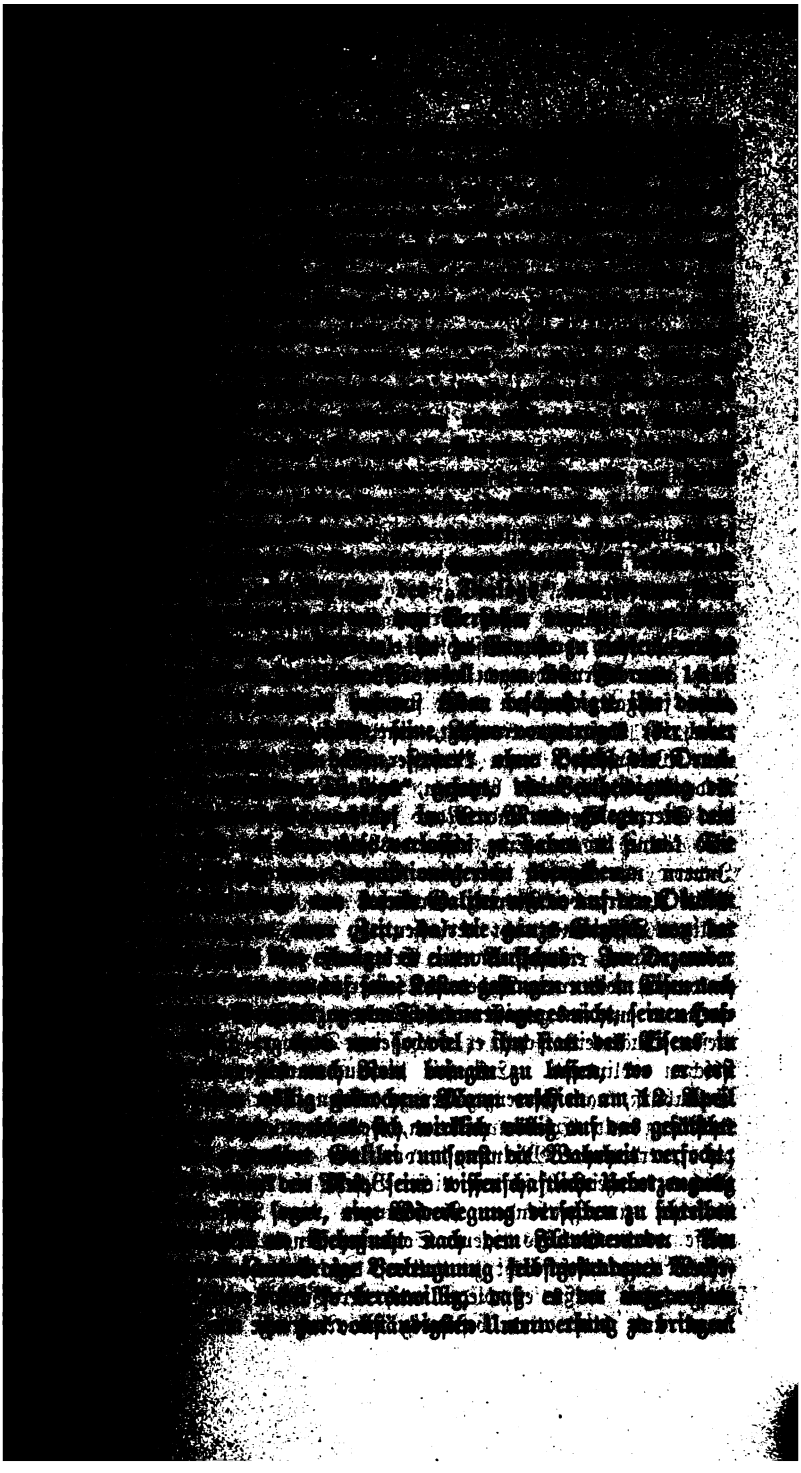
wo er mehrere Schriften über Mechanik verfaßte und einen App
Veranſchaulichung der Wirkungen der Wärme, eine hydrauliſche
und den Proportionalzirkel erfand. Mit Kepler und Brahe k
direnb, zählte er herbeiſtrömende Ausländer der höchſten Stände
Schülern. Auch er beobachtete den neuen Stern von 1604 un
mit ſeinem Nachweiſe, daß es ein Fixſtern ſei, in Italien viele
ſpruch. Auf die Nachricht von der Erfindung der Fernröhre in
1609, ſtellte Galilei ſofort ebenfalls ſolche her, legte ſie dem D
Venedig vor und war der Erſte, der ſie zu aſtronomiſchen Entd
anwandte. Der Lohn war die Beſtätigung in ſeinem Amte auf
zeit. Das erſte Beobachtungsziel ſeiner Gläſer war der Mon
Gebirge er entdeckte und deren Höhe er maß. Es folgte
deckung, daß die Milchſtraße und die Nebelflecke aus laute
Sternen beſtehen, dann 1610 diejenige der Trabanten des J
die er Mediceiſche Geſtirne nannte und deren Bahnen und Umlaufs
berechnete*), und darauf diejenige der Ringe des Saturn, d
erſt für Vervielfältigungen dieſes Planeten hielt (altissimum p
tergeminum observavi), wie er auch bereits Sonnenflecken bec
in deren Veröffentlichung ihm jedoch der Oſtfrieſe Johann F
(Davids Sohn) zuvorkam. Die ſpäteren Beobachter Tarde (16
Malapertus (1633) ſchrieben dieſelben hypothetiſchen „lichtro
Körpern“ zu, welche ſie in unbewußter Ironie „sidera Borbonia
striaca“ nannten. Fabricius und Galilei dagegen erkannten, da
Sonne ſelbſt angehörten. Zu ſeinem Unglücke verließ er 1610
wo ihm die Freundſchaft eines Sarpi (oben S. 292 ff.) und der
Schutz Venedigs gegen die Inquiſition geblüht hatte, und folg
Rufe als „Philoſoph des Großherzogs“ nach Florenz. Hier en
die Lichtphaſen der Venus und des Merkur, die Veränd
des Mars, und erfand ein Mikroſkop, ohne von der holländiſ
findung desſelben zu wiſſen, ſowie er auch das Geſetz vom Schwin
Körper auffand. Als er ſeine Entdeckungen auch in Rom zeigte
er 1611 mit ſeinen Fernrohren ging, wurde bereits die Inquiſi

*) Sidereus nuncius magna longeque admirabilia sp
pandens, suspiciendaque proponens vnicuique, praesertim vero phi
atque astronomis, quae a Galileo Galileo patricio florentino
Gymnasii publico mathematico perspicilli nuper a se reperti benef
observata in lunae facie, fixis innumeris, lacteo circulo, stellis n
apprime vero in quatuor planetis circa Jovis stellam disparibus int
atque periodis, celeritate mirabili circumvolutis; quos, nemini in ha
diem cognitos, novissime auctor dreprehendit primus; atque m
sidera nuncupandos decrevit. M.DC.X. Prostat Francof. in Palt
Joannis Kepleri Mathematici Caesarei dissertatio cum
sidereo nuper ad mortales misso a Galilaeo Galilaeo Mathematico P
Francofurti, apud D. Zachariam Palthenium. Anno M.DC.XI.

ihn aufmerksam. In demselben Jahre begannen seine Gegner, seine Entdeckungen als gegen die Heilige Schrift verstoßend zu bezeichnen. Unbeirrt durch das Gekläffe elender Laffen, welche sich Gelehrte nannten, fuhr Galilei in seinen Arbeiten fort und ergriff 1613 öffentlich für die Kopernikanische Lehre Partei. Aber bald mußte er sehen, wie er in ein Wespennest gestochen, und es zeigt sich seine Furcht vor der Inquisition darin, daß er es sogar der Mühe wert hielt, sein System mit der Sage von Josua's Befehl an Sonne und Mond in Übereinstimmung bringen zu wollen! Die Dominikaner, diese Ketzerrichter von Beruf, eröffneten den Feldzug der Beschränktheit und Bosheit gegen den Forscher, predigten gegen ihn und zeigten ihn der Inquisition an. Es wurde eine geheime Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Man scheute dabei weder Widersprüche, noch Lächerlichkeiten, noch Perfidien. Um sich zu vertheidigen, ging Galilei 1615 nach Rom, wurde ehrenvoll aufgenommen und bewirkte die Verwerfung der gegen ihn erhobenen Anklagen. Er gab sich jedoch damit nicht zufrieden, sondern strebte auch danach, dem von ihm vertretenen Weltsystem Anerkennung zu verschaffen. Indem er hierfür Propaganda machte, reizte er die Inquisition von neuem gegen sich auf, und dieselbe erklärte am 19. Februar 1616 feierlich die Ansicht, daß die Erde sich um sich selbst und die Sonne bewege, als thöricht, absurd und ketzerisch. Am 25. Februar befahl der Papst dem Kardinal Bellarmin (Jesuit und sonst Gönner Galilei's) den Gelehrten vor sich zu rufen und ihn zum Aufgeben der anstößigen Meinung zu ermahnen; wenn er sich aber dessen weigern würde, solle ihm verboten werden, seine Lehre vorzutragen, zu vertheidigen und zu besprechen, und wenn er sich dabei nicht beruhige, sei er einzukerkern. Dem Berichte hierüber ist in dem Vatican-Manuscripte, welches den Prozeß Galilei's enthält, ein weiteres Protokoll vom 26. Februar angeschlossen, welches im Widerspruche mit obigem behauptet, der Kardinal hätte dem Astronomen, ohne daß dieser sich weigerte eine Lehre aufzugeben, das Festhalten an derselben *verboten*, und diesem habe sich Galilei gefügt. Es ist nachgewiesen*), daß dieser zweite Bericht in neuerer Zeit gefälscht und untergeschoben ist, indem ein Protokoll vom 3. März mit dem vom 25. Februar übereinstimmt, nach welchem der Gelehrte *ermahnt* worden, seine Lehre aufzugeben, wobei er sich auch beruhigt hätte. Darunter ist aber nur das Festhalten jener Lehre als ausgemachter Wahrheit zu verstehen; als Hypothese sie vorzutragen wäre ihm gestattet gewesen. Wenn Galilei sich diesem ächt jesuitischen Kniffe fügte, dieselbe Sache, die er als Wahrheit erkannt, nicht als solche, sondern nur als Hypothese lehren zu dürfen, so ist dies aus der Furcht vor Kerker und Scheiterhaufen erklärlich.

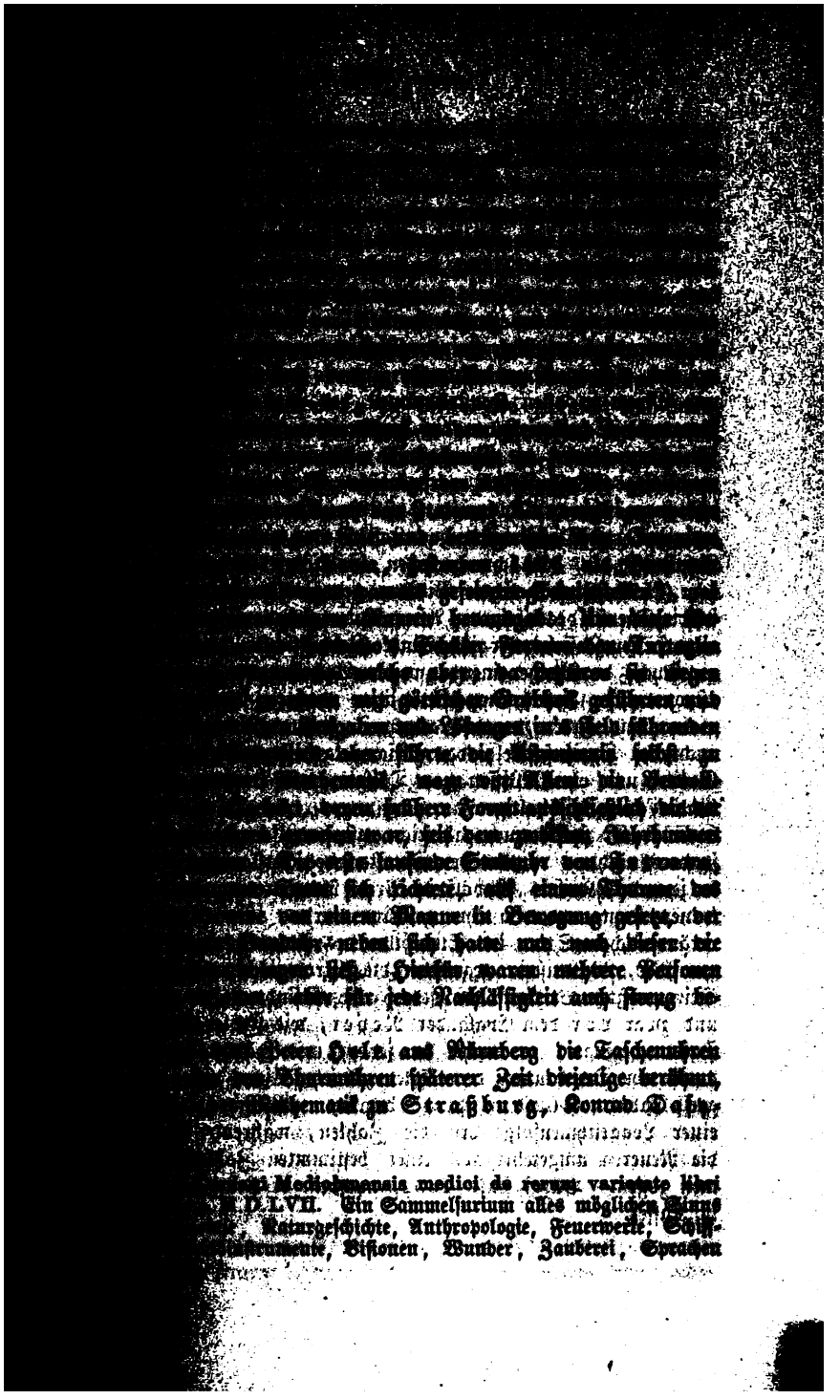
*) Scartazzini, zum Proceß des Galileo Galilei; Augsb. Allg. Zeitg. 1877 Nr. 301 Beil. und 302.

Die erwähnten Maßregeln hatten indeſſen zur Folge, daß Galilei ſieben Jahre verſtreichen ließ, ehe er wieder mit Ergebniſſen ſeiner Studien vor die Öffentlichkeit trat. In der Zwiſchenzeit verleugnete er ſich ſelbſt ſo ſehr, daß er ſeine Ueberzeugung in Briefen als Dichtung, Traum und Wahn hinſtellte. Das half ihm aber wenig; ſelbſt ſeine unverfänglichen Anſichten über die Kometen wurden von dem Jeſuiten Graſſi mit einem Eifer verdammt, als ob es ſich um Glaubensſachen handelte. Zugleich Zeit ſtarb Galilei's Herr, Coſimo II. von Medici, und Toscana kam unter die vormundſchaftliche Regirung zweier papiſtiſcher Frauen für den minderjährigen Ferdinand II. Im Jahre 1623 erſchien dann, wie angedeutet, und zwar mit päpſtlicher Cenſur, die Schrift Galilei's „Il Saggiatore", eine Abwehr gegen Graſſi, worin er ſich jedoch leider gezwungen ſah, den Widerſpruch zu äußern: die Kopernikaniſche Lehre, „welche er als frommer Katholik für gänzlich unrichtig erachte und vollſtändig leugne", ſtehe in vorzüglichſter Uebereinſtimmung mit den teleſkopiſchen Entdeckungen, die im Gegentheil mit den anderen Weltanſchauungen durchaus nicht in Einklang zu bringen ſeien. Zum Schluſſe ſprach er aus, da die Kopernikaniſche Lehre von der geiſtlichen Autorität verdammt, die Ptolemäiſche nach den neuern Forſchungen unhaltbar, und die des Tycho de Brahe noch unzureichend ſei, müſſe man nach einer neuen ſuchen. Trotzdem wurde das Buch von Galilei's Feinden bei der Inquiſition denunzirt, jedoch ohne Erfolg; ja Papſt Urban VIII. las es mit Wohlgefallen. Derſelbe ſprach ſogar den Wunſch aus, Galilei bei ſich zu ſehen, und der Gelehrte machte ſich auf den Weg, indem er den Wahn hegte, den Papſt für das Kopernikaniſche Syſtem günſtig ſtimmen zu können. Er mußte aber einſehen, daß nichts zu hoffen ſei, obſchon ihn der Papſt mit Gunſtbezeigungen überhäufte. Letztere ermutigten ihn indeſſen zu einer Streitſchrift zur Vertheidigung der Kopernikaniſchen Lehre, in der er dieſe jedoch abermals als nicht wahr bezeichnen zu müſſen glaubte. Aber die ſo vielfach von Kurzſichtigen für wiſſenſchaftliche Kühe gehaltenen Jeſuiten waren es auch jetzt wieder, welche gegen den Forſcher Ränke ſpannen und in Ermangelung beſſerer Argumente durch Graſſi's Feder behaupteten, Galilei's Phyſik führe dazu, das „wirkliche Enthalten ſein des Leibes Chriſti im heiligen Abendmal abzuleugnen"! Dieſer Angriff fand indeſſen wenig Zuſtimmung. Galilei aber ging 1629 an ſein Hauptwerk: „Dialog über die beiden wichtigſten Weltſyſteme, das Ptolemäiſche und Kopernikaniſche". Es iſt ein Geſpräch zwiſchen ſeinen verſtorbenen Freunden Sagredo und Salviati, als Vertretern des letztern und einem gewiſſen Simplicius, als Verteidiger des erſtern. Das Werk iſt durchaus ſatiriſch gehalten, wozu Galilei durch das heuchleriſche Verhalten der Kurie gezwungen war. Die Einleitung nennt ſogar das päpſtliche Edikt von 1616 gegen die Kopernikaniſche Lehre ein „heilſames", und der Schluß läßt die Vertheidiger der letztern ſich bei Simplicius ent-

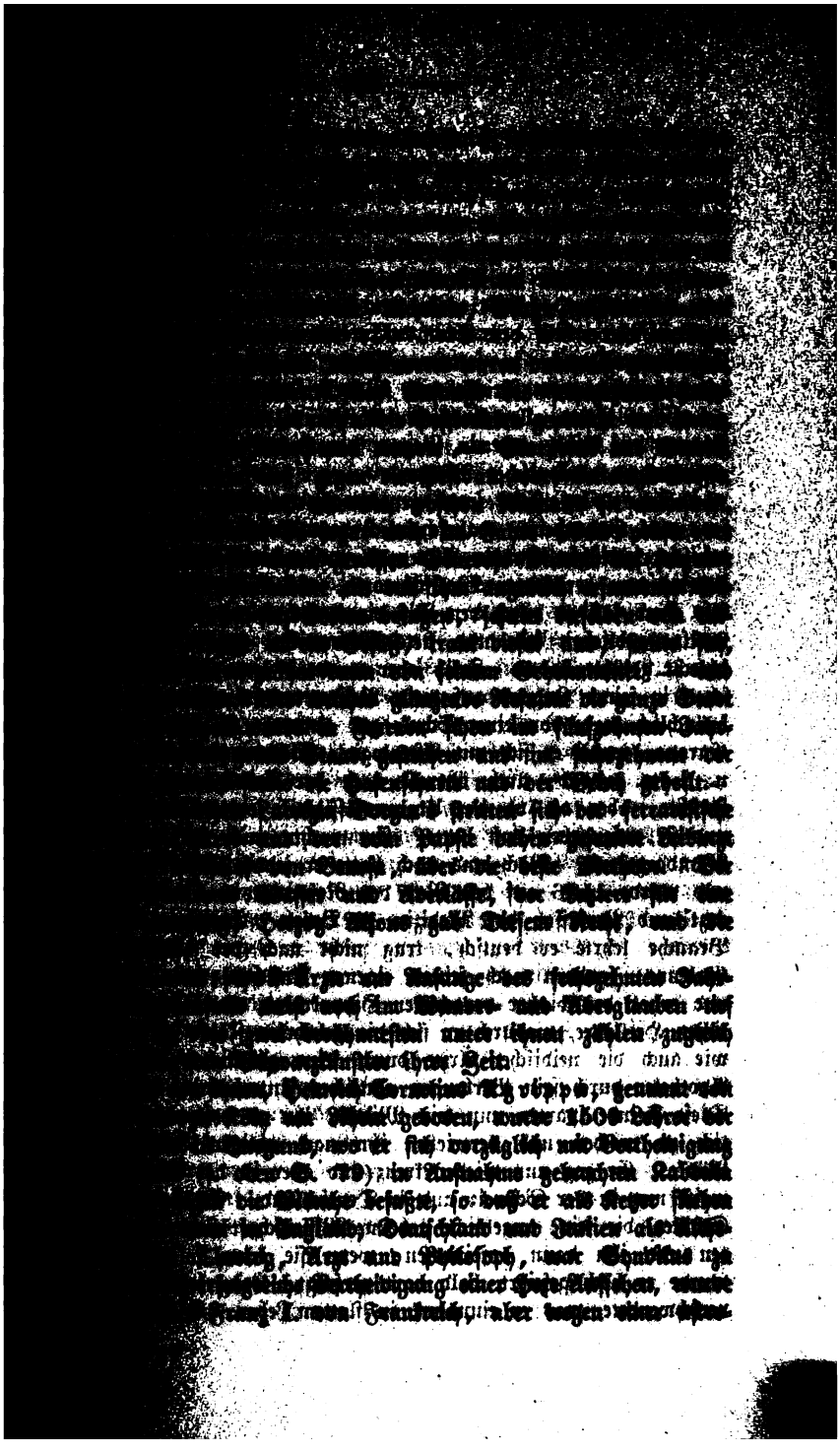


Auch war er wahrſcheinlich niemals förmlich eingekerkert, ſondern in anſtändigen Zimmern und während eines Theiles ſeines Aufenthaltes zu Rom im Palaſte des für ihn außerordentlich und aufopfernd beſorgten toscaniſchen Geſandten Niccolini untergebracht. Der 22. Juni brachte das ewige Schandmal Roms, die Verurteilung wiſſenſchaftlicher Wahrheit, an das Licht des Tags, und zwar geſtützt auf ein gefälſchtes Schriftſtück, das die freche Lüge enthielt, als wäre dem Gelehrten der fernere Vortrag ſeiner Lehre verboten worden. Das Urteil lautete auf Verbot des „Dialog", Kerker für den Verfaſſer auf eine nach Ermeſſen des heiligen Officiums zu beſtimmde Dauer, und Verpflichtung deſſelben, in den drei folgenden Jahren wöchentlich einmal die ſieben Bußpſalmen zu ſprechen! Wahrlich, es bedarf nicht der Folter und des Kerkers, um die Kurie zu verurteilen; der bloße Inhalt dieſes Dekrets bedeckt ſie für ewige Zeit mit Schmach. Des Angeklagten berüchtigte feierliche Abſchwörung der Entdeckungen vor dem Ketzergerichte beſchloß würdig die Komödie. Der Papſt begnadigte nun den Gepeinigten zu einer beſchränkten Art von Freiheit.

Sein ganzes noch übriges Leben blieb Galilei, wenn auch anſcheinend frei, doch thatſächlich ein Gefangener der Inquiſition, die ihn trotz aller Verwendungen von Toscana aus, wohin er nun zurückkehrte, nicht freigab, ſondern unter ſtrenger Aufſicht hielt. Auch erſchien jetzt durch ihr Auftreten ermutigt, eine Menge elender Pamphlete gegen das neue Weltſyſtem, deren Verfaſſer ſich nicht ſchämten zu behaupten: die Erde könne ſich nicht bewegen, weil ſie keine Glieder und Muskeln habe, die Sterne, Sonne und Mond würden durch Engel fortgeſchoben, und dies könne bei der Erde ſchon deshalb nicht der Fall ſein, weil in ihrem Innern nur Teufel und keine Engel wohnten! Galilei wurde nach der Villa Arcetri bei Florenz verwieſen und durfte ſie ohne Erlaubniß des heiligen Officiums nicht verlaſſen; ja man drohte ihm mit Einkerkerung, wenn er noch einmal um die Erlaubniß zur Ueberſiedelung nach Florenz einkomme, wie er in Anbetracht ſeiner ſchwachen Geſundheit gethan. Er durfte er nur in gewiſſem beſchränktem Maße Beſuche empfangen. Zu dieſen Quälereien ſchuf er noch ſeine Dialoge „Delle nuove scienze", obſchon erblindend. Erſt ſeit dieſem traurigen Ereigniß erhielt er die Erlaubniß, nach Florenz ziehen zu dürfen, aber unter Androhung der Einkerkerung und Exkommunikation, wenn er ausgehe oder mit jemand über die „verdammte Meinung" von der doppelten Erdbewegung ſpreche. Nichts kennzeichnet ſo wie dieſer Befehl die Angſt der Kurie vor den ihr Anſehen untergrabenden Forſchungen der Wiſſenſchaft. Schamlos weiſe wurde Galileis eigener Sohn zu ſeinem Wächter gemacht und demſelben eingeſchärft nicht zu dulden, daß Beſuche lange verweilten! Nach einiger Zeit mußte er wieder nach der Villa Arcetri zurückkehren; elend, krank und blind und beſtändig im Auftrage der Inquiſition ge-

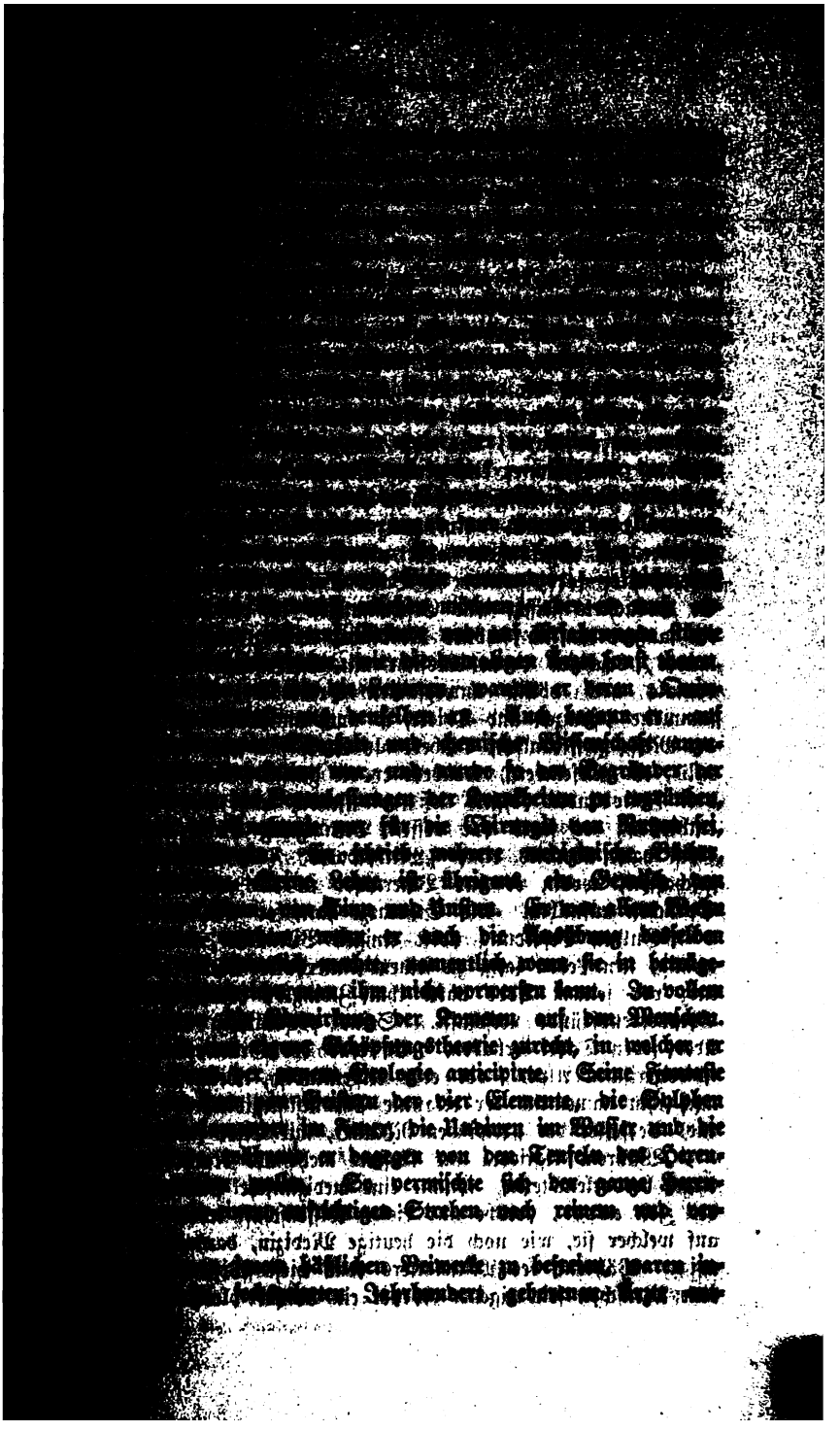


podius (urſprünglich Rauchfuß oder Haſenfuß aus Frauenfeld Schweiz, geboren 1531, geſtorben 1600) für das dortige Mün ſammenſetzen ließ. Dasſelbe beſaß ſchon ſeit dem vierzehnten Jahr eine aſtronomiſche Uhr, welche den Sonnen- und Mondlauf u Kalender wies, aber ſpäter zerfiel. Die Fertigung neuer aſtron Uhren in Bern 1527 und in Zürich 1538 gab Anlaß, auch in burg 1547 an das Werk zu gehen, das ſich zwar bis 1571 ver aber 1574 bereits vollendet war. Die Uhr war ſo geſtaltet, d Pelikan auf dem Rücken einen Globus von drei Fuß Durchmeſſ der ſich täglich einmal umdrehte und ſo alle Erſcheinungen an und Mond in allen Konſtellationen des Fixſternhimmels zeigte. kommende Scheiben gaben die Finſterniſſe, die Sonntagsbuchſtab beweglichen Feſte, die Mondphaſen, die Stellung der Planeten u an. Das Werk ſtockte merkwürdiger Weiſe im Jahre des Au der franzöſiſchen Revolution, 1789. Ein ſeltenes Originalger der Zeit des Daſypodius war Joſt Bürgi (lat. Byrgius), 15 Lichtenſteig in der ſchweizeriſchen Grafſchaft Toggenburg gebor kam 1579, ohne gelehrte Bildung genoſſen zu haben, als Hofuh in die Dienſte des eifrig der Aſtronomie ergebenen Landgrafen Wilh von Heſſen-Kaſſel, der ihn ſeiner Geſchicklichkeit wegen in einem an Tycho de Brahe einen „zweiten Archimedes“ nannte, und aſtronomiſche Inſtrumente verfertigen mußte, ſo Sextanten, Hi globen und andere, welche allgemein bewundert wurden. Bürgi auch den Dreifußzirkel, das Triangularinſtrument und gleichzei Galilei und ohne Wiſſen von Dieſem, den Proportionalzirkel (d Galilei's iſt reichhaltiger an Theilungen, der Bürgi's praktiſch barer). Er ſtellte auch zahlreiche aſtronomiſche Beobachtungen a ſonders nachdem er aus den Dienſten des verſtorbenen Landgrafen in jene des Kaiſers Rudolf in Prag übergetreten war, wo er kennen lernte und von ihm geſchätzt wurde. Er entdeckte 161 veränderlichen Stern im Sternbilde des Adlers und Antinous un den Mut, Wallenſtein gegenüber die Aſtrologie eine Abſurdität zu Sein größtes Verdienſt iſt jedoch die Erfindung der Logarith und zwar vor dem Engländer Neper, wie Kepler in den rudolf Tafeln bezeugte; er machte ſie jedoch erſt ſpäter (Neper ſchon durch den Druck unter dem Titel „Arithmetiſche und geometriſch greſſ-Tabul“ (1620 in Prag) bekannt. Bürgi berechnete inde einer Logarithmenfolge erſt die Zahlen, während Neper, Bri die Neueren umgekehrt aus einer beſtimmten Zahlenfolge die L men zogen. Bürgi ſtarb 1632, nachdem er Prag kurz zuvor v in Kaſſel.



logiſchen Profezeiung zu Gunſten des Connetable von Bourbon laſſen, in den Niederlanden als Feind der Wiſſenſchaften und Ka eingekerkert, und ſtarb 1535 im Hoſpitale zu Grenoble. Sein Hauptwerke widerſprechen einander auf die ſeltſamſte Weiſe. W er in der Abhandlung de vanitate scientiarum alle Wiſſenſc auch die myſtiſchen der Aſtrologie, Alchemie und Kabbala, für übe und eitel erklärt, erhebt er in der Schrift de philosophia occul letzteren wieder auf den Tron. Er war witzig und kenntnißreich lateiniſchen Sprache in ſeltenem Maße mächtig, aber unbeſtändi leidenſchaftlich, vom Triebe nach Wahrheit erfüllt, aber allem Wa geben, ein Feind aller kirchlichen Übelſtände, blieb aber Katholik, Freund der Bibel und ein Gegner der Hexenprozeſſe, aber ein B unbekannter dämoniſcher Mächte.

Theophraſtus (auch genannt Aureolus Bombaſtus) Par ſus von Hohenheim, wahrſcheinlich dem Geſchlechte Höhener aus im ſchweizeriſchen Kanton Appenzell entſtammend, war 1493 z ſiedeln, dem berühmten Wallfahrtorte, als Sohn eines Arztes g Als Kind ſoll er durch den Biß eines Schweines entmannt und bartlos geblieben ſein und ſtets Widerwillen gegen das weiblich ſchlecht gefühlt haben. Früh aber wurde er zum Arzte beſtimmt, ſchon in ſeiner Jugend auf weite Reiſen und wanderte, wie dam bräuchlich war, von einer Schule zur andern. Er durchſtreifte faſ Europa, wobei er ſich mit Aſtrologie, Alchemie, Chiromantie, u. ſ. w. abgab, auch überall nach der Anwendung der Arzn forſchte, aber oft ob der Unzuverläſſigkeit ſeiner Kunſt mutlos und ſie aufzugeben Luſt hatte. Er machte auch mehrere Feldzü Wundarzt mit. Nach und nach hatte er jedoch Glück mit ſeinen und wurde 1526 auf den Rat des Reformators Ökolampadius arzt und Profeſſor der Medizin zu Baſel. Entgegen dem bis Brauche lehrte er deutſch, trug nicht nach der alten Autorit Galenos, ſondern nach ſeinen eigenen Anſichten und Erfahrung und erhob den bisher verachteten Hippokrates, den Gründer der lichen Heillehre, wodurch er ſich die gelahrten Zöpfe zu Feinden wie auch die neidiſchen Ärzte durch ſeine glücklichen Erfolge, u Apotheker durch ſein Verlangen amtlicher Unterſuchung ihrer Gift Dieſe Feinde ſparten nun kein Mittel, ihn zu verleumden und lich zu machen und vertrieben ihn nach einigen Jahren durch Ränke. Er zog nun wieder kreuz und quer in der Welt herum, meiſt nur in der Schweiz und in Deutſchland. Es begleiteten ih Schüler, die ſeine angebliche geheime Wiſſenſchaft ſich anzueignen ten und ihn dann anfeindeten, wenn ſie keine ſolche lernten. wurde er hoch gefeiert, bald hart verfolgt. Karg lebte er nicht, v verſchwendete, was er einnahm, in flottem Leben. Die Armen beh



ſchloſſen, in deren Hervorragenderen wir wirklich wiſſenſchaftliche Coombos und Kopperniks ihres Berufes kennen lernen.

Wie Agricola (ſ. oben S. 365) die Mineralogie, ſo bea auch ein Arzt in neuerer Zeit die Botanik und Zoologie, und zi Landsmann des Paracelſus, — der Zürcher Konrad Geßne armer Familie 1516 geboren. Sein erſter Lehrer war Oswald conius (Geißhüsler aus Luzern) und deſſen Gehilfe Thomas ? aus Wallis. Zwingli verſchaffte ihm ein Stipendium, kurz b bei Kappel, an ſeiner Seite Geßners Vater, fiel. Der Wai wurde Famulus bei dem Prediger Capito in Straßburg, blieb e nicht lange, ſtudirte dann in Bourges bei Wolmar die alten S und dann in Paris, bis ihn die religiöſen Verfolgungen nad trieben. Nachdem er ein armes Mädchen geheiratet, wurde er Profeſſor der griechiſchen Sprache in Lauſanne, widmete aber ſeine ſtunden der Botanik. Um ganz dem Lieblingsfache leben zu ſetzte er das angefangene aber unterbrochene Studium der Me Montpellier fort, wurde in Baſel Doktor und 1541 zu Hau Er beobachtete fleißig alle Erſcheinungen in der Natur, ſo na ein außerordentlich ſchönes Nordlicht, beſtieg die Berge ſeines landes, beſchrieb deren Ausſicht mit dichteriſchem Gefühl, bere damals noch völlig unwegſamen Hochthäler und Päſſe der ſammelte Pflanzen und Thiere, ſo auch am Meere zu Venedig, der Meſſe zu Frankfurt Bücher, als Stoff für ſeine Bibliotheca salis, ein Rieſenwerk, welchem er die große „Geſchichte der Th drei Foliobänden folgen ließ, die jedoch nicht das vollſtändig enthielten; er ſtarb vor deſſen Beendigung 1565. Sein uni Geiſt hatte überdies einen „Mithridates" (de differentiis ling geſchaffen, worin er das Vaterunſer in 22 und Studien üb Sprachen aufnahm. Als Stadtarzt hatte er 30, als Ober-S 100 Gulden Beſoldung nebſt einigen Viktualien, welche Kargh zwang, ſein Leben lang zu ſeinem Unterhalte Bücher zu ſchreiben kurz vor ſeinem Tode hatte ihm Zwingli's Nachfolger Bullin Chorherrenpfründe verſchafft. Seine perſönlichen Eigenſchaften über jeden Tadel erhaben. Er war der Gründer der Kenntn ſchweizeriſchen Alpen, der erſte Alpenklubiſt, welche edle Beſch nach ihm namentlich der bekannte Chroniſt Ägidius Tſchudi ve rus, Verfaſſer der „Alpiſchen Rhätia", mit Eifer fortſetzte.

Während Agricola und Geßner mehr als Naturforſcher, d Ärzte hervorleuchteten, tauchte eine mediziniſche Schule aus dem der Zeit empor, welche nur dieſer Wiſſenſchaft lebte. Die Gru auf welcher ſie, wie noch die heutige Medizin, baute, war die A mie. Während des Mittelalters war dieſe Wiſſenſchaft, ohne dem Menſchen ſein eigener Körper ein Rätſel bleibt, und weil

das Altertum blos in der spätern alexandrinischen Zeit betrieben hatte, durchaus unbekannt, den Arabern ebensosehr als den Christen. Der Professor Montini de' Luzzi in Bologna war (1306) der Erste, welcher einen menschlichen Leichnam öffentlich zergliederte und ein Lehrbuch der Anatomie schrieb. Trotzdem begnügte sich die lichtscheue medizinische Zunft noch Jahrhunderte hernach mit der blinden Anbetung der Autorität des Galenos, bis es endlich dem französischen Arzte André Vesal (Vesalius), geboren 1514 zu Brüssel aus einer von Wesel am Rhein stammenden Familie, gelang, der Anatomie Bahn zu brechen. Er lehrte sie seit 1540 zu Basel, Padua, Bologna und Pisa, ließ 1543 zu Basel seine „Corporis humani fabrica" erscheinen, wurde Karls V. erster Leibarzt und nach dessen Tode Philipps II., in dessen Staaten aber Neid und Fanatismus seine Wissenschaft verfolgten. Die Inquisition, welche in jeder Forschung Ketzerei sah, verurteilte Vesal zum Tode, wandelte aber dies Urtel aus Gnade in ein solches zu einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe um. Er vollführte diese; aber auf der Rückkehr wurde er bei einem Schiffbruche auf die Insel Zante verschlagen und starb dort 1564.

Einer seiner Schüler zu Padua war Gabriel Falopia oder Fallopio, geboren 1523 zu Modena, wo er Kanonikus wurde. Dies genügte ihm jedoch nicht; er unternahm weite Reisen und lehrte Anatomie zu Ferrara, Pisa und Padua, sezirte, was damals sehr viel war, jährlich bis gegen sieben Leichname, schrieb auch ein Lehrbuch seiner Wissenschaft, welches Vesal noch kurz vor seinem Tode recensirte, starb aber selbst vor seinem Lehrer in der Blüte seiner Jahre 1562. Nach ihm sind mehrere innere Theile des menschlichen Körpers benannt.

Unter den Schülern Fallopio's befand sich ein dritter großer Anatom, Hieronymus Fabricius aus Aquapendente im Kirchenstaate, geboren 1537. Er wurde 1562 Nachfolger seines Lehrers in Padua und bewirkte dort die Errichtung eines anatomischen Theaters. Er starb nach mehreren wichtigen anatomischen Entdeckungen, besonders bezüglich der Blutgefäße, 1619.

Ein Fach- und Zeitgenosse der Obigen, Bartolommeo Eustachio, aus San-Severino in der Mark Ancona, war nicht Lehrer, sondern Arzt in Rom, wo er in gedrückten Verhältnissen lebte und 1574 starb. Seinen eifrigen Forschungen zu Ehren sind nach ihm der Verbindungskanal zwischen dem innern Ohre und dem hintern Mundtheile (Tuba Eustachii) und die Hohlader (Valvula Eustachii) benannt. Seine trefflich gezeichneten „Tabulae anatomicae" wurden 1552 vollendet, aber erst 1714 herausgegeben, seine Schriften 1707 und 1736 durch Boerhave in Holland.

Weiter und umfangreicher entwickelte sich die medizinische Wissenschaft im siebenzehnten Jahrhundert, wo der Anatomie bereits die Phy-

siologie zur Seite trat und die größte Entdeckung der Zeit bietet des innern Menschen Platz griff. Ihr Urheber war Willia vey, geboren 1578 zu Folkstone, 1598 bis 1602 Schüler ricius zu Padua, wo er Doktor wurde, wie später nochmals zu Ca In London als Arzt niedergelassen, erhielt er 1615 die Ste Professors der Medizin und Chirurgie und darauf eines k Leibarztes. Schon seit dem Beginne seiner Vorträge lehrte Theorie vom großen Kreislaufe des Blutes (den kleine schon vor ihm Servet, Columb und Cäsalpin gekannt), die er 1628 nach hinlänglicher Prüfung durch Versuche in seinem Ha de motu cordis et sanguinis bekannt machte. Der zweite Ha stand seiner Aufmerksamkeit, die Lehre von der Zeugung, verd das Gesetz, daß jedes Thier aus einem Ei entstehe, was er Buche: de generatione animalium (1651) zu beweisen versu damit der Meinung von einer generatio aequivoca, d. h. U von Organismen aus formlosem organischem Stoffe entgegentra Frage übrigens von ihm weniger gründlich behandelt wurde, Hauptlehre, und auch noch jetzt nicht gelöst ist. Seit 1630 v vey Karls I. Leibarzt, lebte nach dem Sturze des Königtums London und starb 1657 auf seinem Landgute zu Hampstea Galilei war auch er von neidischen und bornirten Menschen u Entdeckungen willen verfolgt worden. Obschon er darüber den Theil seiner Praxis verloren, erlebte er dennoch seine vollständi fertigung und die allgemeine Anerkennung seiner Lehre.

Zweiter Abschnitt.

Die Wissenschaft des Geistes.

A. Die Philosophie.

Die freie Forschung im Gebiete der Körperwelt, des Weltall wie der Erde und der organischen Wesen, muß notwendig auch suchen einer Ergründung der Bedingungen und Ursachen ge Seins und Strebens führen. Die Schwierigkeiten jedoch, wel geistige Gebiet, dessen Zusammenhang mit der Körperwelt s Sache der Vermutung bleiben wird, aller Forschung entgegens diese zweite Hälfte vom Reiche des Wissens nur langsam und hilflicher Weise sich entwickeln.

Wir haben bereits (Bd. III. S. 341 ff. und oben S. 61) gesehen, daß die geisteswissenschaftlichen Bestrebungen des Mittelalters in der Scholastik aufgingen, die ihrerseits, weit entfernt, dem freien und kühnen, wenn auch vielfach irrenden und schwankenden Fluge der altgriechischen Philosophie zu folgen, — eine gehorsame Magd der Theologie war. Mit dem allgemeinen Aufschwunge der Geister im fünfzehnten Jahrhundert vertrug sich ein Genügen hieran schlechterdings nicht mehr. Mit dem Aufkommen einer Opposition gegen die herrschende Theologie und mit dem gleichzeitigen Wiederaufleben des klassischen Altertums war zugleich auch die Axt an den übrigens sonst schon verdorrenden Baum der Scholastik gelegt, der denn auch nach Kurzem fiel, als sich jenen Faktoren noch die Reformation zugesellte. Diese geistigen Kämpfe nahmen die europäische Menschheit so in Anspruch, daß sie weder Zeit noch Lust hatte, sich mit Spekulationen des reinen Denkens zu befassen, eine eigentlich philosophische Thätigkeit daher, seit dem Sturze der Scholastik nicht existirte. Wie während des Mittelalters die Herrschaft der römischen Theologie, so unterdrückte während der Reformationsbewegung der Kampf zwischen jener und der protestantischen Theologie alles freie Denken. Erst nachdem dieser Kampf von den Kathedern und Kanzeln auf die Schlachtfelder übergegangen und zu einem politischen geworden war, die Theologie aber in beiden Lagern verknöcherte und die Humanistik pedantisch und unfruchtbar wurde, da sah sich der nie rastende Menschengeist auf neue Gebiete angewiesen. Auf der einen Seite trieb ihn, wie erzählt worden, die Entdeckung neuer Länder zur Erforschung dieser und zugleich des Himmels; auf der andern aber, da der Dualismus des Körperlichen und Geistigen dem Menschen angeboren ist, und die einseitige Naturforschung eine Reaktion hervorrief, griff die Enträtselung der dunkeln Fragen des Seelenlebens Platz. Auch diese ideale Forschung gründete sich theilweise auf die reale, ging aber, ohne sich an irgendwelche Regeln zu binden, über sie hinaus. Es war eine philosophische Übergangsperiode, gleichsam die Kindheit der neuern Philosophie. Sie hatte sich aus den Fesseln der Theologie losgerissen und bewegte sich auf völlig konfessionslosem Boden, tastete aber noch umsonst nach einem bestimmten Prinzip und nach Regeln des Denkens. Die Versuche, zu solchen zu gelangen, waren manigfach. In Italien drückte ihnen die Begeisterung für die Natur einen pantheistischen Stempel auf. Im schmucklosen, aber geistig innigern Deutschland nahm die Übergangsphilosophie den Charakter grübelnder, tiefsinniger Theosophie an. Im bewegten, praktischen England gründete sie sich auf Beobachtung und Erfahrung und vermied sowol Schwärmerei als Grüblei. Frankreich verhielt sich noch passiv in dieser Periode und beschränkte sich in dem einzigen Denker, den es in derselben hervorbrachte, in Pierre de la Ramée oder Petrus Ramus, auf die Opposition

gegen die ariſtoteliſirende Scholaſtik. Ramus war 1515 geboren ſeit 1543 in Wort und Schrift mit Feuereifer gegen die letztge Richtung auf, wurde 1551 Profeſſor der Dialektik und Rete Paris, lebte ehelos und mäßig, wolthätig und ſchaffend, und mu Hugenot oft fliehen, bis ihn 1572 ein fanatiſcher Kollege (Cha hieß der Elende) verriet und der Mordſtahl der Bartholomäusna Leben endete.

Die italieniſche Übergangsperiode führt uns die Sch Giordano Bruno, Tommaſo Campanella und Lucilio Va die deutſche den Grübler Jakob Böhm, die engliſche den En Sir Francis Bacon vor.

Die erſte Spur ſelbſtändiger philoſophiſcher Forſchung je klaſſiſchen Altertum treffen wir in Giordano Bruno, gebor 1550 zu Nola in Campanien. Von ſeiner Jugend iſt nicht vie bekannt, als daß er Dominikaner wurde, als welcher er der Wiſſ leben zu können wähnte. Schon früh verſuchte er ſich in m Schriften. Bald aber geriet er durch ſeine ſchwärmeriſche Ve der Natur und ſeine glühende Sinnlichkeit in unlösbaren Wid mit ſeiner Eigenſchaft als Mönch. Um ſeine Leidenſchaften je bezähmen, wandte er ſich von der Dichtkunſt, der er zuerſt geopfe Philoſophie und von dieſer, durch die Scholaſtiker angeekelt, zur wiſſenſchaft. Mit Begeiſterung ergriff er das kopernikaniſche — und es war um ſeine Gläubigkeit gethan; denn wo ware dieſem Syſtem Himmel und Hölle? Er wurde Pantheiſt, ſah G noch in der Natur, die er als unendlich und ewig — dem Rau der Zeit nach — verehrte; — ihre Seele war Gott oder di Vernunft, die Alles aus ſich heraus ſchafft! Jetzt haßte er die Ki den Glauben, — das Chriſtentum. Noch die Mönchskutte t bezeigte er in ſeinen Schriften den Dienern der Kirche die tiefſ achtung. Er überſchüttete mit zermalmendem Hohne den Wunder und ſah nur im heitern, der Schönheit huldigenden Griechenn wahre Erlöſung. Er behielt ſeine heidniſche Religioſität lange in Innern, ehe er ſeinen Ordensbrüdern gegenüber nur gegen die k chriſtlichen Dogmen auftrat. Kaum aber war dies geſchehen, ſo er zur Unmöglichkeit im Kloſter, entfloh demſelben 1580 und w nach Genf, wo Calvins Nachfolger Beza herrſchte, — Beza, de theidiger des Mordes an Servet! Da war ſeines Bleibens nich wandte ſich nach Lyon, Touloufe, Paris, — überall regirte Da er tödtlich haßte. Er ſchlug eine Profeſſur in der franzöſiſchen ſtadt aus, weil ſie ihn zum Beſuche der Meſſe verpflichtet hätt England hoffte er einen günſtigern Boden und begann in Oxfor träge zu halten, — die anglikaniſche Orthodoxie vertrieb ihn In London endlich war es ihm vergönnt, ſich frei zu äußern un

Gedanken durch die ihm bisher versagte Presse zu verbreiten, und zwar meist in seiner italienischen Muttersprache, die damals am englischen Hofe sehr beliebt war. Er schrieb: La cena delle ceneri (das Gastmal der Gebeine), dell' infinito universo e mondi (vom unendlichen All und den Welten), della causa, principio ed uno (vom Grunde, dem Prinzip und dem Einen), spaccio della bestia trionfante (die Vertreibung des triumfirenden Thieres), degli eroici furori (von der heroischen Liebeswut), Cabala del cavallo Pegaso (Geheimniß vom Pferde Pegasos). Latinisch kamen von ihm heraus: explicatio triginta sigillorum, recens et completa ars reminiscendi und epistola ad universitatem Oxoniensem. In allen verkündete er ohne allen Rückhalt, aber auch mit großer Eitelkeit, seine glaubens- und christenfeindlichen Ansichten. Der Zufall wollte es, daß 1586 seine Gönner, der englische Hofbeamte Philipp Sidney und der französische Gesandte Mauvissier, London verließen; da wurde ihm durch Intriguen seiner Feinde der weitere Aufenthalt unmöglich gemacht. Nach kurzem Weilen in Paris zog er nach Deutschland. In Marburg wurde ihm aber das Lehren verweigert, nicht so in Wittenberg. Melanchthon, der Calvin über Servets Verbrennung beglückwünschte, ließ den viel ungläubigern Bruno sonderbarerweise Vorträge halten, — freilich nur über Retorik und Logik. Nach größerer Freiheit brennend, schien ihm in Braunschweig das Glück zu leuchten, zerschellte aber bald an der Exkommunikation, die ein lutherischer Pfaffe gegen ihn schleuderte. In Frankfurt veröffentlichte er einige latinische Schriften über Metaphysik. Aber bald wandte er sich aus unbegreiflichen Gründen gegen Süden, über Zürich — nach Italien, aus dem er entflohen! Auf der Hochschule in Padua, — unter venetianischer Herrschaft, — ließ man ihn lehren, — so lange die Inquisition es nicht erfuhr. Aber ihr Auge wachte, und sie ließ den nach Venedig Geflohenen ergreifen. Des wackern Sarpi Einfluß verzögerte mehrere Jahre seine Auslieferung nach Rom, die aber endlich 1598, man sagt, in Sarpi's Abwesenheit, — dennoch stattfand. Er wurde in die Kerker der Inquisition geworfen und nach zwei Jahren Inquirirens und Schmachtens degradirt, exkommunizirt und am 17. Februar 1600 auf dem Campo de' Fiori in Rom lebendig verbrannt. Ohne Zagen oder Seufzer rief er den Henkern zu: „Euch selbst macht euer Urtel mehr zittern als mich." — Er hatte viele Fehler, es ist wahr, — aber es ist keine unehrenhafte oder unsittliche Handlung von ihm bekannt und namentlich war ihm jede Heuchelei fremd. Aufrichtig bekannte er sich in finsterer Zeit als Anhänger einer Richtung, welcher sich die Gebildeten unserer Gegenwart immer mehr nähern! Jetzt steht zu Neapel sein Standbild, und Anfangs 1865 verbrannten die Studenten vor demselben — die päpstliche Encyklika!

Tommaso Campanella war 1568 zu Stilo in Calabrien geboren. Er wurde im krassesten Aberglauben erzogen, und dies ging

ihm noch lange nach. Im sechszehnten Jahre wurde er Dominikan
bildete sich vorzüglich in der scholastischen Philosophie und in de
nischen Poesie aus. In Cosenza sollte er Theologie studiren, fand
keinen Geschmack daran und beschäftigte sich statt dessen mit einer S
der Philosophie, da ihn der Pseudo-Aristoteles der Scholastiker mi
abstieß. Schon im zwanzigsten Jahre hielt er den Franziskanern
über eine siegreiche Disputation, und zwei Jahre darauf unerkan
ebensolche in Neapel. Schnell berühmt geworden, trat er als G
steller auf und entwickelte sein System, in welchem er eine den grie
Philosophen nachgebildete Theorie der Weltschöpfung aufstellte. G
die Wärme und die Kälte für die zwei von Gott, „der dem Sei
Eins und Alles ist", geschaffenen Weltbildner, als deren Prod
nach damaliger Weltanschauung den Himmel (der Wärme) und d
(der Kälte) betrachtete; aus der Einwirkung der ersten auf die
leitete er alle Dinge ab. Allen Körpern, selbst den unorganischen,
er Sinne und Empfindung zu, und so auch der Welt im Ganz
er als ein großes Wesen auffaßte. Offenbar nährte sich sein
mit platonischen Ideen, die er etwas verchristlichte, so daß er
Wunder und Offenbarung — im Gegensatze zu Bruno, — als
vorhanden nachzuweisen suchte*). Bei aller Unreife seiner Ideen
Streben nach Wahrheit in ihm nicht zu verkennen. Was wa
natürlicher, als daß er, bei dem Mangel an aller rationellen
und bei seiner Erziehung, in seinen Bestrebungen auf allerlei m
kabbalistische und andere Thorheiten verfiel, die sein Ideal trübte
es zu zerstören? Von den Aristotelikern bei der Inquisition der Z
angeklagt, entfliehend und sein fantastisches Evangelium predigend,
wanderte er Italien; Rom und Florenz, Venedig, Padua und P
hörten ihn. Selbst schwärmend für eine allgemeine Bekehrung de
durch die Macht der Überzeugung, fiel er doch selbst, als Geg
Scholastik und Anhänger heidnischer Philosophen, wiederholt in de
dacht der Ketzerei. Endlich (1599) nach Neapel zurückgekehrt,
er sofort von seinen Feinden der Inquisition in die Hände geliefert,

*) Prodromus Philosophiae instaurandae, id est Dissertationis de
rerum compendium secundum vera principia, ex scriptis Thomae
nellae praemissum. Cum praefatione ad philosophos Germaniae. F
furti excudebat Joannes Bringerus sumptibus Godefridi Tam
M.DC.XVII. — F. Thomae Campanellae de sensu rerum et magia
quatuor, pars mirabilis occultae philosophiae, ubi demonstratur, m
esse Dei vivam statuam, beneque cognoscentem; omnesque illius
partiumque particulas sensu donatas esse, alias clariori, alias obs
quantus sufficit ipsarum conservationi ac totius, in quo consentii
fere omnium Naturae arcanorum rationes aperiuntur. Tobias
recensuit et nunc primum evulgavit, Francofurti apud Egenolphum
lium, impensis Godefridi Tampachii Anno M.DC.XX.

der falschen Anklage, er sei mit dem Gedanken umgegangen, die spanische Gewaltherrschaft über sein Vaterland zu stürzen und eine Republik an an ihre Stelle zu setzen. Man inquirirte heraus, daß außer ihm noch viele Mönche hierfür gepredigt und eine Menge Städte und Dörfer sich damit einverstanden erklärt hätten; die Nonnen sollten befreit, die Jesuiten und übrigen feindlichen Mönche niedergemacht werden, ebenso: die Verschworenen hätten von den Türken Zusage von Hilfe erhalten und bereits Schritte hierfür gethan. Campanella und seine angeblichen Mitschuldigen wurden verhaftet und wiederholt gefoltert, der Philosoph aber, weil man ihn für verrückt ausgab, mit dem Tode verschont und auf Lebenszeit eingekerkert. In seinem harten Gefängnisse schrieb er sein Werk vom Sonnenstaate (Civitas solis), eine den modernen Socialismus voraus ahnende Art von Utopia, doch der des Morus nicht zu vergleichen, und mehrere politische, theologische, philosophische, astronomische und selbst medizinische Schriften, die nicht frei von Fantasmen und Hirngespinsten, aber auch reich an schönen Gedanken sind, — obschon die Inquisition ihm meist seine Schriften wegnahm, — und empfing die Besuche des deutschen Gelehrten Tobias Adami, welcher seine Lehre in Deutschland verbreitete. In der „Monarchia Hispanica“ suchte er den spanischen König für sich günstig zu stimmen, indem er bewies, daß ihm die Weltherrschaft gebühre*)! Denn sein Charakter war von politischem Wankelmute so wenig frei, wie von astrologischem Wahn, wie er denn auch bald gegen Machiavelli schrieb, bald wieder in seinen eigenen Schriften dessen Grundsätze zu verwirklichen Anleitung ertheilte. Um die geistliche Gerichtsbarkeit gegenüber der weltlichen zur Geltung zu bringen, verwendeten sich die Päpste für seine Freiheit, die ihm endlich nach 27 Jahren geschenkt wurde, doch eigentlich nur in einer Auslieferung nach Rom bestand. Nach drei Jahren schon gab ihm aber der Papst Urban VIII. volle Freiheit und bewilligte ihm selbst einen Gehalt, wofür der Grund wol darin zu suchen ist, daß Campanella ihm den obersten Platz in seiner idealen (d. h. spanischen!) Weltmonarchie zugedacht hatte. Auch wurde in Rom sein „Atheismus triumphatus“ gedruckt, eine Vertheidigung der christlichen Dogmen mit Hilfe platonischer Ideen, aber voll von Unreimtheiten und von heftigen Ausfällen auf die Reformatoren. Da Campanella bei Spanien im Verdachte stand, in Rom in französischem Interesse gegen jene Macht zu agitiren, und demzufolge ihm von derselben nachgestellt wurde, floh er 1634 nach Frankreich, wo ihn der

*) Thomas Campanella, von der Spannischen Monarchy, oder außführliches Bedencken, welcher massen, von dem König in Hispanien, der gantzen Weltherrschung ꝛc. Anstalt zu machen seyn möchte. Worinnen ꝛc. von den gelindsten Mitteln Regiment zu erhalten oder auß zu breyten gehandelt wirdt. Nun erstlich auß dem Italiänischen in unser teutsche Sprach versetzt ꝛc. Getruckt im Jahr 1623. (Ohne Ort.)

Kardinal Richelieu sehr auszeichnete, der seine abergläubigen Schwächen theilte. Er starb 1639 zu Paris in einem Kloster seines Ordens, und wenn man im Ungewissen sein sollte, ob er den Größen des Aberglaubens oder denen der Wissenschaft zuzutheilen sei, so ist für uns der Umstand entscheidend, daß er trotz aller Verirrungen in einem entschiedenen und beharrlichen Streben nach wissenschaftlichem Fortschritte begriffen war.

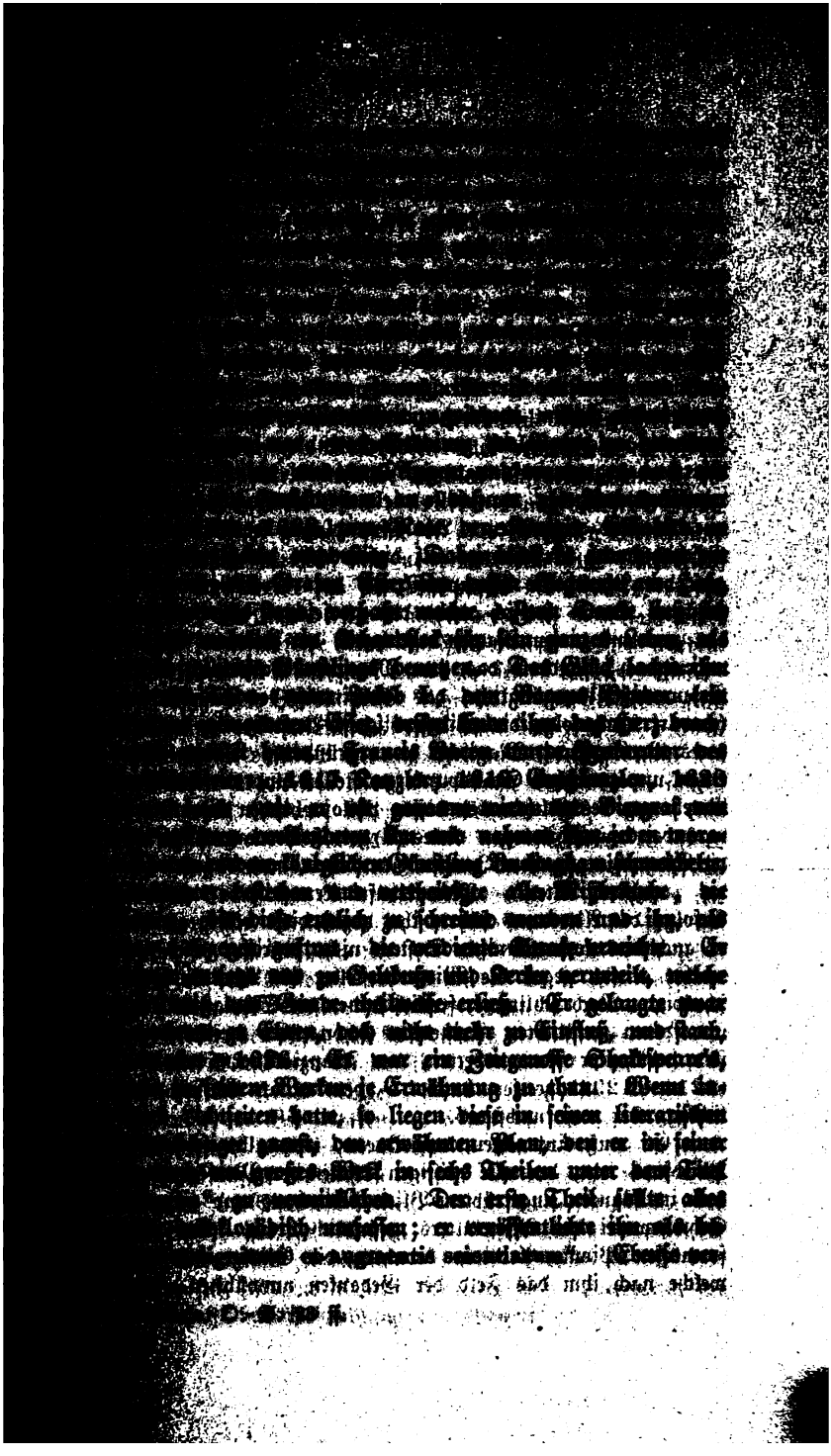
Lucilio Vanini, geboren zu Taurosano im Königreich Neapel, 1585, als Sohn eines Pächters des spanischen Vicekönigs, wurde schon in zarten Jahren nach Rom gesandt, um Philosophie und Theologie zu studiren, konnte jedoch beiden Wissenschaften, wie sie damals und dort betrieben wurden, keinen Geschmack abgewinnen, während er sich dagegen mit Begeisterung den Naturwissenschaften, Astronomie, Physik und Medizin, zuwandte. Indessen vollendete er seine Studien in Neapel, fügte ihnen auch dasjenige der Rechte bei, wurde Doktor derselben, ging dann nach Padua, wo er, mit bitterer Armut kämpfend, sich in seine Lieblingsschriftsteller Aristoteles, Averrhoes, Pomponazzi (s. S. 26) und Cardano (s. S. 379) vertiefte, denen er entnahm, was er für vernünftig hielt, den Rest als veralteten Wahn liegen lassend. Sie bestärkten ihn namentlich in seiner Überzeugung von der Nichtigkeit des Glaubens an die Unsterblichkeit der einzelnen Seelen und von der günstigen Einwirkung des Nichtglaubens an dieselbe auf die menschliche Moral. Man erzählt, er hätte sich mit dreizehn gleichgesinnten Freunden entschlossen, jene Überzeugung in der Welt zu verbreiten, und ihm sei die Aufgabe zugefallen, dies in Frankreich zu thun. Von da an nannte er sich nicht mehr Lucilio, sondern (als „Eroberer Galliens") Julius Cäsar. Er machte sich also auf die Reise. Unter manigfachen Schicksalen verfaßte er auf derselben mehrere Schriften, in denen er, den Zeitverhältnissen gemäß, gezwungen war, seine Ideen unter katholischer und ketzerfeindlicher Maske zu verbergen (wie Galilei die seinigen unter der des ptolemäischen Systems), wenn sie nicht sofort unterdrückt werden sollten. Er erhielt denn auch für dieselben die Censur der Sorbonne in Paris, welche in ihrer Weisheit seine Absicht nicht merkte, und unterwarf ihren Inhalt sogar dem Papste. Als man aber die wahre Tendenz der Bücher entdeckte, wurden sie von der nämlichen Sorbonne verdammt, und derselbe Mann, der 1614 bei einem Besuche in London als Katholik eingekerkert, doch bald wieder entlassen worden, sah sich in Frankreich als Ketzer verfolgt, verhöhnt und mißhandelt. Es ist nicht zu verwundern, daß ihn dies erbitterte und zu manchen unklugen Äußerungen hinriß. So in Toulouse, wo er ein Asyl zu finden hoffte. Die Grundsätze aber, die er dort seinen Schülern einflößte, riefen die Inquisition gegen ihn wach. Er wurde im November 1618 verhaftet. Im Verhöre leugnete er, ein Atheist zu sein (was er als Pantheist wol in gewissem Sinne konnte) und behauptete in begeisterter Rede, daß ein Strohhalm, den er aufhob, das Dasein Gottes

1624, erschien eine seiner Schriften und zwar die größte: der Weg zu Christo, im Drucke, worauf der wütende Pfaffe seine Vertreibung aus der Stadt bewirkte, die zwar der Rat zurücknahm, ihm jedoch, auf ein heftiges latinisches Elaborat seines Gegners, den Rat ertheilte, die Stadt zu meiden, damit letztere nicht in Unannehmlichkeiten gerate. Er ging nach Dresden, wo ihn hohe Kreise sehr feierten. Bald nach seiner Rückkehr starb sein Feind, und er folgte ihm in drei Monaten nach. Die Unduldsamkeit verweigerte ihm eine Leichenrede und schändete sogar sein Grab. Böhm war ein unscheinbares, schmächtiges Männchen, aber von edelm musterhaftem Charakter und Lebenswandel. Er war der erste protestantische Mystiker. Der Grundzug seines Wesens und seiner Werke ist Sehnsucht nach Erkenntniß des Göttlichen in Christus, der Natur und dem Menschen. Darauf baut sich sein weiteres Bestreben: den Geist des Christentums in seiner Reinheit zu erkennen und lebendig darzustellen, namentlich das Dasein und Wirken Gottes auf das Tiefste nachzuweisen, auch selbst in Gott zu leben und Gottes Geist in sich leben zu lassen und daher alle Selbstsucht, weil sie sich von Gott losreißt, zu vermeiden. In diese ächt mystischen, namentlich an Thomas von Kempen erinnernden Prinzipien mußten sich natürlich auch Verirrungen einschleichen, die, dem Charakter der Zeit gemäß, nicht nur auf gezwungene Deutelei göttlicher Dinge (Theosophie), sondern auch auf Alchemie und Magie hinausliefen, besonders aber auf Kabbalistik, wie denn große Theile seiner Werke sich mit Buchstabenklauberei über heilige Worte befassen. Es fehlt daher auch seinen Werken, wie an höherer Bildung und Stilistik, so auch an Klarheit, Zusammenhang und Konsequenz. In auffallender Weise erscheint er oft als Pantheist, womit dann wieder seine anderweitige Betonung des christlichen Glaubensinhaltes schlecht zusammenstimmt*). —

Böhms sämmtliche Werke wurden zum ersten Male (die einzelnen schon früher) 1682 in Amsterdam durch den Schwärmer Johann Georg Gichtel in zehn Bänden herausgegeben; schon früher wurden sie nieder-ländisch übersetzt. Eine glänzende Genugthuung für Böhm war es, daß der Sohn seines Peinigers Richter einen Auszug aus seinem Werke auf eigene Kosten in Thorn herausgab. Es bildete sich eine eigene Sekte seiner Anhänger und Bewunderer, welche bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein einen lebhaften Federkampf für seine Grundsätze gegen Angriffe auf dieselben führte. Die letzteren gingen durchweg von der lutherisch-orthodoxen Richtung aus; die Pietisten mit Spener an der Spitze näherten sich dagegen Böhm in Manchem, während ihn die Aufklärung als ein Kind seiner Zeit mit Unbefangenheit und ohne Leidenschaft auffassen kann.

Die bisherigen Forscher der philosophischen Übergangsperiode [illegible]

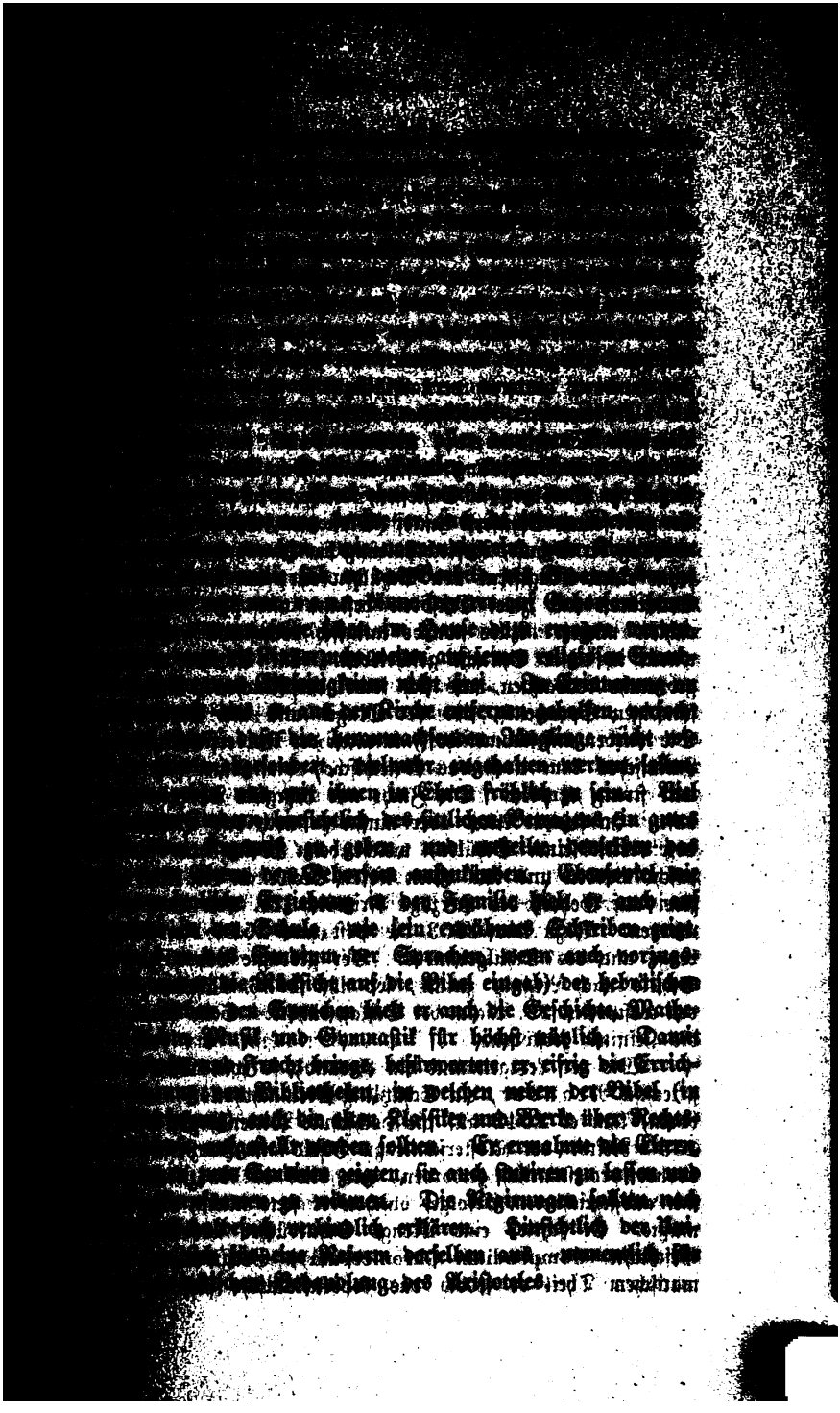
*) Näheres s. Feuerbach, Gesch. der neuern Philosophie, S. 131 ff.

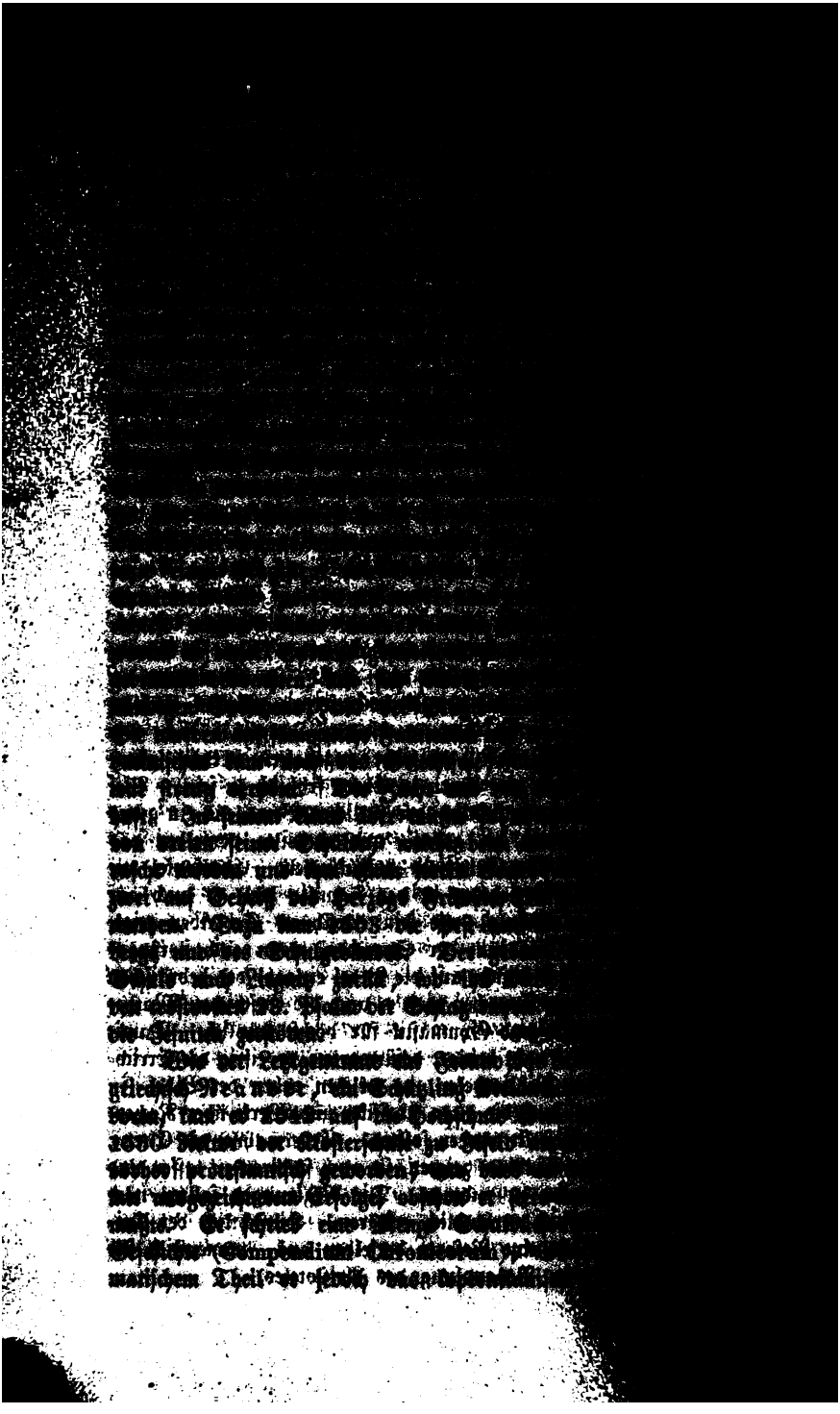


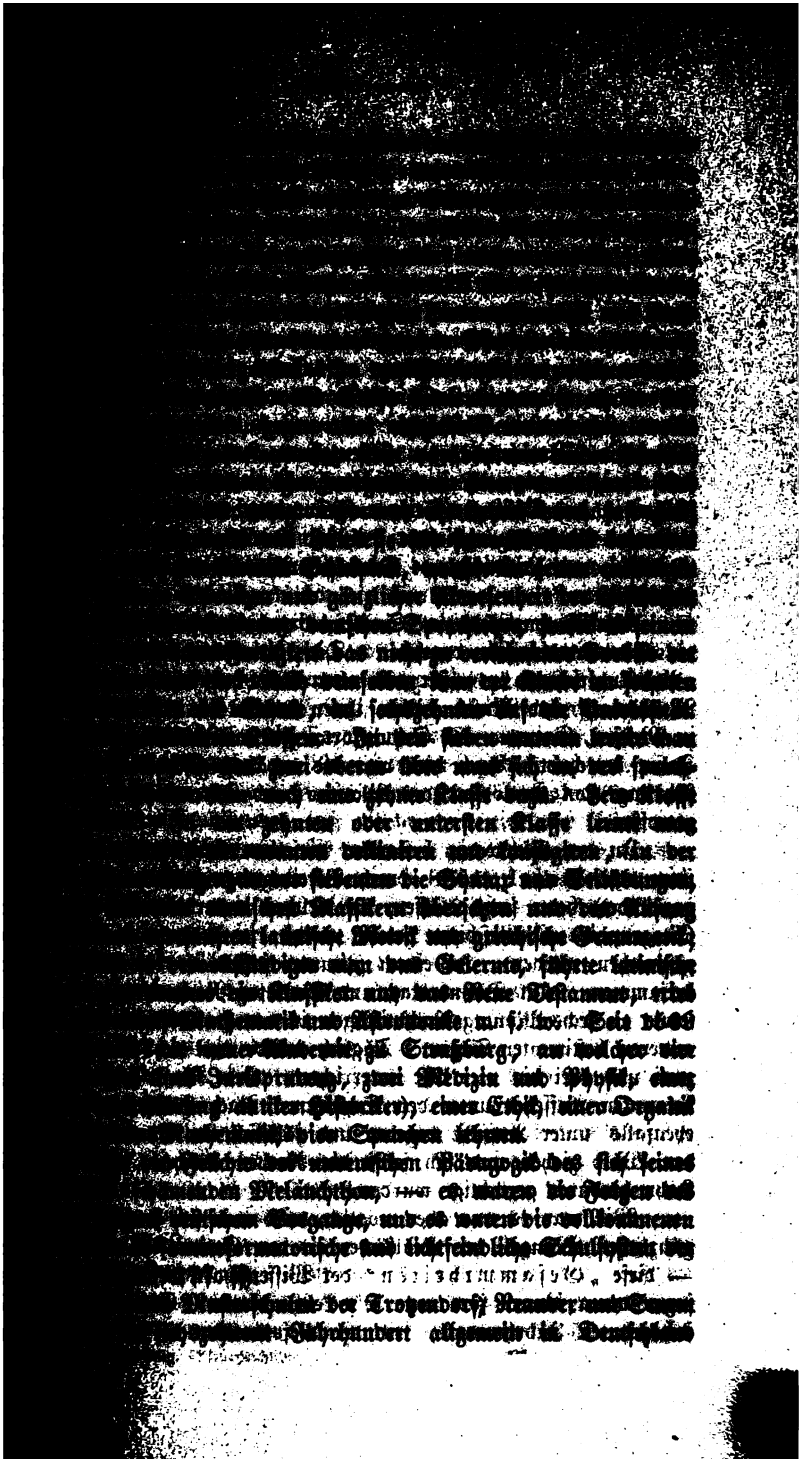
fuhr er mit dem zweiten Theile, den er „Novum Organum sive J vera de interpretatione naturae“ nannte. Der Reſt, welcher natur ſchaftliche Thatſachen und des Verfaſſers philoſophiſche Grundſätze en ſollte, blieb unvollendet.

Bacon ging von dem Grundſatze aus, daß ſich die Menſch der Natur ab- und einſeitig den Büchern und Menſchenſatzungen zug hätten, woher es rühre, daß über die Natur die abenteuerlichſten T und Fabeln, wie z. B. von Drachen, Meermenſchen, wunderb Pflanzen und Steinen und dergleichen verbreitet und geglaubt Er unternahm es, die Menſchen vom blinden Nachbeten der Schri zu befreien, indem er ſie zu unmittelbarer Beobachtung der Nat forderte, welche zugleich zu erkennen und zu beherrſchen ihr Ziel ſ eiferte dagegen, daß man ein Traumbild der Fantaſie für das der Welt ausgebe; man ſolle vielmehr, verlangte er, die Dinge wie ſie ſind betrachten. Als Grundlagen der Wiſſenſchaft erk Geſchichte und Erfahrung, auf dieſen ruhe die Phyſik mit der M auf der Phyſik die Metaphyſik mit der — Magie. Unter der verſtand Bacon freilich nicht den zu ſeiner Zeit herrſchenden Bl den man mit dieſem Namen bezeichnete, der ja ſeinen Grundſätzen g widerſprach, ſondern das dem Menſchen thatſächlich Verborgene, Erkenntniß Unzugängliche, das Geheimniß des Jenſeits und Gotte verwarf demzufolge die philoſophiſchen Verſuche der verſchiedenen jenes Verborgene, Magiſche zu ergründen. Daher ſuchte er ſ einen unparteiiſchen Standpunkt zu ſtellen und verſchmähte die unk Verehrung des Altertums, deſſen philoſophiſchen Wortſtreit er ver was bei den Philologen vieles Ärgerniß hervorgerufen hat. Er die Alten die „wahren Jungen“ der Welt, und dagegen ſeine Zeit die „wahren Alten“. Mangelhafte Kenntniß der naturwiſſenſcha Erfolge des Altertums führte ihn dazu, dieſe völlig zu unterſchätz er auch das kopernikaniſche Syſtem nicht begriff. Des nämlichen machte er ſich gegen die Wiederherſteller des Altertums, die Hum ſchuldig. Noch ſchlimmer freilich kamen die Scholaſtiker weg, gegen und deren gefälſchten Ariſtoteles ſchon über dreihundert Jahre ſein berühmter Namensvetter, der Franziskanermönch Roger B (1214—1294) geeifert hatte, — dem er an Wiſſen voran-, a lichkeit aber weit nachſtand.

Es muß einleuchten, daß Bacon, trotz aller ſeiner Fehler, d Philoſoph war, der alle geiſtigen Thaten der Menſchheit mit umfa und im Ganzen ungetrübtem Blicke betrachtete und mit aller roma Schwärmerei des Mittelalters gründlich brach. Auf ſeinen noch formloſen Pionier-Arbeiten beruhten die Erfolge der geiſtigen F welche nach ihm das Feld der Gedanken umwühlten.







nachgeahmt. In Würtemberg beſchränkte man die Gerechtigkeit gegen das deutſche Element auf die unterſte Schulſtufe, die Elementarſchule, die man wegwerfend „deutſche Schule“ nannte. Wer mehr lernen wollte, beſuchte die höhere, lateiniſche Schule, welche ſechs Klaſſen zählte. Schon in der dritten von unten auf wurde Cicero geleſen, dagegen nirgends eine Spur von deutſcher Sprachlehre und Realfächern. Aus dem Vermögen der aufgehobenen Klöſter ſtiftete Herzog Chriſtoph 1556 die Kloſterſchulen, welche die tüchtigſten Schüler der lateiniſchen Schulen mit der Verpflichtung aufnahmen, ſich dem Kirchendienſte des Landes zu widmen. Im zwölften bis vierzehnten Jahre trat man ein, bildete ſich in der Philologie weiter aus und erlernte das ABC der Theologie. Im ſechs- oder ſiebenzehnten Jahre trat man an die Univerſität über, wo die nach einer Prüfung als die beſten ausgewieſenen Kloſterſchüler in das Tübinger Stift aufgenommen wurden, in welchem ſie freie Koſt und Wohnung erhielten. Außer der Theologie trieben ſie Hebräiſch, Griechiſch und Lateiniſch, — Dialektik, Retorik und Mathematik, — ſonſt nichts!

Ähnlich wurde es in Sachſen gehalten. Auch dort waren blos die Elementarſchulen deutſche. Die lateiniſchen Schulen hießen hier „Partikularſchulen“; außer den alten Sprachen lehrten ſie in fünf Klaſſen Mathematik und Muſik. Über ihnen ſtanden die drei Fürſtenſchulen in Meißen, Grimma und Schulpforta, jede mit drei Klaſſen, aber auf ſechs Jahre berechnet. Auch hier war die unpädagogiſche Anordnung der Aufführung von Komödien des Plautus und Terentius durch die Schüler getroffen.

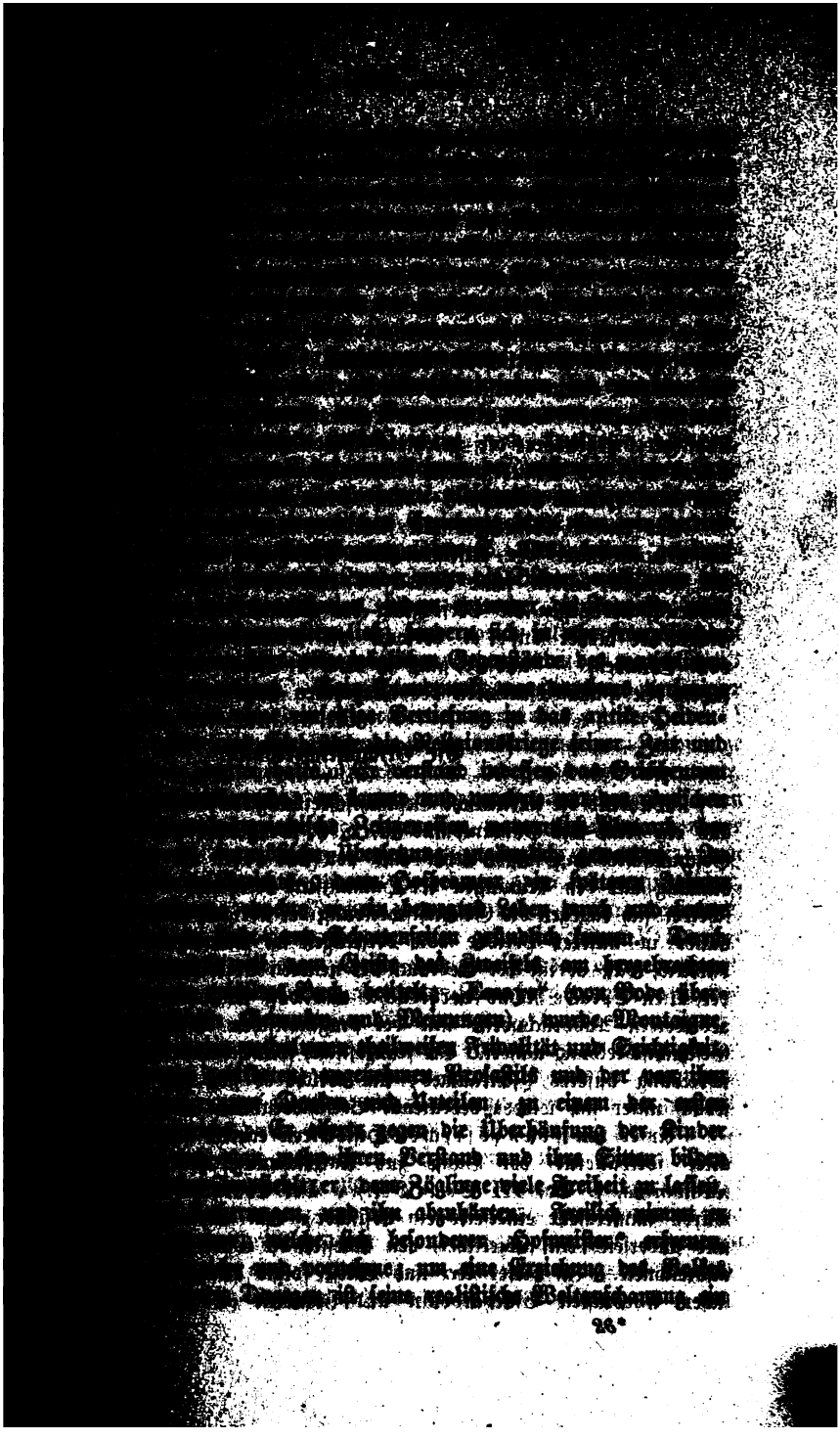
In der Schweiz beſtanden dieſelben Verhältniſſe. Das Gymnaſium von Baſel (1588 durch Vereinigung zweier lateiniſcher Schulen gegründet) hatte ſechs Klaſſen, an welchen weder deutſch, noch Arithmetik, Geographie und Geſchichte gelehrt wurde; ja es durfte nicht einmal deutſch geſprochen werden. In einem Zimmer ſaßen oft bis auf 200 Schüler beiſammen. Am Donnerstag und Samstag Nachmittags war ſtets frei, ſowie an ſechs Montag-Nachmittagen in den Hundstagen und an mehreren anderen beſtimmten Tagen. Täglich wurde von acht bis zehn, eins bis zwei und drei bis vier Uhr unterrichtet. Jede Klaſſe hatte einen ihr namentlich bekannten Aufſeher unter den Schülern. Nach Hauſe mußten ſich die Schüler ebenfalls unter Aufſicht begeben und jährlich im Sommer gemeinſam in den Wald ziehen und ſich ſelbſt die Ruthen brechen, mit denen ſie das ganze Jahr hindurch gezüchtigt wurden!

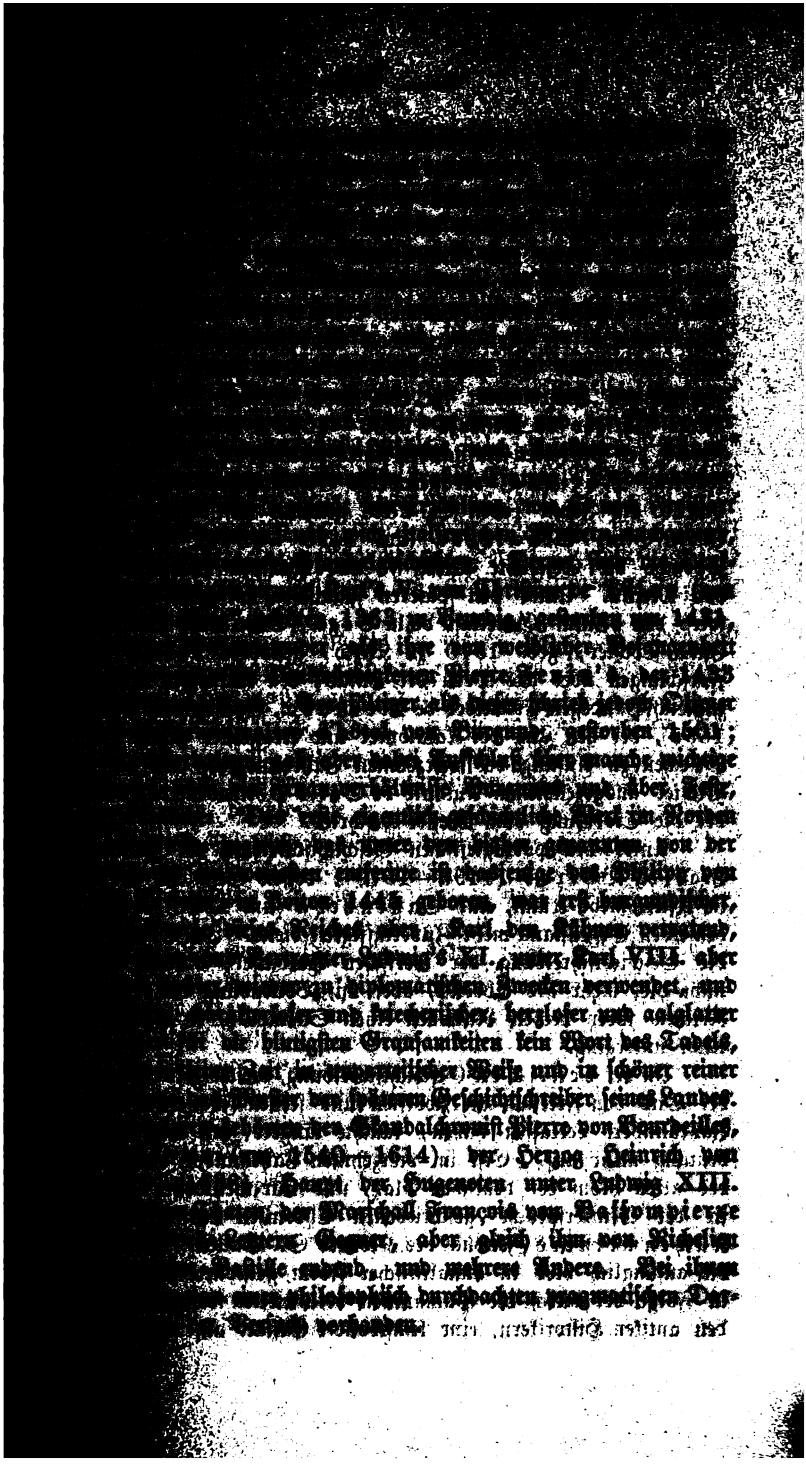
Wie war es nun aber möglich, wird man ſich fragen, daß bei dieſem gänzlichen Mangel der Realfächer an den Gymnaſien die Univerſitäten — dieſe „Geſammtheiten“ der Wiſſenſchaft, beſtehen konnten, ja ſich ſogar deren immer fort neue in's Leben traten? Es wurden nämlich im ſechszehnten Jahrhundert, ſeit der Reformation (ſ. oben S. 71),

der philoſophiſchen Fakultät wog die Philologie bei weitem vor; neben ihr erſchien wieder Das, was die Gymnaſien aus den alten Kloſterſchulen beibehalten hatten: Retorik, Dialektik, Mathematik u. ſ. w. Wittenberg beſaß im Jahre 1545 vier theologiſche, ſieben juriſtiſche, zwei (!) mediziniſche und zehn philoſophiſche, unter dieſen aber ſechs philologiſche, drei mathematiſche und phyſikaliſche Profeſſoren und einen für Dialektik und Retorik. Im Jahre 1572 kam als Neuigkeit ein Lehrſtuhl der franzöſiſchen (!) Sprache hinzu. Die deutſche hatte noch keinen, ebenſo wenig die Geſchichte und Naturgeſchichte. Der damalige Profeſſor der Aſtronomie in Wittenberg hatte den Mut, ſich an Koppernik anzuſchließen; aber er erfreute ſich ſehr weniger Zuhörer. Auch Melanchthon klagte oft über ſchlechten Beſuch ſeiner Vorträge. Wiſſenſchaftliche Sammlungen kamen ſehr ſpät auf. Vorträge über Anatomie begann in Wittenberg ein Theolog! Sektionen nahm ſeit 1526 der Mediziner Schurf vor; in Tübingen durften ſolche ſeit 1482 mit Erlaubniß des Papſtes Sixtus IV. alle drei bis vier Jahre (!) ſtattfinden. Erſt um 1550 begann man das anatomiſche Theater regelmäßig zu benützen und 1569 wurde geſtattet, Hingerichtete zu zergliedern. Einen botaniſchen Garten erhielten Königsberg 1551, Leipzig 1580, Breslau 1587, Heidelberg 1597, Tübingen 1652, Wittenberg, wo man ſeit 1624 botaniſirte, 1668. Naturalienſammlungen und Sternwarten fehlten in unſerer Periode noch gänzlich.

Indeſſen wurde die Beſeitigung der waltenden Übelſtände bereits in derſelben vorbereitet, — doch bezeichnender Weiſe in keinem der Länder, welche die Blüte des Humanismus prangen geſehen hatten (denn dieſer war ja gerade die Wurzel des antinationalen und realer Bildung feindlichen Schulweſens), alſo weder in Italien, noch in Deutſchland, ſondern gerade dort, wo der Humanismus ſpät eingedrungen war und geringe Früchte getragen hatte, — in England und Frankreich.

Auf den britiſchen Inſeln war es der bereits als Philoſoph erwähnte Sir Francis Bacon, der im Gebiete der Erziehung durch ſeinen Grundſatz der Notwendigkeit einer Anlehnung an die Natur und einer Befreiung von der blinden Anbetung literariſcher Autoritäten Bahn brach. Er war der erſte, welcher dem verbalen Realismus ſeiner Zeit, der die Realfächer, beſonders die Naturwiſſenſchaft mit bloſen Worten lehren zu können wähnte, den realen Realismus, d. h. die bis dahin verpönte Unterſtützung des Unterrichts durch Anſchauung entgegenſtellte und ſo [illegible] erſt Das anregte, was ſich, wie oben gezeigt, auf den deutſchen Universitäten ſo langſam einbürgern konnte, — Sternwarten, botaniſche Gärten, Naturalienſammlungen u. ſ. w. Freilich war die Methode, die er empfahl, noch ſchwerfällig und hemmte raſch faſſende, ſchnell vorwärtsſtrebende Geiſter, daher ihn Karl von Raumer beſchuldigt: eine Fahrſtraße für Frachtwägen auf den Helikon anlegen zu wollen, deren „geflügelte Geiſter“ [illegible] bedürfen. Dieſer fanatiſche Methodismus allein erklärt es, daß ein [illegible]





Die spanische Geschichtschreibung strebte schon seit dem dreizehn Jahrhundert nach Befreiung von mönchischer Vormundschaft, und K Alonso X. von Kastilien (s. Bd. III. S. 465) wirkte anregend dieser Richtung. Umsonst versuchte Pedro Lopez de Ayala, die an Geschichtschreibung zum unbedingten Muster der spanischen zu mache die nationale Richtung brach sich, doch allerdings nach antikem Vorbild Bahn, besonders seitdem Fernando del Pulgar am Ende des fünfzehnt Jahrhunderts die Zeit Fernando's und Isabella's in klassischer Sprach schilderte. Der Geschichtschreiber Spaniens und seiner Kolonien i sechszehnten Jahrhundert ist eine große Menge, aus welcher wir nu Diego Hurtado de Mendoza (1503—1575), herausgreifen, der die Ge schichte des Morisken-Aufstandes unter Philipp II. (1568—1570) schrieb, während Mariana, der gefeiertste Geschichtschreiber seines Vaterlandes, bereits als Jesuit (oben S. 280) genannt ist. Der ebenfalls gefeierte Juan Ginez Sepulveda (um 1490—1574) schrieb in lateinischer Sprache die Geschichte Karls V. und Philipps II. und der Eroberung von Mejiko. Unter den späteren spanischen Geschichtschreibern erwähnen wir: den „Inka" Garcilaso de la Vega (Sohn eines Spaniers und einer Inka-Tochter, geb. 1540 zu Kuzko, gestorben 1616), Verfasser von Forschungen über das Peru der Inkas, den klassischen Schriftsteller und zugleich Haudegen Francisco de Moncada, Grafen von Osona (1586—1635), der den Zug der Katalonier und Aragonier gegen die Türken und Griechen zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, und den zugleich als Dichter ausgezeichneten Antonio de Solis y Ribadeneira (1610—1686), der die Eroberung von Mejiko beschrieb.

Unter den portugiesischen Geschichtschreibern der Zeit ragten hervor Joao de Barros (1496—1570), dessen Geschichte der Eroberung in Asien mehr Kunst, und Castenheda (um 1550), dessen Werk für denselben Gegenstand mehr Zuverlässigkeit bietet. Im Ganzen also umfaßt die Geschichtschreibung der iberischen Halbinsel, obschon wesentlich noch nicht viel mehr als Chronik, aber mit Vollendung des Stils, gleich in Reichen ihrer beiden Nationen einen Schauplatz, in welchem die Sa nicht unterging.

In der deutschen Geschichtschreibung, welche wir (Bd. III. S. 3 bei Otto von Freising im zwölften und seinen Fortsetzern im dreizeh Jahrhundert verlassen haben, tauchte längere Zeit kein Name von B deutung mehr auf. Erst im vierzehnten Jahrhundert machte die Spra des alten Rom der deutschen Platz, und nur theilweise. Den Reigen in der Muttersprache geschriebenen Chroniken eröffnet Christians Küchenmeisters Zeitbuch des Klosters St. Gallen. Mit der Zeit n die anfänglich blos in annalistischer Form geordnete Chronik, namen in Folge der durch die Humanisten vermittelten bessern Bekanntschaft m den antiken Historikern, eine kunstvollere Gestalt an, ohne sich jedoch n

kritischer Sichtung der Quellen und ebensolcher Behandlung der Ergnisse zu erheben.

Im fünfzehnten Jahrhundert begegnen wir den ersten deutschen eschichtwerken und Denkwürdigkeiten von originellem Charakter. Das amhafteste dieser Bücher ist Twingers von Königshofen, eines riesters (1346—1420) elsässische Chronik, deren Zweck es war, dem olke eine in ernster Weise unterhaltende Erzählung und ein gutes Buch seiner Muttersprache zu liefern; sie folgte auch nicht streng der ahrzahl, sondern handelte die einzelnen Begebenheiten vollständig nachnander ab. Die Limburger Chronik aus derselben Zeit, von einem ekannten Verfasser, enthält wertvolle Beiträge zur Sittengeschichte. n zusammenhängender Darstellung bauten die Thüringer-Chronik des önches Johannes Rothe (gest. 1434) und die Geschichte der Stadt reslau vom Stadtschreiber Peter Eschenloer (gest. 1481) am Werke nigshofen's weiter. Unter den vielen Schweizerchroniken sind in dieser ziehung Thüring Frickers Geschichte des Berner Twingherrenstreites d Diebold Schillings Geschichte des Burgunderkrieges wegen treffher Darstellung hervorzuheben.

Eine weit bedeutendere Kraft als die bisher Genannten finden wir er am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in dem bairischen Prinzenieher Johannes Thurmayr, genannt Aventinus (1477—1534)*). urch die Humanisten klassisch gebildet, verlebte er seine jüngeren Jahre deren Idealen, — seine reiferen aber in den religiösen Kämpfen der formzeit. Um im Auftrage seiner fürstlichen Gönner die Geschichte ierns zu schreiben, durchforschte er gegen hundert Archive von Städten, chlössern, Klöstern und seine warme Vaterlandsliebe, gründliche geschichthe Bildung, Unbestechlichkeit, Begeisterung für alles Gute schmücken seine erke, deren bedeutendstes aus einer bairischen zu einer deutschen Geschichte rde. Freilich verlegte er die Anschauungen des Reformzeitalters in s frühe Mittelalter und huldigte dem Wahne seiner Zeit, den Völkern ichtete alte Könige, womöglich bis zur Sintflut hinauf zu geben (welchen erst der Elsasser Beatus Rhenanus in seiner 1531 erschienenen utschen Urgeschichte zerstörte). Aventin that dies vorzüglich aus dem streben, die Ehre der Deutschen hoch zu feiern, welche er auch Rom d den römischen Ansprüchen gegenüber mit glühendem Eifer vertheidigte. r seine antipäpstliche Gesinnung mußte er selbst Kerkerhaft dulden, ohne ß er jedoch Protestant geworden wäre. Unter seinen Zeitgenossen war ebastian Franck der erste Verfasser einer eigentlichen Weltgeschichte in utscher Sprache. In der späteren Zeit des sechszehnten Jahrhunderts inzte der geistvolle, aber der Reformation heftig abgeneigte größte

*) Aventin und seine Zeit. Vortrag in der k. b. Akademie der Wissenften den 25. Juli 1877, von J. von Döllinger.

Schweizer-Chroniſt Ägidius Tſchudi aus Glarus (1505—1572). Norden feierte noch ſpäter Johann Adolf Köſter, genannt Ne Lehrer und Prediger in Holſtein (geſt. um 1630), die Heldenkäm Ditmarſen. Im Ganzen war die Geſchichtſchreibung unſeres Zeitra wie wir wiederholt geſehen, noch in enger Verbindung mit der und Dichtung, und es folgt ihr daher als nächſtverwandtes Gebi des poetiſchen Schrifttums.

Sechſtes Buch.

Die Dichtung des Reformzeitalters.

Überſicht.

In dem erhabenen Reiche der Dichtkunſt, ſoweit es den von uns ſchildernden Zeitraum mit ſeinen Klängen erfüllt, laſſen wir die fünf an bauenden Völker Weſteuropa's (oben S. 298) in derjenigen Weiſe einanderfolgen, wie ſie durch die Art ihrer Betheiligung im Verhält- zu den Entwickelungſtufen der menſchlichen Kultur gegeben iſt. Wir nen nämlich drei Gruppen von Völkern unterſcheiden, von denen im formzeitalter die eine in ihrem dichteriſchen Schaffen nach der Ver- ngenheit zurück und eine andere nach der Zukunft voraus ſchaute, hrend eine zwiſchen beiden in der Mitte ſtehende ſich an der Gegen- rt genügen ließ.

Die erſte dieſer Gruppen, der Zeit nach, bewegt ſich im Geſichts- ſe vergangener Kulturſtufen, indem ſie theilweiſe die dichteriſche Wirk- mkeit derſelben nachahmt, theilweiſe aber das Leben und Treiben der- lben im Allgemeinen zum Gegenſtande dichteriſch geformten Stoffes ählt. Das erſtere iſt vorzugsweiſe der Fall bei den Franzoſen, s letztere bei den Deutſchen, doch nicht ohne daß jedes der beiden ölker auch an der bevorzugten poetiſchen Richtung des andern theilnimmt. enauer betrachtet, widmeten ſich die Franzoſen im Reformzeitalter und gar noch in dem auf dasſelbe folgenden der „Aufklärung" einer weit- henden, durch einſeitige Ausbeutung des Humanismus veranlaßten Nach- mung der Erzeugniſſe des klaſſiſchen Altertums. Nur ein Name von her Bedeutung, der zwar ebenfalls auf klaſſiſcher Bildung beruht, geht ne eigenen Wege, indem er ſeine Richtung auf ſatiriſche Verſpot- ng der Zuſtände des Mittelalters nimmt, — Rabelais. Dieſe

letztere Richtung ist dagegen die vorwiegende bei den damaligen D
bei welchen ihr ein Brant, Murner und Fischart huldige
rend zugleich in den „Gehrenden“ und den „Meistersängern“ di
kunst nach Form und Stoff des Mittelalters allmälig ausklingt.

Die zweite Gruppe folgt einer Richtung, welche in di
und Weise weder vorher noch nachher die dichterischen Geister
Es gehört hierher nur eine Nation, die italienische, mit
ihr gepflegten romantischen Heldengedichte. Zwar beru
selbe dem Stoffe nach zuerst auf einer Verbindung der antiken
logie mit dem französischen Roman des Mittelalters; aber die
ein Eigentum der Italiener des sechszehnten Jahrhunderts, welch
auch selbstgefundene Stoffe in dieselbe einkleideten.

Die dritte Gruppe endlich umfaßt diejenigen Völker, w
Reformzeitalter aus eigener Kraft einen Weg durch das Reich de
fanden, den ihnen keine frühere Zeit und kein früheres Volk
Es sind dies die Spanier und die Engländer, und das
das sie der Weltkultur darbrachten, war die nationale Bühn
allerdings ein Kind der Kirchenbühne des Mittelalters, aber e
ständig von dieser Mutter losgelöstes, auf eigene Füße gestellte
katholischen Spanien zwar theilte das nationale Drama in dem
stellenden Zeitalter die Herrschaft noch mit dem kirchlichen; im p
tischen England aber schwand letzteres spurlos dahin. Mit dies
der Dichtung blickten die beiden genannten Völker in eine ferne
welche, jetzt zur Gegenwart geworden, allerdings mehr der englisch
fassung nationaler Dramatik huldigt, aber auch theilweise der sp
noch Gerechtigkeit widerfahren läßt. Was indessen die englische
vor der spanischen voraus hat, den freien, an keine religiöse
gebundenen Geist des Schönen, das ersetzt die spanische Literatu
den gleichzeitig von ihr der Menschheit geschenkten genialen Ten
roman, mit dessen Schöpfung und bis auf die Form ächt dram
Haltung und Wirkung ein Cervantes an eines Calderon Seite st
einem Shakespeare die Stange zu halten.

Diese Gruppirung der Völker nach den Hauptmomenten ihr
terischen Thätigkeit schließt jedoch ein noch manigfacheres Zusamme
von Formen der Dichtung, als es hier skizzirt worden, keinesweg
So lebte das satirische Element nicht nur in den genannten Fr
und Deutschen, sondern auch im Epos eines Ariosto, im Roma
Cervantes und im Drama des großen Briten. Das romantisch
wanderte auch nach der iberischen Halbinsel und mit einem Erei
Camoens sogar nach beiden Ufern des Stillen Oceans, also beim
die Erde, wie mit dem Briten Spenser in fantastisch erfundene
Das Theater dagegen hat in unserer Periode bei keiner andern
als bei denjenigen, welche damals neue Welten entdeckten, erober

edelten, zu Hause aber die schärfsten politisch-religiösen Gegensätze zur ltung kommen ließen, also in jeder Beziehung das bewegteste Leben zuweisen hatten, — solche Blüten getrieben, die noch in ferner Zu- ft Lebensfähigkeit an den Tag legten.

Erster Abschnitt.

Die französische Poesie.

A. Die volkstümliche Dichtung.

Der Anbruch einer neuen Zeit im Leben der französischen National- eratur fällt zusammen mit dem Untergang einer abgesonderten proven- lischen Dichterwelt, die während des Mittelalters den Süden Frankreichs lebt und beherrscht hatte (Bd. III. S. 371 ff.) und mit ihrem Auf- hen in den literarischen Bestrebungen Nordfrankreichs. In ihrer Ge- mtheit hatten beide Landes- und Volkstheile, die nördliche Langue d'oil d die südliche Langue d'oc, der mittelalterlichen Romantik gehuldigt, lche hier sich nicht abhalten ließ, gegen die verdorbene Kirche funkelnde itze zu schleudern, dort aber, nachdem sie der höfischen Poesie Deutsch- nds die Stoffe zu ihren Parcivals und Tristans geliefert, den Gipfel- akt der Unnatur in dem fantastisch-verworrenen, beinahe indischen Gedicht- geheuer des Roman de la Rose (dreizehntes Jahrhundert) erreichte.

Mit der Vereinigung ganz Frankreichs in ein einziges literarisches biet ging das Erwachen des Humanismus in diesem Lande zu gleicher it vor sich. So erhalten wir in dem von uns geschilderten Zeitalter ei verschiedene Seiten der französischen Poesie; auf der einen Seite st die nationale Dichtung, die sich der Romantik entwindet, auf der dern der Beginn der dem Volke fremd gegenüberstehenden Hof- und lehrtendichtung, — der Embryo der spätern Pseudo-Klassizität. Der en dieser beiden Seiten war aber nur kurzes Leben beschieden; mit em glänzenden Meteor, dessen Name „Rabelais" hieß, blitzte sie auf, dann für immer unterzugehen, während der andern Seite, einer blendend staffirten, wattirten und geschminkten Lüge oder der Perücke auf dem xpirten Kothurn ein nur zu langes Dasein blühen sollte.

Der französische Volkshumor war schon seit dem Mittelalter ein bändiger loser Geselle, der sich über die empfindsamen Jeremiaden in ritterlich-dogmatischen Dichtungen der höfischen Romantik lustig hüpfend wegsetzte. Es ist sprechend, daß er, was ihm in keinem Lande sonst ng, sogar das Reich der Kirche mit ihren pompösen Ceremonien be-

herrſchte. Frankreich war das Heimatland der Eſels- und Nar
feſte (Bd. III. S. 190 f.). Dieſe Ausgeburten mittelalterlich-kir
Selbſtverſpottung gebaren auch das Volksdrama, welches in Fra
in die Abarten der Mystères (Darſtellungen aus der bibliſchen Ge
ebend. S. 400 ff.), der Moralités (allegoriſche Schauſpiele), der F
(komiſche Scenen aus dem Volksleben) und der Sotties oder S
(Poſſen mit ſatiriſcher Tendenz) zerfiel. Dieſe Gattungen wurde
der Derbheit des Volkshumors zu ſolchen Anſtößigkeiten und nic
Frivolitäten, ſondern ſogar Blasphemien fortgeriſſen, daß die Pä
verbieten mußten, freilich ohne Erfolg. Es wurde darin offen üb
Jungfrauſchaft Maria's geſpottet, Heilige in den entwürdigendſten
tionen vorgeführt und ſogar Gott Vater als altersſchwacher Grei
geſtellt, welcher ſchlief, während ſein Sohn auf Erden gekreuzigt

Ebenſo verband auch die lyriſche Volkspoeſie oft in einem un
ſelben Dichter die frömmſten und die ausgelaſſenſten Produkte,
Thibaut, Grafen von Champagne im dreizehnten Jahrhundert.
rühmt wurden die Volkslieder des Olivier Baſſelin im vierz
Jahrhundert, welche von ſeiner Heimat Val de Vire durch Korr
den Namen Vaudevilles erhielten, der ſpäter auf dramatiſche Stück
ging, in denen Couplets geſungen wurden. Im fünfzehnten Jahrh
glänzte als nationaler Dichter Franz Villon (geb. 1431, geſt.
ein wahrer Sohn des Volkes, im Leben und in der Sprache. E
ein leichter, lärmender, ja lüderlichen Geſelle, ſtets im Kriege n
Polizei, und ſchrieb im Volksdialekte. Ein volkstümliches Gedicht
Schelmen-Iliade, die Repues franches, ſchildert ſeine Abenteuer.
wir wiſſen nicht welches Vergehen (es bedurfte damals nicht viel
Galgen verurteilt, rettete er ſich unter deſſen Balken durch Improv
eines zugleich ſchalkhaften und rührenden Gedichtes. Darauf ver
aber aus Hunger wieder zum Diebe geworden, begnadigte ihn Ludwi
Villons Gedichte beſingen das Leben und die Erinnerungen des
die Liebe und alle poetiſchen Gefühle. Er beklagt ſelbſt ſein Vag
leben in ergreifender Weiſe:

Hè Dieu! Si j'eusse estudié
Au temps de ma jeunesse folle,
Et à bonnes moeurs dedié!
J'eusse maison et couche molle.
Mais quoy? Je fuyois l'escole
Comme fait le mauvais enfant;
En escrivant cette parolle,
A peu que le coeur ne me fend.

Es iſt Feuer, Kraft und Lebensweisheit in ſeinen Verſen, und er w
erſte franzöſiſche Dichter, der nicht mehr den Roman de la Rose
ahmte, ſondern ſeine Stoffe aus dem Leben ſelbſt ſchöpfte. — Im

aten und siebenzehnten Jahrhundert wurden die Liebeslieder des popu-
ten der französischen Könige, Heinrich IV., wahre Volkslieder.

Die Volksspiele sind indessen vergessen, — die Volkslieder größten-
ils verklungen, und ein einziger Volksdichter, — ein wahrer Gegensatz
Romantik, — hatte das Glück, unsterblich zu werden im Gedächtnisse
Nachwelt durch seinen überwältigenden und doch gewisse Schranken
Kunst beobachtenden Humor. Es ist der satirische Romandichter
nz Rabelais.

Bei Chinon im Jahre 1483 als Sohn eines Schenkwirtes geboren,
ächtes Kind des Volkes, — wurde Rabelais im Benediktinerkloster
uillé erzogen oder vielmehr aufgefüttert und stieg im Franziskanerkloster
ntenay-le-Comte, wo er sich mit den Sprachen von Hellas und Rom
traut machte, zum Novizen und 1511 zum Priester auf. Durch einen
ier Mitmönche, den gebildeten Humanisten Pierre Amy, wurde er
respondent Budé's, des Beschützers der Wissenschaften in Frankreich
) Freundes des großen Erasmus, und die Beiden studirten heimlich
chisch, was ihnen bei den bigotten Klosterherren den Verdacht der
erei und die Konfiskation ihrer Klassiker zuzog. Die ernste Beschäftigung
int indessen nicht auf die Dauer nach dem Geschmacke unseres angehenden
tirikers gewesen zu sein; denn bald finden wir ihn mit Amy entzweit
) von Budé mit Vorwürfen bedacht, später aber im unterirdischen Ver-
e des Klosters eingesperrt, wovon die Gründe verschieden angegeben
den; sie stimmen aber darin überein, daß er sich arge Verhöhnungen
kirchlichen Kultes zu Schulden kommen ließ. Einflußreiche Freunde
chafften ihm die Freiheit und Papst Clemens VII. erlaubte ihm den
rtritt in den Benediktinerorden. Er machte indessen nur vom ersten
ile dieser Dispense Gebrauch, nämlich von dem Rechte, den Franzis-
erorden zu verlassen, doch ohne dem andern beizutreten, wurde aber
dem in weltgeistlichem Gewande Sekretär des Bischofs von Maille-
. Er verbrachte seine Zeit mit satirischen und skeptischen Gedichten,
s aber die Zumutungen, welche ihm der damals in Poitou weilende
vin machte, eine Säule seiner neuen Kirche zu werden, mit Ironie
lck. Ohne bisher viel gethan zu haben, bezog der alte Knabe mit
undvierzig Jahren die Universität Montpellier, um sich der Heilkunde
widmen, und seine Schalkheit hinderte ihn nicht an fleißigem Stu-
n. Nach zwei Jahren war er bereits Prosektor zu Lyon und übte
neu aufkeimende Wissenschaft der Anatomie. Endlich aber gab ein
tischer Vorfall die Veranlassung dazu her, daß der unbekannte Arzt zum
ihmten Dichter wurde. Der Verleger seiner medizinischen Schriften
agte sich über deren geringen Absatz. Um ihn zu entschädigen, begann
belais seine gewaltige Riesenchronik, von welcher, wie er selbst sagt,
zwei Monaten mehr Exemplare verkauft wurden, als von der Bibel
zehn Jahren! Es ist bezeichnend, daß der Bischof von Paris, Jean

du Bellay, ihn nach dem Erſcheinen des erſten Theils (jetzt des ; ſeines ſo gar nicht frommen Buches zu ſeinem Sekretär wählte m mal mit ſich nach Rom nahm. Die Legende, welcher ſich nicht nur ſondern ſelbſt ſolche Kinder der Welt erfreuen, erzählt manchen d Zug von ſeinem dortigen Aufenthalte. Zurückgekehrt und von Gönner du Bellay 1546 mit einer Chorherrenſtelle in St. M ſchenkt, ſetzte er ſeinen komiſchen Roman fort. In demſelben wu ſeine mit ſo viel Schalkheit verbundene Klugheit wol gegen die als Ketzer zu ſchützen. Er ſparte zwar keine Geißel gegen die Sc der Geiſtlichkeit; aber er hütete ſich, ein Dogma anzugreifen; er ver das päpſtliche Syſtem nicht, ebenſo wenig aber die Reformation. Standpunkt war in religiöſen Dingen unbefangen, ähnlich etwa m eines Erasmus und Pirkheimer; daher ſympathiſirten die Freu Wiſſenſchaften, die vor Religionsſtreit Ruhe haben wollten, m die Dunkelmänner feindeten ihn an, ſo daß er vor ihnen nach M Von dort zum dritten Male von Bellay mit nach Rom genommen, er die Gunſt König Heinrich's II., und es gelang einflußreichen Fr ihm für ſeine Vergehen gegen die geiſtliche Zucht eine päpſtlich penſe, ja ſogar eine unentgeltliche auszuwirken, und damit un Weiſe die Erlaubniß, die Arzneikunde auszuüben, bis zum Schneid Brennen, — nur ohne Belohnung. Der König geſtattete ſogar d gezogenen Liebling der Franzoſen jener Zeit die Fortſetzung ſeiner chronik, — gegen welche das Parlament und die Sorbonne eiferten. Sie konnten aber nichts bewirken; denn in demſelben B Rabelais auch über die Engherzigkeit Calvins und der damaligen unterthänigen Genfer, dieſer Schreckbilder jedes guten Katholiken l brachte ſeine ſpäteren Jahre als Pfarrer zu Meudon zu, wo er w wirkte, als Vater der Armen und Lehrer der Unwiſſenden die G der „guten Leute“ übte, und 1553 ſtarb (im gleichen Jahre wie — der ernſte Forſcher auf dem Scheiterhaufen, — der Schalk im während die Welt ſich um ſeine wahren Geſinnungen ſtritt, er a ſie auslachte!

Rabelais konnte es zwar nicht verbergen, daß er ein Zögl Humaniſten war; ſein Stil und ſeine Darſtellungsweiſe, wo ſie g und ernſt ſind, verraten deutlich ſeine Bildung durch die Klaſſik ſelbſt ſeine Satire iſt nicht ohne Anklänge an ſeinen Lieblingsſchri Lucian. Der Geiſt aber, der durch ſeine Werke weht, iſt ein ſelbſtä es iſt der Geiſt des franzöſiſchen Volkshumors, — und dieſer Geiſt Rabelais zum erſten Opponenten gegen die höfiſche Ritterromanti erſten Vorläufer des Cervantes. Sein ſchriftſtelleriſcher Zweck w Verſpottung und Verhöhnung aller Thorheiten ſeiner Zeit und alle jenigen was er für Thorheit hielt. Die Theologen, die Juriſte Staatsmänner, die Ärzte, die ſcholaſtiſchen Philoſophen, — Alle

herhalten, wie die Verherrlicher eines erlogenen Rittertums. Und dies geſchah in ſeinem einzigen Werke, welches wir oben als „Rieſenchronik“ bezeichneten, und in welchem er der Verweichlichung, Verſchlechterung und Unnatur ſeiner Zeit eine naturwüchſige, derbſinnliche, aber den Nagel auf den Kopf treffende Rieſenwelt entgegenſetzte. Die Rieſenchronik beſteht aus fünf Büchern, von welchen das erſte die „Thaten und Reden“ des Rieſen Gargantua, die vier übrigen diejenigen ſeines Sohnes Pantagruel enthalten*), — Namen der keltiſchen Volksſage, aber mit dem Geiſte der „Renaiſſance“ geſättigt. Das zweite Buch erſchien zuerſt (1532) pſeudonym unter dem Namen „Alkofribas“**), dann das erſte, als Ergänzung (1535)***), und darauf die übrigen, mit königlicher Erlaubniß, unter ſeinem wahren Namen. Sie ſind eine geniale Zuſammenſtellung der bunteſten Abenteuer, wie ſie nur eine originale, geiſtſprudelnde Fantaſie erfinden kann. Für uns weniger mehr genießbar iſt die groteske Schilderung des Lebens der Rieſen unter ſich, als diejenige ihres Zuſammentreffens mit den gewöhnlichen Menſchen. Die ergötzlichſte Partie iſt die Ankunft Gargantua's in Paris und ſeine Thaten bei der einfältigen entarteten Bevölkerung dieſer Hauptſtadt (peuple sot, badault et tant inepte de nature, qu'ung mulet avecque ses cymbales etc. assemblera plus de gents, que ne feroit ung bon prescheur Evangélicque). Gargantua ruht, ermüdet von dem Nachlaufen der Pariſer, aus, indem er ſich auf die Notredame-Kirche ſetzt und ſeinen Unmut dadurch an den Tag legt, daß er die Neugierigen durch eine That, die wir nicht näher bezeichnen wollen, in die Tauſende an Zahl, erſäuft. Dann nimmt er die Glocken aus dem Münſterthurme und hängt ſie ſeinem Pferde um den Hals, worauf die Pariſer Univerſität ihr gelehrteſtes Mitglied an der Spitze einer Deputation zu ihm ſendet, um in einer die Scholaſtik und ihr ſchlechtes Latein trefflich perſifflirenden Rede die Rückgabe der Glocken zu fordern. Der Rieſe wird durch dieſelbe ſo gerührt, daß er nicht nur die Glocken herausgibt, ſondern auch in Paris zu ſtudiren beginnt, welche Beſchäftigung indeſſen ſehr vor derjenigen des Eſſens, Trinkens und Spielens zurücktritt. Durch einen Krieg ſeines Vaters Grandgouſier wird er nach Hauſe gerufen und macht, während er den Sieg erficht, die Bekanntſchaft eines originellen Mönches (einer treffenden Perſonifikation des mittelalterlichen Mönchtums in ſeiner komiſchen Derbheit), der ihm Beiſtand leiſtet, wofür ihm der Rieſe, da Jener es verſchmäht, Abt zu werden,

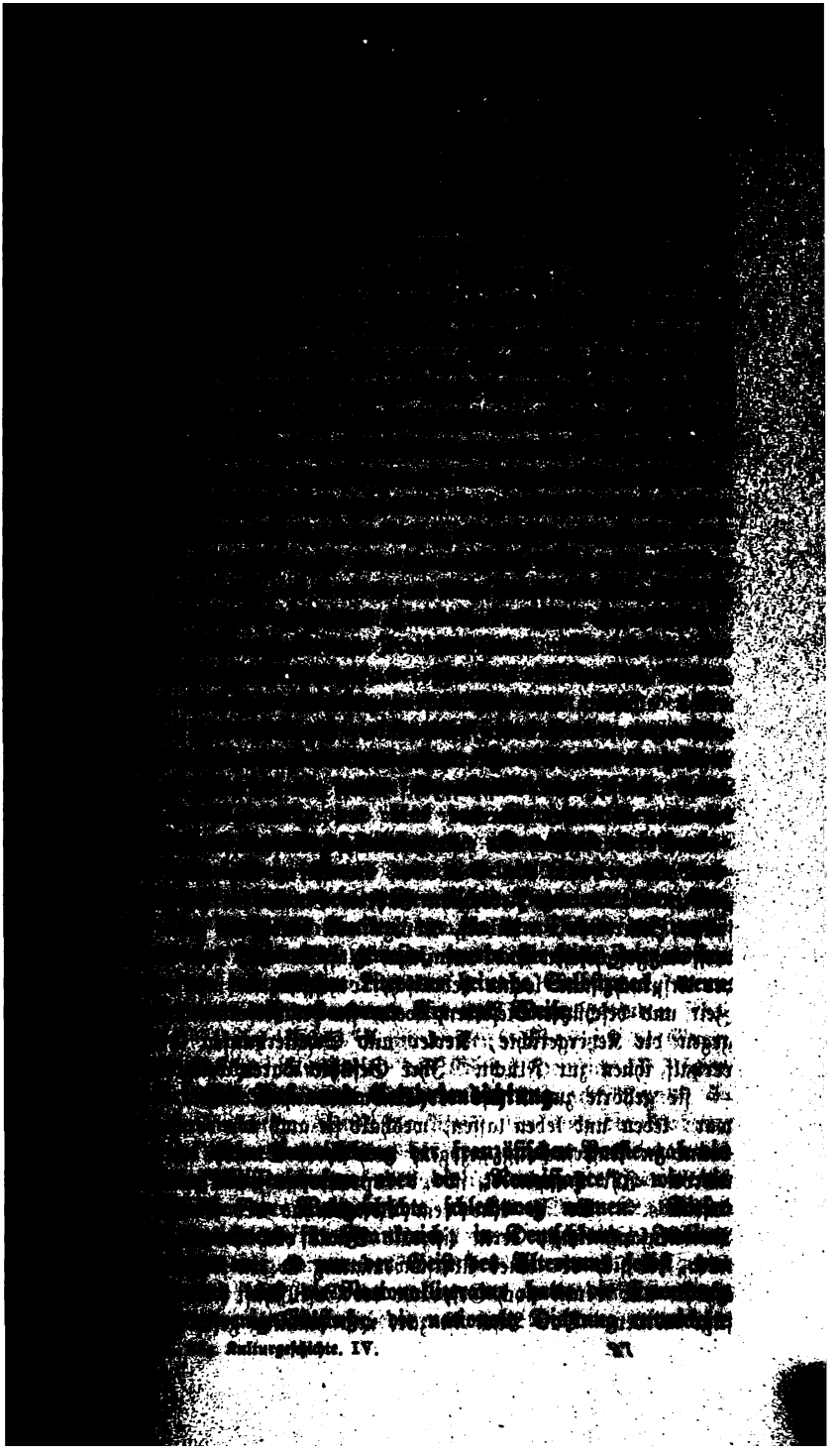
*) Oeuvres de Maitre François Rabelais, publiées sous le titre de faits et dits du géant Gargantua et de son fils Pantagruel etc. 6 tomes. Amsterdam chez Henri Bordesius MDCCXXV.

**) Pantagruel roi des Dipsodes, restitué à son naturel; avec ses faits et prouesses épouvantables, composé par feu Mr. A., abstracteur de quintessence.

***) La vie inestimable du grand Gargantua, père de Pantagruel, jadis composée par l'abstracteur de quintessence.

aus Dankbarkeit das Kloſter Thelema baut; während die alten
nur „ſchielende, hinkende, bucklige, häßliche, krüppelhafte, verrückt
brecheriſche Männer oder Frauen“ enthielten, ſoll das neue die
und ſchönſten Menſchen beider Geſchlechter aufnehmen. Gelübde
nicht gefordert; man kann ein- und austreten, wann man will,
Freude, Liebe, Kunſt und Wiſſenſchaft. Eine herrliche Bibliothek
das Werk, — eine Kirche aber fehlt und die Kloſterregel heißt:
ce que vouldras!“ So verliert ſich der Satiriker, ſeine Schalkhe
geſſend, mit ſichtlicher Vorliebe, von feuriger Fantaſie und glü
Herzen hingeriſſen, in ein verſchwenderiſch ausgemaltes Utopien,
ſich in ſeiner Vorurteilsloſigkeit weit beſſer zu einem profetiſchen
der Zukunft eignet, als dasjenige des noch in manchem dumpfen
befangenen Thomas More. Dies der Inhalt des intereſſantern Garg
Pantagruel iſt zwar nicht arm an treffenden und geiſtreichen
beſonders gegen die kirchliche Hierarchie, ohne die Päpſte ſelbſt zu
wie auch das dem Verfaſſer feindſelige Pariſer Parlament mit
Juſtiz-Schlendrian und ſeiner blutigen Willkür herhalten muß;
den Hauptinhalt bilden die Münchhauſeniaden Panurg's, des ge
Begleiters jenes Rieſenſohnes, der ſich bei ihm durch das Sprech
dem Verfaſſer bekannten Sprachen einführt und mit ihm die tollſte
teuer beſteht, die mit der humoriſtiſchen Wallfahrt zum „Ora
göttlichen Flaſche“ (Dive bouteille) ſchließen und mit den geh
vollen Offenbarungen ihrer Prieſterin Bacbuc, welche die Gläubi
dithyrambiſchen Dichtungen begeiſtern, welcher Ausgang höchſt bez
iſt für den Dichter, der dieſem Orakel leidenſchaftlich ergeben w
viele beinahe unverſtändliche Stellen ſeines Werkes im Dienſte d
geſchrieben zu haben ſcheint. Doch iſt dasſelbe nicht blos materiell,
auch philoſophiſch als „Rückkehr zur Natur“ zu faſſen. In Panta
ſehen wir, was die Hauptcharaktere der Rieſenchronik betrifft, di
ſonifikation des hochgeborenen, zufriedenen, in Panurg diejenige
ſeine Exiſtenz kämpfenden, ſich emporſchwingenden Menſchen. Es
jener allegoriſchen Zuſammenſtellungen, wie ſie ſich im leichtlebige
zöſiſchen Volksgeiſte bildete, der ſich weder zu dem tief pſychol
Gegenſatze eines Don Quijote und Sancho Panſa, noch zu dem
religiöſen eines Fauſt und Mephiſtopheles zu erheben vermochte.

In ſeinem Werke ließ Rabelais ſo ausſchließlich die Einbil
kraft walten, daß er oft die rieſenhafte Größe ſeiner Helden verg
ſie mit gewöhnlichen Menſchenkindern zu einer und derſelben Th
treten ließ. Die ſuperkluge Kritik deutungſüchtiger Gelehrten h
trotzdem Mühe gegeben, aus dieſer Rieſenchronik, deren Schöpf
wenig mit dem berechnenden Verſtande zu ſchaffen hat, allerlei
legungen herauszudifteln. Man ſtritt ſich, ob unter Gargantua
Franz I., unter Pantagruel ſein Sohn Heinrich II., oder andere



ſich in jenen Ländern ſelbſtändig und ohne ſich auf gelehrte Fors
zu ſtützen. In Frankreich dagegen wurde die Dichtung des ſech
bis achtzehnten Jahrhunderts ſchlechterdings ein Kind der Wied
des klaſſiſchen Altertums, ohne deſſen Einwirkung auch Rabelais,
noch die meiſte Unabhängigkeit bewahrte, — wol ſchwerlich zum
geworden wäre. Da nun aber der Geiſt einer frühern Zeit, bei
änderten ſocialen, politiſchen und religiöſen Verhältniſſen, niema
in eine ſpätere übergetragen werden kann, ſo wurde auch die Nach
der klaſſiſchen Literatur durch die Franzoſen eine in ſich hohle u
wahre Erſcheinung. In ihrer Eitelkeit als „große Nation“ bet
ſich die Franzoſen als die Nachfolger der Römer, als die rechtmäßige
der Macht und des Ruhmes der Letzteren, und daher auch ihrer
und Wiſſenſchaft. Zur Anlehnung an den geiſtigen Horizont des
und zu deſſen Erhebung, Erweiterung und Veredlung waren die G
und Vornehmen zu hochmütig, und in ihrem Dünkel glaubten ſie ſi
zu Fortſetzern der römiſchen und der von dieſer in ſich aufgeno
griechiſchen Geiſtesthätigkeit berufen.

Dies iſt indeſſen nicht ſo zu verſtehen, als ob ſeit dem ſech
Jahrhundert alle franzöſiſchen Dichter außer Rabelais abſicht
alten Klaſſiker, und blos dieſe, nachgeahmt hätten. Dieſe Nach
wuchs allmälig und theilweiſe unabſichtlich aus dem poetiſchen
niſſe hervor, welches der herrſchende Zeitgeiſt modelte; aber ſie
Anfang an erkennbar und beherrſchte die Poeſie um ſo mehr, al
Träger ſelbſt, ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht, eifrige St
der alten Sprachen waren.

So war gleich die erſte dichteriſche Kraft dieſer Richtung eine
— Margarete von Valois, die ältere Schweſter König F
geboren 1492, mit ſiebenzehn Jahren Gattin des Herzogs von
ſpäter Heinrichs von Albret, Königs von Navarra, geſtorben 154
las die griechiſchen und latiniſchen Klaſſiker und des Erasmus B
der Urſprache und lernte hebräiſch, korreſpondirte mit den Gelehr
Zeit und beſchützte Dieſelben, wenn ſie der Reformation zugeneigt
gegen die Ketzergerichte, Kerker und Scheiterhaufen ihres Brud
verhalf ihnen zur Flucht. Ihre Gefühle waren religiös, aber
— ſie gehörte zur Kirche der Erasmus und Rabelais, deren Wa
war: leben und leben laſſen, weshalb ſie auch von der ketzerſüchtig
bonne in Unterſuchung gezogen, doch ihres Standes wegen freige
wurde. Ihr Hauptwerk iſt „l'Heptameron ou l'histoire des
fortunés.“ Es iſt eine dem Decamerone des Boccaccio nach
Novellenſammlung, deren einzelne Stücke von Badegäſten in den
näen, die ſich vor einer Überſchwemmung in ein Kloſter geflüchtet
erzählt und denen noch Geſpräche der Geſellſchaft über ihren Inhal
fügt werden. Das Buch iſt zart und anmutig geſchrieben, von d

Sprache, die ſich von der heutigen wenig mehr unterſcheidet, und der erſte Herausgeber desſelben, das erſt nach dem Tode der Verfaſſerin erſchien, charakteriſirt es durch den Ausſpruch, daß Margarete „se joue sur les actes de la vie humaine.“

In Margaretens Dienſte trat 1518, auf Veranlaſſung ihres königlichen Bruders, der Dichter Clement Marot (geboren 1495 zu Cahors) und begann mit ihr einen geiſtigen Verkehr, den die geſchäftige Fama zum Liebesverhältniß geſtempelt hat. Marot führte außer der Leier auch das Schwert und wurde in der Schlacht bei Pavia mit ſeinem Könige gefangen. Aber er war Anhänger der neuen Lehre und wurde dafür als Ketzer in Chartres eingeſperrt, nach ſeiner Freilaſſung trotz des Schutzes, den ihm der König angedeihen ließ, verfolgt und in die Verbannung getrieben, endlich aber aus Sehnſucht nach der Heimat 1536 in Lyon dazu gebracht, ſeinen Glauben abzuſchwören und den alleinſeligmachenden anzunehmen. Um ſeine Ketzerei abzubüßen, überſetzte er die Pſalmen, deren Widmung der König annahm, die er aber auf Andringen der Sorbonne-Pfaffen bald verbot, worauf ſie — von Marot in Genf vollendet, zum Kriegsgeſange der Hugenoten wurden. Aus Genf vertrieben, ſtarb er im Elend zu Turin 1544. Marots Leben und Dichtung haben viel Ähnliches mit denen Villons; auch er war ein Sohn des Volkes, oft gefangen und verfolgt, unverzagt im Unglück und trotzig den Beglückern gegenüber; aber glänzendere Verhältniſſe machten ihn zum Hofdichter. Er überſetzte Vergil und Ovid, ahmte Martial nach (das Griechiſche war ihm fremd), ſchrieb feurige Jugendgedichte, ſeit ſeiner Beteiligung an den Religionskämpfen aber nur noch ſchwache, von der Bläſſe des Gedankens angekränkelte“ Verſe, in denen er die Reformation in verunglückter Weiſe beſang. Seine Sprache iſt gebildet, fein und maßvoll; ſorgfältig hütet ſie ſich vor ſtarken Ausbrüchen der Leidenſchaft. Das Beſte leiſtete er in der Satire, doch war auch dieſe ohne Bitterkeit und wurde aufgewogen durch ſeine ebenſo von Kriecherei ſich fernhaltende Schmeichelei gegenüber dem König.

Marot war das Vorbild der nach ſeinem Tode auftretenden franzöſiſchen Hofdichter. Unter ihnen iſt zu nennen: Mellin de Saint-Gelais, der verweichlichte Almoſenier des Königs Heinrich II., guter Katholik, aber Feind des Mönchsweſens und der Allmacht Roms. Er war des Griechiſchen mächtig, ahmte die Alten aber auch die Italiener nach und führte das Sonett mit ſeinen ſüßlichen Galanterien in Frankreich ein. Dieſen letztern Zug betrachteten andere Dichter als einen Abfall vom Prinzip der Renaiſſance, und traten, an ihrer Spitze Joachim du Bellay (1524 bis 1560), unter dem Namen der Brigade, ſpäter gefälliger der „Plejade“, zuſammen. Sie verdammten ſowol das Dichten in den alten Sprachen ſelbſt, als dasjenige nach anderen Muſtern als den Alten. Dies war das förmliche Programm der franzöſiſchen ſo-

genannten Klassik, die von da an ihren Aufschwung nahm, nach bisher blos vorbereitet worden. Du Bellay's Worte fielen auf tragenden Grund. Die Dichter rissen sich von da an um die K klassischen Altertums, besangen mit Vorliebe römische Ruinen und sich in der Gesellschaft der olympischen Götter. Der hervorragend ihnen wurde der schnell berühmte Pierre Ronsard (1524—158 sein Jahrhundert arg verhätschelte, mit schmeichelhaften Sagen mit Königen in Verwandtschaft brachte und dessen schon hunder später nicht mehr genießbare, ja „pitoyable" gefundene Verse es Himmel erhob. Er schrieb Oden nach Pindar und Horaz, in l u. A. den Mörder Karl IX. ansang, und deren Verständniß er absprach, welche die alten Sprachen nicht kannten, wie in den Zeilen:

Les Français qui mes vers liront
S'ils ne sont et Grecs et Romains,
Au lieu de ce livre il' n'auront
Qu'un pesant faix entre les mains.

Saint-Gelais nannte Ronsard einen Pedanten, Rabelais mo über sein „Pindarisiren" lustig, dessen er sich als „der Erste in Fra gerühmt hatte. Ronsard ging so weit, nach Analogie der gr Sprache neue französische Wörter bilden zu wollen, wie eauer v fouer von feu, nourrit-vigne als Beiwort von Bacchus u. s. empfahl bezeichnender Weise in den Gedichten „une grande son batterie" und den öftern Gebrauch des Buchstabens R! Sein H war die „Françiade", wie Scherr sagt: das erste „jener epischen S werke, welche eine so gähnende Langeweile ausdünsten."

Ein etwas besserer Geschmack, auch mit Geist verbunden, je selben Schule wie die Obigen huldigend, wurde herrschend in F Malherbe (1566—1628), der sich vor Allem hütete, in seitigkeiten und Ausschweifungen der Ronsardianer zu verfallen. als Reformator der entarteten französischen Poesie auf und sei sind wenigstens noch lesbar, was unter Anderm daher kommt, d Nachahmung der Alten auf den Stoff beschränkte und diejenige d die Ronsard in's Aschgraue getrieben hatte, verwarf. Jetzt erst die Verse wieder französisch, statt gallo-griechisch, wie die Plejad hatte. Malherbe strebte nach Einheit der französischen Sprache in Reiche, indem er, in allzu großer Pedanterie, das Idiom, wel dem Platze Saint-Jean in Paris gesprochen wurde, als solches i Frankreich empfahl, weil es dort den Veränderungen durch einst Einwanderung am wenigsten ausgesetzt war. Auch gab er de seines Volkes ein einheitliches Versmaß, das zwar schon vor ihm an worden, aber nicht allgemein, von da an jedoch für die Franzosen charak wurde, den steifen und schleppenden Alexandriner.

Unter Malherbe's Nachfolgern, welche größtentheils der Erwähnung nicht wert ſind, da ſie keine Spur von Originalität oder Genie verraten, ragt allein der Reformator der franzöſiſchen Satire, Mathurin Regnier (1573—1613) hervor, deſſen Verſen es nicht an „ſcharfer Beobachtungsgabe und ſchlagendem Witze“ fehlt, und der den damaligen Pſeudoklaſſikern darum viel zu natürlich und zu wenig pedantiſch war. Während dieſe Satire, wie z. B. namentlich die Satire Menippée, welche Pierre Pithou und mehrere andere Dichter gegen die katholiſche Ligue richteten (1594) und welche nicht wenig zum Siege Heinrichs IV. beitrug, — friſch in das faule Fleiſch der damaligen ſozialen und politiſchen Zuſtände einſchnitt, flüchtete ſich dagegen vor deren Unannehmlichkeiten die Idylle, indem ſie ſich zum matten Hirtengedichte abſchwächte, in die geträumten Reiche einer niemals dageweſenen ideellen Welt und in eine durchaus unnatürliche ſogenannte Natur. Unter ihren Pflegern war der bedeutendſte Honoré d'Urfé (1567—1625), aus deſſen Roman „Astrée“ blos der Name ſeines Helden Selador, als ſprichwörtliche Bezeichnung ſchmachtender Liebhaber, unſterblich geworden, der Reſt aber — vergeſſen iſt. Es war eine Verirrung des Geſchmacks, wurzelnd in der Einbildung, daß verliebte Herren und Damen des Hofes und der Salons Hirten und Hirtinnen vorſtellen konnten, welcher Blödſinn damals nicht nur in Frankreich, ſondern ſchon vorher in Italien und Spanien und ſpäter auch in Deutſchland und England graſſirte.

Dies waren die Vorläufer der eigentlichen Blütezeit franzöſiſcher Pſeudoklaſſik, welche in die zweite Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts fiel.

Zweiter Abſchnitt.

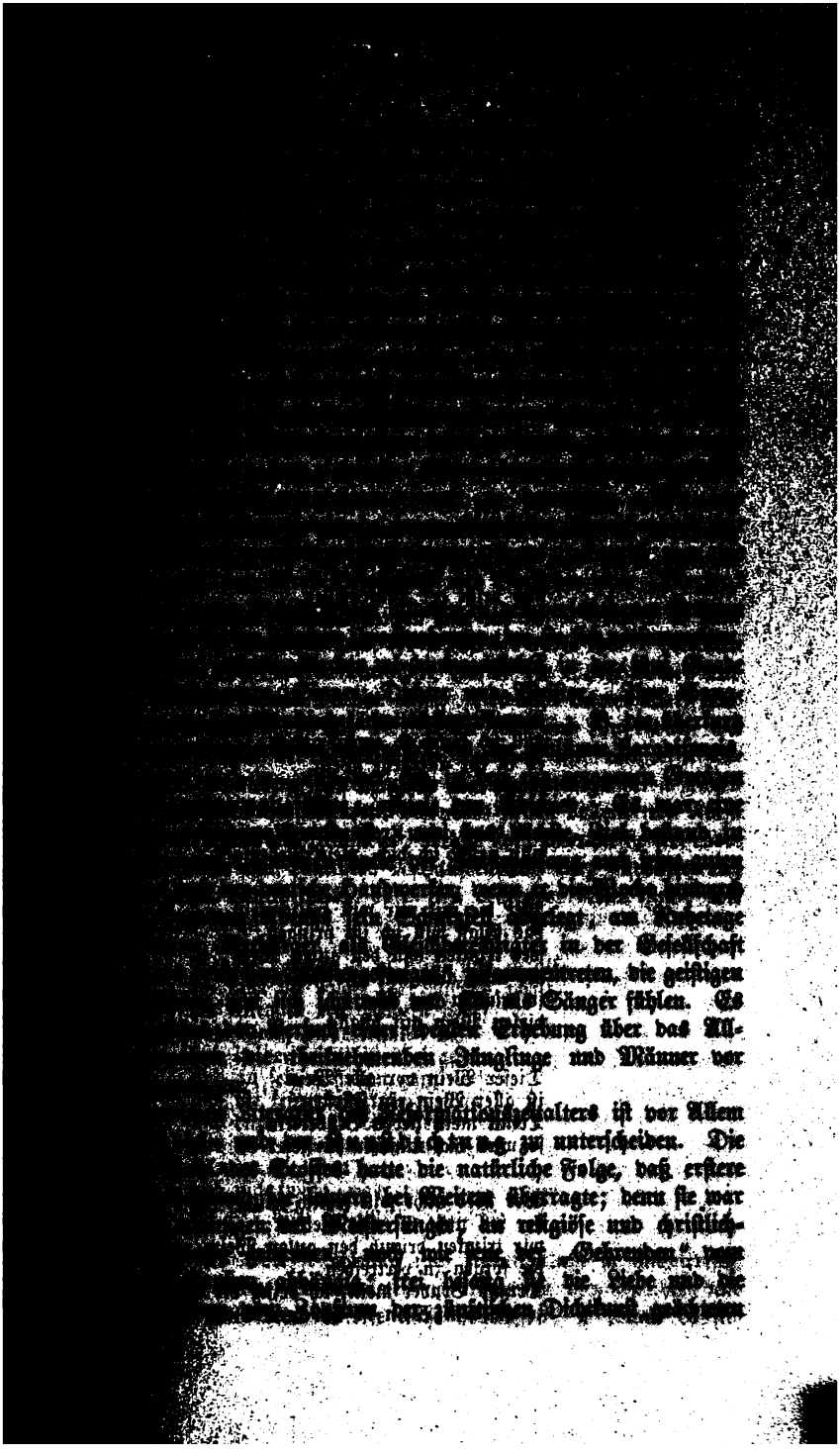
Die deutſche Poeſie.

A. Die Nachklänge des Mittelalters.

Im eigentlichen Mittelalter befand ſich, nachdem die Blüte der Klöſter mit dem zwölften Jahrhundert aufgehört, die deutſche Literatur in den Händen des Rittertums, das indeſſen lauter dem Charakter des deutſchen Volkes keineswegs entſprechende Stoffe, ohne alle innere Begeiſterung und Naturwahrheit, nach meiſt ausländiſchen Muſtern bearbeitete, und deſſen Triumfe daher nur erkünſtelte und vorübergehende ſein konnten. Die Kulturgeſchichte des Mittelalters hat dies (Bd. III. S. 377 ff.) näher

nachgewiesen und begründet. Erst die Volksdichtung, dieses aus halbj
jährigem Schlummer allmälig erwachende Dornröschen, machte die erl
weil aller Empfänglichkeit für Naturschönheit baren Minne- un
Empfindeleien der Minnesinger verstummen, unter denen der einz
ständig Fühlende und männlich Denkende, Walter von der Vogelw
wie ein Fremder dasteht, daher auch mit dem eigentümlichen, frisc
kühnen Spruchdichter Bridank (Bd. III. S. 368) zusammengeste
den darf. — Die Volksdichtung, die schon in diesen herrlichen S
eingewirkt hatte, untergrub ferner die verschwommenen, mystischen
und Graldichtungen, die in Wolframs von Eschenbach Parciv
vielbewunderten und gedankenvollen, aber unklaren und ungesunde
erreichten, indem sie vorerst in dessen Gegenpol, in Gottfrieds von S
burg Tristan und Isolde, durch verklärte Sinnlichkeit schalkhaft h
guckte, darauf aber mit der gesunden, volkstümlichen Kost der Nibe
Not das künstliche Gebäude umstürzte. Diese volltönende deutsch
ist es, die mit Gudrun (Bd. III. S. 365 ff.) ein an die Epen
erinnerndes Zweigestirn bildet, welchem die späteren kleineren Held
wie Dietrichs Ahnen und Flucht, die Ravennaschlacht, Otnit un
dietrich, Ecken Ausfahrt, der Rosengarten u. s. w. (ebd. S
nicht von ferne vergleichbar sind. So erstand nach und nach eine
Nationalliteratur, in deren wohnlichem, schlichtem Hause neben
der auch auf Bridank's Schultern stehende Fabeldichter Ulrich
(ebd. S. 368) sich heimisch einrichten konnte. Die Poesie war n
in den Schos des Volkes zurückgekehrt; allein die trostlosen po
Zustände Deutschlands, die Verdorbenheit der Kirche, die Unw
des Adels und die Versunkenheit des Bürgertums in das Jag
materiellem Erwerb, zwangen die Dichtkunst, nach jenem heldenha
laufe bald wieder in ein beschränkt bürgerliches, mehr praktisches als
Gewand zurückzukehren, und zwar gerade zu der Zeit, wo sie
der Alpen in dem glorreichen toscanischen Trifolium des vierzehnte
hunderts ihre Glanzzeit feierte. Die Periode des Humanismus,
sogar diese Triumfe der italienischen Literatur unterbrechen konnte
um so mehr in Deutschland, dessen Sprache den Gelehrten
barbarische galt, das einheimische Element niederdrücken, dessen lit
Äußerungen sich daher nach den verschiedenen Volks-Dialekten zersp

Die Kultur der deutschen Sprache machte somit in dem Z
von welchem unsere Darstellung handelt, wesentliche Rückschritt
prosaische Form überwog im Schrifttum, und selbst was Poesie sei
oder zu sein vorgab, lag im prosaischen Gedankenkreise befange
städtische Bevölkerung, das Bürgertum, hatte die Erbschaft des Rit
übernommen; den Dichtern aber, welche dieser Kreis lieferte, kam
auf die Form an, — wurde diese gewahrt, so fragte Niemand n
dichterischen Geiste. Die poetische Sprache der ritterlichen Säng



Werken ging ſpäter eine neue Blütezeit deutſchen Singens und S
hervor.

Die einfachſten und älteſten Beſtandtheile der Volksdichtung ſ
Volkslieder. Leider iſt uns nur ein kleiner Theil derſelbe
bewahrt; das Vorhandene läßt aber auf den Reichtum und die
faltigkeit des Ganzen ſchließen. Die Volkslieder blieben nicht, gle
Minneliedern, bei einem und demſelben ermüdenden Gegenſtande
ſondern verbreiteten ſich in unendlicher Vielſeitigkeit über das ganze
menſchlichen Thuns und Treibens. So trat denn neben der Lie
Weibe auch jene zum erquickenden Rebenſafte, zum „edlen Waidwer
ſchönen Natur hervor. Als treffliches Beiſpiel geben wir einige S
aus damaligen Volkstrinkliedern (wie ſie Fiſchart in ſeiner „G
klitterung“ mittheilt):

Den liebſten Bulen, den ich hab,
der liegt beim Wirt im Keller;
er hat ein hölzins Röcklin an
und heißt der Muſcateller.
Er hat mich nechten trunken g'macht,
und frölich dieſen Tag vollbracht,
Drumb geb ich im ein gute Nacht.

Von dieſem Bulen, den ich mein,
will ich dir bald eins bringen;
es iſt der allerbeſte Wein,
macht mich luſtig zu ſingen,
friſcht mir das Blut, gibt freien Mut,
als durch ſein Krafft und Eigenſchafft;
nun grüß' ich dich, mein Rebenſafft.

Wer hie mit mir will frölich ſein,
das Glaß will ich im bringen;
wer trincken will den guten Wein,
der muß auch mit mir ſingen:
ſo trincken wir Alle
dieſen Wein mit ſchalle.

Dieſer Wein vor alle Wein
iſt aller Wein ein Fürſten:
Trinck mein liebes Brüderlein,
ſo wird dich nimmer dürſten!

Wer aber nicht will frölich ſein,
der ſoll nicht bei uns bleiben;
wir trincken drumb den guten Wein,
die ſorgen zu vertreiben.
Drumb Bruder mein, ich bring dir das,
ſo vil vom Wein iſt inn dem Glaß.

ch ihrem Inhalte oder nach dem Stande, von deſſen Angehörigen ungen wurden, gab es Vaterlands-, Liebes-, Natur-, Wander-, ieder, — Handwerks-, Jäger-, Soldaten-, Reiter-, Studenten- und Bettlerlieder, endlich außer den rein lyriſchen Dichtungen auch Lieder, Begebenheiten beſangen, theils aus dem Volksleben, theils aus der chte. Es ſind dies die Vorläufer der ſpäteren Balladen und Romanzen, nter ihnen, den wahren Goldkörnern der deutſchen Dichtung, nehmen hlacht- und Heldenlieder der beiden äußerſten Vorpoſten des deutſchen im Süden und Norden, der Schweizer und der Ditmarſen, einen ragenden Rang ein. Einen komiſchen Anhang bilden die ſogenannten märchen. Es ſpricht aus den Volksliedern eine Wahrheit und eine eine Friſche und eine Innigkeit, die jetzt noch erquickt und labt ets unübertroffen daſtehen wird. Das iſt denn auch der Grund, ſie noch immer im Volke fortleben, und für einen Kunſtdichter keinen ſchönern Lorbeer, als wenn ſeine Lieder, wie z. B. ſo manche ds, in das Eigentum des Volkes übergehen und zu eigentlichen iedern werden.

Wie das Volk ſeine Gefühle in die Volkslieder, ſo brachte es ſeine ken, meiſt ebenfalls in poetiſcher Form, in die unter ihm ſo beliebten lche und Reden, deren einfachſte Form, die Sprichwörter und nregeln, in Jedermanns Munde ſind. Bridanks kühnes Salz fand mmer ſeine Nachahmer, und die tiefſten ſittlichen Wahrheiten wie hnſten Beurteilungen der herrſchenden ſtaatlichen und religiöſen Zu- und damit verbundene volkstümliche Reformationsgedanken finden den Volksſprüchen hingeworfen, beſonders in der vollendetern Form räambeln (verdorben Priameln), welche nach einer Reihe treffender aus dem Leben eine praktiſche Nutzanwendung kurz andeuten und voll ſchalkhaften Mutwillens, bald voll beißender Kritik ſind, wie das folgende Stück:

Welcher prieſter iſt zu krank und zu alt,
der nicht het pabſts oder biſchofs gwalt
der ſelten in den büechern liest,
und allweg gerne trunken iſt,
und in der ſchrift iſt übel gelert,
und an ſeinen ſinnen ganz verſert,
und nie kein predigt het gethan,
und dazu war in des pabſtes bann,
und an der beichte ſäß und ſchlief,
ſo man im beicht von ſünden tief,
und nicht wüßt, was eine todſünde wer,
der wer nicht ein guter beichtiger.

Bewegte ſich das Volk ſelbſtändig und eigentümlich, ja ſchöpferiſch, htungsformen, welche ein unmittelbarer Ausdruck von Gefühlen und ken ſind und von ihrem Stoffe nicht abhangen, ſo konnte es ſich

dagegen nicht zu selbstthätiger Schöpfung solcher Werke erheben, in der leitende Gedanke in einer Reihe zusammenhängender Begeb abgehandelt und kunstvoll ausgesponnen wird. Das Volk lebt vo Tag auf den andern, es arbeitet nicht für die Zukunft, schafft nic für kommende Geschlechter oder denkt wenigstens nicht daran, d Lieder und Sprüche sich eines dauernden Bestandes erfreuen Lyrische und didaktische Dichtungen kann daher das Volk hervor nicht aber epische und dramatische, weil solche Zeit und Kenntnisse setzen, die dem Volke nicht vergönnt sind. Dagegen ist das Volk solche größere durchdachte Dichtungen, wenn sie ihm mundgerecht ständlich bearbeitet werden, aufzunehmen und mit Liebe zu pflegen, ganz zu eigen zu machen, und daraus entstehen die Volksbüch die Volksspiele, — Werke, welche den Volkston getroffen h in ihrer ganzen Art aus dem Volke zu stammen scheinen, ja oft Volksliedern und Volkssprüchen das gemein haben, daß ihre unbekannt sind. Gegenstand solcher Volksbücher und Volksspiele s naturgemäß oft Sagen und Geschichten, die sich im Volke aus ni halb vergessenen Ereignissen durch Gedankenverbindung und Aussch gebildet und erhalten haben und von irgend welchen gewandten zusammengefügt werden.

Den ersten Anstoß zur Volksbücherliteratur gab die deutsche sage, welche aus der Vermälung der deutschen Götter- und Hero mit den Stürmen der Völkerwanderung, dieser „Götternacht" des tums, hervorgegangen ist. In den späteren Dichtungen, welche als Epigonen des Nibelungenliedes erscheinen, ist es denn auch der s dringende Volksliederton, der ihnen einigen Wert verleiht, wie im f ten Jahrhundert das Lied vom hörnenen Sigfrid (Bd. III. das Hildebrandslied (ebd. S. 364) beweisen, ersteres eine von christlichen Zuthaten wieder befreite Wiederholung der Nibelun letzteres eine Wiedergeburt jenes „ältesten Denkmales deutscher des altniederländischen Liedes von Hiltibraht und Hadhubrant. E rohe und geistlose Zusammenstoppelung, ja Verstümmelung, ist von der Roens sogenanntes kleines Heldenbuch, (ebd. S. 36 in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts fällt.

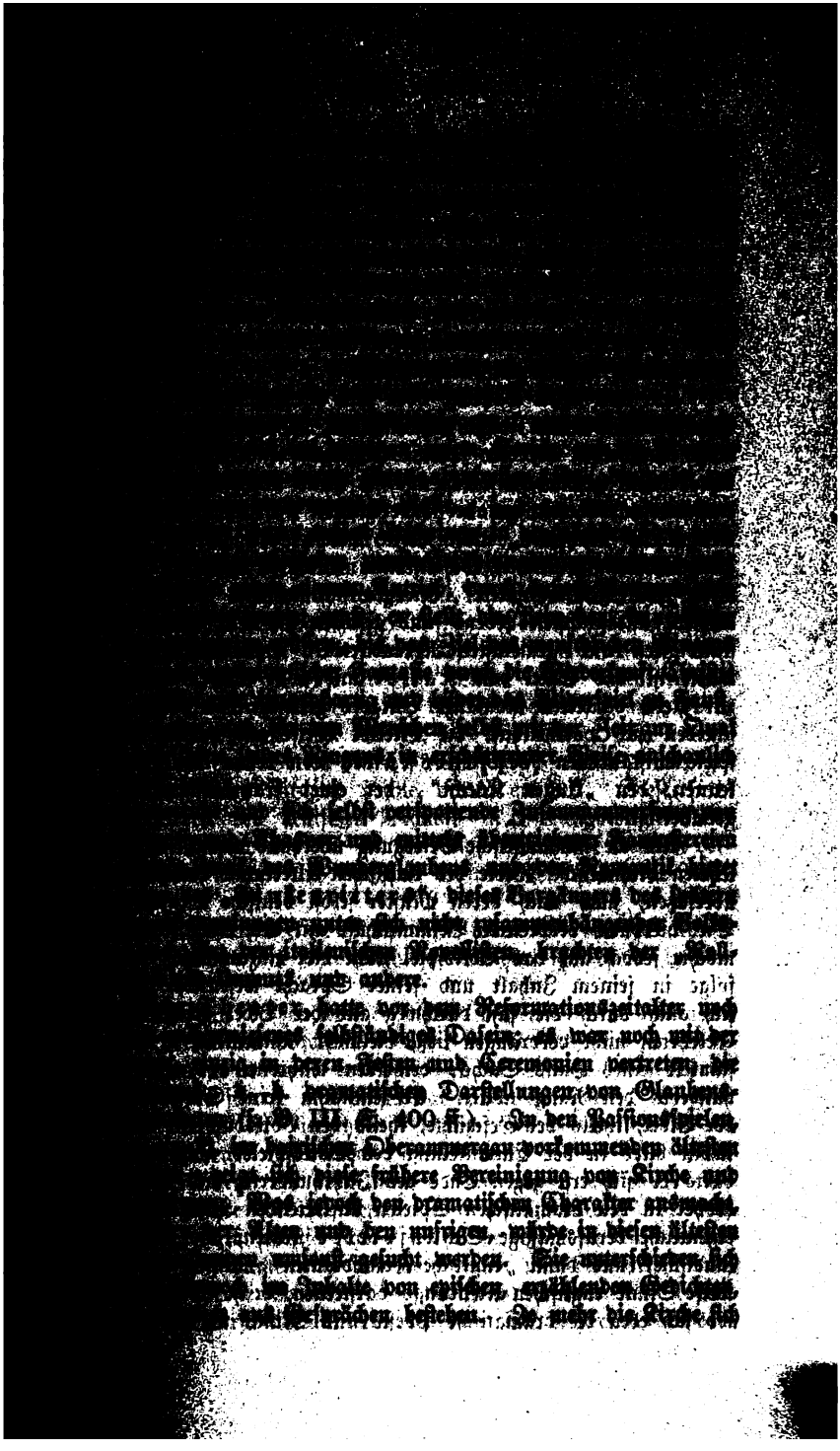
Die mythisch-historische Heldensage hatte sich nach und nach und vermochte der Nation kein Interesse mehr abzugewinnen, — doch kein Geist mehr vorhanden, der sie in neue Bahnen weisen, Begeisterung erwecken konnte. Es mußte zu neuen Stoffen gegriff den. Ein alter Gegenstand der unmittelbaren und unwillkürlichen dichtung, unzweifelhaft noch älter als die Heldensage, war die Thie ein Hauptmoment der ältesten Mythologie (Bd. III. S. 368). Z Zeit der „höfischen Dichtung" der Gral- und Minnesänger ganz v Stoff lebt erst wieder am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts a

Bauernstand gegenüber den bevorzugten Edeln und Städtern zur Geltung bringt und ihn die Lauge seines Spottes über seine Dränger ohne Unterschied des Standes ausgießen, Recht, Sitte, Religion, Wissenschaft und Alles, was sonst herrschte, erbarmunglos verhöhnen läßt. Mit beißendem Humor trat der Bauer auf, mit eisernem und feurigem verhängte er wenige Jahre nach dem ersten Erscheinen des Buches Blut und Brand über das deutsche Reich und ging nach einer neuern Nibelungennot in neuer Knechtschaft unter.

Gleich Eulenspiegel war auch Doktor Faust, der Held des zuerst 1588 zu Frankfurt erschienenen Volksbuches, eine wirkliche Person, ein in mehreren gleichzeitigen Schriften erwähnter Nekromant, Chiromant und Astrolog, mit dem Vornamen Georg (in der Volkssage Johann, vielfach mit dem Buchdrucker Fust verwechselt, s. oben S. 77), dessen hauptsächlichstes Treiben in den Beginn des sechszehnten Jahrhunderts fällt, und der das gelehrte Vagantentum, das „fahrende Schülertum" vertritt, wie sein Gegenfüßler Eulenspiegel das volkstümliche. Dem Humor des Letztern gegenüber, der sich über die ganze Welt lustig macht, dem kein Grübeln über schwierige Fragen schwere Stunden und schlaflose Nächte verursacht, diesem unverwüstlichen Realismus gegenüber stellt Faust den ganzen schmerz- und leidvollen Idealismus des deutschen Wesens dar, das rastlose Streben nach Erkenntniß der Ursachen des Seins, das kein Opfer scheut, das „verschleierte Bild" zu enthüllen und eher sich selbst zum Opfer bringt, eher sich mit seinem Blute den bösen Geistern verschreibt, um zu erreichen, was ihm die guten Geister nicht bieten können, — als daß es sich bequemte, ferner einer ungewissen Zukunft entgegen zu lungern. An dem in diesem Unternehmen liegenden Widerspruche, an der Unmöglichkeit, Gutes durch schlechte Mittel zu erzielen, Wahres vom Geiste der Lüge zu erfahren, geht denn natürlich der Idealist zu Grunde, und die in ihm betrogene Menschheit — weiß so wenig wie zuvor. Die Faustsage aber ist ein Problem der deutschen Dichter und Denker geblieben und hat, besonders in neuester Zeit, den Tiefsinnigsten derselben Veranlassung zu den herrlichsten Blüten des Gedankens geboten und Werke in's Leben gerufen, welche nicht ermangelten, den tiefgreifendsten Einfluß auf das ganze Leben und Treiben der Gegenwart auszuüben.

Diese beiden deutschen Charakterbücher haben auch ihre, wenn auch unabsichtlichen Gegenstücke erhalten. In denselben Zeiten der großen politisch-sozial-religiösen Erregung Deutschlands erschien neben Eulenspiegel dem Buche des aktiven Humors, jenes des passiven: die Schildbürger und neben Faust, dem Ausdrucke des aktiven Ringens nach Wahrheit, jenes des passiven Duldens um der Wahrheit willen: der ewige Jude.

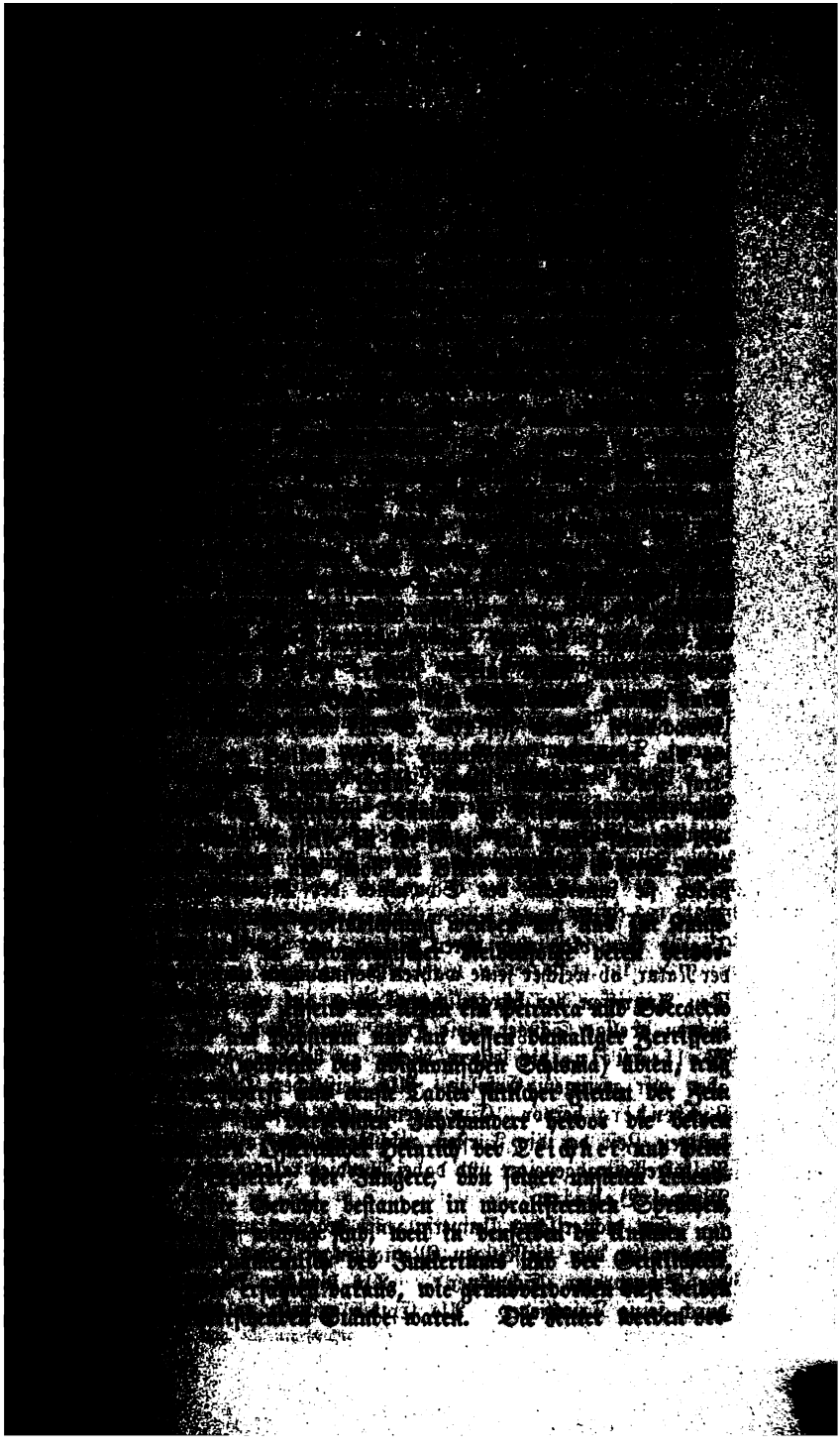
Die „Schildbürger" sind eine Sammlung aller aus ganz Deutschland bekannten Züge eines gefoppten Spießbürgertums; sie verhöhnen die politische Zerrissenheit des Landes, in welchem unter dem Deckmantel

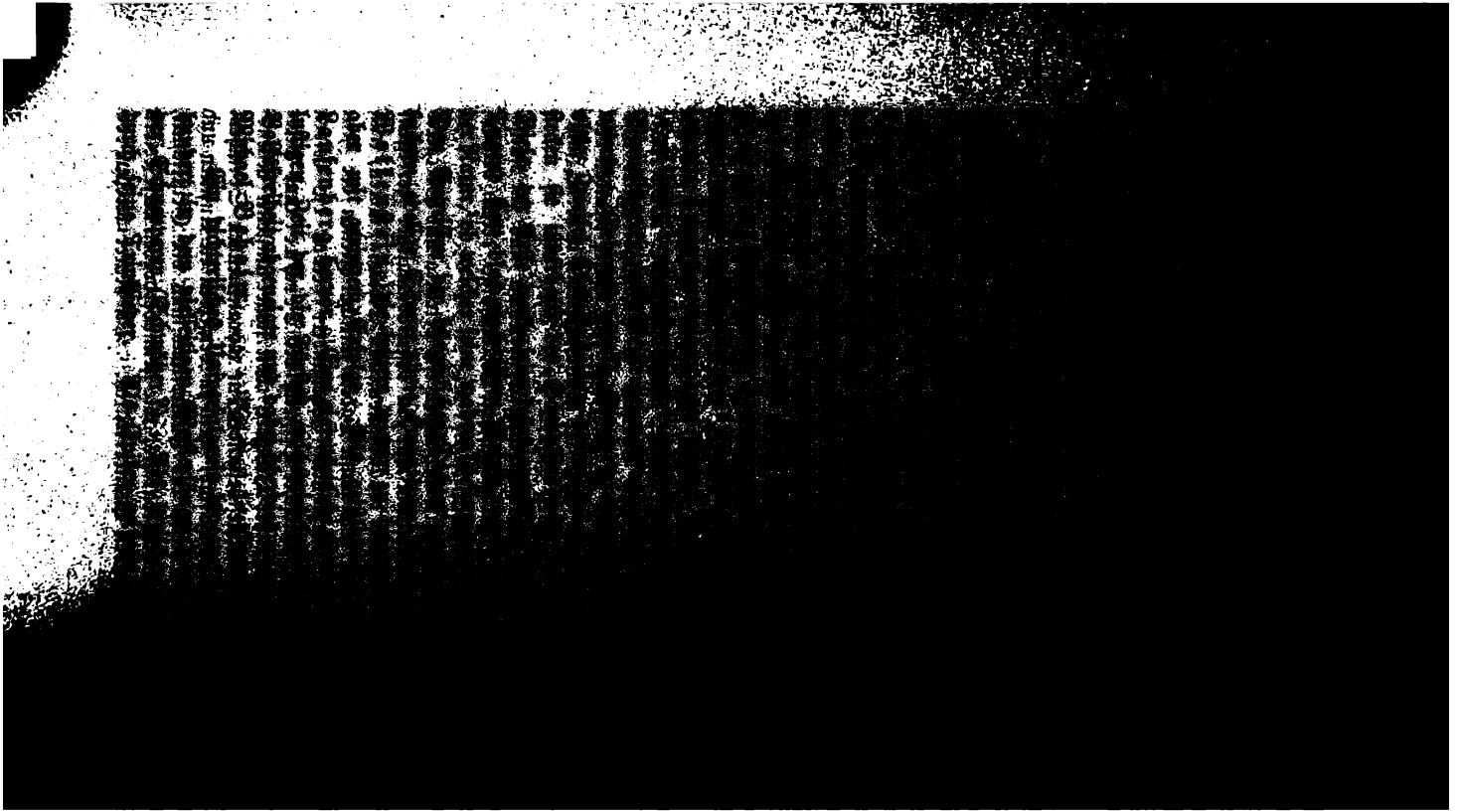


verweltlichte, je ſchlaffer der Glaube und je bunter die Formen, ſelbſtändiger wurden die dramatiſchen Aufführungen, und zwar nan einerſeits durch die Einſchiebung und ſtetsfortige Vermehrung komiſch ſatiriſcher Scenen, anderſeits durch den zunehmenden Gebrauch der de Sprache bei ſolchen Gelegenheiten. Es entſtanden von den kir Gebräuchen unabhängige Oſter- und Paſſionsſpiele und dieſe wur Zufluchtort der volkstümlichen Dichtung und eine Quelle der Opp ſowol gegen die unvolkstümliche höfiſche Dichtung, als gegen di Reformation bedürftigen Kirchenzuſtände.

Ob nun ſchon während oder gar vor der Entſtehung der gei Schauſpiele weltliche ſolche exiſtirt haben, iſt eine Frage, welche wo mehr entſchieden werden kann. Jedenfalls ſind uns keine Stücke Art bekannt geworden, welche vor der Mitte des fünfzehnten Jahrh entſtanden, während auf der andern Seite die rohe ungebildete Fo welcher ſie erſcheinen, nicht dafür ſpricht, daß ſie ſich aus den ausgebildeten geiſtlichen Schauſtücken entwickelt hätten. Sie hei dieſer Zeit „Faſtnachtſpiele“, bewegen ſich meiſtens im Kreiſe des g lichſten, alltäglichſten Lebens und gefallen ſich ſehr häufig in den ſtändigſten und gemeinſten Redensarten. Das erwähnenswerteſt ihnen iſt das Spiel vom Kaiſer und vom Abt, welches den zur gleich betitelten Romanze Bürgers geliefert hat. Von ihnen ſcheiden ſich vortheilhaft die direkter Weiſe aus dem geiſtlichen (ſpiele entſtandenen Neujahrsſtücke, von denen wir jedoch blo kennen, den „klugen Knecht“, der einer franzöſiſchen Komödie gebildet iſt.

Als die humaniſtiſche Bewegung überhand nahm, begannen d lehrten dramatiſche Werke des klaſſiſchen Altertums herauszugeben überſetzen, auch nach deren Muſter ſelbſt deutſche Dramen zu ſch Die hierdurch verbreitete Bekanntſchaft mit den ewig jungen Alte mochte jedoch auf das Volksſpiel nicht viel einzuwirken, welches folge in ſeinem Inhalt und ſeiner Sprache weſentlich gleich roh ſich auch durch die faſt durchweg aus der Bibel geſchöpften Stü Gelehrten nicht verdrängen ließ, vielmehr, namentlich in Folge der ſamkeit eines Hans Sachs, denſelben während des ſechszehnten hunderts den Rang ablief. Es entnahm ſeine Stoffe theils eb der Bibel, theils der Geſchichte, theils den Volksbüchern. Auch ein ſchritt blieb in der Entwickelung des Volksſpieles nicht aus; doch barte er ſich erſt gegen Ende des Jahrhunderts, als an die Stel bisher in den dramatiſchen Spielen auftretenden Bürger jedes St eigentliche berufsmäßige Schauſpieler traten, die man erſt „ländiſche“ und dann „engliſche Komödianten“ nannte, weil ſie vo weiſe Stücke engliſchen Urſprungs darſtellten, d. h. Stücke aus dem wo ſich eben die dramatiſche Poeſie und Mimik in ächt nationalen



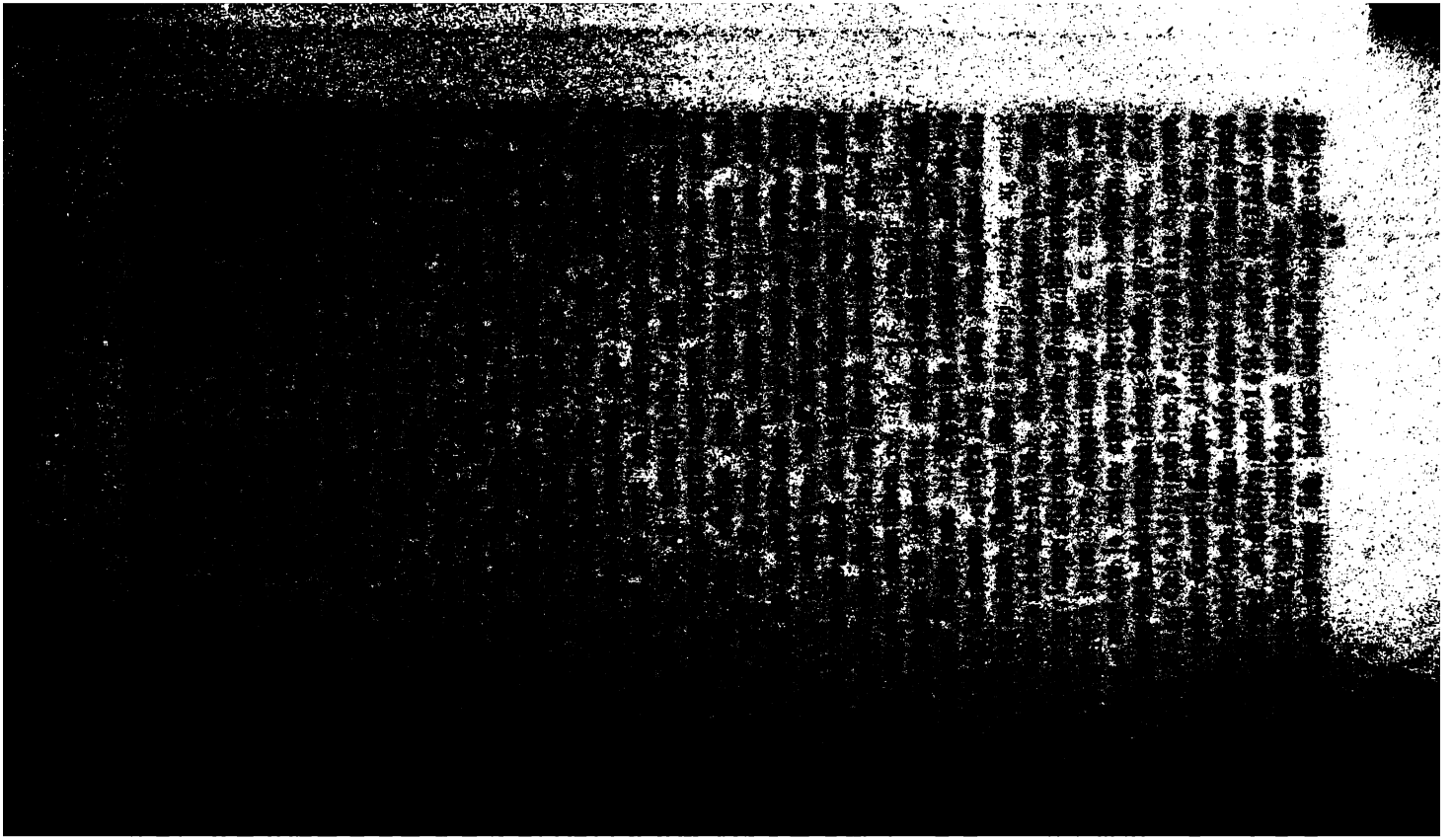


Die genannten Dichter bilden den Übergang aus der Ritter; Mittelalters in die Periode der Reformation; theils enthalten sie klänge jener, theils Vorahnungen und Vorbereitungen dieser. A sie indessen dem von ihnen gewählten Stoffe mehr Aufmerksamkeit w als der von ihnen oft vernachlässigten Form, — erwarben sich des Verdienste um die Kultur der deutschen Sprache die damaligen Ü prosaischer Stücke aus dem Griechischen, Lateinischen und Italienisch Schweizer Niklas von Wyle aus Bremgarten und der Schwabe H Steinhöwel aus Weil, Letzterer besonders durch seine vielverk und zum Volksbuche gewordenen Fabeln Äsops.

Den Schlußstein aller Nachklänge der Ritterpoesie bildet endli Gedicht, welches den sogenannten „letzten Ritter" zum Helden h Mann, der, bereits rings von den Stürmen einer neuen Zeit, ein lösung des bestehenden Systems der Vorrechte umbraust, umsonst zu widerstehen und das zerfallende alte Reich mit unzulänglichen und ungeeigneten Mitteln zu stützen, ja den Schatten desselben r Flittern alter Herrlichkeit auszustatten strebte und in diesen Bi tragisch scheiterte. Die Gestalt dieses Helden erweckt um so mehr In als er selbst der Verfasser, wenn auch nicht der Ausarbeiter, des G zu sein scheint, welches die Scheidewand zweier Zeitalter der Poli der Kultur, der Religion und der Literatur bildet. Wir sprech Kaiser Maximilian I., welcher in dem zu Nürnberg, in de Jahre, als Luther seine Thesen anschlug (1517), in damals unge Prachtausgabe mit Holzschnitten eines Schülers des großen Albrecht erschienenen epischen Gedichte „Theuerdank" in allegorischer Fo eigenes Leben schilderte und so durch das Gewicht seiner Persö einem an sich ganz wertlosen Werke eine vorübergehende große Be zu verleihen vermochte. Das von des Kaisers Geheimschreiber M Pfinzing ausgearbeitete Gedicht ist eben so langweilig und einförm die Perspektive in den Abbildungen schauderhaft, — und das N gilt von dem ihm vorangehenden „Weißkunig" (1514), den el Max entwarf, aber sein Geheimschreiber Marx Treizsauerwein aus das Buch enthält die Geschichte des Kaisers und seines Vaters, wurd erst 1795 gedruckt.

B. Die Dichtung der Reformationszeit.

Aller Rückblick in alte, unwiederbringlich verlorene und für den schritt der Bildung nutzlos dahingegangene Zeiten war endlich g überwunden; es begann ein Kampf um die Geltendmachung neuer ein Kampf, in welchem sich von beiden Seiten tüchtige Kräfte maß Seite der bestehenden Einrichtungen in Staat und Kirche und von



den Gegenstand der berühmtesten Predigten des großen Kanzel
Geiler von Kaisersberg aus Schaffhausen (1450—1510) aus
Der sehr zusammenhangloſe und im Ganzen auch unpoetische Inh
steht aus einer Schilderung von „Narren“ verschiedener Gattung
ist vorzüglich gegen den Unglauben und Aberglauben gerichtet, we
damals in die Herrschaft der Kirche theilten. Die Tendenz des
ist daher eine asketisch-reformatorische. Brant zieht gegen die in de
eingerissenen Übelstände schonungslos zu Felde, will aber jene i
Macht und Herrlichkeit erhalten und in ihrem alten Glanze he
Die religiösen Abschnitte sind jedoch nicht die einzigen; auch der
wird ein wesentlicher Platz eingeräumt und durch alle Lebensverh
hindurch, sowie in allen Ständen, den verschiedenen Thorheiten der M
die wahre Weisheit entgegengestellt. Besondere Erwähnung verdie
Stellen, welche von der Kindererziehung und von der Armut h
welch' letztere hoch gepriesen wird, während der Reichtum schlecht weg
Daß der Dichter mit den bekämpften Mißbräuchen auch den Fo
zusammenwirft und sogar die Buchdruckerkunst und die Schulen
glimpft, lehrt ihn als eine jener unentschiedenen Seelen kennen,
wol überall Krankheiten entdecken, aber kein Heilmittel dafür an
im Stande sind, und diese Unfähigkeit, den Fortschritt zu be
schmerzt um so mehr, als Brant keineswegs in blinder Anbetung
tischer Autorität befangen war, sondern seine Kritik der men
Schwächen auf die Vernunft gründete. Guter Wille und humane
weise zeichnen das Buch mehr aus als Eleganz der Sprache und K
Anordnung des Stoffes, die ihm ganz fehlen. Der Verfasser h
seines Vorbildes Bridank Sprüche neu bearbeitet und herausgegebe
mit wenig Geschick. Die Ereignisse der Reformation brachen ihm d

Ein rüstigerer, aber von bedeutend weniger gutem Willen u
mehr Bosheit erfüllter Kämpfer ist Brants Mitbürger und jünger
genosse Thomas Murner (1475 — um 1537), dessen wir be
anderer Gelegenheit (oben S. 147) zu erwähnen und sein flecke
Leben zu zeichnen hatten. Über die Gelehrsamkeit dieses deutschen
sagte ein Zeitgenosse: er wisse von Vielem etwas, im Ganzen nic
seine zügellose Zunge setzte ihn als Prediger dem Haß und Sp
Menge aus. — Sein erstes deutsches Gedicht, offenbar durch
Narrenschiff veranlaßt, war die Narrenbeschwörung (1512 erst
die zwar in künstlerischer Beziehung über jenem Werke steht, von d
aber höchst unvortheilhaft dadurch absticht, daß an die Stelle von
tiefem Schmerze über die herrschende Verdorbenheit und seiner
Kampfesweise gegen dieselbe ein rücksichtloser, derber Hohn und e
volkstümlicher, aber oft in's Gemeine spielender kecker Übermut tritt
griff nur die Laster im Allgemeinen an; Murner zieht die e
gebenen Menschen in den Schmutz und schont keines Standes, er

die Landsleute Zwinglis in übertriebenem Glaubenseifer ſich zu völligen Wandalismus gegen alle Kunſt hinreißen ließen, ihr daher unwillkürlich ſeine poetiſchen Gaben vor der Welt verbi ſich im ſtillen Kämmerlein der Kunſtpoeſie widmete, während u Lutheranern die ikonoklaſtiſche Richtung nicht die Oberhand gewa Kunſt mithin die Tempel geöffnet blieben, ſo auch der Kirche ſeine Weihe behielt und nicht in eintöniges Pſalmenkrächzen a Huttens gleichzeitige Poeſie, die jedoch das reformatoriſch-pol Feld betrat, hatten wir bereits (oben S. 121) zu betrachten ebenſo auch zu erwähnen, wie aus dieſer Gruppe von Rittern d dankens das Werk hervorging, welches der deutſchen Sprache den heutigen Tag ihr charakteriſtiſches Gepräge verliehen hat, — unſterbliche Bibelüberſetzung, welche im wahrſten Sinne die werke der hebräiſchen Literatur und die älteſten Urkunden des C tums zum Eigentum des deutſchen Sprachſchatzes gemacht hat.

Uns zu den Dichtern wendend, welche auf dem Felde de mehr geleiſtet als auf jenem der Politik und Religion, tritt un ein Mann entgegen, welchen wir mit Rückſicht auf ſeine perſönli erſchrockenheit, ſein frühreifes Talent und die Vielſeitigkeit ſeiner B den ſchweizeriſchen Ulrich von Hutten nennen könnten. Es iſt der Nikolaus Manuel, genannt Deutſch (1484—1530), als Staat Krieger, Reformator, Dichter und Maler ausgezeichnet. Außer Kriegsliede, mit welchem er ein während der ſchweizeriſchen Kri in Italien und ihres unglücklichen Ausganges abgefaßtes Spot

mönche, die Verdorbenheit des Treibens derselben nach und schildert in grellen Zügen die völlige Verweltlichung des Papsttums, dessen Söldner und den Unwillen, welchen Petrus und Paulus über den von ihnen beobachteten „Statthalter Christi“ empfinden. Ein kleineres Fastnachtspiel führt zwei Bauern auf die Scene, welche zwischen dem auf der einen Seite zu Esel einherreitenden Christus, begleitet von den armen Jüngern, von Blinden und Lahmen, und dem auf der andern Seite in Pracht und Glanz, hoch zu Roß stolzirenden Papste, gefolgt vom Hofstaate der Bischöfe und Kardinäle, ihre Vergleichungen anstellen. Mehr dramatisches Leben entwickelt das, obschon nicht für die Bühne bestimmte Gespräch vom „Testament der Messe“. Eine treffliche Leistung im Geiste der Sprüche Bridanks sind Manuels kurze Überschriften zu seinem Todtentanze, auf den wir zurückkommen werden*).

An den kühnen Berner Maler reiht sich in würdiger Weise der verdienstvolle Nürnberger Schuster und Meistersänger Hans Sachs (1494—1576). Durch persönliches Zusammentreffen mit Luther für die Sache der Reformation gewonnen, äußerte er seine Überzeugung zum ersten Mal entschieden durch sein wirksames Gedicht „die Wittenbergisch Nachtigall“, das in allegorischer Einkleidung die Entstehung der Reformation schildert. Dies hinderte jedoch später den ehrlichen Mann nicht, in unter den Protestanten einreißenden Glaubenszank und Glaubenszwang mit offenem Freimute zu geißeln. Seine außerordentliche dichterische Fruchtbarkeit schuf über sechstausend Gedichte, welche vierunddreißig Foliobände seiner Handschrift füllten, — wobei ihn seine umfassende Kenntniß der Literatur und Geschichte unterstützte. Originell sind seine Erfindungen zwar nicht, aber reich an tiefem Gefühl und ergreifender Kraft, dabei freilich auch nicht frei von langen ermüdenden Reimereien und seine Sprache oft rauh und unbeholfen. In seinen Lehrgedichten benutzte er seine reichen Lebenserfahrungen zur Darlegung des menschlichen Lebens, wie es würdiger Weise sein sollte, in seinen poetischen Erzählungen seine große Belesenheit zur unerschöpflichen Unterhaltung seiner Zeitgenossen; kostbarer Humor spricht aus seinen komischen Gedichten, wie z. B. dem „Schlauraffenland“, dem Legendenschwank „St. Peter mit der Geiß“, dem „Müller mit dem Studenten“, worin die Rechtsverdrehungen der damaligen Juristen gezüchtigt sind u. s. w. Mehr aber als in dem Angedeuteten ragt er im Drama hervor, dessen Literatur er mit über zweihundert Stücken bereicherte. Er war der erste deutsche Theaterdichter, „der über das Hergebrachte hinausging und sich nicht mehr einerseits auf biblische Gemälde, anderseits auf Darstellung des gewöhnlichsten Lebensverhältnisse beschränkte.“ Die Stücke mit biblischem Stoffe sind vielmehr in der Regel gerade seine schwächsten, weil

*) Grüneisen, Nikolaus Manuel, Stuttg. 1837.

er sich der Überlieferung allzu ängstlich fügte. Mehr Freiheit e
er sich und errang deshalb auch mehr Erfolg in seinen hist
Dramen; er schöpfte solche aus der ganzen seiner Zeit vorangeg
Weltgeschichte. Das Beste aber leistete er, wo seine Fantasie am
walten konnte, nämlich in den nach Novellen z. B. Boccaccio'
beiteten und in den der Sittengeschichte seiner Zeit entnommenen
spielstoffen. Außer der Erweiterung des dramatischen Stoffes si
noch mancherlei Verbesserungen in der Behandlung desselben
danken, z. B. die Vermeidung allzu großer Weitschweifigkeit un
dehnung, die Motivirung des Auftretens einzelner bedeutender
u. s. w. Dessenungeachtet aber blieb er im Ganzen auf dem
punkte seiner Zeit stehen und war noch weit entfernt von inner
wickelung, künstlerischer Anordnung und Eintheilung der Ho
Daß die Personen nicht nach Zeit und Ort gefärbt, sondern
und sonders gute Nürnberger sind, — diesen Fehler theilt er sogar
großen Shakespeare. Unter seinen Tragödien zeichnet sich die
beta, unter seinen Fastnachtspielen „die kuplet Schwieger m
alten Kaufmann" aus. In seinen Werken „behauptet das Bü
seine Zucht und schlichte Sitte im Familienleben, seine Reinheit
liche Treue gegenüber der heidnisch sinnlichen Lust im Kreise der
nisten und dem wüsten Treiben verdorbener Mönche" (Carrie
überwindet zugleich die beengenden Schranken des Zunft- und
wesens. — Hans Sachs starb in hohem Alter, großer Achtu
glücklichen Lebensverhältnissen, obschon ihm alle seine Kinder vo
gangen waren. Dem Meistergesange blieb er bis an sein Le
ergeben, weil er dessen gute Seiten zu würdigen wußte, — obsch
Kunst von der Einseitigkeit desselben längst emanzipirt war.

Hans Sachs war auch Fabeldichter; doch wird er in
Fache von Anderen weit übertroffen. Es sind dies der Kirch
dichter Erasmus Alberus aus Frankfurt a. M († 1553) und
Waldis aus Hessen († nach 1555). Der Erste benutzte seine
zur Darlegung seiner eifrigen lutherischen Gesinnung und zu
spottung der Katholiken und Zwinglianer, der Zweite, welche
priesterliche Mißhandlungen aus einem eifrigen Mönch ein gl
Reformator wurde, in viel vollendeterer Weise als Alberus, n
zum Kampfe gegen das Papsttum, sondern auch gegen jede Ty
Schmeichelei und Heuchelei, komme sie vor wo sie wolle. Doch
auch die übrigen dichterischen Erzählungen von Waldis viele
heiten dar.

Nach den literarischen Anhängern der katholischen und je
protestantischen Kirche haben uns noch die Schriftsteller zu besch
welche weder der einen anhänglich blieben, noch sich der andern
anschlossen, — zugleich aber durch ihre Bearbeitung der deutschen S

wörter den unmittelbar vorangehenden Fabeldichtern nahe verwandt sind. Wir meinen den schwankenden Johann Agricola und den beharrlichen Sebastian Franck.

Johann Schnitter oder Schneider, latinisirt Agricola, aus Eisleben (1492—1566), war ein Schüler und anfangs eifriger Anhänger Luthers, mit dem er jedoch über den dogmatischen Begriff der Buße in Zwist gerieth. In Berlin fand er bei dem Kurfürsten von Brandenburg eine Zuflucht und hohe kirchliche Ehrenstellen, widerrief zwar seine antilutherischen Ansichten, überwarf sich aber neuerdings wieder mit seinem alten Lehrer. Verdienstvoller als seine theologischen Streitschriften ist sein eifriges Sammeln deutscher Sprichwörter, deren er über tausend herausgab, und zwar zu nationalen, gegen die Annahme fremder Sitten und Einrichtungen streitenden Zwecken, und denen er das Verdienst beigesellte, der Erste zu sein, der Erklärungen darüber schrieb, die er dann zu Ausfällen gegen Fürsten und Papsttum benutzte. Allein diese Polemik sowol, als seine anfängliche Parteinahme für den Bauernkrieg, nahm der wankelmütige Mann später theilweise wieder zurück und es wurde ihm um die Mitte des Jahrhunderts von seinen Zeitgenossen vorgeworfen, daß er sich vom Kaiser um Geld habe erkaufen lassen, die Protestanten für das ihnen ungünstige „Augsburger Interim" zu gewinnen.

Ein in literarischer Beziehung ebenbürtiges, in grundsätzlicher aber weit erfreulicheres Bild bietet sein Zeitgenosse, der Buchdrucker Sebastian Franck aus Donauwörth (1500 — um 1545) dar. Seinen Aufenthalt oft wechselnd (in Nürnberg, Straßburg, Ulm und Basel), hatte er den Mut, keiner von beiden Parteien der Reformationszeit sich anzuschließen, ohne jedoch zu zagen und zu schwanken wie Erasmus. Vielmehr offenbarte er ungescheut seine Überzeugung, die in einem mystischen Pantheismus bestand, und ließ sich durch keine Verfolgung irre machen. In ähnlicher Weise wie Agricola sammelte er, und zwar gleich ihm von Begeisterung für deutsche Sprache und Sitte geleitet, eine noch größere Anzahl Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten und erläuterte sie theils durch Darlegung seiner religiösen Ansichten, theils durch Anführung von Fabeln, Parabeln und Erzählungen. Sein religiöses System legte er in einem besondern Werke „Paradoxa oder Wunderreden" dar, welches von den (1540) in Schmalkalden versammelten lutherischen Theologen verdammt wurde. Seine stets gleich volkstümliche und reine wollautende Sprache zeichnet ihn, gleich seiner Überzeugungstreue, unter seinen Zeitgenossen vortheilhaft aus.

In der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts war der Kampf um den kirchlichen Glauben in ernster Weise entbrannt, auf dem Papier, wie auf dem Schlachtfelde; man hatte Alles daran gewendet, seiner Sache den Sieg zu verschaffen, dort dem Glauben selbst,

hier der Herrſchaft desſelben. In der zweiten Hälfte des Jahr
aber erſchlafften die Grundſätze; man wußte bereits, daß
nichts entſchied, weß Glaubens Jemand ſein ſolle, als das G
der Regirungen; es gab im großen Ganzen, in den Staa
ſolchen und in der Maſſe des Volkes keine Überzeugung me
dieſer traurigen Zeit hatte Deutſchland in Fiſchart, ſeinem
Satiriker, eine epochemachende Erſcheinung. Um ihn und ſein
wie den Charakter der eigenthümlichen ſatiriſchen Dichtung ſei
richtig zu würdigen, muß vorausgeſchickt werden, wie ſelbe in
land ihren Anfang nahm. In der Mitte des ſechszehnte
hunderts erſchien ein Gedicht in lateiniſcher Sprache, der „Gre
von Fr. Dedekind, welches Kaſpar Scheidt u. A. in's
überſetzten. Es geht in ſatiriſcher Weiſe von der aus Beobo
der Menſchen geſchöpften Regel aus, daß dieſe ſtets das
nicht thun, das Verbotene aber wol, und lehrt daher in einer
haft groben Sprache, wie man ſich höchſt unanſtändig und
führen ſolle, — damit man das Gegentheil davon thue. Dieſ
nun hat die für die nächſte Zeit in der Leſewelt die Hauptrolle
„grobianiſche Literatur" hervorgerufen, welche ſowol wirklich re
feiner organiſirte, doch derb ſprechende Geiſter zu ihren Vertrete
Unter den Letzteren tritt nun keiner in ſo ausgezeichneter Weiſe
wie des genannten Scheidt Schüler, Johannes Fiſchart. E
erſte deutſche Dichter, welcher die Anſchauungen älterer Zei
überwunden und die moderne Dichtung begründet hat, und zwa
in ihrem charakteriſtiſchen Merkmal, dem Roman. Es iſt bez
daß eine neu auftretende religiöſe Richtung niemals Satiriker
gebracht hat, wol aber die durch dieſe neue Richtung zunächſt
So hatten die erſten Chriſten keine Satiriker, wol aber die
die Reformatoren nicht, wol aber ihre katholiſchen Zeitgenoſſ
katholiſchen Reſtauratoren oder Gegenreformatoren der zweiten
des ſechszehnten Jahrhunderts wieder nicht, wol aber die ihnen
ſtrebenden Proteſtanten. Die Anhänger einer neuen religiöſen
ſind ſtets ernſte Eiferer, ihre Gegner aber ſind Satiriker,
Luther und Zwingli gegenüber ein Thomas Murner, ſo den
der Gegenreformation, Loyola, Borromeo u. A. gegenüber ein
Was Thomas Murner der Reformation, das war Fiſchart der
reformation; Fiſchart war die proteſtantiſche Nemeſis für Murner.
„Schwalbenhatz" und ſein „Spatzenkrieg" haben des Letztern
riſchen Narren" todtgeſchlagen.

Während die Deutſchen den Geburtstag Dſchingis-Chan's
wiſſen, iſt ihnen von Fiſchart, wie leider von ſo vielen älteren
Dichtern, aus unverzeihlicher Nachläſſigkeit und Undankbarkeit de
genoſſen, weder der Ort noch das Jahr ſeiner Geburt und ſeine

bekannt. Viel spricht dafür, daß er aus Mainz stammte; den größten Theil seines Lebens brachte er in Straßburg, später in Speier und Forbach zu, und zwar als Rechtsgelehrter, und seine hauptsächlichste literarische Thätigkeit fällt in die siebenziger und achtziger Jahre des sechszehnten Jahrhunderts, dessen letztes Jahrzehnt ihn jedenfalls nicht mehr unter den Lebenden sah. Er ragte in den meisten Beziehungen über seine Zeit weit hervor; jede Wissenschaft fand in ihm ihren Meister, manche alte und neue Sprache ihren Kenner, und es gereicht ihm daher zu um so größerm Verdienste, daß er auf die damalige Weise, literarischen Ruhm zu erwerben, verzichtete und sein Wissen nicht in gelehrten Scharteken vergrub, sondern damit unter das Volk hervortrat, was in seiner Zeit, wo die Gelehrten so vornehm auf letzteres herabblickten, seine schnelle Vergessenheit zur Folge hatte, wofür er aber in unseren Tagen, die dem literarischen Kastengeist ein glückliches Ende gemacht, mit um so größerer Bewunderung aller Freunde der Wahrheit und des Fortschrittes gefeiert und endlich in seine Rechte als größter Humorist der Deutschen eingesetzt worden ist. Seine Überzeugung war mit glühender Begeisterung dem Fortschritte zugethan, und er war eben so hoch über sklavischer Bewunderung des Erfolges, als über beschränkter Befangenheit im Dienste des Buchstabens einer Konfession erhaben. Wenn er trotzdem in religiösen Streitigkeiten auf Seite des Calvinismus sowol gegen das Luthertum als gegen das Papsttum kämpfte, so hat dies seinen Grund darin, daß er eben, weit entfernt den Glaubenszwang des Hauptes jener Richtung zu billigen, die in Straßburg, wo er lebte, eine weit freiere Gestalt annahm als in Genf, — sich für verpflichtet hielt, nicht nur im Reiche des Gedankens, sondern auch im praktischen Leben jeder Reaktion entgegenzutreten, wie sie damals einerseits das Luthertum mit der freiheitfeindlichen Konkordienformel, anderseits Rom mit seiner Gegenreformation und dem Jesuitenorden durchzuführen versuchte. Es scheint nur als Konsequenz seiner Handlungsweise, wenn er dagegen der lutherischen Richtung gegen papistische Angriffe auch wieder an der Seite stand und so, entfernt von konfessioneller Engherzigkeit unter zwei sich befeindenden Richtungen immer für die freiere als Kämpe auftrat.

Fischart erscheint uns daher als ein Tendenzschriftsteller der Gegenreformationszeit, und seine Tendenz bestand in der Liebe zur Freiheit, zu seinem Vaterland und zu seinem Volke. Überall trat er für die Freiheit auf, wo er ihre göttliche Spur zu erkennen glaubte und war ihr von den Zeitgenossen unverstandener, ihnen um Jahrhunderte vorauseilender Prosel. In einem einzigen Punkte machte er eine bedauernswerte Ausnahme, nämlich in seinem Glauben an Hexen; doch was für einen Unsinn gibt es nicht, an dem nicht heutzutage noch irgend welche übrigens verdienstvolle Männer festhalten zu müssen glauben? Ganz vorurteils- und fleckenlos ist eben kein Sterblicher! Des Vaterlandes Zerrissenheit

und die grassirende Manie für das Fremde schmerzte ihn hinwi
und das Treiben der unzähligen Fürsten war ihm ein Gräuel.
Volke dagegen gab er sich ganz hin, hegte und pflegte dessen Spr
bereicherte sie in wirklich genialer Weise, indem er, wie Rabela
zösische, so deutsche Wörter in Menge schuf, von denen freilich de
Theil in unserer gründlichern Zeit unbrauchbar geworden ist, wei
die Abstammung keine Rücksicht nehmen und in ihrer Bildung sell
eine Tendenz zur Verspottung der damit bezeichneten Gegenstän
z. B. Jesuwider statt Jesuit, Notnar statt Notar, Betrugdick statt
Pfotengram statt Podagra, maulhenkolisch statt melancholisch.
In ähnlicher Weise sprang er auch mit seinem Namen um, den
den Titeln seiner verschiedenen Werke bald übersetzte, bald zer
bald anagrammatisirte.

Fischart hat zwar nichts Unbedeutendes geschrieben; die
Bedeutung für die Nachwelt haben indessen unter seinen We
lyrischen Gedichte, so vorzüglich sie an sich sein mögen. Großa
erschütternd sind die in deutschen Versen von ihm wiedergegeben
men, anmutig sein „Tanz-Liedlin", von rührender Häuslichkei
drungen seine Sprüche über Mann und Weib und seine „Anma
christlicher Kinderzucht"; edle Vaterlandsliebe zürnt und don
seiner „Ermanung an die lieben Teutschen", Begeisterung für R
freiheit in seinen Sonetten gegen Katharina von Medici.

Seine epischen Gedichte sind sehr verschiedener Art: sa
komischer und ernster. — Die satirischen Erzählungen sind laut
ben gegen den sein Haupt drohend erhebenden Jesuitismus. I
Veranlassung dazu boten die Schmähschriften des frühern S
dann Franziskaners Johann Naß in Ingolstadt. Fischart schri
diesen Zeloten die sogenannte „Schwalbenhatz", in welcher er d
ziskaner und Dominikaner, deren Feindschaft geschildert wird,
Mönche überhaupt moralisch vernichtete. Wie in diesem Werk
die alten Mönchsorden, so wandte er sich in dem ebenso bitter
poetisch gelungenern „Jesuiterhütlein" gegen den neuen Orden
suiten, dessen unheilvolle Wirksamkeit in späterer Zeit er trotz d
heit der Gesellschaft schon damals ahnte.

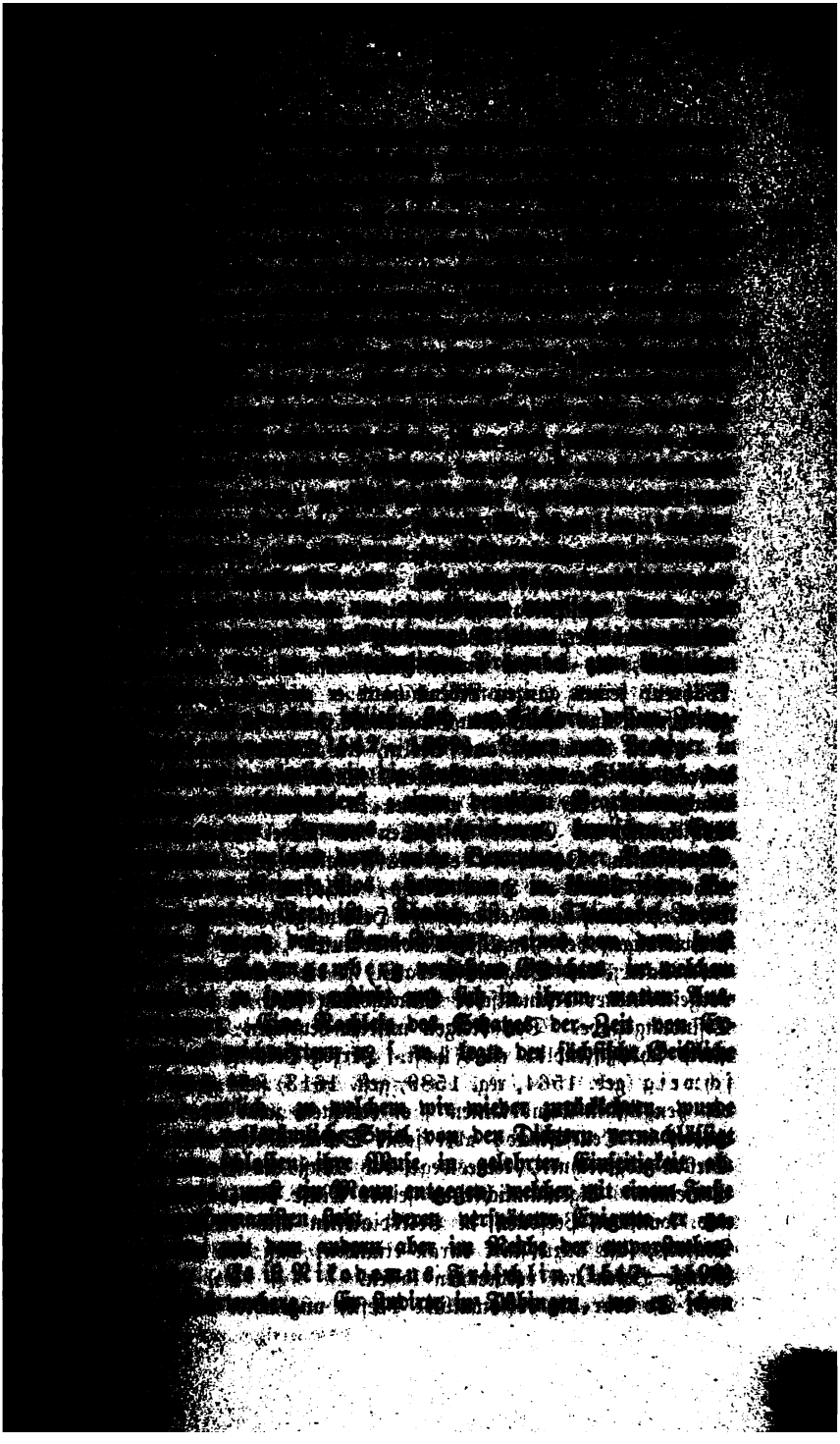
topfe nach dem verbündeten Straßburg erzählt und des Dichters feurige Vorliebe für erhebende vaterländiſche Thaten beurkundet wird.

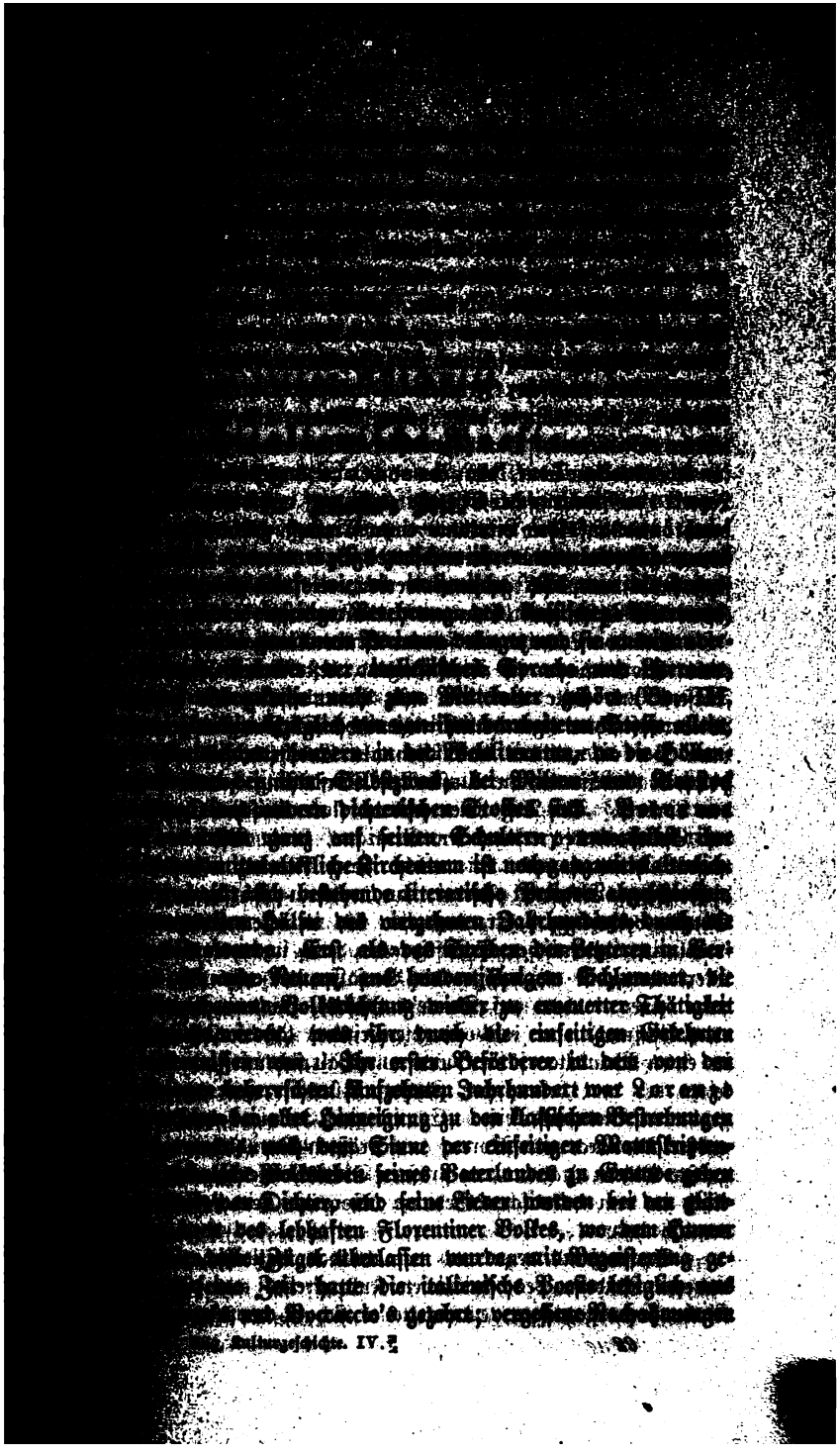
Nicht nur in Verſen, — auch in ungebundener Sprache ſprühte Fiſcharts heller Geiſt, ja hier iſt er am ſchöpferiſchſten, indem er der deutſchen Literatur die neue Gattung des Romans ſchuf. Dieſelbe wird eröffnet durch Fiſcharts Hauptwerk „Affentheurlich Naupengeheurliche Geſchichtklitterung von Thaten und Rahten der vor langen und je weilen vollenwolbeſchreiten Helden und Herren Grandgoſchier Gorgellantua und Pantagruel, Königen in Utopien und Nienenreich“ ꝛc. Es iſt eine Überſetzung in damaligem Geſchmacke, d. h. eine Bearbeitung mit Ausſchmückungen und Zuſätzen, der von Rabelais (ſ. oben S. 415 ff.) verfaßten Geſchichte jener in dem Titel genannten Helden. In keinem Werke ſprudeln Fiſcharts Laune und Witz ſo reich wie in dieſem; in keinem aber thürmen ſich auch ſeine abenteuerlichen Wort- und Satzbildungen ſo in's Groteske und Rieſenhafte empor wie hier. Er übertrifft und verfeinert bei aller Derbheit den von ihm bearbeiteten Schriftſteller bei weitem und macht die in deſſen Buche herrſchende theilweiſe Rohheit erſt genießbar. Rabelais hatte ſich indeſſen das Verdienſt erworben, einer der Erſten geweſen zu ſein, welche die Grundſatz- und Charakterloſigkeit der Rittergedichte und Ritterromane des ausgehenden Mittelalters witzig und treffend verſpotteten und der übertriebenen Sentimentalität eine übertriebene Trivialität entgegenſtellten. Das Extrem hatte dem Extrem gerufen. Die Heldengeſtalten, welche er und die übrigen zeitgenöſſiſchen Volksromandichter Frankreichs und Spaniens hervorzauberten und welche nach ihrem Beiſpiele Fiſchart in Deutſchland einbürgerte, ſind lauter rohe Lebemänner und Materialiſten, wahre Ungeheuer von Lebensluſt und Leiſtungsfähigkeit des Magens, oder, um uns einiger bezeichnenden Figuren zu bedienen, lauter Sancho Panſas und Falſtaffs. Es war dem einzig daſtehenden Genie eines Cervantes, den ſchwere Leiden in Krieg und Gefangenſchaft zur Gerechtigkeit gegen mannigfaltige Charaktereigentümlichkeiten geſtimmt, vorbehalten, eine Geſtalt zu ſchaffen, in welcher er den Abſichten des Rittertums, welche gut waren und nur falſche Wege wählten, um ſich zu äußern, daher auch mit der verkannten Wirklichkeit empfindlich zuſammenſtießen, — gerecht wurde. Es wird bei Gelegenheit unſerer Erwähnung der ſpaniſchen Literatur am Orte ſein, dieſen Punkt weiter zu verfolgen.

Was nun Fiſcharts Geſchichtklitterung oder ſeine Bearbeitung des Rabelais'ſchen Gargantua und Pantagruel betrifft, ſo läßt der Dichter auch hier keine Gelegenheit vorübergehen, ohne ſeine fortſchrittlichen Ideen und Grundſätze geltend zu machen. Er begnügt ſich nicht mit Rabelais' tollen Abenteuern, ſondern ſtreut immer ſeine Nutzanwendungen dazwiſchen. Auch beſchränkt er ſich nicht auf Widerſtreben gegen die herrſchenden Zuſtände oder Bekämpfung der herrſchenden Ideen, ſondern

ganz geſchwunden ſind) und geißelt die Aſtrologen (Aſtrolugen wie
ſeiner eigentümlichen Sprache ſagt) und Alchemiſten, ohne jedoch,
ſeiner erwähnten Polemik gegen beſtimmte Läſterer, aus der ihm
Gutmütigkeit herauszufallen. Ein wahrer Schatz ſind, wie die
Geſchichtklitterung eingeſtreuten Volkslieder, ſo hier die zahlreichen
ſprichwörter.

Weniger derb erſcheint er in ſeinem „Podagrammiſchen Tro
lein“, in welchem er der damaligen Mode huldigte, in halb e
halb launiger Weiſe Krankheiten abzuhandeln und bei dieſem Anla
Laſter geißelte, welche das Podagra herbeizuführen pflegen. Es i
der Bearbeitung zweier latiniſcher Schriften hervorgegangen, dere
von dem kriegeriſchen Humaniſten Pirkheimer ſtammte. Ähnlich
es ſich mit dem aus dem Griechiſchen des Plutarch und des Er
übertragenen „Philoſophiſchen Ehezuchtbüchlein“, welches in de
Fiſchart ſelbſt verfaßten Einleitung Anlaß giebt, dieſes Schrift
tiefgefühlte, reine und würdige Auffaſſung der Ehe kennen zu
Zu ſeinen antikatholiſchen Streitſchriften endlich kehrte er zurück i
nach dem Holländiſchen des Phil. Marnix bearbeiteten „Bien
des heyligen römiſchen Immenſchwarms, ſeiner Hummelszellen
Himmelszellen), Hurnaußnäſter, Brämengeſchwürm und Wäſpen
ſammt läuterung der heil. Röm. Kirchen Honigwaben: Einweyhun
Beräuchung oder Fegfewrung der Immenſtöck und Erleſung der B
blumen, der Dekretenkräuter, deß Heydniſchen Kloſterhyſops, der
(Jeſuiter) Sawdiſteln, der Saurboniſchen (Sorbonne'ſchen) Sawl

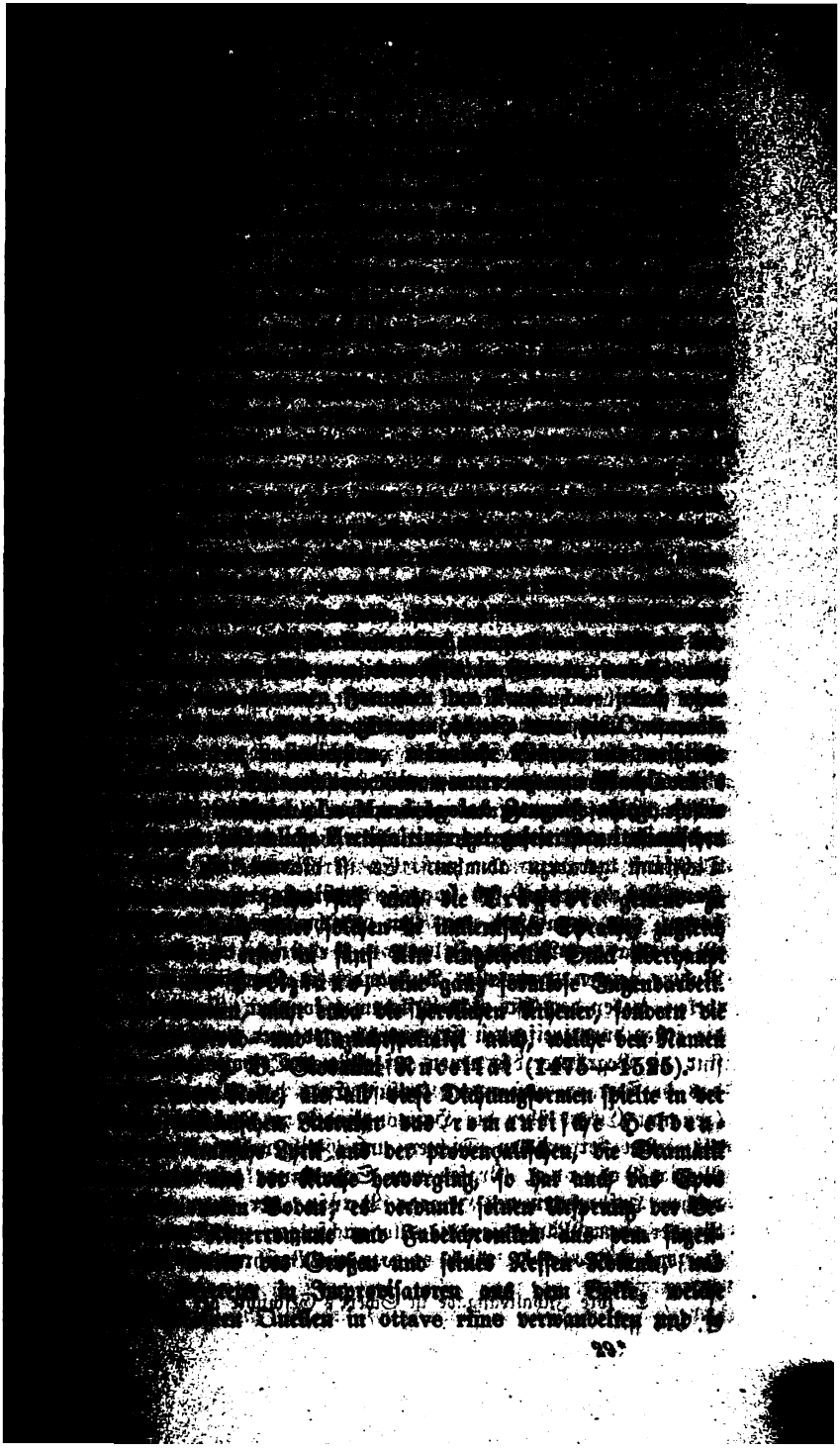




der Sonette und Canzonen des Erstern oder Novellen des Letztern fristeten neben volkstümlichen Satiren, z. B. des burlesken Florentiner Barbiers Domenico, genannt Burchiello (gestorben 1448), und neben dem Lärm, den die gelehrten Griechen und Latiner erregten, ein kümmerliches Leben, wenn auch aus jenen Novellen ein Shakespeare den Stoff zu mehreren seiner wundervollen Werke geschöpft hat (wir erinnern nur an Romeo und Julia, Othello, den Kaufmann von Venedig, die beiden Veroneser, Ende gut Alles gut, Viel Lärm um Nichts u. s. w.). Unter Lorenzo dagegen entwickelten sich, schüchtern, aber originell, die ersten Keime neuer poetischer Früchte im wundervollen Garten Hesperiens, der beinahe als entblättert hätte gelten können, und zwar nicht mehr im gelehrten Stile eines Dante oder im kalten eines Petrarca, sondern mehr im lebensvollen Tone, den Boccaccio angestimmt hatte, wie denn der Letztere die italienische Sprache erst zur vollkommenen Ausbildung gebracht und auf ihre Literatur einen Einfluß geübt hat, dessen sich außer seinem „Decamerone“ kein anderes Buch rühmen kann. Ja dieser Einfluß kann europäisch genannt werden, wie das französische „Heptameron“ (oben S. 418) und Chaucers „Canterbury tales“ beweisen.

Ein von Lorenzo und seinem Bruder Giuliano nebst sechszehn anderen edeln Florentinern in ihrer Jugend bestandenes Turnier gegen fremde Fürsten und Edle war die erste Veranlassung seit Petrarca's Tod zur Wiederaufnahme eigentümlich italienischer Dichtung in gebundener Sprache. Luca Pulci und der uns schon als Gelehrter bekannte Angelo Poliziano wetteiferten in kunstvoller Darstellung jenes Scheinkampfes um den Lorbeer. Der Tod einer schönen florentinischen Jungfrau, Simonetta, der Geliebten des ermordeten Giuliano, deren Bild der Maler Botticelli reizend hinwarf und um welche ganz Florenz trauerte, führte einen dichterischen Wettstreit herbei, an welchem sich auch Lorenzo durch ein Sonett betheiligte. Er versuchte sich in allen Formen der Dichtkunst, sowol in italienischer Schriftsprache, wie im toskanischen Volksdialekte. Merkwürdig ist es, daß er der Verfasser der ersten Parodie war, und zwar einer solchen auf Dante's Hölle. In dem Gedichte il Simposio (das Gastmal) oder i Beoni (die Trinker) läßt er sich von einem Cicerone in einen Weinkeller führen und unterhält sich mit ihm über die Persönlichkeiten der dort befindlichen Zecher, Alles in einer der Dante'schen nachgeahmten Ausdrucksweise. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß der größte Monarch von Florenz den größten Republikaner dieser Stadt, der größte Mäcen Italiens den größten Dichter dieses Landes parodiren mußte. Auch in dem bukolischen Gedichte „Nencia“ tritt Lorenzo's satirische Ader deutlich hervor.

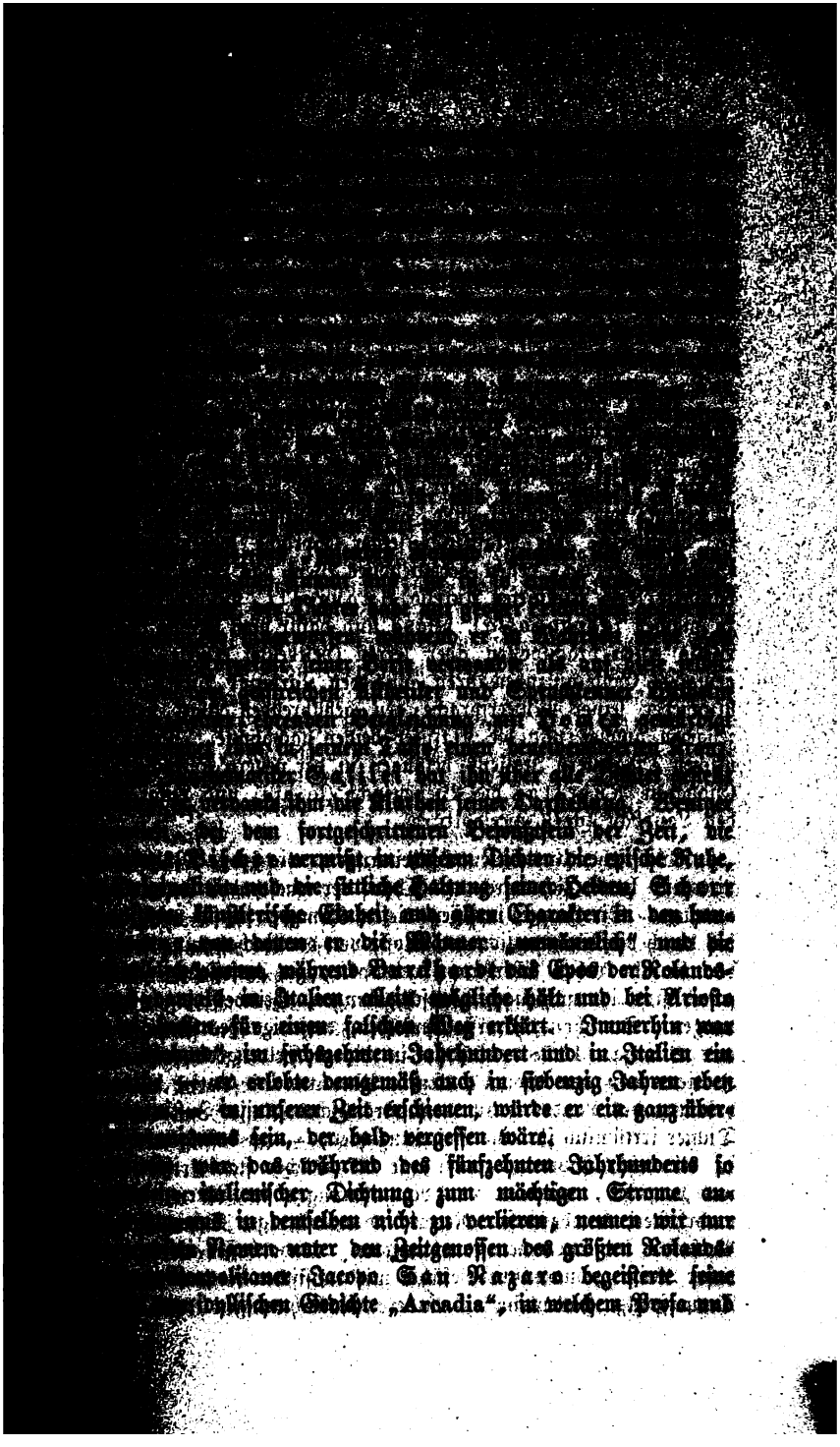
So entstand denn auch damals das italienische Drama. Wie in anderen Ländern des christlichen Kulturkreises aus den „Mysterien“ der Kirche hervorgegangen, entwickelte es sich in doppelter Weise: unter



54 Jahren eine ſpäte Freiheit erhielt, die er kaum mehr wünſchen mochte. Was indeſſen Lucrezia betrifft, ſo iſt es erwieſen, daß ſie ſich in Ferrara eines ausgezeichneten Wandels befliß und daher ihr ſtark angefochtenes römiſches Leben (ſo wenig es ſicher verbürgt iſt) wieder gut machte und daß ſie die ſchwärmeriſche Liebe, welche der Dichter und Kardinal Pietro Bembo ihr widmete, nur im Geiſte erwiederte, auch nach Kräften, dem Gebrauche ihrer nunmehrigen Familie getreu, Kunſt und Wiſſenſchaft und deren Träger begünſtigte und von Letzteren ſehr hoch geachtet wurde. Dazu kam, daß ſie bei aller chriſtlichen Frömmigkeit höchſt duldſam war und die Juden gegen Verfolgungen ſchützte. An ihrem Hofe trafen ſich der freiſinnige Bembo, der fantaſiereiche Arioſto, der Humaniſt Aldo Manuzio, eine der Zierden der Buchdruckerkunſt, der gelehrte Dichter Triſſino, die gefeierten Maler Tizian, Giorgione, Fra Bartolomeo, während Rafael wenigſtens für Alfonſo malte. Lucrezia ſtarb am 22. Juni 1519 an der Geburt eines todten Kindes und wurde allgemein tief betrauert. Merkwürdig iſt die damalige Haltung des Hofes von Ferrara, welcher, mit dem Papſte Julius II. in Kriege verwickelt, dem Papſttum und ſelbſt dem katholiſchen Glauben abgeneigt war und wo die hugenotiſche Gattin des ſpätern Herzogs Ercole II., Renata von Anjou, alle des Glaubens wegen Verfolgten, ſo z. B. auch Calvin, zuvorkommend aufnahm.

Arioſto, der Lucrezia ebenfalls hoch verehrte, fand indeſſen ſeine Dienſtſtellung ſeiner Muſe nicht günſtig. In den inneren Wirren Italiens oft als Geſandter an Julius II. abgeordnet, während Dieſer in ſeinem höchſten kriegeriſchen Eifer brannte und einſt den Dichter in den Tiber werfen zu laſſen Luſt gehabt haben ſoll, benützte er daher den erſten beſten Anlaß, ſich von dieſen Feſſeln zu befreien, ſah ſich aber bitter enttäuſcht, als er hoffte, von dem ihn freundlich empfangenden Papſte Leo X. nach ſeinen Talenten gewürdigt zu werden und mit einer — Umarmung abgeſpeiſt wurde. Dieſes Unrecht des Mediceers machte Herzog Alfonſo, der Eſtenſer gut, indem er den Dichter zum Statthalter der Landſchaft Garfagnana in rauher Apenninengegend ernannte, wo er mit Räubern und Aufrührern zu kämpfen hatte. Nach Ferrara zurückgekehrt, leitete er im Auftrage des Herzogs den Bau eines prachtvollen Theaters, in welchem ſeine eigenen Komödien, ſowie von ihm überſetzte des Plautus und Terentius aufgeführt wurden. Er ſtarb im Genuſſe hohen Ruhmes 1533. Verheiratet war er nie, trotzdem hinterließ er zwei Söhne, was in der damaligen Zeit bei Dichtern, Fürſten und Prälaten ein gar oft vorkommender Fall war.

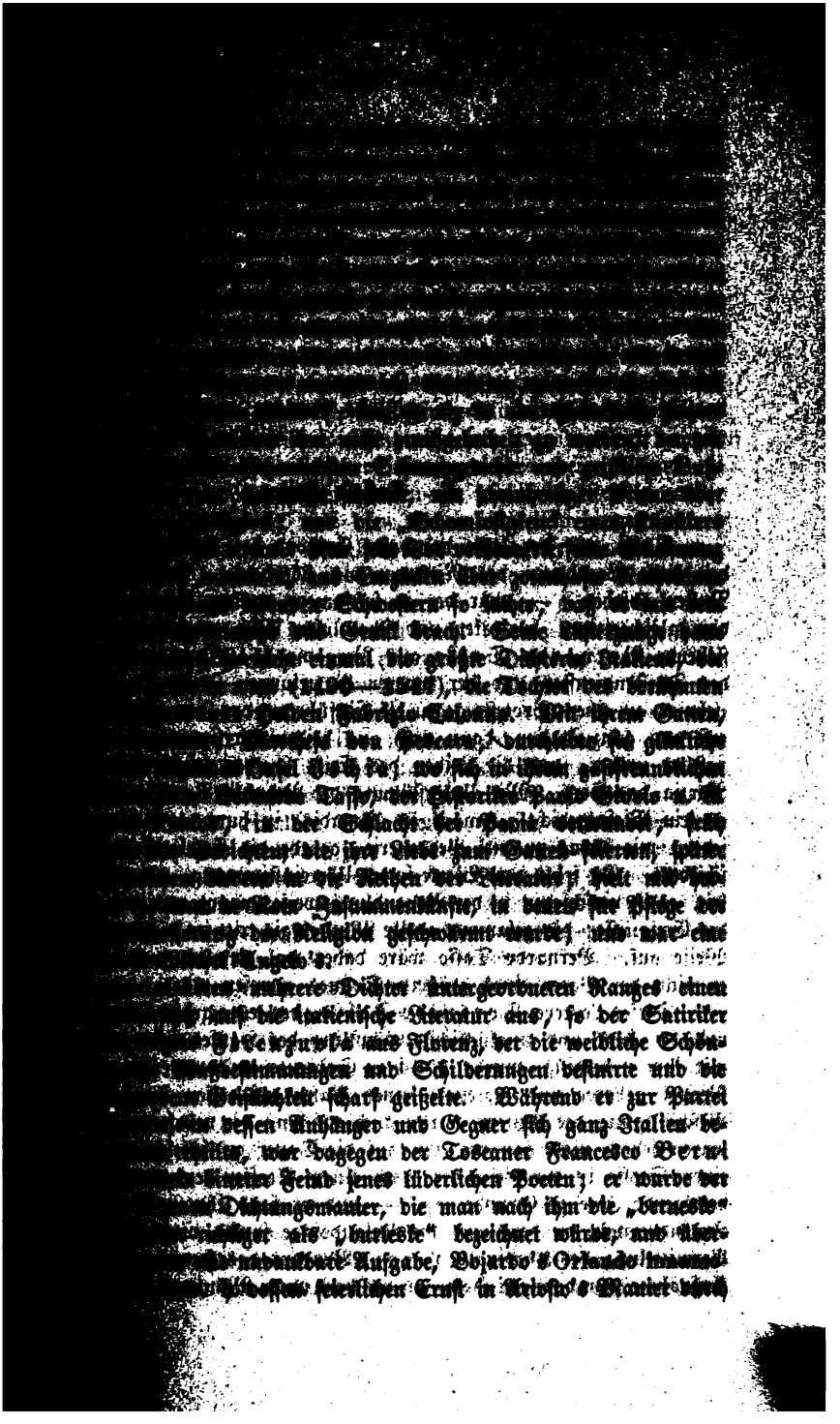
Sein berühmteſtes Werk iſt der herrliche „Orlando furioso“. Es beginnt da, wo Bojardo abgebrochen hat und führt in 46 Geſängen, denen noch das Fragment eines weitern Epos in fünf ſolchen folgt, die Rolandsſage in's Unendliche. Iſt Bojardo der Don Quijote unter



Verſe abwechſeln; nach dem Tode ſeiner Geliebten dichtete er zu noch lateiniſch, aber brachte es darin zu einer in jener Zeit ſeltenen Voll wobei überdies ſeine Oppoſition gegen den päpſtlichen Stuhl ben wert iſt, die ſich in unerbittlicher beißender Satire kund gab. Sein berü lateiniſches Gedicht war aber dasjenige, welches unter dem Ti partu Virginis" auf die genaueſte Weiſe die Empfängniß und Maria's behandelt und drolliger Weiſe mit Anrufungen heidniſcher G vermiſcht iſt. Der König Federigo von Neapel beſchenkte den mit einer Villa und einer Penſion.

Unter den Zeitgenoſſen, welche dieſe Sucht, der todten lebenden Sprache den Vorzug zu geben, theilten, nennen wir de ſität wegen den Veroneſen Girolamo Fracaſtoro, der die ſ Aufgabe übernahm, die unter dem Namen Syphilis bekannte K in einem, wie behauptet wird, höchſt anmutigen Gedichte wiſſen zu behandeln, der Klaſſizität ſeiner Sprache wegen den Cre Girolamo Vida, deſſen bedeutendſtes Werk das Leben Chriſti e handelte, den Rimineſen Aurelio Augurelli, welcher die Kun zu machen (χρυσοποιία), beſang und dafür vom Papſte Leo ſar Weiſe einen prachtvollen aber leeren Geldbeutel erhielt, um da gemachte Gold aufzubewahren, und den Kardinal Pietro Bem hinwieder ſeiner Mutterſprache den gebührenden Platz neben i zeugerin anwies und die Klaſſiker beider nachahmte. Neben die niſchen Didaktikern Italiens beſangen in der neuern Sprache dieſes Giovanni Rucellai die Bienenzucht (le api) und Luigi Ala den Landbau (dell' agricoltura).

Wir ſehen aus dieſen Erſcheinungen, wie große Mühe die it Literatur hatte, ſich durch das Chaos der wuchernden Latinität hin arbeiten. Sie wagte indeſſen dieſen Kampf; ja ſie verſuchte e ſich durch die Wahl nationaler Stoffe von der Nachahmung fremder der ſie ihr Leben überhaupt verdankte, zu entfeſſeln. Dieſe jedoch ſind ihr nicht nach Wunſch gelungen, theilweiſe ſogar gerad lungen. So ſchon der erſte derſelben, derjenige des Giorgio Tr aus Vicenza (1478—1550), in einem Heldengedichte die „B Italiens von den Goten" (Italia liberata dai Goti), d. h. di drückung des Landes durch den oſtrömiſchen Kaiſer Juſtinian, we Dichter irrtümlich für eine Befreiung hielt, — zu beſingen. Das in reimloſen Jamben verfaßt und 27 Bücher ſtark, iſt höchſt und proſaiſch, wimmelt von Nachahmungen der Alten, hiſtoriſch wahrheiten, bombaſtiſchen Reden und unwürdigen Schmeicheleien, Verfaſſer an Tyrannen verſchwendete. Nicht beſſer iſt ſein in licher Weiſe „romantiſche Gefühle mit klaſſiſchen Formen verſchmel Trauerſpiel „Safonisba". Andere Nachahmungen des Euripid



finder der in lächerlicher Sprachmengung bestehenden „macaro
Poesie", wurde aber in seinen späteren Jahren wieder fromm un
in sein Kloster zurück, wo er geistliche Gedichte verfaßte.

B. Tasso's Zeit.

Berni war der letzte namhafte Epigone der Rolandssage g
der letzte Bearbeiter des Ritterromans überhaupt, wenn wir v
Nullen absehen, — war der in seltsamem ernstem Kontraste ge
den gleichzeitigen burlesken und schamlosen Witz- und Zotenreiß
stehende Bernardo Tasso aus Bergamo (1493—1569), ein
des Fürstendienstes und der inneren Parteiungen Italiens. Als
nehmer an einem Proteste gegen die Einführung der Inquisition in
erst aus ganz Italien, dann noch aus beiden Sicilien verbannt,
rastlos umher, und die Leiden des Exils brachen seiner schönen
Porzia das Herz. Mit Unterstützung der Republik Venedig veröff
er sein Riesengedicht „Amadigi" (Amadis) in hundert Gesängen,
jeder, mit etwas zu viel Pedanterie, gerade die Erlebnisse eines
schildert. Es fehlt dem Werke sowol Übereinstimmung als Mann
keit, es ist verschieden in der Behandlungsweise, monoton in der Erz
der Ereignisse; die gesammte antike Mythologie tritt in höchst gezw
Weise auf. Bernardo Tasso wäre daher wol ziemlich unbekannt,
er nicht der Vater eines größern Sohnes gewesen wäre.

Dieser Letztere, Torquato Tasso, der letzte große Dichter I
und der letzte und unglücklichste Günstling des Hauses Este, dessen

Frauen noch immer ein gelehrter und kunstsinniger Ton waltete, der aber von künstlich gemachtem affektirtem Wesen nicht frei war. Der letzte der dortigen Herrscher (denn seine Nachfolger mußten sich mit Modena begnügen und ihren Musensitz wieder der Kirche überlassen), Alfonso II., der geistig kleinste seines Hauses, der dessen Ruhm in sinnlicher Verschwendung und empörender Tyrannei suchte, hatte zwei Schwestern, Lucrezia (nach ihrer Großmutter so benannt), später Herzogin von Urbino, und Leonora, Beide klassisch gebildet, doch schon in dem verblühten Alter von dreißig Jahren, — in welchen der Ferrarese hergebrachte Liebe zur Kunst stärker wurzelte als im Herzoge, doch nicht so stark, wie es ein Tasso verlangen durfte. Zwar im Anfange seines Hoflebens konnte sich der Dichter über seine Stellung nicht beklagen; er erhielt doppelt so viel Gehalt als Ariosto unter dem Großvater des Herzogs, und die beiden Schwestern des Letztern überhäuften ihn mit Freundlichkeit, wofür er sie überschwänglich besang, doch ohne für die nicht mehr jungen Damen eine Leidenschaft zu fühlen, die er vielmehr einer Menge frisch aufblühender Hofdamen widmete. — Die Mißgunst anderer Dichter jedoch, die kleinliche Splitterrichterei, welche nüchterne Kritiker an seinem eben entstehenden großen Dichterwerke üben zu sollen glaubten und damit seinen künstlerischen Stolz und Ehrgeiz verwundeten und verletzten, und sein gespanntes Verhältniß zu dem gelehrten und einflußreichen Minister Antonio da Montecatino verfolgten und kränkten ihn so hartnäckig, daß er nach und nach zur Beute bedauerlicher Wahngebilde wurde. Er glaubte sich verraten und von böswilligen Feinden umgeben und hatte in Folge dessen mannigfaltige Mißhelligkeiten, selbst den Mordversuch eines von ihm unbesonnener Weise Beleidigten zu erdulden. Solche Erlebnisse mußten ihm den Aufenthalt in Ferrara verleiden und einen andern wünschbar machen; der seine geheimen Unterhandlungen mit dem eifersüchtigen Hause Medici, das ihn zu gewinnen suchte, stießen nur den Herzog Alfonso vor den Kopf. Zugleich plagten ihn religiöse Zweifel; der Widerstreit zwischen dem Glauben der herrschenden Kirche und der in seinem Innern waltenden Vernunft und die Angst, er und sein Gedicht möchten der darin enthaltenen heidnischen Anspielungen wegen einst verdammt und vernichtet werden, beschäftigten ihn so sehr, daß er (was bereits krankhafte Gehirnzustände verrät) sich selbst als Ketzer der Inquisition stellte, sich sogar durch wiederholte von derselben erhaltene Lossprechungen nicht beruhigen ließ und in Briefen an Papst und Kaiser seine irrgläubigen Ansichten bekannte und entschuldigte, wobei er die bezeichnende Äußerung fallen ließ, die Kirche sei ihm stets eine Stiefmutter — nicht eine Mutter — gewesen. Als er endlich in seinem Wahne so weit kam, einen Diener der Herzogin, der ihm verdächtig war, mit dem Messer anzugreifen, wurde auf Befehl des Herzogs (1577) verhaftet, aber bald wieder freigelassen und sogar mit neuen Aufmerksamkeiten umgeben, um ihn zu zer-

ſtreuen. Sein Menſchenhaß und ſeine religiöſen Skrupel, als kein guter Katholik, ſowie die Wahrnehmung, daß man ihn aus B niß für ſeinen Zuſtand nicht frei ausgehen ließ, bewogen ihn endl dem unſeligen Gedanken einer Flucht, den er auch ausführte. Mit M und Ermattung kämpfend, irrte er in den Gebirgen Italiens umhe kam hungrig und zerlumpt bei ſeiner Schweſter Cornelia in So an. Ihre Liebe und Sorgfalt wirkten günſtig auf ſeinen Seelenzu aber die ſtille Zurückgezogenheit behagte dem nach Triumfen lüſ Dichter nicht lange und er verſuchte bald in Ferrara wieder Auf zu finden, wurde jedoch von dem dortigen Hofe ignorirt. Der ſ zürnte ihm heftig, ſelbſt Leonora wagte nichts zu ſeinen Gunſte ſie, die ihn ſonſt beſchützt, war gleichgiltig gegen ihn geworden. lich erhielt er, unter demütigenden Bedingungen, die Erlaubni Rückkehr und folgte ihr. Aber gegenſeitiges Mißtrauen war einm handen und löste das Verhältniß wieder. Er floh zum zweiten irrte in Oberitalien umher, fand nirgends Ruhe, und kehrte zum z Male nach dem verhängnißvollen Ferrara zurück. Da aber der ſ gerade ſeine zweite Hochzeit feierte, wurde Taſſo nicht beachtet, beſpöttelt, ſchmähte darob den ganzen Hof und den Monarchen und (1579) in das Irrenhaus geſperrt, wo er ſieben lange furchtbare — nicht verlebte, ſondern aus ſeinem edeln Leben verlor, während zahlreichen dort verfaßten Schriften keine Spur von Geiſteszerrüttun raten. Und er mußte unter ſo ſchmählicher Behandlung ſchmachte leiden und ſeinen Körper hinſiechen ſehen, nur ausnahmweiſe zu F keiten zugelaſſen, — während ſein größtes Werk in der Welt ungel Aufſehen verurſachte und ſie gewaltig hinriß.

Gegen das Verſprechen des (im Übrigen lüderlichen) Herzogs Vincenzo Gonzaga von Mantua, ihn dort zu verwahren, wurde e lich, nachdem Leonora während ſeiner Gefangenſchaft geſtorben war, laſſen, — friſtete, arm und krank umherirrend, ein kümmerliches und wurde, in damaliger Zeit der ſogenannten Reſtauration des Kath mus, eine Beute mittelalterlicher Frömmelei. Und gerade als ihn Abwechſelung einmal wieder das Glück zu lächeln ſchien, als er nach eingeladen wurde, um auf dem Kapitol gleich Petrarca zum Dichte krönt zu werden und der Papſt ihn ehrenvoll aufnahm, da brach, wä die Ceremonie aufgeſchoben wurde, ohne ſie zu erleben, ſeine geſch Lebenskraft am 25. April 1595 zuſammen.

Taſſo legte ſeine poetiſchen Grundſätze in drei „Discorsi“ n in welchen er verlangt, daß ein Epos nur Wahrſcheinliches und doch gleich Wunderbares enthalten ſolle, was er dadurch erreichbar fand, der Stoff aus den Ereigniſſen genommen werde, mit welchen der Gl das Wunder in Verbindung ſetze, doch die „heilige Geſchichte“ an nommen, an welcher nichts geändert werden dürfe, — alſo aus

ɔiſchen Altertum oder dem ſpätern Chriſtentum. Sein dieſen Erforder-
ſſen entſprechendes bereits erwähntes größtes Werk, an dem er zwölf
ahre gearbeitet, iſt die Gerusalemme liberata oder il Goffredo. Es
ſchreibt in zwanzig Geſängen und in Ottave rime den erſten Kreuz-
g unter Gottfried von Bouillon und die Eroberung Jeruſalems, durch-
oben mit romantiſchen, den Rittergedichten ſeiner Vorgänger nachge-
mmten Abenteuern der Helden, unter welchen Rinaldo die Hauptrolle
ielt.

Dieſes Werk erregte unter den gleichzeitigen Kritikern noch zu Taſſo's
bzeiten einen gewaltigen Sturm. Während die Einen ihn in den
immel erhoben und als den größten Dichter Italiens prieſen, — unter
nen ſogar der Neffe Arioſto's, welchem Taſſo ſelbſt dieſe unnatürliche
arteinahme ernſt verwies, — zogen ihn Andere in den Staub herab und
chten ihn geradezu aus der Gemeinſchaft der Dichter hinauszuwerfen, —
z. B. die eben entſtandene Akademie della Crusca in Florenz.
ier hatte nämlich der unbedeutende Dichter Francesco Grazzini
lerlei drollige Einfälle. Erſt half er Anderen die Akademie der Feuchten
egli Umidi) ſtiften, deren Mitglieder kindiſcher Weiſe die Namen von
iſchen u. a. Waſſerthieren führten, und ſpäter (1582, einen Monat
r ſeinem Tode) eine zweite ſolche Anſtalt, welche ihre Symbolik dem
üllerhandwerk entlehnte und ſich la Crusca (die Kleie) nannte; ſie
t jedoch das Unrecht, welches ſie in ihren Kinderſchuhen dem großen
ichter zufügte, in reiferen Jahren eingeſehen und gut zu machen geſucht.
hnliche Akademien mit lächerlichen Namen und Gebräuchen tauchten in
elen Städten Italiens auf. Auf Taſſo ſelbſt übten dieſe wegwerfenden
rteile, namentlich bei dem durch die lange Haft herbeigeführten Zuſtande
ner Geſundheit, — eine ſo niederdrückende Wirkung aus, daß er mit
ngſtlicher Berückſichtigung der laut gewordenen Ausſetzungen ſein un-
rbliches Werk ſelbſt verwarf, ja ſogar Schritte zu deſſen Vernichtung
thun verſuchte, und es unter dem Titel „Gerusalemme conquistata“
weit weniger poetiſchem, dagegen in bedeutend ſtrenger religiöſem Geiſte
einem traurigen Zerrbilde des Originals umarbeitete.

Taſſo's Werk hat ſich von der Ironie Arioſto's ferne gehalten, damit
er auch von deſſen origineller, ſchöpferiſcher Fantaſie und Farbenpracht.
as „befreite Jeruſalem“ will nicht unterhalten, nicht anziehen; es iſt
n einem heiligen Ernſte, von der Begeiſterung für das Chriſtentum
tirt. Dieſer Gedanke iſt die Quinteſſenz des Gedichtes. Es war
n nicht mehr die frivole Zeit eines Leo X., es gehörte nicht mehr
n guten Tone, ungläubig zu ſein. Durch den Ausbruch und die Er-
ge der Reformation erſchreckt, hatte die katholiſche Kirche, wie oben
iter ausgeführt worden, ſich aufgerafft und mit der Wiederherſtellung
es alten Glaubens die Sitten ihrer Diener zu verbeſſern begonnen.
ſſo war ein Kind dieſer Zeit der ſogenannten Gegenreformation, —

daher seine religiösen Bedenken, daher die streng kirchliche Stimmung seines Werkes und die fromme Verwerfung der von seinen Vorgängern gepflegten heidnischen Momente. Die Erinnerung an die Kreuzzüge war in einer Zeit, wo sich die Christenheit stets durch die Türken bedroht sah und der Seesieg Don Juans d'Austria bei Lepanto über jene Barbaren die feurigste Begeisterung erweckte, — und wo nun auch der Protestantismus als Macht der Kirche gegenüberstand, ein die Katholizität elektrisirender Gedanke.

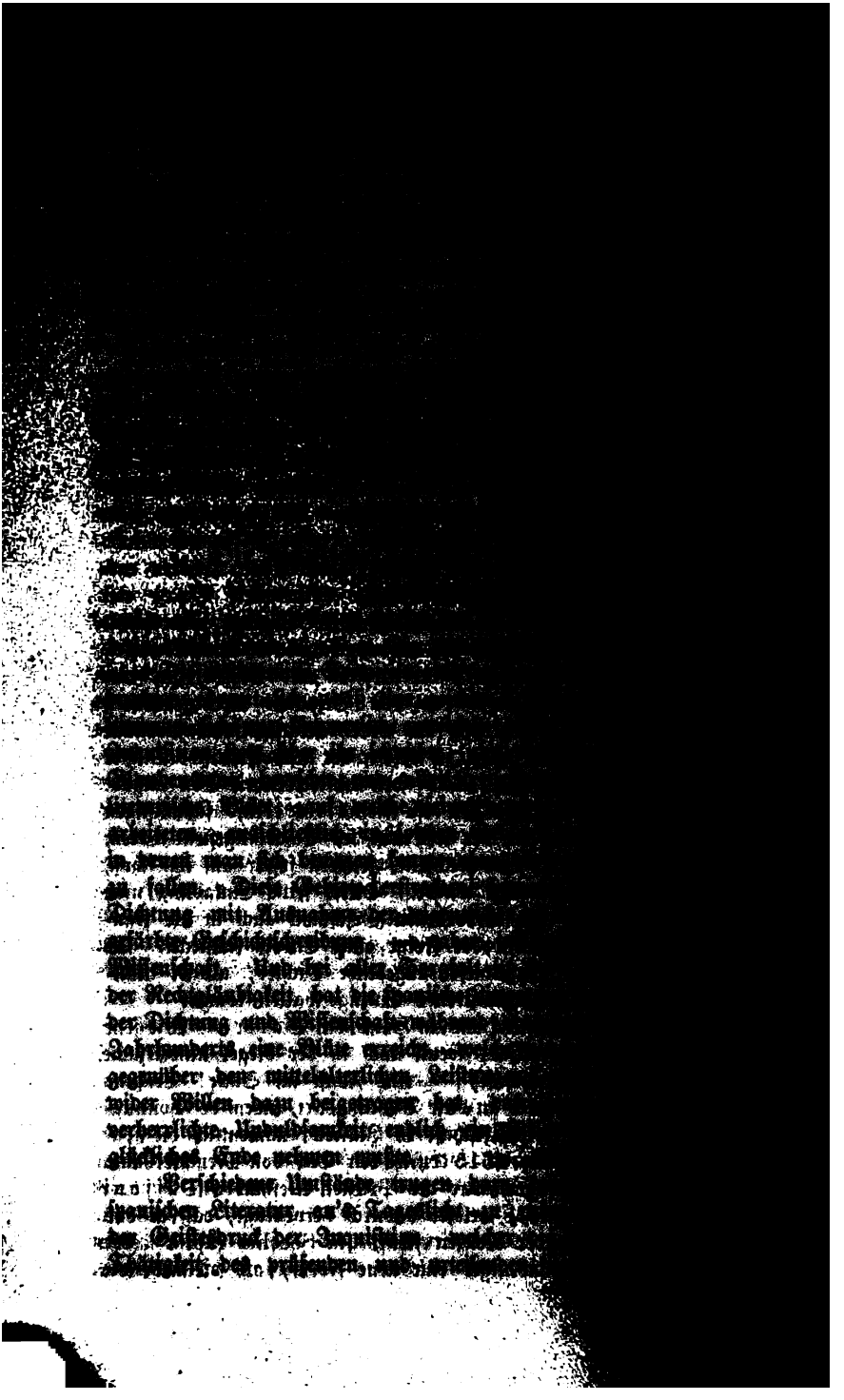
Tasso's Poesie ist mithin tendenziös, und hat etwas Absichtliches und Gezwungenes, während diejenige Ariosto's natürlicher und selbständiger war. Dagegen nähert sich Jener weit mehr den klassischen Vorbildern und kopirt sogar Homer und Vergil beinahe ängstlich, — sein Werk ist ein einheitliches, fest zusammenhängendes, in Stil und Sprache durchaus vollendetes, abgerundetes, alle zersetzende und zersplitternde Abenteurerei verschmähendes, dessenungeachtet aber an poetischen und erhebenden Momenten und Schilderungen ungemein reiches; es ist zwar weder aus dem Volksgeiste hervorgewachsen, noch überhaupt originell, sondern, wie Scherr sagt, „ein in seinem innersten Wesen kaltes Kunstprodukt, ein gelehrtes Werk, auf dessen Blumen und Blüten sich der aschfarbene Schulstaub legt;" dafür aber, und gerade deshalb ist es auch ein wirkliches Epos im Sinne der Alten, während die Rolandsgedichte ohne Ausnahme versifizirte Romane sind. Und weil es einen Stoff der wirklichen Geschichte behandelt, und zwar einen Stoff, dessen bewegende Idee eine so gewaltige war, daß sie noch heute begeistert, kann es darauf Anspruch machen, noch in der fernsten Zukunft mit mehr Interesse aufgenommen zu werden, als jene buntschillernden, wenn auch anziehenden Gemälde einer ungeschichtlichen und fabelhaften Ritter-, Riesen- und Drachenzeit. Tasso ist übrigens bis heute in Italien der volkstümlichste und beliebteste Dichter geblieben, theils aus Sympathie mit seinem Unglück, theils weil seine Grundsätze eben auch jene des Volkes waren, und noch hört man die Gondolieri von Venedig seine Stanzen singen. Tasso's epische Begabung leuchtet auch aus seinem Trauerspiele „Torrismondo" hervor, das sich von der damaligen Rohheit dieser Dichtungsart frei hielt, aber an dem auferlegten aristotelischen Regelzwang leidet. Ebenso erscheint Tasso in der lyrischen Poesie durch Glut und Tiefe, namentlich gegenüber dem frostigen Petrarca, als das „entschiedenere Talent" seiner Zeit.

Es ist eigentümlich, daß der letzte Epiker Italiens, der Vergil der neuen Zeit, wie dieser sein klassischer Vorgänger, sich zugleich in eine Richtung verirrte, die, von dem schwächlichen San Nazaro eingeleitet und von Tasso veredelt, in der nächsten Zeit eine unbedingte, aber entwürdigende Herrschaft in der Literatur des ganzen civilisirten Europa ausübte. Es ist dies die verweichlichende, entnervende, geist-, kraft-

denlose sogenannte Hirten- und Schäferpoesie, eine Gattung, elche stets nur dann entstanden ist, wenn die Völker, entkräftet und m Handeln unfähig geworden, sich resignirend einer Gewaltherrschaft die Arme warfen und deren Willkür dadurch zu vergessen und zu rschmerzen suchten, daß sie sich in eine Welt hineinträumten, die nie- als bestanden hat und nirgends bestehen kann, und zwar aus dem ein- chen Grunde, weil Hirtenvölker eben auf einer ursprünglichen Stufe er Kultur stehen, welcher alle Verweichlichung und daher auch alle Empfind- mkeit fremd ist.

Tasso hat sich das zweifelhafte Verdienst erworben, diese falsche nd erlogene Richtung in seinem freilich mit „hinreißendem Zauber" ge- hriebenen Schäfergedichte „Aminta" (1572) zu ermutigen, und sein eitgenosse und Freund (bisweilen auch eifersüchtiger Nebenbuhler), der eich ihm in dem gesunkenen Ferrara (seiner Vaterstadt) unverdient be- ndelte Giovanni Battista Guarini (1537—1612) huldigte dem imlichen verdorbenen Geschmacke in seinem Hirtendrama „il Pastor fido". us diesem Werke indessen und den darin eingeflochtenen Chören ent- ckelte sich die schon durch Poliziano's Orfeo vorbereitete Oper erst vollem Leben, um von da an die italienische Bühne zu beherrschen. poetischem Stoffe aber errang sich die abgeschmackte Schäferdudelei, f die verrückteste Weise vermischt mit Rittertum und Mythologie, eine ts zunehmende Hegemonie unter den von Despoten niedergedrückten lkern wie auch an den Höfen, und der widerwärtigste Bombast machte) in dieser Afterdichtungsart breit, zu welcher der neapolitanische Dichter ambattista Marino (1565—1625) den entscheidenden Ton angab, Freund des alternden Tasso und ein Feind des ebenso schwülstigen nuesen Gasparo Murtola, der in Turin, wo Beide angestellt waren, ht nur Schmähgedichte mit ihm wechselte, sondern sogar auf ihn schoß, f seine Fürbitte aber begnadigt wurde. Durch seine Einladung nach ris verpflanzte Marino den verdorbenen Geschmack auch in die fran- sische Poesie, welche damit in der Folge ganz Europa ansteckte. Es r ein Zeichen der Zeit, daß dieser angebliche Dichter, als er heim- rte, in Rom und Neapel triumfirende Einzüge halten konnte.

Mit der Idylle geht stets Hand in Hand die Satire. Wie jene e passive, ist diese eine aktive, wenn auch in der Regel unwirksame position gegen Gewaltherrschaft, — eine Faust im Sacke! Trajano ccalini büßte die Hingabe an diese Dichtungsart, indem er schonung- die gewissenlose politische Wirtschaft in Italien, namentlich die spa- che zu Neapel brandmarkte, 1615 durch den Tod von Meuchlerhand. eichgesinnt, wenn auch klüger, war der Priester Alessandro Tassoni s Modena (1565—1635), welcher dadurch hervorragt, daß er das e komische Heldengedicht der Neuzeit schuf, „la Secchia rapita" (der aubte Eimer), eigentlich weniger eine neue Form, als vielmehr die



Mondego, unter denen des Zweiten der Hirtenroman „la Dia
morada“, welcher in Prosa geschrieben und mit Versen verm
aus mehreren in einander verwickelten Erzählungen besteht, un
Helden der Dichter selbst unter dem Namen Sereno und seine
(Diana genannt) sind. Er hat zum Muster Sannazaro's A
wurde aber vom Verfasser unvollendet hinterlassen. Auch der
schwächere Theil, welchen Alonso Perez aus Salamanca 156
schrieb, erreichte das Ende nicht. Eine andere Fortsetzung dage
Gaspar Gil Polo aus Valencia, Professor an der dortigen Un
brachte den Roman zu einem erwünschten Schlusse. Überschw
Sentimentalität ist bei vielen einzelnen Schönheiten der Grundzu
Dianen. Mit ihnen war die Blütezeit der spanischen Idylle vor
welche indessen noch einzelne Werke des Cervantes erinnern. Ur
späteren vergessenen eine Idealwelt schildernden Gedichten rag
jene des Bernardo de Balbuena, geboren 1568 in Valdepeñ
in Mejiko erzogen, 1627 als Bischof von Portorico gestorben,
Sein Siglo de Oro (goldenes Zeitalter) bringt merkwürdiger We
die mindesten Anklänge an die Pracht der Tropen; auch schrieb
Epos „Bernardo“ aus dem Sagenkreise Karls des Großen.

Von der Abschweifung zur Idylle blieben unter den lyrische
folgern Boscan's Folgende frei. Luis Ponce de Leon (1528–
aus Belmonte, Mönch, Doktor der Theologie, Professor in Sal
wurde 1572 vor die dortige Inquisition geladen, weil er das
Lied“ gleich einer bloßen Ekloge in das Spanische übersetzt und di
Übersetzung der Vulgata für mangelhaft erklärt hatte, trotz seiner de
Unterwerfung eingekerkert, nach fast fünf Jahren endlich zur Fol
urteilt, vom höchsten Rate zu Madrid aber freigesprochen und n
Übersetzung unterdrückt, worauf er in seinen Vorlesungen da
wo er vor der Untersuchung stehen geblieben, als ob nichts
wäre. Seine besten Werke, Abhandlungen, geistliche Lieder und
bar erhabene Oden, sowie Übersetzungen des Horaz und Vergi
vor seiner Gefangenschaft geschrieben; nachher war seine Kraft ge
er schrieb zwar noch, um seine Rechtgläubigkeit zu beweisen, eine
Erklärung des Hohenliedes in lateinischer Sprache, aus welcher
doch hervorleuchtet, daß er dies Buch eben nur für eine Ekloge
Fernando de Herrera (1534—1597) aus Sevilla, auch G
doch von ruhigerm Leben, schrieb herrliche lyrische Gedichte vers
Form auf die Liebe (der Cölibatär!) wie auf den Sieg bei
und auf den traurigen Untergang König Sebastians von Portugal.
Sprache ist jedoch etwas steif und geziert, wie durch gesuchte
und lateinische Wörter entstellt. Eine Sammlung der besten
Gedichte jener Zeit gab 1605 Pedro Espinosa heraus, in
jedoch auffallender Weise Herrera fehlt. Des Letztern gezierte Sc

urde von ſeinen Nachfolgern noch weiter getrieben, und es bildete ſich r ſogenannte „gebildete Stil“ (Cultismo) aus, der trefflich zu den eichzeitigen Ungeheuerlichkeiten des Italieners Marino und des Franſen Ronſard und ihrer Schulen paßte und deſſen erſter Profet Luis Góngora (1561—1627) aus Cordova war, ein vernachläſſigter eiſtlicher, der es blos bis zum Kaplan des Königs brachte. Seine meiſt iſchen Gedichte ſind ebenſo ſchwülſtig als unverſtändlich, ſo daß ſie benender Weiſe Erläuterungen von Seite Anderer in's Leben riefen, er unzählige Nachahmer hatten.

Eine andere gleichzeitige verfehlte Richtung war die der „Erfindungschen“ (Conceptistas), welche ſich in myſtiſchen Bildern und Wortſpielen ten und an deren Spitze Alonſo de Ladesme aus Segovia (1552 s 1623) ſtand, welcher bemerkenswert iſt, weil er den Mut hatte, auf hilipps II. Tod unehrerbietige und freimütige Gedichte zu ſchreiben. An er Spitze der Dichter dagegen, welche dieſen Verirrungen Widerſtand ntgegenſetzten, befanden ſich die Brüder Argenſola, Lupercio und Bartolome, welche am Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts meiſt in Neapel lebten, woher ihre Familie ſtammte. Unter ihren Nachfolgern finden wir auch einen Borgia, Enkel Papſt Alexanders VI., Francisco Fürſt von Borja und Esquilache (Squillace), Vicekönig von Peru (geſtorben 1658), welcher treffliche Romanzen und Sonette ſchrieb.

Am kümmerlichſten unter allen Dichtungformen entwickelte ſich in Spanien das Epos, weil es nach langer Unterbrechung ſeit der Zeit der alten nationalen Heldendichtung vom Cid erſt durch die Kriegsthaten des ſechszehnten Jahrhunderts mit allzugroßer Abſichtlichkeit in's Leben gerufen wurde und dies blos von Nachahmungen der italieniſchen Epiker friſtete. Es wurden nach dem Muſter Arioſto's, Taſſo's und Anderer heils geradezu elende, theils mittelmäßige Heldengedichte nach den verſchiedenſten Stoffen aus der ſpaniſchen Geſchichte, von der Eroberung Sagunts bis auf Karl V., ſowie aus dem Sagenkreiſe Karls des Großen, us der Geſchichte Jeſu und — Loyola's u. ſ. w. zuſammengeflickt. Sie lle überragt, obſchon ſelbſt mittelmäßig, ein einziges, deſſen Ruf noch eute beſteht, — die „Araucana“ des Alonſo de Ercilla y Zuñiga, us einer biscayiſchen Familie 1533 in Madrid geboren. Der Dichter Gleitete den nachherigen König Philipp II. als Prinzen auf deſſen Reiſen t Europa und zu ſeiner Vermälung nach England, ging aber 1554 us Durſt nach Ruhm und Abenteuern nach Südamerika, um gegen e Araukaner zu kämpfen, die ſich Spaniens Joch nicht auflegen laſſen ollten, machte dieſen Krieg unter den größten Mühſeligkeiten und Gefahren mit, wurde von ſeinem Oberbefehlshaber Garcia de Mendoza art behandelt, wofür er ſich dadurch rächte, daß er in ſeinem Gedichte esſelben nicht erwähnte, was dem Dichter hinwieder vieles Mißfallen zog, — kehrte nach acht Jahren zurück, war vorübergehend Kammerherr

des deutschen Kaisers und starb arm 1595 in Madrid. Sein Epos, dessen Anfang er während des Krieges mit den Wilden schrieb, zählt 37 Gesänge, ist unvollendet und mehr ein Kriegstagebuch als ein Heldengedicht. Es läßt den verfolgten Indianern Gerechtigkeit widerfahren und sie gleich homerischen Helden sprechen, ja beklagt sogar ihre durch die Eroberer zerstörte Sitteneinfalt, vergißt aber nie die spanische Unterthanentreue, auch gegen einen undankbaren König. Merkwürdig ist auch hier das gänzliche Ignoriren der tropischen Scenerien des Landes, in welchen das Gedicht spielt. Bezeichnend ist der Gegensatz, in welchen die ersten Verse zu denjenigen von Ariosto's Orlando treten, indem sie das Gegentheil zu besingen versprechen: „weder Damen, noch Liebe, noch Galanterie verliebter Ritter, weder Huldigungen noch Feste, sondern den Mut und die Thaten der tapfern Spanier, welche Arauko's trotzigem Nacken das harte Joch auferlegten.“ Es fehlte dem Gedichte nicht an unfähigen Fortsetzern und Nachahmern.

Ihm gegenüber hat die gleichzeitige portugiesische Literatur, welcher in allen übrigen Zweigen Namen erster Größe fehlen, ein bestes herrlicheres Produkt wahren epischen Geistes aufzuweisen. Der Verfasser desselben, Luis de Camões, 1525 zu Lissabon geboren, studirte zu Coimbra, während er zugleich dichtete, diente in einem Seekriege gegen Marokko, wo er das linke Auge verlor, und fuhr 1553 nach Ostindien, wo er wieder Kriegsdienste that, aber wegen einer satirischen Schilderung der schlechten portugiesischen Verwaltung jener Gegenden nach Makao in China verbannt wurde. Dort schrieb er sein berühmtes Epos, wurde später begnadigt, litt Schiffbruch, rettete schwimmend sein Werk, kam jedoch zu Goa in den Schuldthurm, kehrte 1569 arm nach Portugal zurück, lebte vom Bettel seines treuen indischen Dieners, und starb 1579 im Hospital zu Lissabon, — ein Jahr nach der Unterjochung seines Vaterlandes durch Spanien. Unter seinen Dichtungen verdient nur ein Erwähnung: das Epos „Os Lusiadas“ (die Lusitanier), welches in zehn Gesängen die Fahrt des Vasco de Gama nach Ostindien, als die Begründung des portugiesischen Ruhmes, besingt. Seltsamer Weise nimmt es (wie auch Ercilla's Gedicht) die Personen der antiken Mythologie zu Hilfe, so z. B. Mars und Venus als Begünstiger, Bacchus als Gegner der portugiesischen Unternehmung, deren Ganzes, unbeschadet der Christlichkeit des Dichters, Jupiter leitet. Das Werk ist aber reich an den erhebendsten Schönheiten, die Sprache edel und ächt dichterisch, die Charakteristik scharf, die Schilderungen der Natur unübertrefflich, ja sogar wissenschaftlich genau. Unter den Episoden ist die ergreifendste die von Schicksale der unglücklichen Ines de Castro.

Mehr und glänzendere Lorbeeren als durch das Epos erlangten die Spanier durch den Roman, der ihnen sogar seine neuere Gestaltung wesentlich verdankt. Er erscheint bei ihnen in zwei Hauptformen: der

Schelmenroman, welcher durch ſeine einſeitige Richtung an den Rieſenroman des Rabelais erinnert, aber vor ihm den realiſtiſchen Inhalt voraus hat, — und dem univerſellen Roman des Cervantes.

Der Schelmenroman war gleich dem Werke des Schalks von Chinon eine Satire auf den Ritter- und Hirtenroman, deſſen erlogenem Weſen, wie bei Rabelais eine erdichtete, ſo hier eine wirkliche Derbheit und Naturwüchſigkeit entgegengeſtellt wurde. Der Schöpfer des Estilo picaresco (von picaro, Schelm) war der bereits (S. 406) als Hiſtoriker genannte Diego Hurtado de Mendoza, ein Univerſalgenie (Gelehrter, Dichter, Staatsmann und Krieger), geboren 1503 zu Granada aus altem Adelsgeſchlechte. Als jüngſter Sohn für die Kirche beſtimmt, ſtudirte er in Salamanca Sprachen, Philoſophie und Recht, während er die Theologie vernachläſſigte. Als Student ſchon ſchrieb er den erſten der angedeuteten Romane: Lazarillo de Tormes, — die in erſter Perſon erzählte Geſchichte eines Schelms, welcher als Führer eines blinden Bettlers eine Laufbahn beginnt, als Diener bei allen möglichen Ständen, welche lächerlich gemacht werden können, auftritt, ein niederträchtiger Spitzbube wird und ſich endlich aus unwürdigen Beweggründen verheiratet und feſtſetzt. Das Buch iſt leicht, prickelnd, lebendig, witzig und geiſtreich geſchrieben, aber unvollendet; zudem hat die inquiſitoriſche Cenſur die wahrſcheinlich intereſſanteſten Dienſte des Helden bei dem Mönche und dem Ablaßkrämer geſtrichen. Es erſchienen mehrere Fortſetzungen des Lazarillo, deren beſte die des Juan de Luna iſt; aber keine erreichte das Original. Mendoza gab die Theologie natürlich auf, ging als Soldat nach Italien, war 1538 Geſandter Karls V. in Venedig, begünſtigte die humaniſtiſche Thätigkeit der Gelehrten und Buchdrucker, vertrat den Kaiſer in Siena, dann am Konzil von Trient, 1547 in Rom, wo er dem Papſt Julius III. gegenüber das kaiſerliche Anſehen nachdrücklich wahrte, mißfiel als unabhängiger Charakter Philipp II., und wurde wegen eines Streithandels vom Hofe verbannt. Er begünſtigte die Dichtweiſe Boscan's und Garcilaſo's, übte ſie ſelbſt und ſchilderte das Hofleben in ſatiriſcher Weiſe. Trotzdem in hohem Alter wieder an den Hof gerufen, ſtarb er 1575 in Madrid.

Erſt faſt ein halbes Jahrhundert nach dem Erſcheinen des Lazarillo hielt der Schelmenroman, deſſen Originale inzwiſchen an Zahl ſtark zugenommen hatten, weil die fortwährenden Kriege in Europa und die Fahrten nach Amerika eine Maſſe unbeſchäftigt herumziehender Strolche und Abenteurer nach Spanien warfen, weitere Pflege. Mendoza's erſter Nachfolger war Mateo Aleman aus Sevilla, von deſſen Leben wenig mehr bekannt iſt, als daß er 1609 in Mexiko war. Sein Buch: „Leben und Thaten des Schelmen Guzman von Alfarache", zuerſt 1599 in Madrid erſchienen, ſchildert das Leben eines Abenteurers nach Art des Lazarillo, der aber in Rom zum Bettler wird. Der erſte Theil hatte

ſo glänzenden Erfolg, daß ein literariſcher Betrüger einen zweiten erſcheinen ließ, den aber der Verfaſſer entlarvte, indem er 1605 die wahre Fortſetzung herausgab, in welcher er ſich jedoch faſt mehr mit der Züchtigung ſeines Nebenbuhlers als mit ſeinem Helden abgab, deſſen Begnadigung das Buch ſchließt; ein beabſichtigter dritter Theil erſchien nie. Das Buch iſt in der ſogenannten Spitzbubenſprache, die eingeſtreuten, zum Gegenſtande ſchlecht paſſenden Sittenlehren aber in reinſtem Spaniſch geſchrieben. Unter vielen Nachahmern und Nachfolgern zeichnet ſich aus: Vicente Eſpinel, früher Krieger und ſelbſt Abenteurer, dann Kaplan zu Ronda, wo er 1540 geboren war; er ſtarb wahrſcheinlich 1630. Sein Roman „Bericht vom Leben und den Abenteuern des Knappen Marcos de Obregon“ (erſchienen 1618) unterſcheidet ſich nicht weſentlich von ſeinen Vorgängern. Dasſelbe läßt ſich auch ſagen von der „Geſchichte und Lebensbeſchreibung des großen Erzſchelms Paul von Segovia“, welche der vielſeitige Dichter Francisco Gomez de Quevedo y Villegas 1627 drucken ließ. Der Verfaſſer, 1580 zu Madrid geboren, wurde durch einen Zweikampf zur Flucht nach Sicilien und Neapel bewogen, ſchwang ſich dort zum Finanzminiſter des Vicekönigs Herzog von Oſſuna empor, verlor ſeine Stelle durch Entlaſſung des Letztern, wurde 1639 zu Madrid, als Verfaſſer einer Satire auf den König verdächtig, eingekerkert und ſtarb bald nach ſeiner Freilaſſung 1645. — Einen weiblichen Schelmenroman „die Gaunerin Juſtina“, von wenig Anſtändigkeit und auch von wenig Erfindungsgabe, ſchrieb der Dominikaner Andreas Perez aus Leon unter falſchem Namen.

Die Unzahl der Schelmenromane ſtellt aber in tiefen Schatten der erſte univerſelle, ideale oder moderne Roman, an deſſen Stirne der unſterbliche Name des Miguel de Cervantes Saavedra ſteht. Dieſer größte Geiſt, den Spanien je hervorgebracht, wurde aus halbtauſendjährigem Adelsgeſchlechte 1547 zu Alcala de Henares geboren. Nichtsdeſtoweniger arm, ſtudirte er in Salamanca, ging 1570 im Dienſte eines päpſtlichen Legaten nach Rom, ſchon im folgenden Jahre aber in die Kriegsdienſte ſeines Vaterlandes, focht bei Lepanto nicht ohne Auszeichnung mit und verlor in dieſer Schlacht den Gebrauch ſeines linken Armes. Auf der Heimreiſe aber wurde 1575 ſein Schiff von algeriſchen Seeräubern genommen und er war fünf Jahre lang Sklave eines harten Dei, bis er, nach wiederholten romantiſchen Flucht- und Aufſtandsverſuchen, die ihn ſeinem Herrn furchtbar machten, ſich ſeiner Loskaufung durch ſeine arme Mutter erfreuen konnte. Nachdem er wieder im Kriege, diesmal in Portugal und auf den Azoren gedient, veranlaßte ihn die portugieſiſche Geſchmacksrichtung zu einem Verſuche in der verfehlten Kunſtgattung des Schäferromans; er ſchrieb 1584 die anmutige, doch nicht originelle und zudem unvollendete „Galatea“. Dann verheiratete er ſich und widmete ſich mehrere Jahre hindurch dem Drama, indem er zwanzig

is dreißig Stücke ſchrieb, die zu ſeiner Zeit nicht gedruckt wurden und on denen blos zwei erhalten ſind: das Leben in Algier (el trato de Argel) und Numancia. Das erſte ſchildert die Lage der gefangenen Chriſten in Nordafrika und iſt unbedeutend gegen das zweite, das die Belagerung und Einnahme der alten Stadt Numantia durch die Römer unter Scipio zum Gegenſtande hat und trotz mancher Unvollkommenheiten durch ſeine tiefe Tragik in den Schrecken des Kampfes, des Hungers und des Todes erſchüttert.

Des Cervantes bisherige dichteriſche Thätigkeit war nicht mit Erfolg gekrönt. Er blieb arm, mußte ſich mit Eintreibung von Schulden zu erhalten ſuchen, bei welcher Gelegenheit ein Geldverluſt ihn zu Sevilla in's Gefängniß brachte, und ſuchte lang umſonſt Anſtellungen, ſelbſt in Amerika, welche Sorgen ihm mehrere bittere Satiren auspreßten. Seit 1588 war er in Sevilla Proviantkommiſſär für die Flotte. Nach der Sage ſoll er nochmals unſchuldig eingeſperrt worden ſein, und zwar in der Landſchaft „La Mancha“, und ſoll dort im Kerker den Don Quijote ersonnen haben. Ein drittes Mal traf ihn dasſelbe Schickſal aus Irrtum in Valladolid, wo er ſeit 1603 lebte, doch bei dem dort weilenden Hofe keine Beachtung finden konnte. Während ſeines dortigen Aufenthaltes erſchien 1605 zu Madrid der erſte Theil des Don Quijote in mehreren raſch ſich folgenden Auflagen, die aber den Dichter, der ſeit 1606 in Madrid wohnte, nicht bereicherten, wie ihn auch ſeine Landsleute wenig beachteten. Schon 1613 hatte Cervantes einen zweiten Theil des Don Quijote angekündet; aber unter dem (wahrſcheinlich falſchen) Namen Alonſo Fernandez de Avellaneda kam ihm 1614 ein Aragoneſe zuvor, mit einer elenden und geiſtloſen Arbeit, in welcher ſich der Verfaſſer über Cervantes auf die gemeinſte Weiſe luſtig machte und den Helden in Irrenhauſe ſterben ließ. Sofort ließ der erzürnte Dichter 1615 einen eignen zweiten Theil (im 68ſten Jahre ſeines Lebens) erſcheinen und hechelte darin den Fälſcher unbarmherzig durch. Nach dieſer Arbeit ſchrieb Cervantes noch einen Roman „Perſiles und Sigismunda“, der aber erſt ein Jahr nach ſeinem Tode erſchien und ein Verſuch ernſter Haltung im Gegenſatze zur komiſchen des Ritters von der traurigen Geſtalt ſein ſollte. Es iſt ein Reiſeroman, der in verſchiedenen Ländern ſpielt, beſonders in dem fantaſtiſch beſchriebenen (dem Dichter unbekannten) Norden, aber trotz ſeines ſorgfältigen Stils als mißlungen betrachtet werden muß. Kaum hatte Cervantes das letztgenannte Werk vollendet, als er, am 23. April 1616, ſtarb, unter demſelben Datum des neuen Kalenders, unter welchem, nach dem alten Kalender (alſo zehn Tage ſpäter) ſein großer britiſcher Zeitgenoſſe, Shakeſpeare, aus dem Leben ſchied. Cervantes war als Spanier ein durchaus gläubiger Katholik; drei Jahre vor ſeinem Tode zog er die Franziskanerkutte an und trat drei Wochen vor demſelben Ereigniſſe ſogar in den genannten Orden.

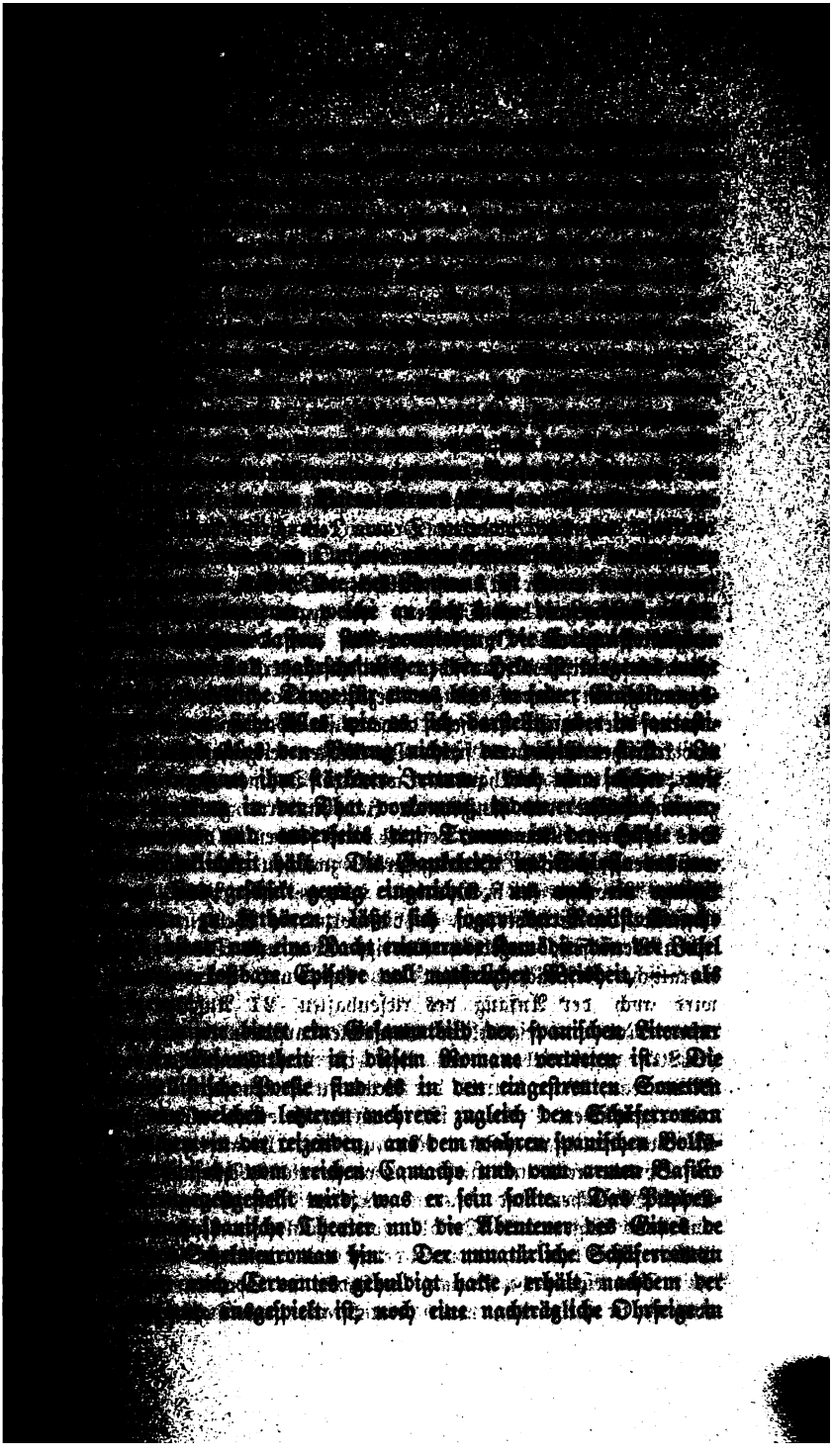
Auch hat sein letzter Roman einen ausgeprägt katholischen Charakter, indem er mit einer Wallfahrt nach Rom schließt; in seinem Hauptwerke aber hat er sich nirgends fanatische Äußerungen und überhaupt in seinen Werken, soviel uns bekannt, niemals jene verrückte Bewunderung der Inquisition zu schulden kommen lassen, welche an seinen jüngeren dramatischen Zeitgenossen und Nachfolgern so peinlich auffällt. Sein Humor ist vielmehr unbefangen und verschont selbst die Geistlichkeit nicht; nur gegen die verfolgten Mauren zeigt er oft verletzende Härte und grimmigen Haß, was aber nach den unsäglichen Leiden, die er in der Sklaverei bei diesem Volke erduldet hat, zu entschuldigen ist.

Das einzige Werk unsers Dichters, welches eine eingehende Besprechung verdient, das allein ihn berühmt gemacht hat, ist „der scharfsinnige Edelmann Don Quijote aus der Mancha" (el ingenioso Hidalgo Don Quijote de la Mancha), in zwei Theilen, deren jeder sechs Bücher zählt.

Der Zweck dieses unsterblichen Romans ist die Vernichtung der mittelalterlichen und noch im sechszehnten Jahrhundert grassirenden Ritterromane, die, mit Amadis von Gallien (s. Bd. III. S. 371), dem besten der Gattung beginnend, endlich eine solche Flut elender und unnützer Machwerke bildeten, daß sogar die spanische Regirung dagegen einschritt und sie 1553 in Amerika sowie 1555 in Spanien selbst verbot und zum Feuer verurteilte. Ihre Beseitigung wurde aber weniger durch diese Maßregel als durch den Don Quijote erreicht, seit dessen Erscheinen kein Ritterroman mehr das Licht der Welt erblickt hat.

Die Bedeutung des Werkes ist aber durch den Geist des Verfassers eine weit höhere geworden, — ob absichtlich oder nicht, wagen wir nicht zu entscheiden. Der Ritter von der traurigen Gestalt, welcher steif und fest an die vollkommene Wahrheit des Inhalts der Ritterromane glaubt und deshalb mit notdürftig zusammengeflickter Rüstung in die Welt hinauszieht, um nach der Art der Helden jener Fabelwerke zu leben und zu wirken, die Unschuld zu beschützen, Riesen, Zauberer und Ungläubige zu bekämpfen, ist die unübertreffliche Personifikation des idealistischen Menschen, und sein Schildknappe, den er sich später beigesellt, der plumpe, gefräßige, habsüchtige und lügnerische, aber mit Mutterwitz begabte Bauer Sancho Pansa diejenige des einseitigen Realismus.

Der Idealist will die Welt reformiren, ohne sie zu kennen; er geht von vorgefaßten Vorurteilen aus, die er sich nicht nehmen läßt und steuert ohne alle Rücksicht auf thatsächliche Verhältnisse seinem fantastischen Ziele zu. Daher sieht sein Abbild Kneipen für Schlösser, Wirte für Burgherren, Mägde für Edeldamen, Windmühlen für Riesen, Schafheerden für feindliche Heere, harmlos mit Gefolge reisende Damen für widerrechtlich Entführte, ein Barbierbecken für einen Helm, Galerensträflinge für gefangene Ehrenmänner an und verehrt eine niemals gesehene Dame



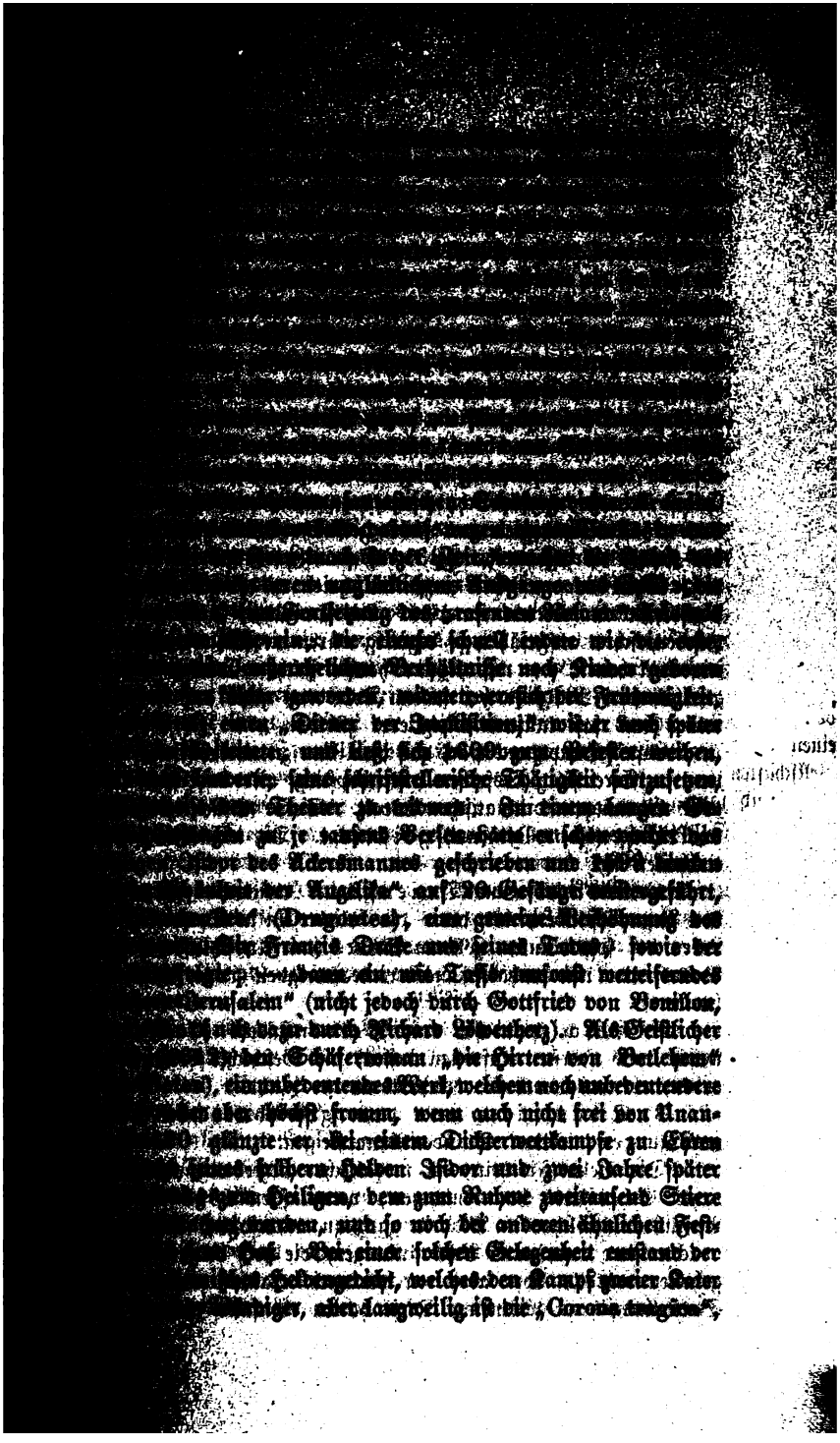
noch damals überhaupt verſtanden wurde oder Einfluß auf die L
errang, war dagegen das Letztere der Fall mit der dramat
Dichtung und dem Theater, in welchen Zweigen geiſtiger T
die ſpaniſche Literatur des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrh
ihre höchſte Blüte erreichte. Dies iſt offenbar dem Umſtande
danken, daß das moderne Drama rein chriſtlichen Urſprungs (
„Myſterien“ der Kirche entſtanden), und daher der einzige Zw
ſpaniſchen Literatur iſt, auf welchen die Araber, vermöge ihrer r
Abneigung gegen das Theater, wie gegen jede darſtellende Kunſ
eingewirkt haben. In Folge deſſen war die Bühne inſtinktive
bei den fanatiſchen ſpaniſchen Chriſten äußerſt beliebt und die dra
Dichtungform, deren Jünger bezeichnender Weiſe faſt lauter G
waren, blieb, mehr als jede andere, in Spanien von allen oppoſit
und kritiſchen Elementen frei. Die älteſten religiöſen Schauſpiele S
ſind nicht mehr vorhanden; weltliche Dramen wurden nicht
zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts gedichtet und auf
Das erſte unvollkommene Beiſpiel eines ſolchen iſt das wahrſcheinlic
entſtandene ſatiriſche Hirtengeſpräch zwiſchen den allegoriſchen
Mingo Revulgo (d. h. Dominus vulgus, Herr Pöbel) und Gil
(Ägidius der Erhöhte, d. h. die vornehme Welt). Vielleicht vo
ſelben Verfaſſer, angeblich Rodrigo Cota aus Toledo, iſt das l
moraliſche Geſpräch zwiſchen der Liebe und einem Greiſe. D
wird auch der Anfang des rieſenhaften (21 Aufzüge zählenden
erſten Mal eine eigentliche Geſchichte darſtellenden Dramas „C
(1480) zugeſchrieben; der Reſt iſt von Fernando de Roj
Montalvan, Baccalaureus der Rechte in Salamanca. Von Erfort

auch in Italien aufgeführt, doch, wie schon die Stücke Enzina Vicente's, blos vor kleineren Kreisen. Ihrer Angriffe gegen die dar kirchlichen Mißverhältnisse wegen wurden sie von der Inquisitic nach ihrem Erscheinen verboten und diese Verfügung erst 1573 einer mit ihnen vorgenommenen „Reinigung", bei der aber r Scharfe aus Versehen stehen blieb, — wieder aufgehoben. — unkirchlichen Geiste dieser Stücke gegenüber sucht die Ekloge des S Paris von 1536 den Geist der alten kirchlichen Mysterien n der weltlichen Schauspiele zu vermengen und die Zuhörer zu bel ohne der Kirche Anstoß zu geben.

Für das Volk wurde das spanische Drama erst durch S Rueda, Goldschläger aus Sevilla, genießbar, welcher seit 15 Dichter und Theaterunternehmer mit rohen Bühnen auf offenem wirkte und wahrscheinlich 1567 starb, worauf er ehrenvoll im T Cordova begraben wurde. Seine Werke, welche erst nach seiner herausgegeben wurden, zerfallen in vier Schauspiele, zwei Schäferg und zehn Pasos (kurze Stücke); sie sind alle in Prosa geschrieb vorwiegend komischen Charakters. Ihm folgte in ähnlicher Weise S Timoneda (gestorben wahrscheinlich bald nach 1597), Buchhänd Valencia (Herausgeber der Werke Rueda's) und Verfasser von l oder vierzehn Stücken. Zu geschichtlichen Stoffen (griechischen, rö und spanischen) schritt Juan de la Cueva fort, dessen Stücke sei aufgeführt und seit 1588 gedruckt wurden. Cristoval de Viru boren 1550 zu Valencia) soll die Schauspiele zuerst in drei S (Jornadas), deren man vorher meist fünf annahm, getheilt haben Stücke sind in doppeltem Sinne schaudervoll, ausgenommen die „Elisa Dido", welche noch fünf Aufzüge hat.

Eine stehende Bühne gab es in Spanien erst seit 1568, Regirung verfügte, daß in Madrid blos an zwei Stellen, wel religiösen Bruderschaften angewiesen und nach Belieben verändert und offene Hofräume ohne Sitze und andere Vorrichtungen, ja sog Bedeckung waren, Theater gespielt werden sollte. Der Erlös v die genannten Bruderschaften und das allgemeine Krankenhaus b Erst später, 1579 wurden die Hofräume ständige Schauplätze, es Bänke für die Zuschauer und ein Zelt für die Schauspieler dazu, v Erstere auch an den Fenstern der umstehenden Häuser Platz konnten. An diesen beiden Stellen befinden sich noch heutzut beiden Hauptttheater Madrids.

Die spanischen Schauspieler jener Zeit gehörten dem gemeinste an, wurden verachtet und von dem Theaterunternehmer (Auto behandelt. In den Stücken erschienen sie, ohne Rücksicht auf di gestellte Zeit, im Kostüm jener Tage. Die Ausstattungen höchst ärmlich. Dem aufzuführenden Stücke ging stets ein Vorspiel



welche (1627 erſchienen) das Schickſal der Maria Stuart beſin
ihm vom Papſte Urban VIII. mehrere Ehrenbezeugungen einbrachte.
Chriſtlichkeit verhinderte ihn indeſſen nicht an ſeinem die heidniſche
logie benutzenden allegoriſchen Gedichte „Laurel de Apolo“. Sei
größeres und liebſtes Werk war der proſaiſche Roman „Dorothea“
übergehen die übrigen Gedichte des 1635 in tiefer Andacht un
über ſeine nicht religiöſen Schriften geſtorbenen und mit großartige
Tage dauernden Feierlichkeiten beſtatteten Dichters, um uns ſeinen
werken, den dramatiſchen, zuzuwenden. Die Abfaſſung ſolcher
ſein ganzes literariſches Leben hindurch. Schon in frühen Jahren
er für die Bühne zu dichten, deren Alleinherrſcher er bald wurde,
ſelbſt Cervantes, der ihn hoch ehrte, gerne vor ihm zurücktrat, v
er von dem undankbaren jüngern Berufsgenoſſen kaum beachtet
Es iſt beinahe unglaublich, wenn man vernimmt, daß Lope im
etwa 1500 Schauſpiele und 400 geiſtliche Stücke geſchrieben habe,
vor ſeiner Prieſterweihe 483. Gedruckt worden iſt bis jetzt n
vierte Theil davon. Die einzelnen ſchrieb er oft in wenigen Tage
über hundert wurden innerhalb 24 Stunden, nachdem ſie geſ
worden, ſchon aufgeführt, ſo begierig waren die Schauſpielunternehm
ſeinen Arbeiten, — und letztere hatten ſolchen Erfolg, daß die T
geſellſchaften Madrids bei ſeinem Tode von zwei auf vierzig ange
waren und faſt tauſend Mitglieder zählten.

Lope's Hauptzweck war, das Publikum zu unterhalten. Seine
war in Erreichung desſelben unerſchöpflich, und er erfand daher
neue Gattungen dramatiſcher Werke. Seine Stücke zerfallen vo
weltliche (Comedias) und *geiſtliche*. Die weltlichen laſſen ſich
eintheilen in:

1) *Mantel-* und *Degenſtücke* (Comedias de capa y e
von Vega erfunden, bis heute die beliebteſten in Spanien; ſie ſtel
Leben der ſogenannten höheren Stände (mit Ausſchluß des Hofes
Volkes) dar und enthalten meiſt Liebesintriguen (Lope ſchrieb ihrer
hundert).

2) *Geſchichtliche* oder *Heldenſtücke* (Comedias he
welche auch Fürſten auftreten laſſen, die Geſchichte benutzen und
enden, ebenfalls mehrere hundert an der Zahl.

3) *Schauſpiele aus dem gewöhnlichen Leben*,
auch zu den niederen Ständen hinabſteigen.

Die vielen Freiheiten in moraliſcher Beziehung, welche ſich d
lichen Schauſpiele herausnahmen, veranlaßten 1598 die Regie
Aufführung ſolcher in Madrid ganz zu unterſagen, was zwei Ja
obachtet und dann unter Beſchränkungen, die noch heute gelten, wie
gehoben wurde. Lope aber war hierdurch veranlaßt worden, ſich
Darſtellungen zu widmen. Dieſe hatten ebenfalls mehrere Arten:

1) Stücke aus der Heiligen Schrift (auch Comedias, und peciell Nacimientos genannt), weil sie vorzugsweise an Weihnachten aufeführt wurden, wie: die Geburt Christi (welches Stück mit dem Sündenall beginnt und schon dort Maria auftreten läßt!), die Erschaffung der Welt und des Menschen erste Sünde u. s. w.

2) Stücke aus dem Leben der Heiligen.

3) Opferdarstellungen (Autos sacramentales), welche am Fronleichnamsfest auf den Straßen mit großem Pomp aufgeführt wurden, obei Tod und Teufel, Riesen und Drachen auftraten (den Darstellern ines solchen Stückes auf dem Lande begegnet z. B. Don Quijote im zweiten Theile). Sie zerfielen in das Vorspiel (Loa), das Zwischenspiel (Entremes), eide durchaus komischen Inhaltes, und die Hauptdarstellung (Auto). Alle benutzen biblische Erzählungen oder Gleichnisse zu mystischen Erterungen und Ungeheuerlichkeiten.

Dem erwähnten Hauptzwecke Vega's gemäß, das Publikum zu unteralten, erscheint bei ihm die Zeichnung der Charaktere von untergeordneter Bedeutung und die Schilderung von Leidenschaften fast gar nicht vorhanden. Die Thatsachen der Geschichte und Erdkunde werden keck übersprungen, benso aber auch die Grundsätze der Moral. Dagegen hat der Dichter nen offenen Sinn für große geschichtliche Ereignisse, z. B. die Entdeckung Amerikas, und äußert sich oft sehr freimütig gegen aristokratische Vorurtheile und konfessionelle Engherzigkeit, — natürlich ohne der Kirche nahe treten. Auch ist seine Sprache schön und gewandt und wechselt annehm mit verschiedenen Versmaßen ab.

Vega's Ruhm überstieg nicht nur den des geistvollern und edlern, der arm gebliebenen Cervantes, sondern Alles, was die damalige Zeit eten konnte. Gegenstände aller Art benannte man nach seinem Namen, n sie im Handel vortheilhaft abzusetzen. Seine Stücke wurden in den uptstädten Italiens spanisch aufgeführt, in Frankreich sein Name benutzt, n die Zuhörer anzuziehen; selbst in Konstantinopel ließ man im Serai ine Stücke geben. Trotzdem wurde er nicht reich, da er freigebig und rschwenderisch war.

Durch Lope de Vega bildete sich eine zahlreiche neue Schule von heaterdichtern, besonders aus Valencia und Sevilla, von denen zur Zeit ines Todes Madrid förmlich wimmelte, die aber jetzt meist vergessen nd. Wir heben nur Folgende hervor: Guillen de Castro, der unter anderm die Jugendthaten des Cid glücklich dramatisirte, — Luis Velez de Guevara (1570—1644), der das Schauderstück schrieb: „der König ingt schwerer als das Blut", und es wagte, in dem Stücke „der Rechtsandel des Teufels" die Hexenprozesse und damit die Inquisition blosstellen, weshalb letztere es verbot, — Juan Perez de Montalvan (1602—1638), der es trotz kurzen Lebens zu so hohem Ruhme brachte, ß man Stücke von ihm für solche von Lope de Vega hielt und seinen

Namen fremden Stücken vordruckte, um sie beliebt zu machen; — G
Tellez, genannt Tirso de Molina (gestorben als Abt zu Soria
Verfasser des Stückes „der Verführer von Sevilla und der st
Gast“ (Urbild des Don Juan), das aber durch „Don Gil n
grünen Hosen“ übertroffen ward.

Mit Lope de Vega, dem Reformator der spanischen Büh
seinem Anhange untergeordneter Geister endete die Blüte des sp
Volksschauspiels und es folgte demselben, sich daran anlehn
beginnend mit Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza (in Mejiko g
1639 in Spanien gestorben, Dichter des „Webers von Segovia
Urbildes von Schillers Räubern), das vorwiegend künstlerisch
höfische Drama. Die größte Zierde desselben und überha
künstlerisch vollendetste dramatische Dichter Spaniens war Pedro Ca
de la Barca, Gonzalez de Henao, Ruiz de Blasco y Riaño,
langer Name lautet. Im Jahre 1600 zu Madrid geboren vo
aus Galicien stammenden geachteten Geschlechte, wurde er bis zum
der Hochschule zu Salamanca von den Jesuiten erzogen, began
als Student Bühnenstücke zu schreiben, wurde als Mitkämpfer
beiden Festen des heiligen Isidor von Lope de Vega gelobt, dien
als Soldat, erhielt 1636 eine Anstellung am Hofe und 164
Gehalt vom Könige, trat 1651 in eine fromme Bruderschaft n
großer Vorgänger, und ahmte Diesen auch dadurch nach, daß er
sich zum Priester weihen ließ. Als solcher verfaßte er für die bedeu
Domkirchen Spaniens Opferdarstellungen auf die Fronleichn
37 Jahre hindurch, starb 1681, nachdem seine Gunst bei Hof
nommen, und wurde daher auch ohne Pomp begraben. Er w
schöner, freundlicher, sanfter und geistvoller Mann. Außer Gedich
schiedener Art hat er, wie er im letzten Jahre seines Lebens selbst
hundert und elf Schauspiele und siebenzig Opferdarstellungen gesch
von den ersteren sind drei verloren gegangen; die letzteren ha
durch drei vom Dichter vergessene vermehrt.

Unter den Opferdarstellungen Calderons leuchtet „der g
Orpheus“ hervor, worin dieser Heros der alten Mythologie merkw
Weise die Stelle Gottes und Christi einnimmt. Von den übrige
lichen Schauspielen ist „das Fegefeuer des heiligen Patricius“ zu n
sodann der „wunderthätige Magus“, worin der heidnische Cypri
gleich Faust dem Teufel verschreibt, am Ende aber Christ und M
wird. Andere Autos entlehnen ihren Stoff aus dem Alten Testa

Calderons weltliche Schauspiele verraten denselben gespannte
mit der Geschichte und Erdkunde, wie jene Vega's. Aber dieser A
wird aufgehoben durch ihre spannende Verwickelung, die Farbenpracht
Schilderungen, die feurige Kraft und liebliche Anmut ihrer Sprac
welchen Vorzügen die wenig scharfe und oft verschwommene Charak

nicht ſtark auffällt. Wir nennen unter ihnen: die ergreifende Liebesgeſchichte „La niña de Gomez Arias“, die gräuelvollen Mordſtücke: „die Liebe nach dem Tode“, „der Arzt ſeiner Ehre“, „der Maler ſeiner Schande“. Des Herodes Geſchichte iſt dargeſtellt in „Eiferſucht das größte Scheuſal“. Die feudalen und fanatiſchen Anſichten der damaligen Spanier werden verhimmelt im „ſtandhaften Prinzen“ (Don Fernando von Portugal, der 1443 in mauriſcher Sklaverei ſtarb), und Romantiker konnten von ihrem Standpunkt aus dies Stück mit Recht über alle der Welt, ſelbſt über Shakeſpeare ſtellen. In noch ſchrofferer Weiſe würdigt die „Andacht zum Kreuz“ das Chriſtentum vollends zum blutigen Fetiſchdienſte herunter.

Zu den Mantel- und Degenſtücken Calderons gehören ferner u. A. „vor Allem meine Dame“, „die Dame Kobold“, „die Schärpe und die Blume“, das reizende „laute Geheimniß“ u. ſ. w., zu den hiſtoriſchen Dramen: „die Empörung Abſaloms“, „die große Zenobia“, der „zweite Scipio“, „die Tochter der Luft“ (Semiramis), die Kirchentrennung Englands (la Cisma de Inglaterra). In einer fantaſtiſchen Welt ſpielt „das Leben ein Traum“.

In moraliſcher Beziehung ſind Calderons Schauſpiele, in denen nach Herzensluſt und ohne Tadel duellirt und gemordet wird, ebenſowenig rein, wie die ihm vorangehenden ſeines Vaterlandes. Zu ſeinen Ungunſten unterſcheidet er ſich ſogar von ihnen durch ſeine blinde Ergebenheit gegen Adel und Kirche, und darin folgte ihm auch ſeine Schule. Nur der Glaube war die Moral dieſer romantiſchen, katholiſchen und feudalen Dichter, welche die Inquiſition bewunderten, zu deren Zeit aber die katholiſche Romantik ihren höchſten Glanz und, was anerkannt werden muß, auch ihre ſchönſten Blüten entfaltete, womit die reizvollſte Ausbildung der dichteriſchen Mutterſprache, aber auch ſchon der Anſatz zu ihrer Ausartung in Pomp und Schwulſt Hand in Hand ging.

Die Dramatiker nach Calderon, die Epigonen der Blütezeit ſpaniſcher Literatur zählten nur noch zwei Namen von Bedeutung unter ſich: Agoſtin Moreto y Cabaña (geſtorben 1669 in einem Kloſter zu Toledo), welcher mit der „Muhme und Nichte“ (1654) die ſogenannten „Figurenſchauſpiele“ begründete, d. h. Stücke, in welchen eine komiſche Figur als Zielſcheibe des Scherzes auftrat, während ſeine „Donna Diana“ noch heute und faſt bei uns die Herzen hinreißt, — und Francisco de Rojas Zorrilla, aus Toledo, ein Zeitgenoſſe Calderons, deſſen Stück „Außer dem König keiner“ bei aller dichteriſchen Schönheit dadurch empört, daß dem König Alles erlaubt ſcheint.

Seitdem trat in der literariſchen Thätigkeit der Spanier (und Portugieſen) eine auffallende Ermattung ein, welche wol nicht mit Unrecht dem lähmenden Einfluſſe der Inquiſition zuzuſchreiben iſt. Denn der ganze große Aufſchwung, den das Geiſtesleben der Völker Iberiens in unſerm

Zeitraum nahm (ſ. oben S. 464), konnte nicht von Dauer ſein, einmal weil er durch den religiöſen Druck in der Manigfaltigkeit ſeiner Äußerungen beſchränkt war und dann weil die über den ganzen Erdball zerſplitterte und doch zur Koloniſation unfähige ſpaniſche Macht die Gemüter zu ſehr mit politiſchen Fragen beſchäftigte, als daß die idealen Beſtrebungen darunter nicht hätten leiden müſſen. Trotzdem aber ſind der Roman des Cervantes und das Theater des Calderon Leiſtungen geblieben, welche für die ganze geiſtige Zukunft der Halbinſel nicht nur, ſondern eines großen Theiles der Menſchheit eine warmen Dankes würdige Wolthat genannt zu werden verdienen.

Fünfter Abſchnitt.

Die engliſche und ſchottiſche Poeſie.

A. Das Volkslied und die Hofdichter.

Die jüngſte Literatur des weſtlichen Europa iſt diejenige der auf den britiſchen Inſeln eingewanderten Germanen; denn ſie konnte ſich nicht befeſtigen, ehe dem fortwährenden Eindringen neuer, den früher Eingewanderten feindlicher Stämme Einhalt gethan worden (ſ. Bd. III. S. 363 f.).

Es war erſt der aufſtrebende Geiſt religiöſer Selbſtändigkeit, wodurch die engliſche Literatur, die bis dahin nur in Volksliedern gelebt hatte, zum Beginne fruchtbringender Thätigkeit aufgeweckt wurde. Ein Zeit- und Geſinnungsgenoſſe Wicliffe's (ſ. oben S. 192), gleich ihm geiſtliches Mitglied der Univerſität Oxford, Robert Longlande iſt als der erſte Herold des mit Kunſtübung verſchwiſterten engliſchen Schrifttums zu betrachten. In bereits ausgebildetem reinem Engliſch, ohne normanniſche Beimiſchung, und in nach nordiſcher Art alliterirenden Verſen ohne Zählung der Silben ſchrieb er ein allegoriſch-ſatiriſches Gedicht unter dem Titel „Pierce Plowman's Vision“ (Peter Pflugmanns Geſicht), welches die Sittenmängel der verſchiedenen Stände, namentlich aber der Geiſtlichkeit, der letztern Aufwand und Aberglauben geißelt und eine Reformation vorausſagt. Die Religion, wie ſie damals war, nennt Longlande einen „Herumſtreicher, Liebesjäger und Landkäufer“. Als Nachahmung und Seitenſtück erſchien in jener Zeit „Pierce Plowman's Crede“ (Peter Pflugmanns Glaubensbekenntniß), welches über die Habſucht der Bettelorden und über deren Gleichgiltigkeit gegen den Geiſt des Chriſtenthums ſpottet, dabei aber klar und ohne Allegorien iſt.

Dieſen Vorläufern folgte der „erſte wirkliche Dichter England's“,

)eoffrey Chaucer, um 1340 (nach Einigen früher) in London geboren.)bwol von niederer Herkunft, ſtudirte er zu Oxford und Cambridge und urde Schwager des ihn begünſtigenden Herzogs von Lancaſter, indem die ›chweſter ſeiner Gattin deſſen Geliebte war und ſpäter Herzogin wurde. ls Geſandter in Italien lernte er Petrarca kennen und wurde auch nach rankreich geſendet. Gleich ſeinem Schwager geſellte er ſich den Anhängern ›icliffe's zu, in welcher Eigenſchaft er nach 1382 verfolgt, ſeines Amtes s Zolleinnehmer entſetzt und zur Flucht nach Belgien gezwungen wurde. eimlich heimgekehrt, erlitt er Kerkerſtrafe, nach ſeiner Freilaſſung Armut, m jedoch durch ſeinen Schwager nochmals in beſſere Umſtände und ſtarb 400 in London. Chaucer's Standpunkt und Methode ſind ganz die ues modernen Dichters. Er hat mit den Stützen des Mittelalters, löndhs- und Ritterweſen, gründlich gebrochen und läßt ſie die Geißel ner Satire fühlen, ſteht daher auch mit der neuern Literatur ſeines aterlandes in weit engerer Verbindung als Dante, Petrarca und Boccaccio it der neuern italieniſchen. Auf dem von ihm angeſchlagenen Tone ruhen die Werke der ſämmtlichen volkstümlichen Dichter Englands bis r Revolution dieſes Landes, und ſelbſt ein Shakeſpeare konnte in Vielem cht verleugnen, was er Chaucer zu verdanken hatte. Mit dem Feuer r Begeiſterung iſt Dieſer der modernen Richtung ergeben, die Schön- iten der Natur im Herzen zu empfangen, zu verſtehen und zu ſchildern. icht inſtinktiv und naiv wie das Mittelalter, ſondern mit voller Abſicht ht er ſeine Feder auch der Beſchreibung des ſittlichen und geſellſchaft- hen Zuſtandes ſeiner Zeit. Originell im umfaſſenden Sinne iſt er erdings nicht; er hat Vorbilder an den italieniſchen und provençaliſchen ichtern, die ihm vorangingen. Er begann damit, den liebedieneriſchen ahnſinn derſelben nachzuahmen und ſogar den „Roman von der Roſe“ ſeine Mutterſprache zu überſetzen; ja er führte ſelbſt provençaliſche sdrücke in's Engliſche ein, was er auch mit den ſüdlichen Versmaßen s Sonettes, der Seſtine, der Ottave rime u. ſ. w. that. Neben mehreren ineren Gedichten, unter welchen ſich z. B. ein „Troilus and Cressida“ indet, ſind ſein Hauptwerk die „Canterbury tales“, eine Novellen- nmlung, deren Grundidee dem Boccaccio entlehnt, deren Einkleidung och als Chaucer's eigenes und zwar wirklich geiſtvolles Werk erſcheint. uch iſt die Form neu, da das Werk zu einem kleinen Theile in Proſa, m größten aber in paarweiſe gereimten Jamben geſchrieben iſt. Die ituation, welche die erzählten Geſchichten aneinanderreiht, iſt viel natür- ger, als bei dem berühmten Florentiner. Es finden ſich nämlich 29 Perſonen rſchiedenen Standes und Geſchlechtes bei einem Wirte in Southwark ſammen, um zum Grabe des heiligen Thomas a Becket nach Canterbury wallfahren und verabreden mit einander, daß auf dem Hinwege ſowol s auf dem Rückwege jeder der Reiſenden zwei Geſchichten erzählen ſolle, e die Zeit angenehm zu verkürzen, von denen aber das Buch nur vier-

undzwanzig enthält, da es unvollendet blieb. Die Schilderung d
und ihres Gebarens ist plastisch und unübertrefflich. Alle La
Thorheiten, besonders aber das Benehmen der Mönche, die R
verehrung und der Ablaß, sind mit derbem Freimut blosgestellt,
Verfasser ist um nichts züchtiger als sein Vorbild im Decameron
Inhalt des Werkes zeigt das Mittelalter wie es leibt und le
Werk selbst aber gehört der Neuzeit an und kann ohne Überheb
ein Vorläufer des unsterblichen Don Quijote betrachtet werden.

Chaucer fand lange keinen Nachfolger, der sich gleich ihm ü
Zeit erheben konnte. Am nächsten kam ihm noch sein Freun
Gower (1323—1408), der mehr als Gelehrter, denn als D
glänzen suchte und latinisch, französisch und englisch schrieb. Bo
Werke „Speculum meditantis, vox clamantis, confessio amantis
drei Theile jene drei Sprachen vertraten, ist bezeichnender Weise
dritte, englische, erhalten, welcher die Liebe mit der Religion zu v
sucht, aber verunglückte Allegorien enthält. Weitere hervorragend
konnten während der furchtbaren Kämpfe zwischen den beiden Ro
lands und des erneuerten Krieges zwischen diesem Lande und Fr
das für das erstere mit Recht völlig verloren ging, — nicht empor
— und diese Ereignisse erfüllten das ganze fünfzehnte Jahrhun
Während all' dieser bewegten Zeit hatten indessen die volks
Balladen aus der Schule der Sänger von Robin Hood nich
und vorzugsweise den Süden Schottlands zum Schauplatze der v
verherrlichten Thaten gewählt, und zwar in dem treuherzigen
greifenden Tone, den wir an diesen bei aller Kürze so inhalt
Dichtungen noch heute bewundern. Ihre Verfasser waren nicht b
und verhätschelten Minstrels, sondern anspruchlose Männer a
Volke, Spielleute genannt. Den Stoff gaben die Kriegsthaten E
zu Land und zur See, die Fehden der Edelleute, die Abenteuer de
unter ihren Unterthanen, das Leben Geächteter auf der Fluch
Einer, William Cloudesly, gleich Tell einen Apfel von seines
Kopf schießen muß, dafür aber Belohnung, nicht Strafe erhält).
Liebes- und Familiengeschichten, Schwänke aller Art, sowie
Narren-, Bettler- und Judenlieder befinden sich unter jenen volksth
Dichtungen.

Mehr als in England blühten eigentliche Dichter während d
zehnten und der ersten Zeit des sechszehnten Jahrhunderts in S
land. Die Thaten von Freiheithelden wie der Martyrer William
und sein Rächer Robert Bruce wurden in volkstümlichen Epop
sungen. Selbst auf dem Trone waltete die Poesie. Jakob I., d
König aus dem Hause Stuart, leuchtete als Dichter seinen Nac
vor, auf welche sich diese schöne Gabe vererbte. Am Hofe Jak
blühte der beste bürgerliche Dichter Schottlands, William Dunbar

bis 1530), ein Franziskanermönch, während seines Lebens verkannt und hart geprüft. Er versuchte sich in allen Dichtungsarten, und zwar mit bedeutenderm poetischem Feuer und Geiste als selbst Chaucer. Er besingt mit Anmut und Kraft die Schönheiten der Natur und schildert in allegorischer Manier und ergreifenden Farben die Laster seiner Zeit. Peinlich berührt dagegen sein Teufelsglaube und der Haß des sächsischen Südschotten gegen seine keltischen Landsleute, die Hochländer. Seine berühmtesten Gedichte sind „the dance", in welchem alle Todsünden einen Tanz aufführen, und „the golden terge", worin der Sieg der Liebe über die Vernunft geschildert wird. Ebenfalls allegorische Gedichte, neben Übersetzungen aus Vergil, schrieb Gavin Douglas, aus dem berühmten Geschlechte dieses Namens, geboren 1474; als Bischof von Dunbald mußte er aus seinem Vaterlande fliehen und starb zu London an der Pest unter Heinrich VIII. Ein weltlicher Dichter war der schottische Hofbeamte Sir David Lyndsay (1490—1555), der aus eigener Erfahrung den verdorbenen Hof kannte und in Satiren züchtigte, auch die entartete Kirche in freisinnigem, selbst reformatorischem Geiste angriff und die Ausschreitungen der Kleidertracht verhöhnte. Dasselbe that er auch in dramatischen Stücken (Moralitäten).

Eine Wiedergeburt der seit Chaucer's Tod verwaisten englischen Kunstdichtung fand durch die in Britannien erst spät (viel später als in Frankreich, s. S. 72) eingedrungene humanistische Bewegung statt. Durch William Coxton (gestorben 1491) war die Buchdruckerkunst aus Holland in England eingeführt worden und begann ihre Thätigkeit mit Übersetzungen antiker Klassiker, freilich zunächst nur aus dem Französischen. Seitdem aber englische Gelehrte nach Italien reisten und das dortige Streben kennen lernten, begann man auch auf den britischen Inseln die antiken Originale zu schätzen, und im Jahre 1500 wurde Lillye der erste Lehrer des Griechischen und Lateinischen an der Paulsschule zu London. Nun verließ man die herabgekommenen Klosterschulen und bezog die Anstalten der Humanisten und Heinrich VIII. begünstigte nach Kräften die wiedererwachende Gelehrsamkeit, worauf freilich die durch die Ehescheidung desselben Königs herbeigeführte Kirchentrennung zu Gunsten konfessioneller Streitigkeiten die Alten wieder in den Hintergrund drängte. Erst nachdem sich unter Elisabeth der Religionskrieg vorläufig gelegt, begann die Pflege der griechischen und lateinischen Literatur wieder mit erneutem Eifer. Neben ihr war aber schon seit ihrem Wiedererwachen auch die einheimische Sprache berücksichtigt worden. Schon am Hofe Heinrichs VIII. wurde nach italienischen Mustern englisch gedichtet, besonders von dem edeln, vielseitig gebildeten, tapfern Henry Howard, Grafen von Surrey, den der Despot 1547 hinrichten ließ. Seine Gedichte sind tief gefühlt und nicht, wie ihre Vorbilder (Dante und Petrarca), durch allegorische und metaphysische Spitzfindigkeiten entstellt. Seinen Freund Sir Thomas Wyatt (1503 bis

1542) beſeelte gleiches Streben, aber bei geringerm poetiſchem Talente mit weniger Erfolg. Unter der Regirung der blutigen Maria verſuchte Thomas Sackville, Lord Buckhurſt, ſpäter Graf von Dorſet (1530—1608), im Gedichte „Mirror for Magistrates“ (Spiegel für Obrigkeiten), welches ſeine Freunde Baldwyne und Ferrers ausarbeiteten und vollendeten, nach Dante's Art, die unheilvollen Staatslenker Englands in der Unterwelt auftreten zu laſſen. Das in Sackville's eigenem Theile, weniger in der Fortſetzung, durch Schönheit der Sprache und treffende Charakteriſtik ausgezeichnete Gedicht fand großen Beifall und erlebte in kurzer Zeit fünf Auflagen; es ſoll zu Shakeſpeare's hiſtoriſchen Dramen den Hauptanſtoß gegeben haben.

Die Reformation brachte es mit ſich, daß engliſche Dichter in der Anfertigung gereimter Pſalmen wetteiferten; ja man brachte ſogar das Vaterunſer, das Glaubensbekenntniß, die zehn Gebote, ja noch andere Stellen und ganze Bücher der Bibel (!) in Pſalmenverſe, die an Geſchmackloſigkeit mit der dazu komponirten Muſik wetteiferten, was auch nicht anders möglich war, da es keinen poetiſchen, ſondern nur einen theologiſchen Zweck hatte. Selbſt König Eduard VI. ergab ſich dieſer Thorheit und ſchrieb in demſelben Stile eine Komödie, „die babyloniſche H...“ Unter der Königin Maria huldigten die ſiegenden Katholiken der nämlichen Manie, während Einer aus ihrem Kreiſe, Tuſſer, ein koloſſales didaktiſches Reimwerk über Landwirtſchaft, Haushaltungskunde, Viehzucht, Wetterlehre u. ſ. w. ſchrieb, der Kaplan der Königin, William Forreſt, die Mutter derſelben, die verſtoßene Katharina beſang und der Kapellmeiſter Richard Edwards komiſche Geſchichten erzählte und dem katholiſchen Hofe heidniſche Schauſpiele vorführte.

Unter Eliſabeth dagegen erhob ſich zugleich mit dem Emporſteigen der engliſchen Macht und mit dem zur höchſten Blüte ſich entfaltenden Drama auch wieder eine wirklich lyriſche Poeſie. Die Dramatiker Shakeſpeare und Ben Jonſon dichteten: Erſterer ſeine berühmten Sonette, Letzterer die fein gefühlten Gedichte, welche das Buch „der Wald und der Unterwald“ vereinigt. Die Übrigen ſind unbedeutend; ſowol durch ſein Schickſal, als durch ſeine frommen und milden Dichtungen ragt unter ihnen Robert Southwell hervor. 1560 in Norfolk geboren, ging er jung nach Rom, wurde Jeſuit und kehrte als katholiſcher Miſſionär nach England zurück, wofür ihn dreijähriger Kerker und Hinrichtung trafen.

Einen größern Namen erwarb ſich der epiſche Dichter Edmund Spenſer, welcher, 1553 zu London geboren, 1579 mit ſeinem „Shepherd's Calendar“ auftrat, einem Schäfergedichte in 12 nach den Monaten benannten Eklogen. Auf einem Gute, das er 1586 in Irland, als Günſtling Sir Walter Raleigh's dem Hofe empfohlen, aus der Verlaſſenſchaft *eines* vertriebenen katholiſchen Grafen erhalten, dichtete er ſein Hauptwerk

„Fairy Queen“ (die Feenkönigin) in der von ihm erfundenen Spenser-Stanze. Das berühmte Gedicht ist der Königin Elisabeth gewidmet, in Arioſto's Manier gedichtet, und ſollte in zwölf Geſängen je zwölf Abenteuer eines Jeden von den zwölf Rittern der Feenkönigin Gloriana (in welcher Elisabeth verherrlicht ſein ſoll), der Braut des britiſchen Königs, Arthur, enthalten. Das nur halb vollendete Gedicht iſt allegoriſch und daher ermüdend, die Sprache aber meiſt glänzend und reich an prächtigen Schilderungen. An der Unterdrückung Irlands betheiligt, wurde Spenſer 1598 durch Plünderung und Brand ſeines Schloſſes und eines Kindes beraubt und ſtarb 1599 arm in London. Seine Manier ſetzten Michael Drayton (1563—1631) und William Davenant in vergeſſenen Feengedichten fort.

Als Idyllendichter ragte in jener Zeit Philipp Sidney (1544—1586, im Kriege gefallen), der Verfaſſer des Romans „Arcadia“ in Verſen und Proſa, als Satiriker John Donne (1573—1631) und Joſeph Hall (1574—1656), Biſchof von Exeter und Norwich, hervor. Der beiden Letzteren Werke wurden durch den Henker verbrannt weil ſich die herrſchenden Kreiſe darin getroffen fühlten. — —

B. Das engliſche Theater.

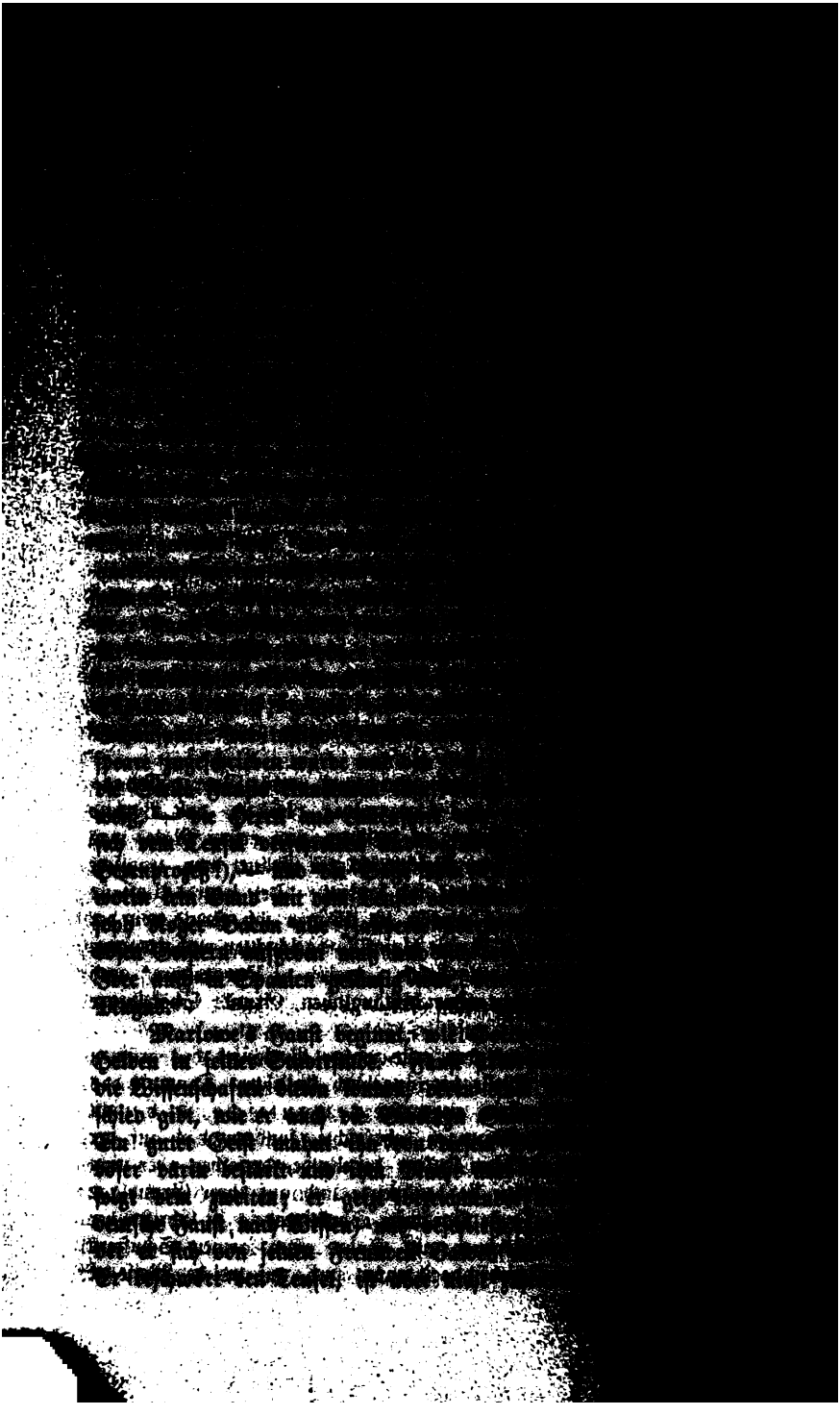
In keinem Lande können wir die Entſtehung des wirklichen Schauſpiels, d. h. der Darſtellung von Ideen auf der Bühne durch individuelle Charaktere, aus den Moralitäten, in welchen blos Abſtraktionen eine Rolle geſpielt hatten, ſo deutlich verfolgen wie in England. Je mehr das Bewußtſein von einer neu erwachenden Zeit dazu antrieb, das Leben aufzufaſſen wie es iſt, ſtatt ſich in erträumte Formen und Lagen hineinzufantaſiren, deſto mehr fühlten ſich auch die Verfaſſer dramatiſcher Spiele gedrungen, ihren Figuren plaſtiſche Geſtalt und individuelle Bedeutung zu verleihen. Dieſen Übergang vertritt der witzige Hofſpaßmacher am Hofe Heinrichs VIII. und ſeiner Nachfolger, der Epigrammendichter John Heywood, in deſſen Interludes (Zwiſchenſpielen) zuerſt das „Laſter“ der Moralſtücke in den engliſchen Volksnarren (Clown) verwandelt und die altgläubige Geiſtlichkeit nebſt dem Ablaßhandel unbarmherzig durchgehechelt wurde, ſo ſchon in ſeinem erſten (vor 1521 entſtandenen) Stücke, in welchem ein Predigermönch und ein Ablaßkrämer auf die ſkandalöſeſte Weiſe in einer Kirche ſich die Kundſchaft ſtreitig machen. Ein anderes Stück führt den Beichtvater bei der Frau eines Pantoffelhelden vor. Manche verſuchten ihn nachzuahmen, Manche zum Trauerſpiel überzugehen, wie er zum Luſtſpiel. Als jedoch die religiöſen Kämpfe in England entbrannten, nahmen dieſelben die Bühne faſt allein für ſich in Anſpruch. Die entlaſſenen altgläubigen Prieſter und Mönche zogen die

alten Myſterien (in England „Mirakelſtücke“) wieder hervor, um durch ſie die Reformation lächerlich zu machen, bis die Regirung dieſelben unterdrückte, worauf umgekehrt der alte Glaube auf den Bühnen verſpottet wurde. Die blutige Maria ſtellte mit den Prozeſſionen auch die Myſterien wieder her, die dann aber unter Eliſabeth von ſelbſt dem modernen Theater wichen.

Das erſte wirkliche Luſtſpiel war das von Nikolaus Udall (in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts Lehrer zu Eton und ſpäter zu Weſtminſter) verfaßte Stück „Ralph Royster Doyster“, deſſen Held als Prahlhans und Halbnarr, wie ſein Diener Matthew Merrygreek als das „Laſter“ der Moralſtücke erſcheint; es iſt bereits in Akte und Scenen getheilt. Andere folgten in ähnlicher Weiſe und mit ſteigender Entwickelung der Charaktere. nach, ſo Thomas Rychardes (1560) mit dem antikiſirenden Stücke „Miſogonus“, John Still (1566) mit dem ächt engliſch volkstümlichen, aber noch äußerſt rohen „Gammer (Großmutter) Gartons needle.“

Als erſter Dichter eines Trauerſpiels tritt uns der ſchon erwähnte Thomas Sackville entgegen mit ſeinem und Thomas Norton's zuerſt 1561 vor Eliſabeth aufgeführten Stücke „Tragedie of Gorboduc“ (ſpäter „of Ferrex and Porrex“), das erſte, welches reimloſe Jamben anwandte; es ſpielt im alten Britannien, 600 Jahre vor Chriſtus, und enthält den Mord des Prinzen Ferrex durch ſeinen Bruder Porrex, des Letztern durch die Mutter Videna und Dieſer und ihres Gatten Gorboduk durch das Volk; die Verſe ſind matt, eintönig und ermüdend. Zahlreich waren die Nachahmungen, unter denen wir einen „Julius Cäſar“, „Romeo und Julia“, u. ſ. w. finden.

So waren zur höchſten Blüte, welche das engliſche Drama unter Eliſabeth erreichte, die Grundſteine gelegt. Die hauptſächliche Grundlage dieſer Blüte war ohne Zweifel Englands ſeit der Entdeckung Amerika's ſich hebende Seemacht und die Stellung, welche das Land überhaupt unter der Regirung dieſer Königin (oben S. 208) errang. Sonderbarer Weiſe war aber ein weiterer bedeutender Faktor jener Blüte die große Eitelkeit der Königin, welche Pomp und Pracht liebte und durch die koloſſalſten Schmeicheleien, die lächerlichſten Huldigungen und die geſchmackloſeſten Feſteinrichtungen, wobei verkleidete Götter und Nymphen ihr huldigten, niemals überſättigt wurde. Vielmehr war ſie, je mehr ihre Reize ſchwanden, deſto empfänglicher für Lobpreiſungen ihrer Schönheit. Die meiſten Trauerſpiele, welche im Anfange ihrer Regirung auf der Bühne erſchienen, waren antiken Inhalts, theils Originalwerke, theils Überſetzungen der großen Hellenen und des blutigen Seneca. Als ſelbſtändige Dichter antikiſirender Dramen thaten ſich der Hofbeamte Samuel Daniel, Brandon und die Gräfin von Pembroke hervor, welche merkwürdiger Weiſe unter anderem alle drei denſelben Stoff „Antonius und Kleopatra“



lt, ſondern verlangt, daß er im Gewand eines Franziskanermönchs er-
ine, worauf Mephiſtopheles (urſprünglich Mephoſtophilis, d. h. μὴ
οστὸς φίλος, das Licht nicht liebend), ein Diener Lucifers, ihm zu
nen verſpricht. Merkwürdiger Weiſe aber verleitet nicht der böſe Geiſt
ı Fauſt, ſich ihm zu verſchreiben, ſondern Fauſt bietet ſich aus freien
ücken auf 24 Jahre dazu an, während Mephiſtopheles dafür erſt Lucifers
nehmigung einholt und nicht verbirgt, daß er Reue über den Fall der
ıgel fühle, den er mitgemacht. Die Genehmigung kommt, Fauſt ver-
reibt ſich ohne Bedenken mit ſeinem Blute, indem er dabei an dem
auben feſthält, daß es kein jenſeitiges Leben gebe. Dennoch erleidet er
ĥher Anfälle von Reue, welche Lucifer ſelbſt beſchwichtigt. Fauſt und
ephiſtopheles reiſen, ſie kommen nach Rom zum Papſte, der ſeinen
genpapſt, „Bruno aus Sachſen“ in Ketten vor ſich bringen läßt, über
nen Rücken den Thron beſteigt und ſeine eigene Unfehlbarkeit proklamirt.
uſt und ſein Genoſſe verkleiden ſich als Kardinäle, laſſen ſich vom Papſte
ı Bruno überliefern, um ihn angeblich als Ketzer zu verbrennen, retten
ı aber, worauf der Papſt die wirklichen Kardinäle einkerkern läßt.
uſt, vom Teufel unſichtbar gemacht, treibt darauf mit dem Papſte aller-
Schabernack, ſowie mit den die vermuteten böſen Geiſter in drolliger
iſe exorciſirenden Prieſtern. Sie bringen darauf Bruno an den Hof
Kaiſers, ſeines Gönners, erregen Erſtaunen durch ihre Zauberei, in-
ı ſie Alexander den Großen und Dareios, den letzten Perſerkönig, er-
inen laſſen, woran ſich noch langwierige Zauberpoſſen reihen. Auch
Herſchaffung reifer Trauben kommt darunter vor. Nachdem endlich
Zeit des Vertrages bald abgelaufen und Fauſt wieder Reue fühlt,
che der Teufel durch die Erſcheinung Helena's beſeitigt, geſteht Fauſt
en Schülern ſeine Gottloſigkeit, ſieht die Hölle vor ſich geöffnet und
d von den Teufeln zerriſſen. Das Stück iſt übrigens reich an offen-
von Anderen als dem Verfaſſer herrührenden Einſchiebungen, auch
ſt ungeordnet und ohne Eintheilung in Akte und Scenen.

Spätere Dramen Marlowe's ſind: „Der reiche Jude von Malta“,
en Held Barabas, gereizt durch Gewaltthaten des Gouverneurs jener
el, ſich durch teufliſche Anwendung von Verrat, Mord und Brand
t und vielleicht das Vorbild von Shakeſpeare's Shylock iſt, — „die
thochzeit (Massacre) von Paris“, eine verſtümmelte und unvollkommene
eit, wahrſcheinlich ſeine letzte, und andere. Marlowe war ein durch-
zügelloſes Genie, führte ein leichtfertiges Leben, galt allgemein als
eiſt, und ſtarb 1593 an den Folgen eines Dolchſtiches durch das
ge in's Gehirn, den ihm ein Bekannter aus Eiferſucht beigebracht und
er hatte abwehren wollen. Er lebte blos dreißig Jahre. Dennoch
e er eine ganze Schule von Nachfolgern und Nachahmern. Ja ſogar
e Dichter, welche ihm anfangs feindſelig geſinnt waren und ſeine
Führung der reimloſen Verſe verhöhnten, ergaben ſich ihm nachher.

Zu Dieſen gehören z. B. gerade ſein bedeutendſter Nachfolger, Greene und Thomas Naſh. Der Letztere ſchrieb gemeinſc Marlowe, auf Grundlage von Vergils Äneis, das Trauerſpiel Queene of Carthage", worin die Stellen, welche der ächte Dicht jene, welche der bloſe Versmacher ſchrieb, wol zu unterſcheiden ſi

Robert Greene, geboren zwiſchen 1550 und 1560 zu N wurde in Cambridge und Oxford Magiſter. Sein nachheriges Lel ſprach demjenigen Marlowe's, deſſen Genie er jedoch nicht von fern kam. Wir erwähnten bereits ſein durch Fauſt hervorgerufene „Bruder Baco". Ein anderes, dem Geiſte nach mit „Tamerla wandtes iſt „Orlando furioso", welcher Held, als Nebenbuh Königen und Prinzen aus allen Erdtheilen, um die Hand ſeiner wirbt und dadurch glänzt, daß er Alles durchprügelt und zuſamm was ihm in den Weg kommt, am Ende aber ſiegt. Greene' Stück iſt jedoch „George a Greene, the Pinner (Flurſchütz) of Wak obſchon nur verſtümmelt erhalten; der Held iſt ein Nebenbuhler Hood's und rettet König Eduard III. vor einer Empörung. ſtarb wahrſcheinlich (1592) an den Folgen ſeines lüderlichen Leb

Andere Nachahmer Marlowe's waren: der ſchon erwähnte Peele in ſeinen ſpäteren Stücken, Thomas Lodge (geſtorben 1 der Peſt), welcher den Bürgerkrieg zwiſchen Marius und Sulla (und mit Greene gemeinſchaftlich „Ein Spiegel für London und Er (unvollſtändiges Zwiſchenſpiel über den Profeten Jonas) bearbeitete, T Kyd, Verfaſſer der „Spanish Tragedie" (Rachedrama in zwei T 1599, durch Ben Jonſons Zuſätze in hohem Grade vervollkommne Henry Chettle, deſſen Schauderdrama „Hoffmann oder Rache fü Vater" alle Gräßlichkeiten ſchildert, welche die Fantaſie jener blutig ausheckte.

In einem kurz nach Greene's Tod von Henry Chettle l gegebenen Pamphlete, betitelt „Groats-worth of wit, bought with a of Repentance" (Witz für einen Groſchen, erkauft mit einer R Reue), das angeblich von Greene ſelbſt verfaßt war, wird des l leichtfertiges Treiben erzählt und daran eine Ermahnung an ſei poetiſchen Freunde Marlowe, Lodge und Peele gerichtet, Theater abzulaſſen; denn unter deſſen Poſſenreißern befinde ſich ei vorgekommene Krähe (an upstart crow), die ſich mit ihren (der Fr Federn ſchmücke, „mit ihrem Tigerherzen, gehüllt in Schauſpieler ihren Bombaſt ebenſo gut anbringen zu können glaube als der Be ihnen, und ſich für den einzigen „Bühnen Erſchütterer" (Shake- im Lande halte.

Dieſe Worte ſind eine Anſpielung auf den Vers

„O tiger's heart, wrapt in a woman's hide",

welcher in einem Drama vorkommt, zu deſſen Quellen zwei Stücke gehören, an deren Abfaſſung Greene und ſeine Genoſſen betheiligt waren*) und deſſen Verfaſſer wirklich ein Bühnen-Erſchütterer wurde, aber „Speerſchüttler“ (Shake-spear) hieß.

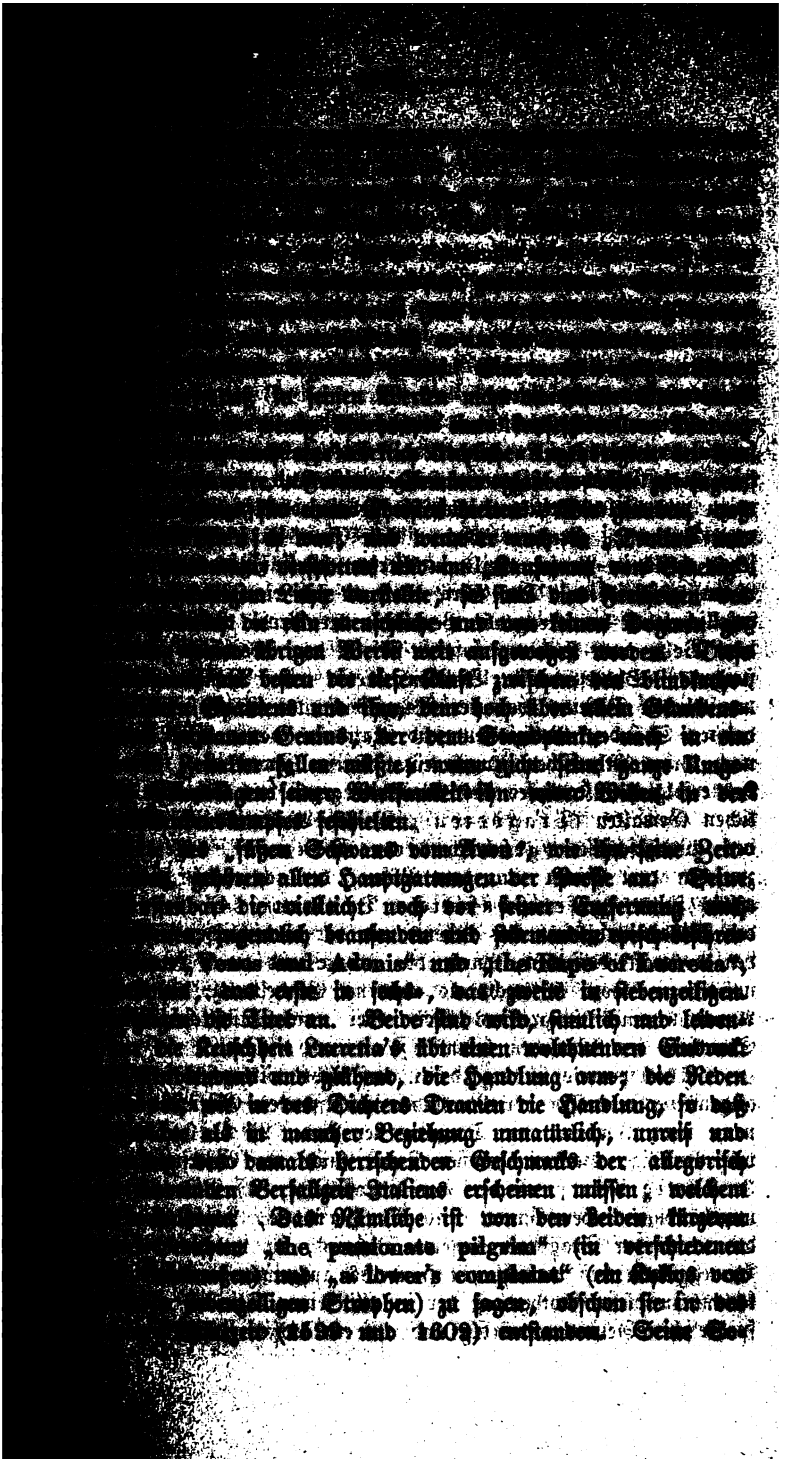
William Shakeſpeare, der ewig Große, iſt von der nächſten Zeit nach der ſeinigen, der Rococo- und Zopfzeit, ebenſo unvernünftig herabgeſetzt, wie bis vor wenig Jahren überſchwänglich und übertrieben erhoben worden. Gegenwärtig wird er unbefangener beurteilt, und wenn auch ſein wolverdienter Lorbeer niemals wird angetaſtet werden können, ſo müſſen wir jetzt im Intereſſe der Gerechtigkeit beſtreiten, daß er der größte Dichter aller Zeiten und Nationen war (welche Würde keinem Einzelnen zukommt), und können ihn nur einerſeits als den größten engliſchen, anderſeits als den größten dramatiſchen Dichter ſeit dem Untergange des alten Hellas anerkennen. Ein Homer (gleichviel ob eine Perſon ſo hieß oder nicht), Aiſchylos, Sophokles, Dante, Cervantes, Goethe und Schiller ſtehen ihm in vielen Beziehungen ebenbürtig zur Seite.

Shakeſpeare**) wurde am 23. April (alten Kalenders) 1564 in der anmutigen Stadt Stratford am Avon in der engliſchen Grafſchaft Warwick geboren, und zwar als Sohn eines Handſchuhmachers. William beſuchte die Schule zu Stratford, wo er die Anfangsgründe des Griechiſchen und Lateiniſchen erlernte. Später ſoll er im Bureau eines Advokaten gearbeitet haben. Schon im neunzehnten Jahre ging er die unüberlegte Heirat mit der ſieben bis acht Jahre ältern Anna Hathaway ein, welcher nach ſechs Monaten die Geburt eines Kindes und nicht ganz zwei Jahre ſpäter diejenige von Zwillingen folgte. Die Ehe war nicht glücklich; wenige Jahre nach ihrer Eingehung verließ er ſeine Heimat und Familie, angeblich in Folge Wilddiebſtahls; wahrſcheinlicher iſt, daß dieſe der poetiſchen und theatraliſchen Welt ſo vortheilhafte Aufenthaltsveränderung ihren Grund gerade darin hatte, daß der künftige Theaterdichter einer Schauſpielertruppe folgte, in deren Schos er eine Zukunft zu finden hoffen mochte. Sein Weg zum Ruhme ging natürlich nach London, wo wir ihn 1589 als Mitglied und Mitantheilhaber des Blackfriars-Theaters finden, und zwar nicht, wie irrig geglaubt wurde, als einen ſehr mittelmäßigen, ſondern als einen vorzüglichen Schauſpieler und zugleich bereits als Theaterdichter, als welcher er ſchon 1592 einen großen Namen beſaß, auf den ſeine weniger begabten Zeit-

*) The first part of the Contention of the two famous houses of Yorke and Lancaster, und: The true Tragedie of Richarde duke of Yorke.

**) Der Dichter ſchrieb ſich während des größten Theils ſeines Lebens Shakspere, in ſeinem Teſtament aber Shakspeare; andere Variationen ſind: Shakespere, Shakespeyre, Shaxpere, Chacsper u. ſ. w.; die in England gebräuchlichſte und faſt überall angenommene Form iſt: Shakespeare.

und Berufsgenoſſen, Greene an der Spitze, wie wir bereits geſe
mit Neid hinblickten. Seine Jugenddramen „Perikles von Tyr
„Titus Andronikus“, „Heinrich VI.,“ und die „Komödie der Irrun
hatte er bereits hinter ſich und befand ſich damals in der Blü
ſeiner Luſtſpieldichtung, ſo daß ſchon 1591 der berühmte Spenſer,
einer vorübergehenden Unthätigkeit Shakeſpeare's, in ſeinem Ge
„Tears of the Muses“ klagen konnte, daß der liebliche „Willy“,
die Natur geſchaffen, ſie zu verſpotten und die Wahrheit nachzuah
todt ſei, und an ſeiner Stelle höhnende Poſſen und ſchamloſe Lüde
keit die Bühne entweihen. Drei Jahre ſpäter, nachdem unſer D
auch als Tragiker zu glänzen begonnen, pries ihn Spenſer neuer
als „Den, deſſen Muſe, erfüllt von der Erfindung hoher Geda
gleich ihm ſelber (d. h. gleich ſeinem Namen: Speerſchüttler) he
töne.“ Sein ſteigender Ruhm verſchaffte ihm auch die Freund
des Grafen von Southampton, eines eifrigen Theaterfreundes und E
lings des Grafen von Eſſex (in deſſen Sturz er verwickelt wurde
im Gefängniſſe ſaß, bis Eliſabeth ſtarb), welcher tauſend Pfund
ling zu dem in Vorbereitung begriffenen Baue des Globus-The
beitrug, zu deſſen Eigentümern Shakeſpeare ebenfalls gehörte.
Letztere, welcher jährlich ſeine Heimat Stratford beſuchte, hatte
das Unglück, ſeinen einzigen damals elfjährigen Sohn Hamne
verlieren. Sein Beruf machte ihn zum wolhabenden Manne, ſo
er bald in Stratford ein eigenes ſchönes Haus beſaß und ſein
kommen nach und nach auf vierhundert (ſoviel als jetzt zweitau
Pfund Sterling ſtieg; aber er ließ ſich keineswegs zur Selbſtüberſchä
verleiten, ſondern zog in uneigennütziger Weiſe jüngere Talente
z. B. Ben Jonſon heran, welche von Anderen über die Achſel ange
wurden. Auch war er keineswegs erpicht auf die Herausgabe
Meiſterwerke, deren vier erſt elf Jahre nach Beginn ſeiner dr
tiſchen Thätigkeit, und zwar anonym erſchienen. Seit 1598 in
Schöpfung ſeiner unſterblichen Werke (Othello, Hamlet u. ſ. w.)
griffen, verlor er 1603 ſeine Gönnerin, die Königin Eliſabeth.
ihr Nachfolger indeſſen, Jakob I., ſo ein arger Pedant er war, n
das Theater in ſeinen Schutz und gab deſſen Jüngern den Titel „K
licher Diener“. Unter Jakob's Regirung ſchuf Shakeſpeare ſeine übr
Hauptwerke (König Lear, Macbeth, Julius Cäſar u. ſ. w.), in d
ſich jedoch, entſprechend der demoraliſirenden Einwirkung jenes ele
Monarchen, deutlich eine erbitterte zornvolle Stimmung (beſonders
„Timon von Athen“) kundgibt. Nach redlich gethanem Tagewerke
ſich der Dichter 1613 oder 1614 nach ſeiner Vaterſtadt zurück, l
ſtill und ruhig, ſtarb aber ſchon 1616, an ſeinem Geburtstage,
zweiundfünfzig Jahre alt, an einer kurzen Krankheit. In der Kirche
Stratford wurde ihm die ſtolze Grabſchrift geſetzt:



nette dagegen, welche er in verschiedenen Zeiten seines Lebens wahrscheinlich alle vor 1597 schrieb (154 an der Zahl), werd kompetenten Richtern höher gestellt und geben, neben viel Rätsel vollkommenen Aufschluß über manche Verhältnisse seines Lebe seiner Zeit, die mit männlicher Kraft und offenem Freimut be werden (wie unter anderm die Verachtung, in welcher die Sch standen). Die 126 ersten sind an einen jungen Freund, wa lich den genannten Grafen von Southampton, die übrigen an ei gerichtet, das sich, wie es scheint, weder durch Schönheit, no Sittenreinheit auszeichnete.

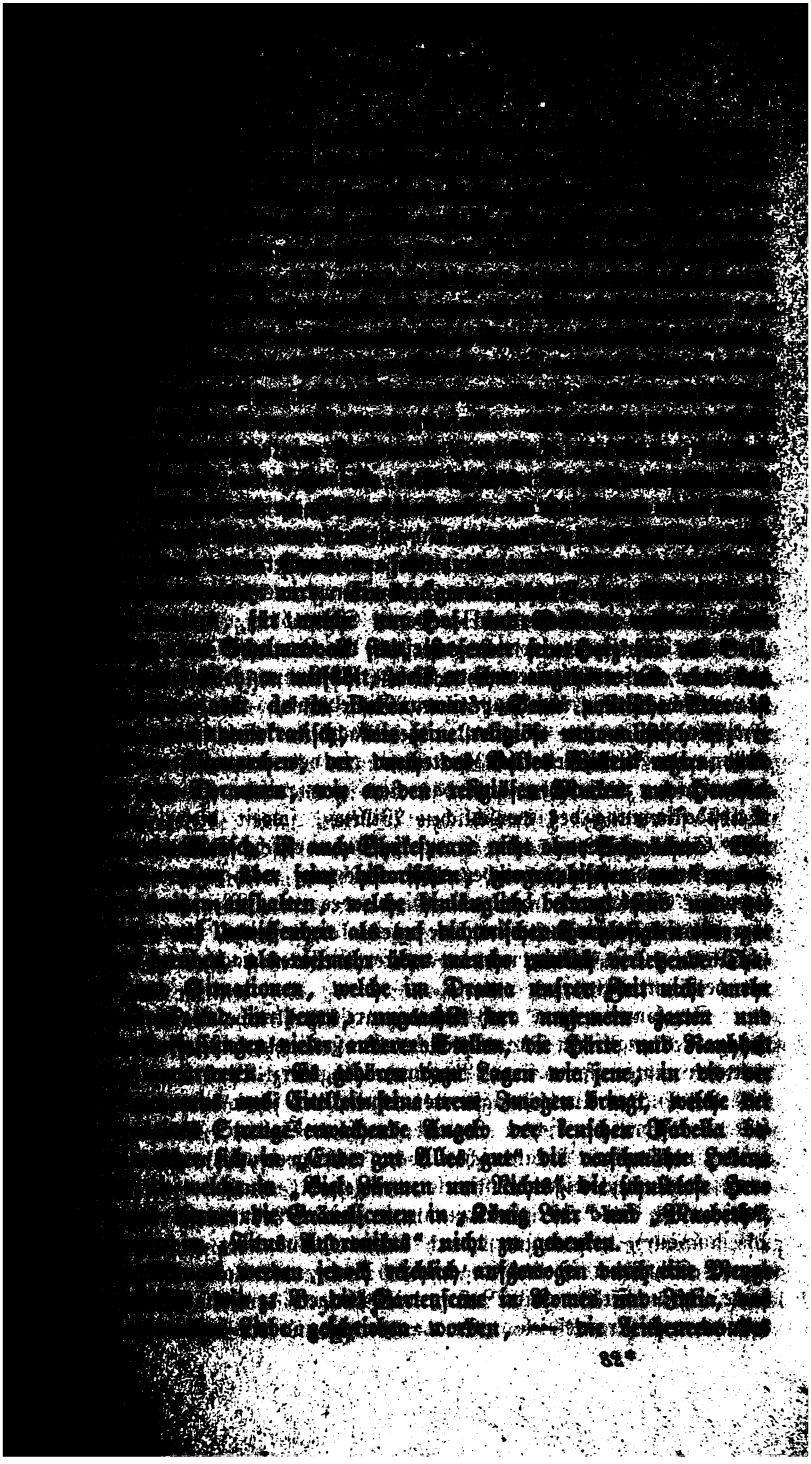
Seinen weltgeschichtlichen Ruhm verdankt jedoch Shakespeare seinen dramatischen Werken. Die Zahl derselben, soweit sein ausschließliches Eigentum ausgewiesen sind, beträgt sechsun wozu von vielen Kritikern auch ein siebenunddreißigstes, „Perikle von Tyros", gerechnet wird. Alle sind in fünf Akte geth jedes theils in Prosa, theils in Versen (fünffüßigen Jamben, se Reim) geschrieben. Der Verse bedienen sich die Helden und sittl gesellschaftlich hervorragende Personen, der Prosa die Narren, Le dem Volke und Höhere, sofern sie in den Ideenkreis Niederer steigen. Shakespeare's Dramen bieten ein Abbild des ge menschlichen Daseins von der Wiege bis zum Grabe, wie der densten Stände, Religionen und Nationen dar. Wir theilen nach ihrem ästhetischen Zwecke ein. Dieser Zweck ist 1) die Da des erfolglosen Kampfes des Menschen gegen das Schicksal und lichen Gewalten (Tragödien), 2) des Waltens der Gerechtig der Weltgeschichte (geschichtliche Dramen), 3) des K zwischen dem Guten und dem Bösen, der schließlich zum Sie ersten führt (gesellschaftliche Dramen), 4) der Überw der Widerwärtigkeiten des Lebens und der menschlichen Schwäche den Kontrast derselben, durch die Ironie und durch den Humo mödien), wozu 5) noch, als abnorme Erscheinung, die Benutz Annahme eines Eingreifens über- oder untermenschlicher Wesen Schicksale des Menschen kommt (Zauberpossen).

Shakespeare's Tragödien auf nicht völkergeschichtlichem, allgemeine Interessen der Menschheit umfassendem Grunde sind: 1) meo und Julia, die Tragödie der Liebe, 2) Othello, der von Venedig, die der ehelichen Treue (nicht der Eifersucht als 3) König Lear, die der Familienpflichten, 4) Macbeth, ungebändigten Herrschsucht, und 5) Hamlet, Prinz von Dä die Krone der Tragödien unseres Dichters, in welcher die rätse Beweggründe des menschlichen Handelns aufgesucht werden. Als kommt zu dieser Abtheilung der in all' seinen Theilen als des *speare'schen* Geistes unwürdig und als ein bloßes Zugstück zu betra

der Irrungen (Comedy of errors). Den Übergang zu bildeter Charakterzeichnung verraten: 2) die Zähmung der W ſpenſtigen (Taming of a shrew) und 3) die beiden Vero (two gentleman of Verona). Auf der Stufe noch nicht völlig ve Komik ſtehen die beiden Gegenſtücke der Strafe für vernachläſſigte 4) Verlorene Liebesmüh' (Love's labour's lost) und des für beharrlich bewieſene Liebe: 5) Ende gut, Alles gut (All that ends well), das früher geheißen haben ſoll: Gewonnene müh' (Love's labour's won). In der Form vollendet, in der lung aber noch roh iſt das witzſprudelnde 6) Viel Lärmen um N (Much ado about nothing). Auf der Höhe harmoniſch ausge komiſcher Dichtung ſtehen endlich die beiden reizenden Stücke 7 es euch gefällt (As you like it) und 8) Was ihr wollt you will), von denen beſonders das letztere das Höchſtmögliche i bindung draſtiſcher Komik mit lieblichſter Anmut leiſtet. Eine be Stellung nehmen dagegen ein: 9) die luſtigen Weiber von W ſor (Merry wives of Windsor), als poſſenhafter Anhang und ſatz zu den Dramen aus der engliſchen Geſchichte, oder als geli Verſuch, die komiſchen Perſonen der Stücke Heinrich IV. und rich V. in ausſchließlich komiſchen Situationen vorzuführen, nan den unſterblichen Falſtaff, den engliſchen Sancho Panſa (zu welch anticipirter Don Quijote etwa Don Armado aus „Verlorner müh'" ein Gegenſtück bilden dürfte), — und 10) Troilus Kreſſida, das ſo verſchieden beurteilte Rätſelſtück, das wir fi Satire auf die im ſechszehnten und noch im ſiebenzehnten Jahrh herrſchende Nachahmung des klaſſiſchen Altertums halten möchten, Nachahmung eine ebenſo treu- und charakterloſe Kokette war, n feile Kreſſida.

Aus dem Rahmen der gewöhnlichen äſthetiſchen Gruppirung wir die auf Geiſterſpuk beruhenden Dramen herausgenommen gehören dazu blos zwei: eines, das ohne jene Zuthat ein Scha und eines, das ohne dieſelbe ein Luſtſpiel wäre. Das erſte i Sturm (the tempest), das zweite der Sommernachttraum summernightsdream). Die Geiſter des heiterern der beiden ſind die lieblichſten, aus Duft und Luft gewebten Elfen, währe dem ernſtern dem idealen, freiheitdurſtigen Ariel der Teufels- und ſ ſohn Kaliban, ein Produkt des herrſchenden Aberglaubens der gegenübertritt. Auch Macbeth, Hamlet, Richard III., Julius u. A. haben ihre Geiſtererſcheinungen, die aber vor der übrigen lung beſcheiden zurücktreten.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollten wir, im Au der umfangreichen Shakeſpeare-Literatur, welche eine eigene Bib bilden könnte, näher auf den Inhalt und die Bedeutung der ein



Antonius auf Cäsar, das stolzeste Lob und die feinste Ironie zu
— das Schlafwandeln der Lady Macbeth, die erschütterndste Zeic
des bösen Gewissens, — die Gerichtsscene im „Kaufmann von Ven
der ergreifendste Sieg des Rechtes über das Unrecht, — der tiefs
Monolog Hamlet's über Sein und Nichtsein und so noch eine he
Auswahl anderer.

Kein Dichter schuf je eine so überwältigende Menge der
prägtesten Charaktere wie Shakespeare, und die seinigen sind kein
machten, sondern es sind Gestalten von Fleisch und Blut, w
wirklich vorkommen, getreu nach dem Leben gezeichnet. Wie pr
Naturmenschen und keine Kulturpuppen sind viele seiner Liebli
stalten, — wie der Bastard Philipp Faulconbridge in „König Joh
Orlando in „Wie es euch gefällt", Sebastian in „Was ihr w
und seine unverkünstelten Frauenbilder Imogen, Porzia, Ros
Viola, Desdemona, Cordelia und viele Andere! Welche Kraft sp
in Othello, welche Weisheit spricht aus Hamlet, wie giert der G
im Macbeth, wie jammert die Enttäuschung aus Lear, wie höhn
lische Bosheit in Richard III., Jago, Shylock!

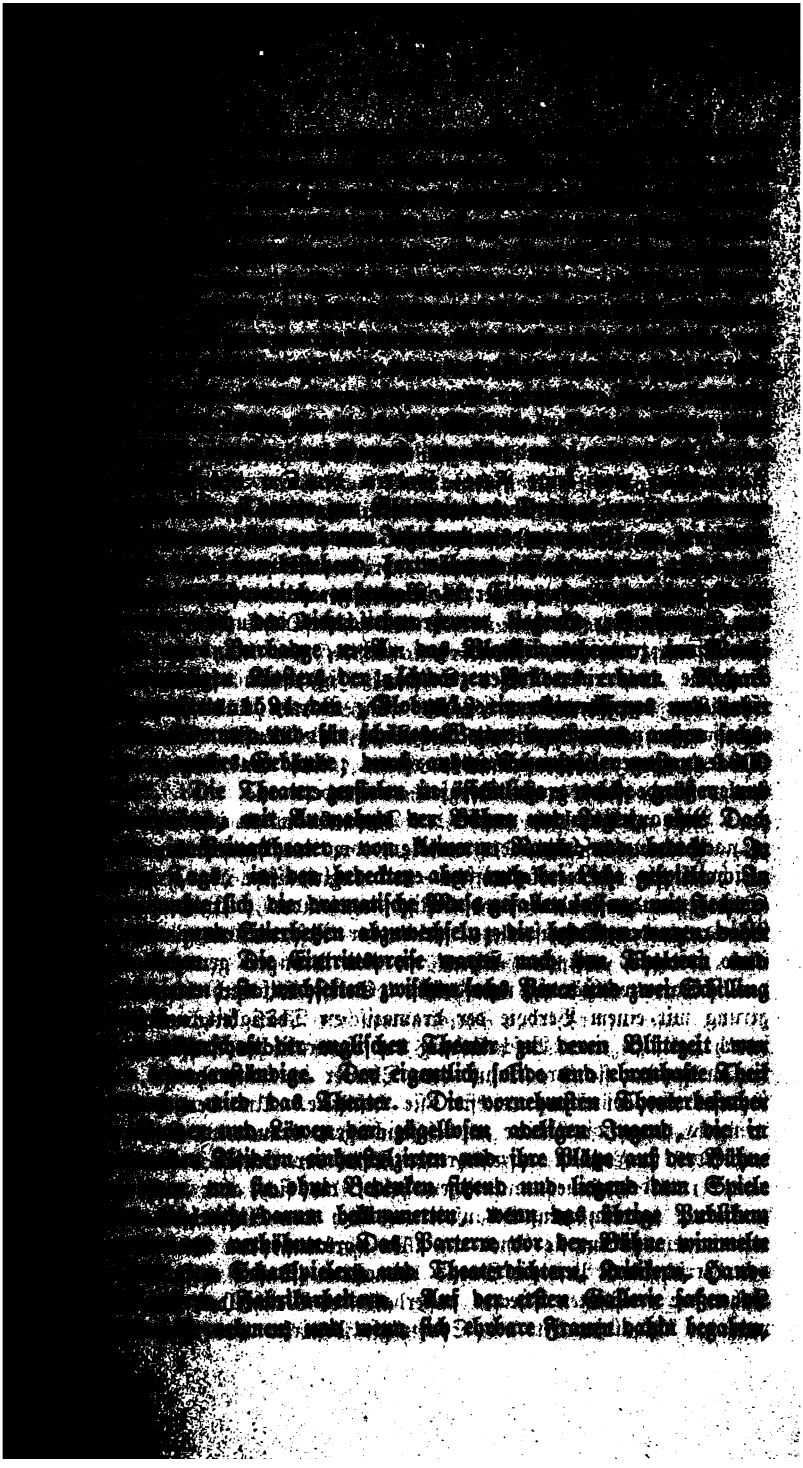
In Shakespeare erreicht einerseits die Literatur des von un
handelten Reformzeitalters ihre höchste Vollendung, und anderse
dramatische Poesie überhaupt ihren Gipfelpunkt. Er ist der Dicht
Freiheit; er wagte es zuerst, die Macht des Schicksals, welch
Bühne der Alten beherrscht hatte und die der romanischen Völke
beherrschte, zu brechen und das ächt germanische Prinzip der
Selbstbestimmung des menschlichen Willens, soweit dieser frei is
seine Stelle zu setzen. Er ist der frische nordische Sturm, welch
stolze Armada der spanischen Bühnendichtung nach allen Winde
streute. Shakespeare hat den Gipfel des von Menschen im
Erreichbaren erstiegen, und die Zeit konnte nicht über ihn h
schreiten, — sie konnte nur in anderen Gebieten nachholen, was
her versäumt hatte.

So konnten denn auch Shakespeare's zahlreiche Nachfolger
Pflege des englischen Drama's nichts Großes mehr leisten. Die Ne
wertesten unter ihnen sind: Benjamin (abgekürzt Ben) Jonson
bis 1637), der Unabhängigste von ihnen, der schon mit zwanzig
für die Bühne zu dichten begann, nachher Soldat, Student,
spieler und wieder Theaterdichter war, auch zweimal, wegen eines
und eines mißliebigen Lustspiels, eingesperrt wurde; sein erste
bekanntestes Stück ist „Jedermann in seiner Laune" (Every m
his humour), das er zuerst nach Italien, dann aber nach Englan
legte. Schwächer ist das Gegenstück: Every man out of his hu
seine besten Stücke sind Lust-, die übrigen dem klassischen Al
entnommene Trauerspiele. Er war witzig und ein treuer Freund

r für die Reinheit der Sitten im Leben wie auf der Bühne, aber
fahrend und genußſüchtig; Erfindungsgabe und Genie fehlten ihm;
rbeitete mit großer Anſtrengung und Pedanterie. — Francis Beau-
rt (1585—1616), Sohn eines Richters aus Leiceſterſhire, und
t Fletcher (1576 bis 1625), Sohn des Biſchofs von Briſtol,
:ben all' ihre Stücke bis zu Beaumont's Tod gemeinſam und darauf
her noch mehrere allein; die bedeutendſten ſind „Philaſter" und
Jungfrau Trauerſpiel" (the maid's tragedy). Die Komik Flet-
s iſt von bedeutender Kraft, die Sprache beider ſchön aber unan-
›ig und ihre Erfindungsgabe nicht gewöhnlich. John Webſter
1602 wirkend) brachte ſittengeſchichtlich merkwürdige, der Stadt
›on aber nicht zur Ehre gereichende Stücke auf die Bühne; Thomas
)wood aus Lincolnſhire behauptete 220 Stücke geſchrieben zu haben
zwar züchtiger als ſeine Zeitgenoſſen; John Ford (geb. 1586 zu
ıgton) ſtrebte nach höherm Glanz, als ſeine Talente bieten konnten,
dramatiſirte einen Hexenprozeß (die Hexe von Edmonton, 1623),
›elchem der Teufel als ſchwarzer Hund auftritt. Keiner dieſer und
vielen anderen gleichzeitigen Dichter erreichte Shakeſpeare's Geiſt von
, daher ihre Werke auch größtentheils vergeſſen ſind. Auf das
he Leben ihrer Zeit werfen ſie indeſſen ein höchſt trauriges Licht,
ſchon die ſchamloſen Titel einiger zeigen, z. B. Dekker's honou-
e whore, Ford's 't is a pity she is a whore und Webſter's
e for a cuckold. Es nützt auch nichts, zu ihrer Entſchuldigung
ı zu wollen, jene Zeit ſei nur offener geweſen, als unſere, welche
Giſt verzuckere; nein, jene Zeit war unſtreitig roher und ſchamloſer
eder Beziehung als die unſrige; entging doch ſelbſt der ſo holder
keuſcher Schilderungen fähige Shakeſpeare ihren Konſequenzen nicht
läßt in Gegenwart ſeiner idealſten Geſtalten Verhältniſſe beſprechen,
welchen in unſrer Zeit wohlerzogene Töchter noch keine Ahnung
n! Und doch ſteht er wie ein Heiliger da neben dem Schmutze,
)en ſeine meiſten Zeit- und Berufsgenoſſen produzirten, ohne ſolchen
einem Funken ſeines Geiſtes zu verklären. Dies zu würdigen hat aber
die gerechtere Anſchauung unſerer Zeit verſtanden. Shakeſpeare's
war unfähig, das Genie aus der Flut der Dichterwerke heraus-
:den und erhob den großen Stratforder nicht ſo hoch über ſeine Mit-
enden wie er es verdiente. Dazu trug ohne Zweifel der Umſtand
bei, daß die Letzteren meiſt eine gelehrte Bildung genoſſen hatten,
:chiſch und Latiniſch verſtanden, was bei der „emporgekommenen
ıe", dem Sohne des Handſchuhmachers, nicht der Fall war. Dafür
ſein überlegener Geiſt ſich rächend erhoben und die klaſſiſch
ılbeten in den verdienten Schatten geſtellt. Geiſt, Natur und
ı ſiegten, wie ſich gebührt, über hohles Wortgefecht, leeren
ıbaſt und ſchamloſe Zoten. Auch verkamen die meiſten damaligen

Theaterdichter, trotz ihrer Gelehrsamkeit, die von Haus aus
Beaumont und Fletcher ausgenommen, in Folge leichtfertigen
in Not und Krankheit, während es dem arm geborenen Shak
möglich wurde, sich zum reichen Mann emporzuschwingen, obsch
durchaus kein Knicker war und das Leben fröhlich auskostete.
wurde möglich durch die gute Bezahlung, welche den dramatischen Leis
zu Theil wurde. Im sechszehnten Jahrhundert betrug das H
eines Theaterstücks vier bis sechs Pfund Sterling. Am Anfan
siebenzehnten war es auf acht bis zehn, 1613 schon auf zwanzig
gestiegen. Für einzelne Prologe und Epiloge wurden gewöhnlic
Schillinge bezahlt. Dazu kamen in der Regel noch die Einnahm
zweiten oder dritten Aufführung. Die Dichter ließen ihre Stüc
gern drucken, weil es keinen Schutz gegen unberechtigte Aufführun
gegen Nachdruck gab. Oft aber wußten sich Drucker Dramen z
schaffen und druckten sie wider den Willen des Verfassers, der hi
nichts thun konnte, als sein Werk dem Drucker abkaufen. Viele
gingen daher spurlos verloren. Der Preis eines gedruckten Theate
war zu Shakespeare's Zeit gewöhnlich sechs Pence. Um Raum
sparen, druckte man die Verse oft ohne Absetzen.

Die Schauspieler, welche diese Stücke aufführten
Männer; das weibliche Geschlecht war von der Bühne ausgesch
waren bei Beginn der dramatischen Blütezeit unter Elisabeth
herumziehende. Später ließen sich die besten unter ihnen in
nieder. Aus ihnen gingen die ersten Theaterdichter, wie noch
speare (die späteren selten mehr) hervor. Ihre Manier, ehe
veredelt hatte, schildert der Letztere treffend im „Hamlet". Die
Adeligen hatten Schauspieler in ihrem eigenen Solde; am glänze
trat in dieser Beziehung der bekannte Günstling Graf Leiceste
In London bildeten sich freie Theatergesellschaften, deren erste u
rühmteste die Blackfriars-Gesellschaft wurde, welcher, wie erwähnt,
speare angehörte (sie nannte sich auch: Gesellschaft der Königin
des Lord-Kämmerers, d. h. Leicesters). Zur Ausbildung der
spieler gab es Schulen, unter welchen zwei, die der Chorknabe
Kathedrale St. Paul und die der Kinder der „königlichen Lustba
(revels)", hervorragten. Da die Frauenrollen von Knaben g
wurden und es auch für die Männerrollen von Wichtigkeit ist, we
ihre Darsteller von Jugend auf üben, so waren ihre Erfolge gro
Schon 1589 jedoch wurde den Kindern von St. Paul wegen pol
Anspielungen das Theaterspielen verboten. Ausgezeichnete Komiker
Zeit waren der drollige Hof- und Volksnarr Tarleton und der
Robert Wilson, große Tragiker James Burbadge und dessen
Richard, der Freund Shakespeare's, in dessen berühmtesten Char
rollen er Staunenswertes leistete; er starb 1620. Mit ihm



konnte es nur maskirt geſchehen. Auf der zweiten Gallerie drängten ſich Matroſen, Soldaten, Bediente und Dirnen. Man äußerte ungeſcheut ſeinen Beifall oder ſein Mißfallen, letzteres ſogar durch Ausſpeien, man gähnte laut, aß, trank, rauchte, knackte Nüſſe während der Vorſtellung und ſpielte ſelbſt Karten; man nahm Thiere mit, zankte und ſchlug ſich, bewarf die Schauſpieler mit faulen Früchten, ſogar mit Steinen, und zwang ſie unter Umſtänden ein anderes Stück zu geben, als angekündigt war, und wenn das begonnene nicht gefiel, abzubrechen und wieder ein anderes zu ſpielen. Ja es wurden die Theater mit Vorliebe zu Verführungen und unſittlichen Verabredungen benutzt. Auch die Taſchendiebe waren nicht faul, ihr Geſchäft dort auszuüben.

Die Bühne befand ſich in einem ſehr ärmlichen Zuſtande. Von Ausſtattung war keine Rede, ſondern der Ort der Handlung wurde auf einen Zettel geſchrieben und dieſer aufgeſteckt, z. B. Wald, Garten, Sal u. ſ. w. Nach und nach zeigte man den Wald durch einen Baum, die Stadt durch ein Haus an u. ſ. w. Schon früh jedoch gab es Verſenkungen. Merkwürdiger Weiſe ging gerade mit der Vervollkommnung der Scenerie der Verfall der dramatiſchen Dichtkunſt Hand in Hand. Um keinen traurigen Eindruck zu machen, gab man am Schluſſe der Tragödie noch einen kurzen Schwank (jig), der oft nur in drolligen Einfällen von Komikern beſtand. Die Narren und Clowns ſprachen und ſangen unter Begleitung von Tanz und Muſik. Dem Beginne des Stückes gingen Trompetenſtöße voran. Auf den Anzug der Schauſpieler wurde ſtets große Sorgfalt verwendet.

Bis auf Eliſabeth wurde das Theater von den engliſchen Monarchen je nach Laune beſchützt oder verfolgt, von der herrſchenden Kirche aber, gleichviel ob es die katholiſche oder anglikaniſche war, und von der Stadtgemeinde London ſtets heftig angefeindet. Unter der blutigen Maria wurden Schauſpieler, welche der Reformation günſtige Theaterſtücke ſpielten, mit den Ohren an den Pranger genagelt und 1556 das Theater vollſtändig unterdrückt. Selbſt Eliſabeth begann ihre Regirung mit einem Verbote der dramatiſchen Thätigkeit, milderte daſſelbe jedoch bald zu einer Beſchränkung der theatraliſchen Aufführungen. Von da an wandte ſie ihre Gunſt dem Theater immer mehr zu, worin beſonders ihr Günſtling Leiceſter ſie beſtärkte. Um den Haß der City Londons gegen die Bühne zu beſchwichtigen, ordnete der Staat 1575 an, daß jedes in London aufzuführende Stück der Cenſur des Lord Mayors und der Aldermänner unterliegen ſolle, die ſich aber nicht damit begnügten, ſondern den Schauſpielern auch den Aufenthalt in der City unterſagten, indem ſie ihnen an allen vorkommenden Verbrechen und an der herrſchenden Peſt die Schuld beimaßen. Daher entſtanden in jenem Jahre die erwähnten Theater außerhalb des Weichbildes von Alt-London und die Unduldſamkeit der Stadtzöpfe bewirkte das Gegentheil deſſen

s sie beabsichtigte. Ihnen gegenüber begünstigte der Hof um so mehr
s Theater, er hielt ein eigenes Departement der königlichen Belusti-
ngen (revels) und bei allen seinen Festlichkeiten wurden Schauspiele
sgeführt, freilich meist italienische und vorzugsweise sogenannte Schäfer-
ele. Der hartnäckige Widerstand des Stadtrates von London jedoch,
t der Eifer der presbyterianischen und puritanischen Geistlichen fort-
hrend gegen das Theater als ein Werk des Teufels hetzte, bewirkte
nigstens das Verbot der Aufführungen am Sonntag und einst auf
ze Zeit sogar die Schließung der beiden Theater in Shoreditch. Alle
schränkungen der Bühne indessen, welche bewirkt wurden, konnten
mer nur auf kurze Zeit, oft auch gar nicht durchgeführt werden, selbst
nn der Staat in Folge von politischen oder religiösen Anspielungen
zen die Schauspieler einschritt. Doch wurden Angriffe auf den König
n Spanien und auf die katholische Kirche in Anbetracht der Zeitver-
ltnisse gern geduldet. Auch das Verbot, an den Universitäten Schau-
ele aufzuführen, wurde nicht streng beachtet, und einst befahl sogar
Königin der Hochschule von Cambridge, ein englisches Lustspiel zu
fassen, weil ihre Schauspieler der Pest wegen nicht spielen konnten,
rauf aber die gelehrten Herren antworteten, daß sie dies nur in
inischer Sprache im Stande wären.

Im Jahre 1600, als auch in Madrid die weltlichen Schauspiele
terdrückt waren, beschränkte die englische Regirung, offenbar aus Furcht
r den Puritanern, die Theater Londons auf zwei, den „Globus" und
s „Glück", doch wieder, ohne auf die Dauer Gehorsam zu finden.
onderbarer Weise nahm nun aber die systematische Opposition der
ity einen Umschwung, und letztere ließ im „Vorhang" trotz des Staats-
rbotes spielen. So blühten bei Elisabeths Tod, wie erwähnt, elf
heater in London. Ihr Nachfolger Jakob I. war schon aus Haß
zen die Presbyterianer, und um als Freund der Wissenschaft und
nst zu glänzen, ein Freund des Theaters. Außer den Adeligen
hmen nun auch die Prinzen und Prinzessen des Hofes Schauspieler-
ellschaften in ihren Sold und zuletzt wurde dies als ihr Vorrecht er-
rt und den Adeligen untersagt. Die Festspiele am Hofe nahmen an
acht und Glanz beständig zu und sogar auf Reisen nahm der König
Hauspieler mit.

Inzwischen aber nahmen die puritanischen Ansichten unter dem Volke
und in Folge dessen verminderten sich die Theater Londons nach und
h. Die Regirung Karls I. begann 1625 mit einem neuen Ver-
e der Theateraufführungen am Sonntage; doch begünstigte der neue
nig das Theater und unterstützte die während der Pest darbenden und
r dem Lande schlecht aufgenommenen Schauspieler. Der Hof zog die
cke Fletchers vor, das noch nicht puritanisirte Publikum aber immer
h jene Shakespeare's. Eine Konkurrenz indessen drohte dem englischen

Theater, als 1629, wahrſcheinlich auf Veranlaſſung der Königin franzöſiſchen Prinzeß, franzöſiſche Schauſpieler auftraten, unter de zum erſten Male Damen befanden, die aber ſehr ſchlecht aufge wurden. Dies, und die Koſtſpieligkeit der Hofſtücke (Hofmasken), den Jahren 1632 und 1633 auf zweitauſend Pfund Sterling z kamen, ſowie die Theaterfreundlichkeit des höhern anglikaniſchen (deſſen Mitglied, der Biſchof von Lincoln, in ſeinem Hauſe a Sonntage Shakeſpeare's Sommernachttraum aufführen ließ) ſ den Fanatismus der Puritaner, deren Augenverdrehen und Bibe herleiern ohnehin auf der Bühne ergötzlich verſpottet wurde. Prynne machte ſich zu ihrem Wortführer und ſchrieb 1632 die „Hiſtriomaſtyx, die Geißel der Schauſpieler," wofür er aber, d die Königin und der Hof getroffen ſahen, an den Pranger geſtell Theils ſeiner Ohren beraubt und lebenslänglich eingekerkert wurde gekehrt wurden auf dem Lande, wo die Puritaner herrſchten, die S Schauſpieler als „wandering raskals" eingeſperrt, und die f Bewohner von Blackfriars verlangten wiederholt die Entfernu Mimen und ihres Hauſes. Der Hof that um ſo mehr für das und ließ 1635 außer den franzöſiſchen ſogar ſpaniſche Schauſpie treten. Als nun vollends der weltgeſchichtliche Kampf zwiſch König und dem Parlament ausbrach, wurde die Bühne noch ſchä Parteiſache angeſehen. Das Parlament beſchloß 1642 in beiden gänzliche Unterdrückung der Bühnenſtücke und die Sherifs von trieben, wenn dem Beſchluſſe entgegengehandelt wurde, die Zuhör einander und verhafteten die Schauſpieler. Um die Zuwiderhan ferner zu verhindern, machte man die Theater durch Entfernu Sitze und Logen unbrauchbar und bedrohte jeden Schauſpieler a Art von „Landſtreicher" mit Geldſtrafe, Gefängniß und Ausp Die brotloſen Schauſpieler ergriffen die Waffen und kämpften in des Königs gegen die Feinde ihrer Kunſt. Nachdem ihre Sache legen, verſuchten ſie unter dem eiſernen Regimente Cromwells h Aufführungen, die aber entdeckt und von den glaubensſtarken R der Republik ohne Umſtände unterbrochen wurden. Doch geſch Schauſpielern nichts Böſes. Erſt nach der Reſtauration wur Kunſt wieder eine erlaubte, aber in einer Weiſe, durch wel Triumfe des britiſchen Theaters zur Zeit Shakeſpeare's für me hundert Jahre in Vergeſſenheit gerieten!

Siebentes Buch.

Die Kunst der „Renaissance“.

Erster Abschnitt.

Die bildende Kunst im Süden.

A. Die italienischen Schulen.

Die italienische Nation, mit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nach ngem hartem Kampfe von Fürsten, Priestern und Priesterfürsten voll=ndig unterdrückt und aus materieller Erschöpfung nicht mehr fähig, n an ihr verübten systematischen Völkermorde zu widerstehen, warf sich t Leib und Seele auf das Gebiet des Schönen, — sie wollte dasselbe ichsam erschöpfen, wie schon einmal die Hellenen zur Zeit ihrer tiefsten itischen Entzweiung, und sich für die ihr geraubte äußere Freiheit im ligtum geistigen Lebens entschädigen. Die Kunst, und zwar nicht nur griechische, sondern auch die moderne, entsprang aus dem Streben h geistiger Freiheit und Unabhängigkeit, — sie ist keineswegs eine chter oder Magd der Kirche. Wir haben dieses lustvolle Untertauchen das freie Meer des Idealen bereits in Bezug auf die sprachliche rstellung verfolgt; Hand in Hand mit dieser, die für sich allein dem nheitdurstigen Volke den im Zuge der Zeit liegenden Kult nicht zu höpfen schien, ging die auf der Grundlage der humanistischen Be=ungen beruhende bildliche Darstellung der Idee des Schönen.

Der Beginn dieses Strebens fällt schon in dieselbe Zeit, wie die öpfung der italienischen Sprache und Literatur durch Dante, in das zehnte Jahrhundert (s. Bd. III. S. 394 f. und 397 f.). Einen ern Aufschwung aber nahmen die schönen Künste nicht vor dem fünf=

zehnten Jahrhundert, in welchem die gotiſche Baukunſt (ſ. Bd. III. S. 391 ff.) in Folge des Eindringens der klaſſiſchen Studien, durch einen mit letzteren Hand in Hand gehenden Stil, die Renaiſſance verdrängt wurde, eine anfangs ziemlich willkürliche Nachahmung der antiken Bauten, — als deren Wiege Florenz, und als deren Vater Filippo Brunelleſco (1377—1446) zu betrachten iſt. Er vollendete die Domkuppel zu Florenz mit doppelter Wölbung, 130 Fuß im Durchmeſſer, und 280 Fuß hoch, ohne Lehrgerüſte. Im Palazzo Pitti ſtellte er für den florentiniſchen Palaſtſtil ein Muſtergebäude auf, dem ſeine Nachfolger in ihren Bauten nachlebten. In Venedig nahm die Renaiſſance einen weſentlich andern Charakter an, einen heitern fantaſtiſchen, der noch durch die Bekleidung der Paläſte mit Marmor eine prachtvolle Zierde erhielt. Im Ganzen aber kann die Baukunſt nach dieſem Stile, im Gegenſatze zur romaniſchen und gotiſchen, in der Weiſe charakteriſirt werden, daß die weiten Hallen, die ſchlanken, luftigen, von niederdrückenden Bogen unabhängigen, blumengekrönten Säulen, die lichten breiten Fenſter und die niederen, mit dem Gebäude verwachſenen, über dasſelbe wenig hervorragenden Thürme und Kuppeln, welche die Renaiſſance ſchuf, eine die Menſchheit im weiteſten Sinne umfaſſende, Überhebungen einzelner Autoritäten nicht duldende, Freiheit mit praktiſcher Menſchenliebe verbindende Geſinnung, kurz die Aufklärung ausdrücken. Carriere ſagt von ihr: „ſie kann vorwiegend dekorativ genannt werden, ja die Ausartung in ein willkürlich prunkendes und leeres Formenſpiel, in Verwilderung und Überladung hat nicht blos gedroht, ſondern iſt auch eingetreten". Kugler und Burckhardt heben hervor, daß dem Rythmos der Bewegung in der Gotik nun eine Harmonie geometriſcher und kubiſcher Verhältniſſe, ein Rythmos der Maſſen gegenübertritt. Ein Meiſter der Renaiſſance, Leo Alberti, nennt eine vollkommen künſtleriſch durchgebildete Faſſade „eine Muſik". Innig iſt dieſer Stil mit der Humanität, wie mit der geſammten Literatur und Kunſt des Reformzeitalters verwandt. Der romaniſche und gotiſche Stil, bemerkt Carriere, hatten ſich am Kirchenbau entwickelt (weil beide Kinder des frommen Mittelalters waren) und wurden erſt mit der Zeit auf Burgen und Stadthäuſer übertragen; die Renaiſſance dagegen entſpringt und erwächſt im Civilbau und hat keine ſpezifiſch kirchliche Formen. Doch herrſcht im Kirchenbau derſelben das latiniſche Kreuz mit einem Kuppel und mit einem lichten weiten Schiff im Langhauſe vor.

Brunelleſco's Zeitgenoſſe Jacopo della Quercia (1374—14[illegible] aus der Gegend von Siena brach dem modernen Stile in der Bildnerei namentlich an Altären und Brunnen Bahn, in noch entſchiedenerer [illegible] aber Lorenzo Ghiberti (1381—1455), der von 1403 bis 1424 [illegible] berühmten Reliefſiguren der Bronzethür am Taufgebäude zu Flo[illegible] mit Scenen des alten und neuen Teſtamentes und charakteriſtiſchen [illegible]

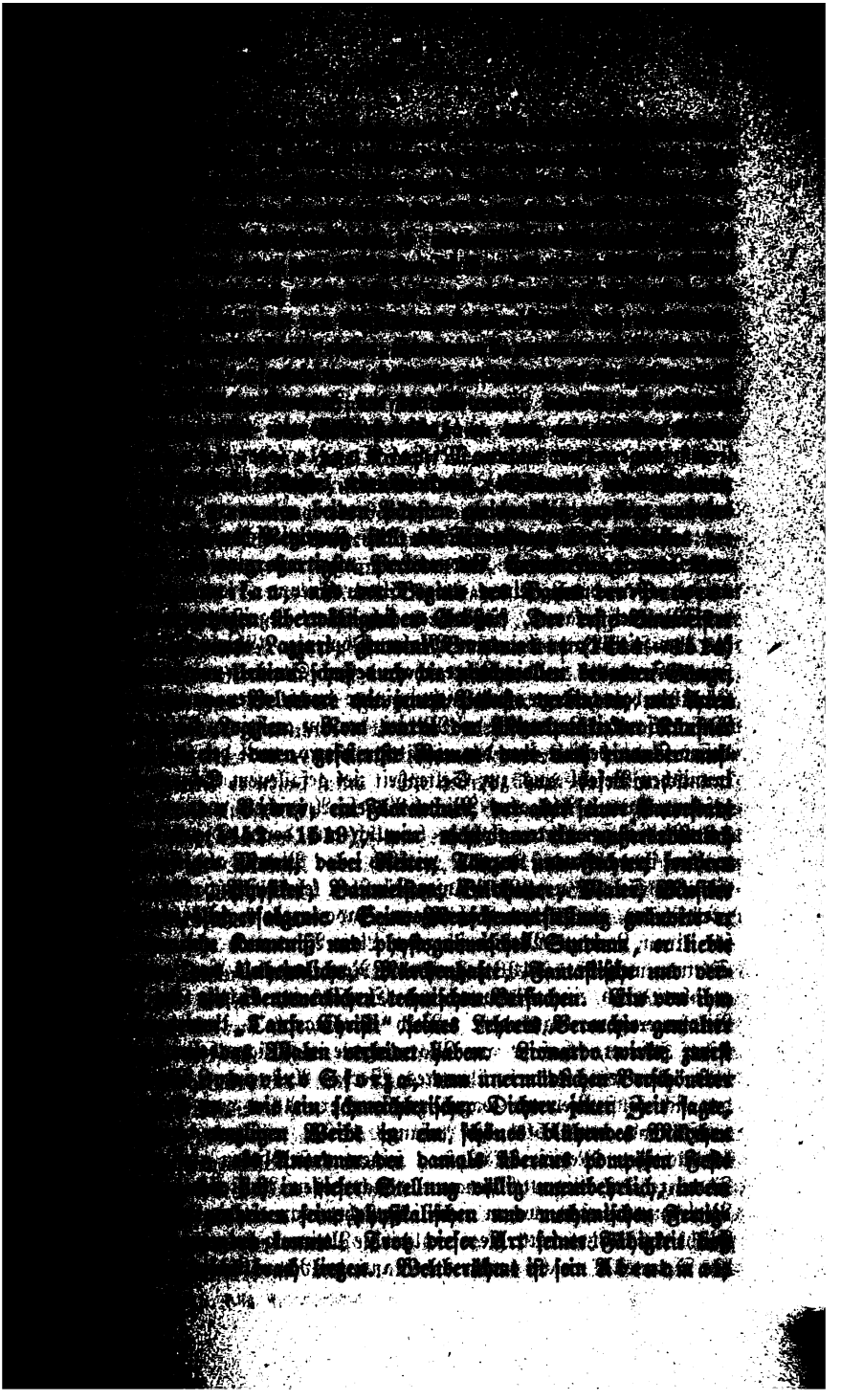
n Apoſteln ſchuf. Unter ſeinem Einfluſſe arbeitete in liebenswürdiger eiſe Luca della Robbia (1400—1481), deſſen Marmor- und Bronze- iefs in Florenz höchſt anmutige und naive Kindergeſtalten zeigen, e die Bronzethüre zur Sakriſtei des Doms edle Apoſtelgeſtalten, und ſen glaſirte Terrakotten den ſchönſten Schmuck vieler toscaniſchen Kirchen den. Herbe Strenge in Nachahmung der Natur legte Donato di Betto rdi, genannt Donatello (1386—1468), an den Tag, und rang ne Rückſicht auf die Antike nach ſcharfer Charakteriſtik. Dieſe Richtung bete Andrea Verocchio (1432—1488) noch weiter aus. Anziehender d fantaſiereicher wirkte Benedetto da Majano (1442—1498), der Marmorkanzel in Santa Croce zu Florenz mit Reliefs aus dem en des heiligen Franz ſchmückte.

Die Maler des fünfzehnten Jahrhunderts ſtiegen von der Schöpfung ter Formen zum eigentlichen Studium empor. Der Vater dieſer chtung war der Toscaner Maſaccio (1402—1443), deſſen Bilder der Kapelle der Kirche Santa Maria del Carmine zu Florenz dem len Strome der Begeiſterung für die Schönheit und das edle Maß derſelben den freien Lauf laſſen. Die Bahn war gebrochen; die freie ätigkeit und die mit ihr unvermeidlich verbundene Anerkennung der nnlichkeit in der kühnen Hinwerfung unbekleideter Geſtalten mußte not- ndig einen Schritt weiter führen, zur Luſt an der Sinnlichkeit und ltlichkeit, zum Abfalle von der rein kirchlichen Kunſt, von der aus- ießlichen Darſtellung überſinnlicher Gegenſtände. Und ſonderbarer Weiſe : es ein Mönch, der dieſen Schritt wagte, freilich ein abenteuerlicher nch, der Karmeliter Filippo Lippi (1412—1469). Von Seeräubern die Berberei geſchleppt, befreite er ſich durch das wolgetroffene Bildniß es Herrn, das er mit Kohle an die Wand malte, hatte Liebesaben- r in Menge und ſtarb, wie man glaubt, an dem ihm von den Ver- ndten ſeiner letzten Geliebten bereiteten Gifte, gerade als eine päpſtliche penſation ſeine Heirat mit derſelben erlaubte. Die Fresken im Domchore Prato ſind die Werke ſeiner Hand und verraten die Unruhe, von er durch's Leben getrieben wurde. Auch ſein und der angedeuteten me Sohn Filippino wurde ein geſchätzter Maler ähnlicher Richtung. r Vollendung brachte die Stufe des ſelbſtändigen Studiums der aus- ichnete Künſtler Domenico Corradi genannt Ghirlandajo, deſſen en die zweite Hälfte des Jahrhunderts ausfüllte. Keuſch und einfach, ig und würdig, imponiren ſeine Werke durch geiſtvolle Auffaſſung. ne Zeitgenoſſen, oft zugleich Bildhauer, gefielen ſich, durch dieſe letztere ſt dahin geführt, mit Vorliebe in der Abbildung des Nackten und rebten ſich, in den Gliedern ihrer Figuren von einem genauen ana- iſchen Studium Zeugniß abzulegen.

Durch „weiche Holdſeligkeit und Anmut" unterſchied ſich von der telitalieniſchen die oberitalieniſche Schule, vorab diejenige von

eine glänzende Pracht auszeichneten, was der ihnen zuerſt allein
Bereitung und Miſchung der Ölfarben zuzuſchreiben iſt. Ihr bed
Meiſter war Giovanni Bellini (1426—1516). Dagegen
ſeelenreine und ſchwärmeriſche Hingebung an das Heilige in
briſchen Malern hervor, als deren Haupt Pietro Vanucci,
Perugino (1446—1524), der Lehrer Rafaels, gilt, mit we
deſſen der Bologneſe Francesco Raibolini, genannt Francia,
konnte, deſſen „heilige Familie“ eine Hinneigung zur venetianiſch
verrät und deſſen Madonnen namentlich einen wolthuenden Eindru
bringen.

„Was in den verſchiedenen, bisher betrachteten Perioden d
Malerei, ſagt der Kunſthiſtoriker Kugler, in einzelnen einſeiti
tungen auseinander getreten war, vereinigte ſich nach dem Ab
letzten Periode, um den Beginn des ſechszehnten Jahrhunderts,
ſomit einen der ſeltenſten Höhepunkte menſchlicher Bildung, eine
lauterſten Offenbarungen jener göttlichen Kraft, deren der Men
haftig geworden iſt. In edelſter Form, mit tiefſinnigſter A
ſehen wir die würdigſten Gegenſtände in den Meiſterwerken die
Periode dargeſtellt, wie es die Folgezeit bis jetzt noch nicht wiede
hat. Es war nur ein kurzer Zeitraum, in welchem die Kunſt
dieſer Stufe einer höchſten Vollendung hielt: kaum über ein
jahrhundert lang. Aber die großen Werke dieſer Periode ſind vo
Muſtergiltigkeit, von unvergänglichem Werte; ſie tragen die Farbe
Zeit und ſind doch für alle Zeit geſchaffen und erwecken die Beg
der ſpäteſten Nachkommen ebenſo, wie ſie den Stolz und die Bewu
der Mitwelt ausmachten.“



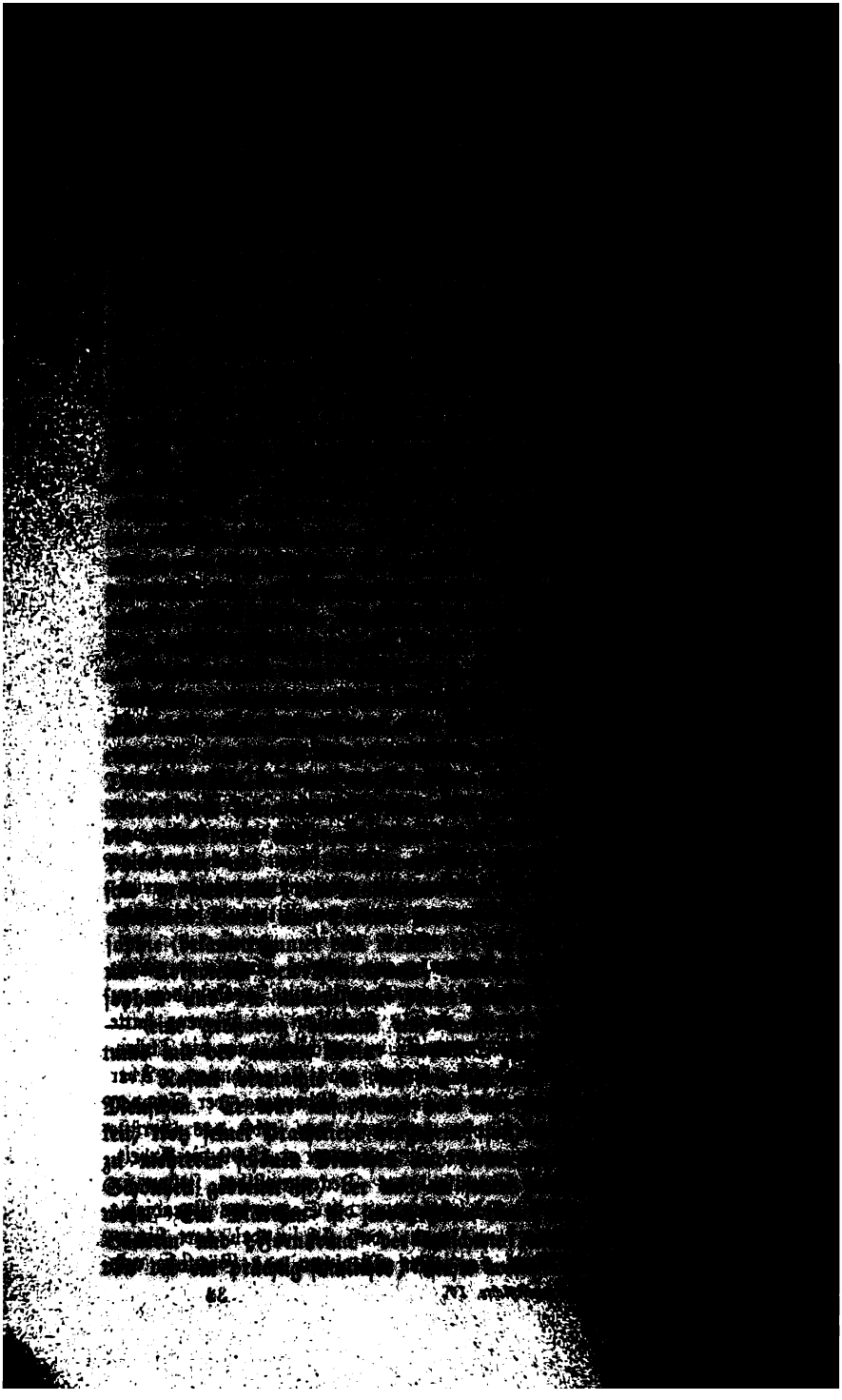
zogen trieb den Künstler auf einige Zeit in die Dienste Cesare
wo er, in schreiendem Kontraste zu seiner Mailänder Thätigkeit,
Kriegs-Ingenieur verwendet wurde, worauf er in Florenz das
Porträt der Mona Lisa, Gattin des Francesco del Giocondo
Louvre), malte, — eine weltliche Madonna. Später maß e
seinem jüngern Landsmanne Michel Angelo (oder Agnolo) B
roti (1475 bis 1564), der beinahe dieselbe künstlerische Vi
besaß.

Michel Angelo, Sohn des florentinischen Podesta v
und Capresе, Lodovico Buonarroti, war erst zum Gelehrten
wurde aber durch seinen etwas ältern Freund Francesco Gra
der Malerei bekannt, für die er sich sofort begeisterte, und ru
bis ihn sein Vater bei dem Maler Domenico Ghirlandajo, de
seines Freundes in die Lehre that, dessen Staunen und Neid
Künstler bald erregte, wie nicht minder durch einen gemeiselten
Aufmerksamkeit Lorenzo's de' Medici, der ihn an seinen Tisch nah
dessen Tode behielt ihn der einfältige Pietro, weil der Künstler
launischen Befehl aus zur Seltenheit tief gefallenem Schnee eine
geformt hatte. Als aber Michel Angelo Anzeichen vom nahende
der Medici gewahrte, floh er heimlich aus deren Dienst nach
wohin ihm binnen Kurzem wirklich — Pietro als Flüchtli
(s. oben S. 11 u. 33). Unser Künstler kehrte jedoch bald nac
zurück, wo er zu den Anhängern Savonarola's gehörte, zugl
für einen Lorenzo Medici jüngerer Linie Amoretten und andere
Statuen meiselte. 1496 zog er nach Rom, wo eben die Borgia's
er aber durch eine Madonna mit Christus im Schose (La Pie
Bildhauerruhm begründete. Nach Savonarola's Unterqang w

Während Michel Angelo sich anschickte, in den bereits angedeuteten ettstreit mit Lionardo da Vinci zu treten, wurde er (1505) von dem uen Papste Julius II. nach Rom berufen, erhielt aber erst nach einiger it seinen ersten Auftrag: für den Papst ein Grabmal in der Peters=che zu errichten. Die Ränke seines Nebenbuhlers Bramante jedoch d deren Folge, die Ungnade des Papstes, bewogen ihn, ohne Urlaub ch Florenz zurückzukehren, wo er nun seinen Wettkampf mit Lionardo ndete. Es handelte sich um die Bemalung zweier Wände im Saale s Großen Rates zu Florenz; Lionardo warf auf die eine Wand eine hlachtscene, die aber heute bis auf eine kämpfende Reitergruppe ver=:en ist. Michel Angelo's Carton für die andere Wand, der aber nie sgeführt wurde, stellte eine Schaar Soldaten dar, welche beim Baden einem Flusse vom Rufe zum Kampf überrascht werden und sich in le ankleiden; das Bild, nur in einer Kopie vorhanden, verrät wunder=re Fertigkeit in Darstellung des Nackten und der hastigen Bewegungen. anz Florenz theilte sich in Parteien zu Gunsten der beiden Maler; — r Sieg fiel dem Jüngern zu, und Lionardo, dessen Arbeit wegen der ahl von Ölfarbe statt der Manier al fresco mißlang und unbeendet ieb, verließ Florenz und ging nach Frankreich, wo er starb. Seine chule blieb in Italien vorzüglich durch den in vielen Gemälden mit m wetteifernden Bernardino Luini aus Luino am Lago maggiore, n Meister der Fresken in der Franziskanerkirche zu Lugano, vertreten.

Den siegreichen Buonarroti ließ der verzeihende Papst nun nach ologna kommen, das er eben als Krieger eingenommen hatte, und wo ihm eine Statue errichten sollte. Sie wurde sitzend in mehr als drei=cher Lebensgröße ausgeführt und sollte auf Verlangen des Papstes ein chwert statt eines Buches in die Hand erhalten, erhielt aber keines von iden, sondern die Schlüssel Petri darein. Doch schon 1511, nachdem : Franzosen Bologna wieder erobert und dem Hause Bentivoglio zurück=geben, die Päpstlichen aber es belagerten, wurde die Bildsäule schimpflich stört.

Nach Vollendung dieses Werkes begann Michel Angelo in Rom f Julius' II. Befehl, die sixtinische Kapelle mit Freskobildern zu mücken. Befreundete Maler, die er als Gehilfen aus Florenz hatte mmen lassen, erschienen ihm als Stümper; er verschloß ihnen die Thüre, rauf sie still heimkehrten, und schlug herab, was sie geschmiert. Aber h seine eigene Arbeit mißlang ihm in Folge der Witterung; der Schaden ß sich jedoch heben. Vom Papste gedrängt, der selbst das Gerüste erstieg, um nachzusehen, wie weit er sei, vollendete er 1509 die Arbeit. e harmonisch verbundenen Gemälde des Deckengewölbes stellen in urig erhabener Weise die Weltschöpfung und die Sagen des Paradieses d der Flut dar; und man kann sagen, daß sich in den dort hinge=rberten Gestalten Gottes und der ersten Menschen das Göttliche und



Florenz war. Michel Angelo wurde indessen wieder zu Ehren
und meiselte auf mediceischen Gräbern die vier Kolossalbilder der
zeiten, herrliche aber düstere Werke, die um die Freiheit von
trauern. Endlich aber, während er mit den damals eine friedlic
formation anstrebenden Männern (oben S. 215 f), dem freisinnigen F
kaner Occhino und der frommen Dichterin Vittoria Colonna (S.
in geistiger Verbindung stand, sang er in seinem Gigantengemäl
„letzten Gerichtes" an der Hinterwand der sixtinischen Kapell
Clemens VII. und Paul III. (1533—1541) seinen Schwanen
und jenen der italienischen Kunstblüte. Es ist ein majestätische
ponirendes Werk; es erschüttert die Seele, aber es fehlt ihm an
Trost und Versöhnung; es ist nichts weniger als der Geist des C
tums, der das Bild diktirt hat. Daher hat die katholische R
welche später eintrat, das Gemälde, seiner vielen Nacktheiten wegen
dem fanatischen Paul IV. zerstören wollen, bis Daniel Ricciarelli,
von Volterra, der Maler der geschätzten „Kreuzabnahme", das
werk Buonarroti's durch Anbringung einiger Gewänder über en
Körper rettete und dafür den Spottnamen Braghettone (Hosen
erntete. In der letzten Zeit vor seinem Tode war Michel Angel
Baumeister der Peterskirche geworden, deren grandiose Kuppel er au
Auch die Wiederherstellung des Kapitols und der Palast Farne
seine Werke. Sein baukünstlerischer Stil wurde von da an das
für alle Kirchenbauten Italiens.

Ziemlich unabhängig von der Schule der in Rom wirkenden
blühte die Architektenschule von Venedig, aus welcher der Flo
Jacopo Tatti, genannt Sansovino (1479—1570), hervorrag
Meister der Bibliothek von San-Marco und zugleich hervorragende

In der Malerei ragten, während des Wirkens der genannten Sterne erſter Größe, unter den Künſtlern zweiten Ranges hervor: der Dominikaner Fra Bartolommeo in Florenz, Freund Savonarola's, der mit anmutiger Weichheit Gegenſtände der Heiligenverehrung bearbeitete, Andrea Vanuchci, genannt del Sarto, deſſen geſchichtliche Darſtellungen geſchätzt ſind und der auch am franzöſiſchen Hofe Anerkennung fand, Antonio Bazzi, genannt il Soddoma in Siena, deſſen Werke an Lionardo da Vinci erinnern. Das Letztere iſt auch der Fall bei Antonio Allegri, aus Correggio (1494—1534) und nach dieſem Orte genannt. Eine gewinnende Heiterkeit, Lebhaftigkeit und Gefühlsfülle überwiegt die Formſchönheit ſeiner in magiſches Helldunkel verſenkten Geſtalten. Sein „anch'io sono pittore" beim Anblicke Rafael'ſcher Werke wird durch dieſe originelle Richtung gerechtfertigt. Daß er beauftragt wurde, in einem Nonnenkloſter zu Parma einen Sal mit Scenen aus der antiken Mythologie zu zieren, zeigt, wie wenig ſtreng damals katholiſcher Glaubenseifer war. Die Jagd der Diana, die er dort malte, gehört zu den lieblichſten Bildwerken, wie ſeine anderweitigen Darſtellungen der Leda und Jo zu den wunderſamſten Ausdrücken hingebender Liebe. Auch ſeine Madonnen erfreuen ſich bedeutenden Rufes.

Auch die Venetianer blieben während dieſer Periode höchſter Kunſtblüte nicht zurück, traten vielmehr aus ihrer frühern Befangenheit hervor und ließen ihre Ölfarben in immer glänzenderer Pracht ſtralen. Voran Giorgio Barbarelli, genannt Giorgione (1477—1511), deſſen „Seeſturm" voll origineller dämoniſcher Geſtalten iſt, und deſſen Auffindung des Moſes an Freiheit und Kühnheit der Auffaſſung ſeines Gleichen ſucht. Sein Schüler war der als Rafael's Nebenbuhler erwähnte Piombo; Beide aber wurden von einem glücklichern Landsmanne übertroffen, dem großen Tiziano Vecellio (1477—1576, 99 Jahre!), deſſen Werke eine wahrhaft antike Harmonie und Ruhe und die reinſte edelſte Menſchlichkeit an den Tag legen. Seine Vielſeitigkeit, die von Scenen der heiligen Geſchichte bis zu den herrlichſten Venus- und Nymphengeſtalten und den ſprechendſten Bildern von Zeitgenoſſen reicht, ſetzt in hohes Erſtaunen. Kaiſer Karl V. wollte nur von ihm gemalt ſein, der durch ſeine Kunſt und geſellige Unterhaltung den Kaiſer und den Papſt bei ihrer Zuſammenkunft in Bologna erfreute, und ertheilte ihm das Vorrecht, natürliche Kinder zu legitimiren. Angebetete des lebensluſtigen Künſtlers waren es denn auch, welche er, um die ſonſt auffallende Nacktheit zu entſchuldigen, unter dem Titel einer Venus malte und welche ohne alle Lüſternheit in der ſchwellenden Pracht ihrer Reize lediglich das Behagen am Schönen zum Ausdrucke bringen. Das letztere thut auch ſein gefeiertes Bild „Amor sacro e profano", der Gegenſatz der Züchtigkeit und der anmutigen Sinnlichkeit in zwei allegoriſchen Frauengeſtalten.

Ein wenn auch nicht ausdauernder Schüler Tizian's war der in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts blühende Jacopo Robusti, genannt il Tintoretto (der Färber; denn er war eines solchen Sohn, 1512—1594). Wie er selbst sagte, strebte er mit der Zeichnung Michel Angelo's die Farbengebung Tizians zu vereinigen, was ihm aber nicht gelang. Die Beleuchtung, in welcher er sich bei Lampenschimmer übte, ist seine Stärke, die Gruppirung seine Schwäche. Paolo Caliari, genannt Veronese nach seiner Vaterstadt (1528—1588), nach Tizian gebildet, übertraf alle übrigen Venetianer durch Farbenpracht, Schattenbehandlung und Harmonie. Der ganze Luxus seiner Zeit drückt sich in seinen Gemälden treffend aus; so malte er die Hochzeit zu Kana und andere biblische Festlichkeiten in den Trachten und mit Bildnissen aus seinem Jahrhundert. Jacopo da Ponte aus Bassano (1510—1592) war der erste unter den Italienern, der von der Geschichte zum Genre und Stillleben niederstieg und das Volksleben seiner Heimat illustrirte.

Während dieser spätern Zeit der venetianischen Kunstblüte geriet die Malerei im übrigen Italien in ziemlichen Verfall; denn die Reformation hatte das dort an der Spitze idealer Bestrebungen stehende Papsttum erst erschüttert und dann zu einer finstern, licht- und also auch kunstfeindlichen Richtung veranlaßt. Päpste, Kardinäle und Bischöfe wüteten gegen die Kunst, soweit sie einen antiken oder sinnlichen Charakter trug, schnitten nackte Figuren aus Gemälden und begünstigten die möglichst gräßliche Darstellung von Heiligenmartern. Diese Periode, die wir als die der Gegenreformation mit dem Gefolge der Inquisition und der Jesuiten kennen, und die in der Baukunst den platten nach Effekt haschenden Jesuitenstil zum Kennzeichen hatte, brachte in der Malerei die Eklektiker hervor, zu denen voran Lodovico Caracci oder Carracci in Bologna und seine Neffen Agostino und Annibale (1560—1609) gehörten. Lodovico's Hauptstreben ging nach Darstellung des Christus-Ideals; Agostino und Annibale waren musterhaft in Versinnlichung des Todes, während des Letztern Hauptwerk die mythologischen Fresken im Palazzo Farnese zu Rom sind; sie bleiben aber hinter den früheren dortigen Meistern weit zurück. Domenico Zampieri, genannt Domenichino (1581 bis 1641), ahmte streng Rafaels Schule nach und schuf männliche Gestalten voll Geist und Leidenschaft, weibliche „voll Jugend, Unschuld und Tiefsinn", wie er zugleich „die Wonne des Himmels mit der Qual der Erde" in Gegensatz zu stellen liebte. Der heitere und zierliche Francesco Albani, der mehr verständige als gefühlvolle Guido Reni (1575 bis 1642), Schöpfer der „Judit", der blutigen „Kreuzigung Petri" und des ergreifenden „Kindermordes von Betlehem", und der lebendig empfindende und kräftige Francesco Barbieri, genannt Guercino (1590—1666), dessen Gestalten derb sinnlich erscheinen, waren ihre Zeitgenossen, deren weniger Bedeutender nicht zu gedenken.

Den Eklektikern gegenüber standen die Naturalisten, welche die Nachahmung der ältesten Meister an jene der Natur (das Häßlichste in der Natur nicht ausgenommen) vertauschten und daher origineller und wissenschaftlicher auftraten. Beliebte Darstellungen derselben wurden solche aus dem Leben von Räubern, falschen Spielern und ähnlichem Gesindel. Ihr Chorführer ist Michelangelo Amerighi da Caravaggio (1569 bis 1609), und ihr Vorwiegen zu Neapel war es, das den Eklektikern, deren Mehrere dorthin berufen wurden, heftige Verfolgung, ja vielleicht gar Giftmord bereitete. Dort spukten auch des Spaniers Giuseppe Ribera, genannt Spagnoletto (1593—1656), wüste abenteuerliche Fantasien, während Massimo Stanzioni, dessen Werke Jener auf das Bitterste anfeindete, ja eines sogar mit ätzendem Wasser zu zerstören sich nicht scheute, eine edlere Auffassung verriet. Aniello Falcone war der erste größere Schlachtenmaler; er gehörte dem an Masaniello's Aufstande betheiligten „Todesbunde" an, wie auch Salvator Rosa, der vielseitigste Maler jener spätern Zeit (1615—1673), der sich indessen bereits hauptsächlich auf die Landschaft, diesen Hauptzweig der neuesten Malerei, verlegte. Mit ihm schließt die Geschichte der italienischen Malerei; seine Nachfolger haben keinen großen Namen mehr aufzuweisen.

Eine eigenthümliche Stellung nimmt unter den italienischen Künstlern der Blütezeit der florentinische Goldschmied Benvenuto Cellini (1500 bis 1572) ein, der das abenteuerlichste Jugendleben führte, die blutigsten Händel hatte, bei der Vertheidigung Roms gegen die Landsknechte mitwirkte und das Geschütz richtete, das dem Leben des Connetable von Bourbon ein Ende machte, nach Frankreich abenteuerte und die höchste Gunst Franz I. genoß, dann unter Cosimo de' Medici, dem ersten Großherzog von Toscana und Beschützer einer nicht mehr frischen und traditionalen, sondern bereits höfischen Kunst, für die Bedürfnisse des Luxus arbeitete, in Waffen und Prachtgeräten aus Gold, Silber, Edelsteinen und allen Herrliches leistete, das vollendete Kunstwerk der Perseusstatue schuf, in den florentinischen Adel und in den geistlichen Stand aufgenommen wurde, den er, der schlecht für ihn paßte, bald nach der ersten Weihe wieder verließ, ein berühmtes marmornes Crucifix, das er für sein eigenes Grab bestimmt, den Hof wandern sah, durch den nachlässigen Bau der ihm aufgetragenen Kanzel in der Domkirche St. Maria del Fiore den Dienst und die Gunst des Herrschers verlor und in Verborgenheit starb. Er schrieb seine charakteristische und offene Selbstbiographie, die uns Goethe zugänglich gemacht, und mehrere Gedichte.

Die italienische Kunstgeschichte bearbeitete der als Künstler unbedeutende Giorgio Vasari aus Arezzo (1512—1574). Er wirkte als Hofmaler, Hofarchitekt und Kunstschriftsteller der Herzoge von Florenz und schrieb die Biographie der ausgezeichnetsten italienischen Künstler, unter denen Michel Angelo den Schluß bildete, — ein Buch, dessen

Haltung als höchſt einſeitig und parteiiſch, deſſen Darſtellung al unzuverläſſig bezeichnet werden muß, dabei aber reich an Verdienſt die Kunſtgeſchichte und daher unentbehrlich iſt. Das von Vaſari mütterlich behandelte Leben Michel Angelo's ſchrieb Ascanio Con ſein Freund, beſſer und ſein Werk wurde von Vaſari in ſeiner z Auflage rückſichtlos geplündert.

So hat ſich denn in Italien, begründet und veranlaßt dur Wiederaufnahme der Kenntniß des klaſſiſchen Altertums und der der Landesſprache, ein reiches geiſtiges Schaffen zur höchſten Stu Verwirklichung des Schönen emporgeſchwungen. An dieſem S betheiligte ſich auch die Kirche und vernachläſſigte gerade dadur ihr eigenthümliche Gebiet des Glaubens, doch ohne daß ſie den M die Aufrichtigkeit gehabt hätte, letztern durch eben dieſe Beſtrebung erſchüttert und reformbedürftig anzuerkennen. Dieſe Leichtfertigk höchſten Kirchengewalten riß denn auch jene Völker mit ſich, die der Pflege des Schönen geblendet und ohnehin nicht zu dumpfem G geneigt, ſondern an den Glauben mehr gewöhnt, als davon i zeugt, die Erforſchung des Wahren vergaßen, — und dieſe N ließen demzufolge das ſchreiende Bedürfniß einer Reform des Gl und der Sitten außer Acht und fielen wie aus den Wolken, als anderen Völkern, denen der Glaube nicht Gewohnheit, ſondern Gew ſache war, ein wilder Sturmlauf gegen das in äſthetiſchen Studie tiefte Papſttum unternommen wurde. Und dieſer Sturmlauf ge die Welt um. Während die Völker des Südens für das Schöne ſchwä grübelten jene des Nordens nach dem Wahren.

B. Die ſpaniſche Schule.

Dieſer Neigung des Südens huldigte auch Spanien, f ohne in der Kunſt mit Italien wetteifern zu können. Der Bauſti Renaiſſane wurde dort gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hei wo er jedoch durch Verbindung mit den von ihm bereits vorgefund dem mauriſchen und dem gotiſchen, zu einem „zauberiſch reizenden bei aller Launenhaftigkeit ſtaunenswerten“ Ganzen ſich verband, dem Goldſchmiedsſtil (Plateresco), der ſich beſonders in den Höfen von Kl und Paläſten, z. B. im Palaſthofe del Infantado zu Guadalajara in der Kapelle der „neuen Könige“ der Kathedrale von Toledo ausp Unter der Regirung Philipps II. verdrängte ihn ein angeblich klaſſi ſchwerer und düſterer Stil, zu deſſen Errungenſchaften der verhängniß Escorial (1563—84) gehört.

Auch in der ſpaniſchen Plaſtik verband ſich zur Zeit der Renaiſ der antike Geſchmack mit dem mittelalterlichen, namentlich in glänzend

ſtatteten, „hochgethürmten Schnitz-Altären," wie der um 1500 gearbeitete
r Kathedrale von Toledo. Ein Meiſter ſolcher Werke war der Architekt,
ildhauer und Maler Alonſo de Berruguete (1480—1562).

Eine ſelbſtändige Malerei wurde am Ende des 15. Jahrhunderts
rſt aus Flandern nach Spanien gebracht, wo den Geſchmack derſelben
is Morales (geſt. 1586) gegen die Anfangs des ſechszehnten Jahr-
nderts eingedrungene italieniſche Malerei aufrecht zu erhalten ſuchte.
och umſonſt. Der genannte Berruguete warb für die Schule Michel
ngelo's, Luis de Vargas in Sevilla und Vicente Joanez aus
lencia für jene Rafaels, während der Flandrer Pedro Campaña
503—80) eine ſelbſtändige Richtung einſchlug. Mit dem Gipfelpunkte
s inquiſitoriſchen Eifers in Spanien in der zweiten Hälfte des ſechs-
nten Jahrhunderts erhielt auch die Malerei dieſes Landes einen vor-
rrſchend ſchwärmeriſch-katholiſchen Charakter, der bis zur „mönchiſchen
kſe und Ekſtaſe" ſtieg. Die Farbe wurde das Grundelement dieſer
ng auf Stimmung und effektvolle Schilderung gerichteten Kunſt. Die
deutendſte Malerſchule Spaniens wurde die von Sevilla, deren zwei
ößte Meiſter, außer dem in religiöſer Schwärmerei glühenden Francisco
urbaran (1598—1662), Beide Zeitgenoſſen Calderon's, deſſen
chteriſche Grundſätze ſie gleichſam verbildlichten, zugleich die zwei größten
d die zwei letzten großen Künſtler ihres Landes geblieben ſind: Diego
elazquez de Silva, Hofmaler Philipps IV. (1599—1660), der
aus der mönchiſchen Beſchränkung der meiſten ſpaniſchen Maler zu einem
reiern Weltblick, zu umfaſſender, vielſeitiger Bethätigung eines reichen
alentes gelangte", hinreißende Bildniſſe, treffliche Landſchaften, Genre-
lder und religiöſe Darſtellungen (die Krönung der Madonna z. B.)
uf — und Bartolomé Eſteban Murillo (1618—1682), der „an
ielſeitigkeit und Tiefe ſowol Velazquez als jeden Andern ſeiner Lands-
ute überragte", und gleich groß war in leidenſchaftlichen und begeiſterten
ligiöſen Bildern, wie in Scenen aus dem niedern Volksleben, beſonders
Darſtellung zerlumpter Gaſſenbuben. Seine Madonnen aber ſtehen
t himmliſchem Ausdrucke über denen der italieniſchen Künſtler. Es war
es der nicht zu überſteigende Gipfelpunkt der von den ſüdlich-romaniſchen
ölkern geübten religiöſen Kunſt. Denn die um dieſe Zeit bei den
rdeuropäiſchen Völkern bereits eingekehrte realiſtiſche Kunſt des Zeit-
ters der Aufklärung war des Südens Sache nicht, der, nachdem er die
chätze ſeiner reichen Fantaſie erſchöpft, die erlahmten Flügel ſinken laſſen
ußte.

Zweiter Abſchnitt.

Die bildende Kunſt im Norden.

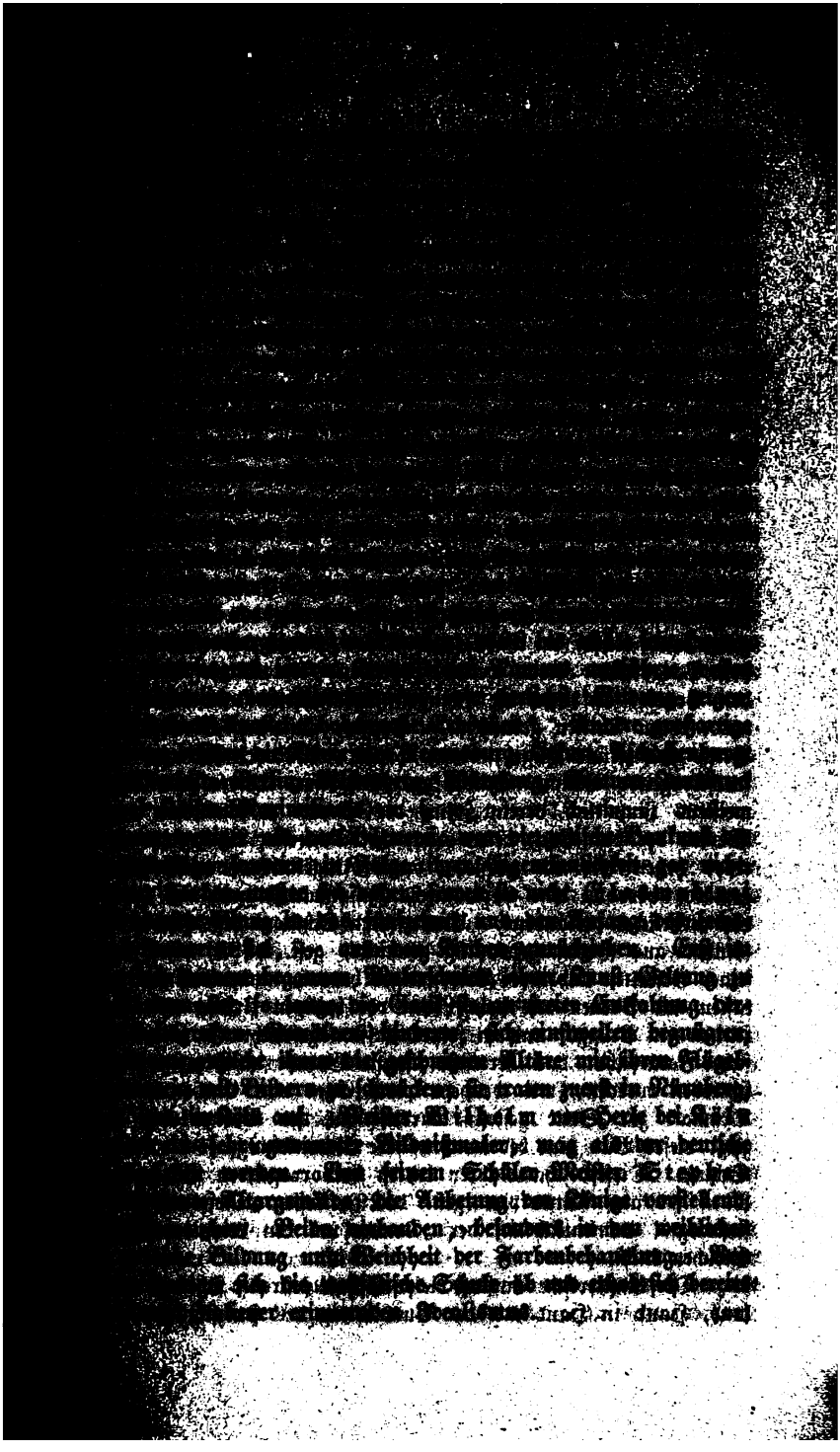
A. Die deutſchen Schulen.

Der Charakter der nordiſchen Kunſt, im Gegenſatze zu den ſüdlichen iſt wie das Klima des Landes und das Volk, dem die K richtung entſproß, rauher, düſterer, dem Vorbilde der Antike f weniger gewandt und anmutig, und in Folge des alle Lebensthä in gewiſſen Kreiſen gefangen haltenden Zunftweſens in ſeiner freien wickelung weit mehr beſchränkt. Dafür iſt er aber, weil hier ein gebildeter und kunſtſinniger Adel mit gleichſtrebenden Fürſten an der fehlte, populärer und demokratiſcher, was ſich z. B. auch in der beb den Entwickelung der vervielfältigenden Künſte des Kupferſtiches und ſchnittes offenbarte. Zugleich aber befand ſich in Anlehnung a Ereigniſſe im Norden der Alpen, die dortige Kunſt ſtets in enger Fü mit dem reformatoriſchen Kampfe um die Reinheit der Religion menſchlichem Beiwerk, und blieb daher auch ſchon deshalb weniger ſi und hinreißend als die Kunſtgebilde in den ſonnigen Landſchafte Südens.

Seit der Reformation erhob ſich in Deutſchland an Stelle der got Baukunſt (ſ. Bd. III. S. 303 ff. und 393 ff.) die Renaiſſa zuerſt vereinzelt in zierlichen Bauten, wie z. B. in der anmutigen auf dem Hradſchin zu Prag und in den heiteren Arkaden des Sch zu Offenbach, „ſchmuckvoller und prächtiger am Otto-Heinrichsbau Schloſſes zu Heidelberg, der 1556—59 erſtand und dem dann in e ſchwereren, breiteren Formen 1601—7 der Friedrichsbau ſich anſchl Eine ſtrenger klaſſiſche Renaiſſance trat am Rathauſe zu Nürnberg welches Eucharius Holzſchuher ſeit 1616 baute. Gegen Ende der uns geſchilderten Periode verbreitete ſich der neue Geſchmack immer n

Die gotiſche Baukunſt war der Bildnerei äußerſt günſtig gew Eine Blüte der letztern trat aber erſt, wie in Italien, gleichzeitig dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften ein, in Deutſchland alſo im f zehnten Jahrhundert, demjenigen der Erfindung des Bücherdruckes, zwar eine Blüte, welche die Gotik weit überdauerte.

Die Plaſtik in Holz hatte ihren Gegenſtand hauptſächlich an Altären, in deren Feldern heilige Scenen in kleinem Maßſtabe geſch und in deren Niſchen größere Statuen aufgeſtellt wurden. Der bedeuten deutſche Bildſchnitzer der Reformationszeit war Veit Stoß aus Kra (geb. 1438? geſt. 1533), welcher ſeit 1496 in Nürnberg lebte



Das fünfzehnte Jahrhundert brachte der deutschen Kunst, u
italienischen, einen geschärften Sinn für Naturschönheit und Freihe
„äußerlichen architektonischen Gesetzen" zum Geschenke. Diese neue
feierte ihre ersten Triumfe in dem von Handel und Gewerbe b
und unter dem Glanze des burgundischen Hofes blühenden Flandern
Brüder Hubert und Johann van Eyck (1366—1426 und 1390—
waren es, welche die Figuren der Gemälde, göttliche wie menschli
in allegorischen Festzügen, aus dem sie vorher blendend aber leblos un
den steifen Goldgrunde loslösten, sie in's belebende Freie
ließen und dessen Reize auf die Leinwand übertrugen, unterstütz
die von ihnen bewerkstelligte Verbesserung der Ölmalerei. Zum
grunde wurden gotische Bauten oder zauberhafte Landschaften g
Der „asketische Charakter" der mittelalterlichen Kunst wurde „i
Luxus, eine irdische Pracht gekleidet, die dem bisher angeschauten
lischen Glanze Hohn zu bieten schien". Die beiden Brüder wußt
verschiedenen Elemente zu einer wunderbaren Harmonie zu verbind
gründeten eine Schule von staunenswertem Umfange. Diese
zeichnete sich namentlich durch ihre Verklärung der Natur aus.
grünt und blüht (bei ihnen), als stände sie noch unberührt seit den
des Paradieses. Kein welkes Blättchen, kein dürres Reis verun
den Boden, auf dem die Heiligen einhergehen, und keine Blum
unter ihren Tritten geknickt. — Sonne, Luft und Meer, Flüsse,
Berge und grüne Hügel, bunte Thäler, Wälder, Gärten, Blume
fruchttragende Bäume, Städte und Schlösser, Thiere und Mensche
meistens sämmtlich vereint, um die Scene zu schmücken." Unt
Werken der van Eyck, denen auch ihre Schwester Margarete an die
trat, heben wir ein großes, durch Flügelbilder verschließbares
gemälde hervor, eine harmonische Zusammenstellung der Hauptmo
des christlichen Glaubens. Unter ihren Schülern ragt Hans Mem
(früher aus Irrtum Hemling genannt, gest. 1495) durch die S
seiner Gestalten und ihrer Bewegungen hervor, namentlich in seinem
kasten mit Scenen aus dem Leben der heiligen Ursula und ihrer
frauen (in Brügge) und in seiner Passionsgeschichte (in Lübeck). We
sicher kann ihm das herrliche jüngste Gericht in Danzig (1467)
schrieben werden, mit welchem „dem Epos van Eyck's ein ergreif
Drama" zur Seite gestellt wurde. In der Behandlung des N
zeigt dieses Bild eine bedeutend höhere Entwickelung als die früheren
Schule. Dieselbe hatte ihren letzten hervorragenden Meister in Q
Messys aus Antwerpen (gest. 1529), dessen „Tiefe und Kraft der
findung", namentlich in der „Trauer um den Leichnam Christi"
Gleichen sucht.

Der künstlerische Einfluß dieser Schule erstreckte sich bald über Da
land, Hand in Hand mit der Ausbildung des Holzschnittes und Ku

iches zum Zwecke der Vervielfältigung von Bildern, und zeigte sich in
n fantastischen Kompositionen des in der Zeichnung von Körperformen
ch sehr ungeschickten Martin Schongauer, genannt Schön, aus
ugsburg, der aber meist in Kolmar lebte, und seines wahrscheinlichen
hülers, des ältern Hans Holbein aus Augsburg. Charakteristisch
d des Erstern unübertroffen sanfte und liebliche Frauen-, Kinder- und
ngelsgestalten (während ihm männliche Züge nicht gelangen), besonders
ne „Maria im Rosenhag", ein ächt treuherzig menschliches Bild, —
d des Letztern reiche Gruppirungsgabe, besonders bei der Geburt Maria's
der „Basilika des heiligen Paulus", und sein mühevoller Kampf in
erwindung der älteren Kunstrichtungen.

Noch weit höher indessen erhob sich die deutsche Kunst im sechszehnten
hrhundert, das auch Italien die Blütezeit der Darstellung des Schönen
achte. Jene Freiheit aber, die im sonnigen Süden, wie schon zur Zeit
es Pheidias und Praxiteles, so zu jener eines Rafael und Michel Angelo
s künstlerische Walten krönte, war da versagt, wo ein rauherer Himmel
i Flug des Genius hemmte und das öftere Eingeschlossensein in der
mmerluft die Fantasie zwang, in Ermangelung imposanter Naturscenerien
lkürliche Gebilde zu schaffen. An die Stelle des hellenisch-italischen
turkultes trat jene fantastische Richtung, welche der mehr nach innen
ehrten grübelnden Geistesthätigkeit des Deutschen und seinen so oft von
bel umhüllten Bergen und Thälern entsprach.

Unter den Meistern, welche in dieser von vorn herein durch die
dische Atmosphäre und den Zunftzwang etwas gefesselten Kunstrichtung
vorragten und dadurch von ihrem erhabenen Geiste Zeugniß ablegten,
sich durch äußere Hindernisse nicht abhalten ließ, nach den Kronen
alen Strebens zu ringen, begegnet uns gleich ihr Reigenführer, Albrecht
ürer aus Nürnberg (1471—1528), Schüler des scharfen und derben
alers Michael Wohlgemuth, Freund und Strebensgenosse Wilibald
rkheimers (oben S. 88 ff). Nicht blos Künstler, sondern auch Schrift-
ler über die Gesetze der Kunst, gefiel sich Dürer in ganz eigentümlicher,
t der Natur mehr oder weniger unabhängiger und demzufolge die
hre Schönheit beeinträchtigender, immerhin aber lebens- und charakter-
er, kräftiger und gemütreicher Manier. Eine schaurig in's Mark dringende
dische Märchenluft durchweht seine Abbildungen zur Offenbarung des
annes, mit den vier apokalyptischen Reitern, „die Marter der Zehn-
end", die Personifikation der Melancholie, besonders aber die Dar-
ung einer Ritters (Franz von Sickingen, wie man glaubt), der auf
men Ritte durch ein düsteres Thal dem Tod und dem Teufel furcht-
begegnet, — während in seiner großen Reihe von Passionsbildern
von Scenen aus dem Leben Maria's „ein lebendiges Gefühl für
Inheit, Adel und einfache Würde hervortritt und die Elemente
astischer und gemein bürgerlicher Auffassung eine mehr untergeordnete

Stelle einnehmen," seine mythologischen Darstellungen aber hin
antiken Grazie weit zurückbleiben und nur in „Adam und Ev
unbekleideten Figuren einen idealen Hauch erhalten. Die Madon
deutschen Rafael sind wackere deutsche Hausfrauen, keine Himme
durchgeistigter Weiblichkeit, wie denn auch seine Kunst eine solche
deutsche Haus genannt werden kann. Dürer's Werke erschienen b
Ölgemälde, bald als Kupferstiche und Holzschnitte, welche Kun
durch ihn bedeutende Vervollkommnung erfuhren, wie er denn üb
mehr Zeichner als Maler und seine Gemälde wesentlich „kolorirt
nungen" waren. Geistvolle Auffassung und feine Ausführung
seine Bildnisse berühmter Zeitgenossen, darunter auch sein eigenes.
vier Apostel in Lebensgröße, in denen man eine Versinnlichung
Temperamente finden wollte, bilden, mit den beigefügten Bibelst
eine Offenbarung seiner protestantischen Überzeugung und verra
Gipfelpunkt seiner Meisterschaft; es war sein Schwanengesang.
dem Dürer in freundlichem Verkehr sein Bildniß sandte und sogar
zu größeren Arbeiten lieferte, soll im Anblicke seiner Bilder g
haben: „Dieser würde uns Alle übertreffen, wenn er, wie wir, d
bilder des Altertums vor Augen gehabt!" So würdigten ihn auch
Italiener und noch zu seinen Lebzeiten drang sein Ruf und die
ahmung seines Stils bis nach Spanien (Sevilla).

Einer andern Richtung als die zahlreiche Schule Albrecht D
folgte die sächsische Schule, an deren Spitze Lukas Kranach (ei
Lukas Sunder aus Kronach im Bambergischen, 1472—1553) steht.
größten Theil seines Lebens in Wittenberg zubringend, wo er
Hofmaler Friedrichs des Weisen wurde, und dies auch bei dessen
folgern blieb, zuletzt in Weimar, war er ein Freund Luthers u
eifriger Beförderer der Reformation. Mit Dürer theilt er das fant
Element, die „einfache Auffassung der Natur und die schlichte Behand
weise," während er dem „tiefsinnigen Ernst und der großartigen
des Nürnbergers eine „naive kindliche Heiterkeit und eine weichere
schüchterne Anmut" gegenüberstellt. So hatte denn auch die neue re
Lehre gleich ihre Kunstrichtung, und zwar eine so bedeutende, daß
alten stolz gegenübertreten und den Vorwurf der Nüchternheit that
widerlegen konnte. Kranach's Altarbilder schmückten die lutherischen Ki
in welchen die Kunst nicht unterging, wie in den zwinglischen und calvini
— wie Rafaels und Correggio's Gemälde die katholischen Templ zi
Sein sogenannter Ritter am Scheidewege, dem ein gepanzerter
den Weg zu drei entkleideten Jungfrauen versperrt, und in dem
Tannhäuser erkennen wollte, ist ein charakteristisches Gegenstück zu D
Ritter, Tod und Teufel und ersetzt dessen düstere Schauerlichkeit
märchenhaften Zauber. Lukas Kranachs gleichnamiger Soh
in seine Fußtapfen.

Schon weniger charakteristisch als bei den mitteldeutschen Künstlern itt das fantastische Element in dem näher an den Grenzen Italiens legenen Oberdeutschland hervor, macht aber hier einem selbständigern, chtbarern Schaffen und einer Annäherung an die heitere lebensvolle nst Italiens Platz. Auf den noch unvollkommenen, aber merkwürdigen d in seinen Gestalten an freier Bewegung und einfacher Gewandung ne Zeitgenossen übertreffenden schwäbischen Meister Bartholomäus eitblom (1456? bis 1517?) aus Ulm folgte Martin Schaffner, ssen Formenbildung bereits etwas italienisches hat. Was der schwäbischen chule aber den eigentümlichsten Charakter verlieh, ist jene Kunstschöpfung, welcher allein sich die Einwirkung der fantastischen mitteldeutschen ichtung auf die Oberdeutschen verriet, doch mit dem Unterschiede, daß s Fantastische hier nicht Selbstzweck, nicht unwillkürliche Hingebung an ärchenhafte und abenteuerliche Träumerei war, sondern eine moralische d soziale, ja in manchen Momenten selbst eine religiöse und politische, it der Reformationsbewegung zusammenhängende Tendenz hatte. Wir einen den Todtentanz, welcher, wahrscheinlich zur Erinnerung an ie furchtbaren Scenen der großen Seuchen des Mittelalters, schon das anze fünfzehnte Jahrhundert hindurch in Bildwerken eine Rolle spielt nd in einer Reihe von Scenen besteht, welche den Tod, nach der mittelterlichen Vorstellung als „schreckliches Gerippe", zu den verschiedenen Ständen, Berufsarten und Lebensaltern des Menschen, vom Papst und aiser bis zum Bettler und zum Kind in der Wiege führen, um sie in in schauerliches Reich abzuholen. Schon im dreizehnten Jahrhundert ar im Frauenkloster zu Klingenthal bei Basel ein Todtentanz und ährend der dortigen Kirchenversammlung im fünfzehnten Jahrhundert n weiterer an die Kirchhofmauer des Predigerklosters gemalt worden. us dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts stammt derjenige zu Minden Westfalen und der „Triumf des Todes" im Camposanto zu Pisa, o auf einem Bilde der Tod (in weiblicher Gestalt, ital. la morte) e Menschen verschiedener Stände hinmäht, aus dem fünfzehnten jene zu aris, Dijon, Straßburg, Berlin, Lübeck, Konstanz, Chur, Luzern, Freiurg im Breisgau und Clusone bei Bergamo, oft in der Einkleidung es großen Festes. Seit dem 14. Jahrhundert wurde der „Todtentanz" anz. Danse macabre) zuerst in Frankreich, dann in England und eutschland auch dramatisch bearbeitet und aufgeführt. Später vereinigten Bilder und Text; erstere treten mehr hervor, letzterer zurück, und größten Künstler weihten ihre Griffel dieser unheimlichen Richtung Geschmacks, welcher auch Dürer u. a. Meister huldigten.

Der erste Künstler aber, welcher sich durch den Todtentanz einen men schuf, war der uns bereits als Reformator und Dichter (oben 129 und 438) bekannte Berner Nikolaus Manuel (er stammte von Familie Alleman, nahm aber, weil unehelich geboren, den Vornamen

seines Vaters als Geschlechtsnamen und den Familiennamen des Le in Übersetzung — Deutsch — als Beinamen an). Geboren 14 im nämlichen Jahre wie Zwingli und eines nach Luther, wurde er seinen gelehrten Lehrer Heinrich Wölflin (Lupulus) zum Verfechter neuen Lehre, durch die wilden Scenen von Novara und Bicocca Krieger und durch sein Talent zum Maler gebildet.

Manuels Todtentanz, sein bedeutendstes Kunstwerk, schmückte Kirchhofmauer des Dominikanerklosters zu Bern und enthielt, in gemäßem Fortschritte von den älteren harmloseren Todtentänzen zu Tendenzwerke, mancherlei eigentümliche Züge und Auffassungen, ja wolgetroffene Bildnisse damals lebender Personen; auch besitzt er weitern Vorzug in seinem landschaftlichen Hintergrunde, welcher schweizer Gegenden, namentlich der Seen von Neuenburg, Biel, Thun u. nachgebildet ist, und „zu dem Schönsten gehören mag, was in jener von den Meistern der ober- und niederdeutschen Schule in diesem geleistet worden ist."

„Das Wichtigste," sagt der Lebensbeschreiber Manuels*), „ von der künstlerischen Auffassung des Todtentanzes die Rede wird bei Manuel unstreitig die geniale Laune, die seine ganze Bilde durchherrscht. Das Neckische, Spaßhafte, Stechende bricht überall h und steht darin diese Arbeit keiner frühern nach. Der Tod spielt den Derben, bald den Zarten, ist bald Kämpfer, bald Tänzer, n dem Papste die Tiara vom Haupte, dem Maler den Pinsel au Hand, marschirt mit dem Kriegsmanne, buhlt mit der Dirne und b sich der verschiedensten, besonders musikalischer Hilfsmittel, um seiner habhaft zu werden. Aber es liegen der eigentümlichen Auffassung auch noch tiefere Gedanken zu Grunde. Der Tod bleibt bei Manu Hauptfigur, während er bei dem spätern Holbein gegen die übrigen Gr mehr in den Hintergrund tritt. Er muß durch seine gestreckte G und selbst da, wo er gekrümmt erscheint, in dem Gedanken des Besch der ihn in die Länge zieht, seine Opfer überragen. Dadurch i physische Gewalt des Todes mit derselben und noch größerer Wa angedeutet, als auf älteren christlichen und selbst antiken Bilder geistige Würde der göttlichen Personen. Hierzu kommt dann die gedachte Charakteristik, wenn der Einzige, der sich zum wirklichen mit dem Knochenmann gern entschließt, der leichtfertige Handwerksbu der Einzige, der sich zum Widerstande gegen den Unwiderstehlichen und mit ihm ringt, der Narr in der Schellenkappe ist, wogeg tapfere Kriegsheld ruhig und gefaßt den Besuch des letzten Feindes gewissen Siegers erwartet, der aber doch, aus Scheu vor der mannh Gestalt und ritterlichen Haltung, erst von hinten sich nähert und

*) Grüneisen, Niclaus Manuel. Stuttgart 1837.

ɔeer des Ritters mit beiden Knochenhänden faßt, um ihn über dem nzerhemde des Gegners zu zerbrechen, ehe er ihn von vorn anzugreifen gt. Nicht weniger sinnvoll ist die Darstellung des Kindes, zu welchem) der Tod freundlich herniederbückt und ihm auf der kleinen Pfeife tige Weisen vorspielt, so daß es gerne folgt und auch seine zärtlich orgte Mutter nachzieht." Eine ganz auffallende Eigentümlichkeit des anuel'schen Todtentanzes ist die, daß der Tod nirgends als bloses rippe, sondern mit Muskeln, Haaren u. s. w. bekleidet, gewissermaßen lebendes Wesen erscheint. So sind denn auch die von Manuel seinen ldern beigegebenen Reimsprüche originell, sinnvoll und treffend, witzig ɔ beißend. Zum Papste z. B. sagt der Tod:

Wie gfallen üch herr bapst die ding,
Ir danzend ouch an disem ring;
die dryfach kron müßend ir mir lan,
und üwern säßel lassen stan.

Der Papst antwortet:

Uff erdt scheint groß min heiligkeit,
die torächt Welt sich vor mir neigt,
alß ob ich uffschluß himmelrich,
so bin ich jetz selbs ouch ein lich.

Zu den Mönchen sagt der Tod:

Ir münchen mestend üch gar wol,
ir steckend aller sünden voll,
reißend wölf in eim schafskleid,
ir müeßend mit danzen, wers üch leid.

Die Mönche antworten:

Allso hand wir die welt verlassen,
daß wir uff gassen und uff straßen,
der welt sind gsin ein überlast,
Todt, wie ringstu mit uns so vast.

Zu der Mutter sagt der Tod:

Ei, fraw, das kind must du mir lan,
es muß danzen und kann nit gan,
es ist besser, du lassest allso sterben,
es mecht villicht zum buben werden.

Die Mutter antwortet:

O todt wie bistu stumm und blind,
nimst mir den man sampt dem kind,
daß kan ich nit wol überkhon,
zletzt muß ich ouch mit dir darvon.

Zum Armen sagt der Tod:

Hör armer man und gheb dich wol,
der todt dich bald erlösen sol,

hör uff bättlen das täglich brod,
wan du wirst gnug han mit dem todt.

Der Arme antwortet:

Vil hunger leid ich hie uff erden,
mecht nit gesund noch je rich werden,
noch wolt ich lieber also leben,
den mich dem bittren todt ergeben.

Zum Maler, d. h. zu Manuel selbst:

Manuel, aller welt figur
hastu gemalt an diese mur,
nun must sterben, da hilft kein fundt,
bist ouch nit sicher minnt noch stundt.

Er antwortet:

Hilff ewiger Heyland drum ich bit,
den hie ist gar keins bleibens nit,
so mir der todt min endt wird stellen,
so bhüt üch Got, min lieben gsellen.

Und diese Vorahnung ging in Erfüllung. Allzufrüh entriß unse genialen schweizerischen Hutten, der seiner vielseitigen angestrengten Thäti keit nicht gewachsen war, jener Feind den Kreisen der Familie und d Vaterlandes, den er, mit soviel Humor und Ernst zugleich, im buchstäblich Sinne „an die Wand gemalt" hatte (1530). — Unter Manuels übrig Werken sind die besten die Ölbilder von Lucretia, Batseba, die Enthaupt des Johannes und eine Bauernhochzeit. Es ist diesen Darstellung Naturtreue, Formenschönheit und schöpferische Erfindung nicht abzusprech Sein Kolorit theilt die Helle und Heiterkeit der ganzen oberdeutsch Schule, seine Zeichnung übertrifft die der übrigen Meister derselben. M schreibt diese Vorzüge den Studien zu, die er unter dem großen Tizi in Venedig gemacht, und die ihn beriefen, als Vermittler zwischen d Kunst dies- und jenseits der Alpen dazustehen.

Und diese hohe Stellung theilt noch Einer mit ihm, sein großer Zei genosse Hans Holbein. Beide vertreten unter den Künstlern deutsch Zunge die mit den gleichzeitigen humanistischen Bestrebungen Hand i Hand gehende Anlehnung der Kunst an das Altertum. Sie sind dah die ersten würdigen Nebenbuhler der Italiener, die ersten modernen Male d. h. Vertreter der reinen Formschönheit im Norden, in welchem Dür mehr die Wiedergabe des Gedankens vertritt, — Holbein aber in noc weit höherm Maße als der etwas ältere und zu früh hingeschied Manuel.

Hans Holbein stammte aus Augsburg, dieser Stadt, deren Blü zeit durch die in ihr vorwaltende Bauart der Renaissance sich eben *verrät, wie* diejenige Nürnbergs, der Vaterstadt Dürers, durch den

herrſchenden mittelalterlichen Stil. Holbeins Vater war der bereits erwähnte gleichnamige Maler; auch deſſen Bruder Sigmund und ſein älterer Sohn Ambroſius leiſteten nicht Unbedeutendes in der Kunſt. Das berühmteſte Glied der Malerfamilie aber war der jüngere Hans Holbein; 1495 geboren zeichnete er ſich ſchon früh in der Kunſt, namentlich des Bildniſſes aus. Unter ſeinen größeren Jugendarbeiten, die meiſt religiöſe Gegenſtände darſtellen, ragt das Votivbild zum Andenken an den in Folge Mißbrauchs einer von ihm hervorgerufenen demokratiſchen Umwälzung 1478) hingerichteten Bürgermeiſter Ulrich Schwartz von Augsburg ervor; es ſtellt den kühnen Volksmann in Mitte ſeiner Familie betend or Gott dar, welch Letzterm der Künſtler in rührender Naivetät die Züge ines eigenen Vaters gab; bedeutend ſind auch die Geſtalten Chriſti und Maria's, die für den Betenden bitten. Das beſte Bild indeſſen, das olbein in Augsburg ſchuf, iſt der Martertod des heiligen Sebaſtian. Die Behandlung des nackten Körpers und des landſchaftlichen Hintergrundes eigen, wie ſehr in Holbein bereits die moderne Kunſtrichtung vorgeſchritten war. Aus unbekannten Gründen verlegte unſer Künſtler im Jahre 1516 einen Wohnſitz nach Baſel. Aus der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes daſelbſt ſtammen wahrſcheinlich, angeregt durch die dort befindlichen Todtentänze und durch Manuel's gleichartige Arbeit, die trefflichen Holzſchnitte, n denen auch er dieſen Gegenſtand, und zwar mit neuen Eigentümlichiten, bearbeitete. In der Holzſchneidekunſt war in Baſel der dortige olzſchmied Urſus Graf ſein Vorläufer, ein Künſtler, in deſſen originellen arſtellungen der tollſte fantaſtiſche Humor und zugleich wieder die derbſte aliſtik, nicht ohne reformatoriſche Tendenz, hervortreten. Reiſen, die lbein nach Italien unternahm, veranlaßten weſentliche Einwirkung der tigen Kunſt, namentlich jener des Lionardo da Vinci auf die ſeinige. ſeinen Paſſionsbildern glüht und ſtürmt reiche Beweglichkeit und waltet reformatoriſche Geiſt bereits; es ſind nicht mehr religiöſe, es ſind freier Forſchung und unbefangener Behandlung beruhende geſchichtliche rſtellungen von mächtig ergreifender Wirkung, ein von Scene zu Scene tſchreitendes Drama, das Holbein als den erſten von mittelalterlicher rikirung und Affektation vollſtändig befreiten Maler vorführt. Gerade es Unabhängigkeitgefühl aber, das er gegenüber veralteten Standpunkten end machte, verhinderte ihn mit derſelben Macht, dem italieniſchen alismus auf die Dauer zu huldigen. Der deutſche Geiſt regte ſich in , die Wahrheit höher zu halten als die Schönheit, und der chtbarſte, packende Realismus ſpricht aus ſeinem gräßlichen Todtenbilde, em hingeſtreckten halbvermoderten Leichnam, dem willkürlich der Titel es todten Chriſtus beigelegt worden iſt. Dieſer Realismus war es ch, der ihn, gleich Dürer, mit Vorliebe zu den Bildniſſen berühmter tgenoſſen ſchreiten hieß. Die gelehrten Buchdrucker Froben und Amerch ließen ihre Züge durch ihn verewigen und ihnen folgte der Fürſt

der Humaniſten, Erasmus, deſſen weltbewegendes Werk, das Lob der Narrheit, unſer Künſtler mit Randzeichnungen verſah, aus denen ebenſo ſehr die oppoſitionelle Satire ſpricht, wie aus dem Texte, und die ebenſo derb in's Volksleben eingreifen, wie dieſer. Eine reiche Gelegenheit zur Entfaltung ſeines künſtleriſchen Geiſtes benutzte Holbein auch in der Malerei von Häuſerfaſſaden; bedeutender aber wurde die Ausſchmückung des Baſeler Rathausſaales durch ſeinen Pinſel, und er übertraf hierin Vinci und Michel Angelo, welche im Conſiglio grande zu Florenz bloſe Thatſachen malten, — indem er den dortigen Scenen zugleich eine ethiſche Bedeutung verlieh. Die Gerechtigkeit, die Vaterlandsliebe, die Weisheit, die Mäßigkeit ſind es, die hier durch Scenen aus der Geſchichte und allegoriſche Figuren illuſtrirt wurden, und auch hier überall nur Wirkliches, — keine Viſionen, keine Fantaſien!

Entgegen ſeinem eigenen Intereſſe warf ſich Holbein entſchieden auf die Seite der Reformation, obſchon durch die mit derſelben verbundenen Wirren, wie die Pflege der Wiſſenſchaft, ſo auch diejenige der Kunſt unterbrochen, in der Schweiz ſogar gegen letztere feindlich gewütet wurde und Alles auf geraume Zeit hin nur noch an der Kriſe der religiöſen Bedürfniſſe Antheil nahm. Ja der helldenkende und vorurteilsloſe Künſtler ließ ſich auch nicht abhalten, gerade in der bewegteſten Zeit auf Geheiß des altgläubigen Bürgermeiſters Jakob Meyer, ſeine berühmte Madonna zu malen, freilich keine italieniſch verklärte, ſondern eine rein menſchliche, als Beſchützerin der Familie waltende, deren Original in Darmſtadt und deren gefeierte Kopie in Dresden bewundert werden.

Entweder das unerträgliche Zuſammenleben mit ſeiner nüchternen Frau, einer ältlichen Witwe, die er unbedachtſam geheiratet, aber doch in früheren Jahren als Modell einer ſchönen Madonna (in Solothurn aufgefunden) benutzt hatte, oder der Ehrgeiz — war die Urſache, welche unſern Künſtler bewog, Baſel um 1526 zu verlaſſen und auf Antrieb und mit Empfehlungen des großen Erasmus einem ehrenvollen Rufe nach England zu folgen. Erasmus hatte bereits zwei ſeiner von Holbein gemalten Bildniſſe nach England geſandt, ehe der Künſtler dort eintraf. Er errang ſich dort bald bedeutenden Ruf. Während man in Deutſchland oft ſeine Bilder fremden Künſtlern (z. B. Lionardo da Vinci) zuſchrieb, taufte man in England Kunſtwerke verſchiedener Maler nach Holbein, den man damit zu ehren glaubte. Er erfreute ſich, durch des Erasmus Vermittelung, beſonders der Freundſchaft Thomas More's, für deſſen Utopia er Holzſchnitte fertigte und den er ſelbſt ſowol allein als mit ſeiner Familie malte. Es waren überhaupt Porträts, durch welche Holbein in England beliebt wurde. Außer einem Beſuche, den der Künſtler 1529 in Baſel machte, — gerade zur Zeit des Bilderſturmes, der den Erasmus nach Freiburg vertrieb und mehrere Werke Holbeins zerſtörte, — und den er trotzdem in einer ſeiner unwürdigen Lage bis 1531 ausdehnte, und einen

weiten Beſuche im Jahre 1538, verließ er von da an England nicht
nehr und ſchlug eine ihm angebotene Anſtellung in Baſel aus. Bis
536 malte er meiſt deutſche Kaufleute des Stahlhofes und beſorgte die
Dekorationen, mit welchen dieſelben die prachtvollen Feſte der Krönung
lnna Boleyn's verherrlichten. Den Saal des Stahlhofes ſchmückte er
iit den beiden großen allegoriſchen Gemälden vom Triumfe des Reichtums
nd vom Triumfe der Armut, welche der italieniſchen Kunſt Mantegna's
nd Rafaels ebenbürtig ſind. Er war es eigentlich, der die Kunſt der
enaiſſance in England einheimiſch machte; auch war er der Maler des
ıgliſchen Proteſtantismus, ſeitdem Heinrich VIII. ſich dieſem zugewandt,
ierte in ſeinen Werken deſſen Helden Thomas Cromwell, illuſtrirte die
Bibel und Cranmers Katechismus und verſpottete in Holzſchnitten die im
Sturze begriffenen, durch ihre Unſittlichkeit verrufenen Mönche, die er
eſonders in ſchneidendem Gegenſatze zu Chriſtus auffaßte. Seit 1536
nden wir ihn als Hofmaler des Königs; ſeine Hauptaufgabe war, den
)of zu porträtiren, und in ſeiner Darſtellung des Königs ſelbſt ſehen
ir deſſen deſpotiſchen Charakter treffend ausgeprägt. Daneben lieferte
: auch zahlreiche Entwürfe zu luxuriöſen Gerätſchaften. Er ſtarb 1543
n der Peſt in London. Seine Porträtirkunſt wird von Kennern wegen
)rer Naturtreue derjenigen Rafaels am nächſten geſtellt. „Seit Hubert
an Eyck," ſagt ſein Biograph Woltmann, „iſt Holbein der Erſte, deſſen
Blick im Anſchauen der Natur nicht durch die bizarre Geſchmackloſigkeit
er gotiſchen Verfallsperiode getrübt wird. Er ſieht die Dinge wirklich,
)ie ſie ſind; die äußerſten Konſequenzen des Realismus ſcheut er nicht,
)en Ausſatz der Armen und Elenden ſtellt er mit mediziniſcher Treue
)ar. Trotzdem bleibt der Realismus nicht ſein letztes und höchſtes Ziel.
Sein Auge iſt ſo organiſirt, daß es, wie die alten Niederländer, alles
Einzelne in der Natur mit voller Schärfe erkennt. Gleichzeitig aber ver-
ſteht er auch, was jene nicht verſtanden, nämlich einen Schritt zurück-
zutreten und das, was er darſtellt, nicht nur im Einzelnen, ſondern auch
als Ganzes zu ſehen. So gibt es für ihn eine höhere Wahrheit, als
ene, welche in unbedingter Wiedergabe der einzelnen Erſcheinungen beſteht,
r erkennt die allgemeinen Geſetze, welche dieſen zu Grunde liegen und
berſchreitet die Kluft, welche ſonſt in der nordiſchen Kunſt zwiſchen dem
harakteriſtiſchen und dem *Schönen* liegt. In ſeinen Madonnen-
lbern iſt eine Abwägung der Maſſen, eine Linienſchönheit der Kompoſition,
ie ſie außerhalb Italiens noch nicht exiſtirt hatte." Zahllos ſind Hol-
ins Holzſchnitte, welche er nur zeichnete, nicht aber ſchnitt; ſie enthalten
t den treffendſten Humor, wie ſie hinwieder in ſeinen Bibel-Illuſtrationen
e ausgeſprochenſte reformatoriſche Geſinnung verraten und keineswegs
m Buchſtaben dienen. — Was endlich ſein bekannteſtes Werk, den
odtentanz betrifft, ſo kann man daſſelbe eher „Bilder des Todes"
nnen, die ohne Zweifel durch die älteren Baſeler Todtentänze angeregt

wurden und seit 1524 in Basel als Initialen entstanden, welche Hans Lützelburger nach Holbeins Zeichnung in Holz schnitt. Unseres Künstlers Auffassung ist weit genialer und großartiger, als jene der eigentlichen „Todtentänze". Seine Gerippe sind nicht mehr halb mit Fleisch bekleidet, sondern ganz nackt und nicht ganz anatomisch richtig; desto mehr Charakter ist aber in den Gestalten. Die Todesbilder wurden zuerst 1538 zu Lyon mit lateinischen Bibelstellen und französischen Versen herausgegeben, ohne den Künstler zu nennen, der als eifriger Protestant in Frankreich schlecht angeschrieben war. Der Papst, den der Tod holt, trägt die Züge des kurz zuvor gestorbenen Leo X., der Kaiser jene Maximilians I., der König jene Franz I. von Frankreich; es folgen, ohne Porträt-Beziehung, der Kardinal, die Kaiserin und Königin, der Bischof, der Abt, die Äbtin, der Domherr, Richter, Ratsherr, Prediger, Pfarrer, Mönch, die Nonne, das alte Weib, das Kind, der Arzt, Sternseher, Reiche, Kaufmann, Schiffer, Ritter, Graf, alte Mann, die Gräfin, Edelfrau, Herzogin, der Krämer, Ackermann, Soldat, Spieler, Säufer, Räuber, Blinde, Fuhrmann und der Sieche.

Als Einleitung dient der Sündenfall, wo der Tod den Vertriebenen zum Austritt aus dem Paradiese aufspielt, als Schluß das Jüngste Gericht. Die drastische Wirkung der Bilder vergleicht Holbeins Lebensbeschreiber treffend mit Shakespeare's erschütternder Sprache und findet bei Beiden eine ähnliche Gabe „erhabener Ironie".

Mit Holbein hatte die ältere deutsche Kunst ihren Höhepunkt erreicht; sie begab sich nach ihm für geraume Zeit zur Ruhe, wozu die fortgesetzten Religionskriege, unter denen alle Wolthaten des Friedens schwer litten, das Meiste beitragen mochten. Die Periode höherer Entwickelung, welche die Kunst des Nordens in den blühenden Niederlanden erlebte (oben S. 524), gehört durch ihren ausgesprochenen Realismus und Rationalismus in den nächsten Hauptzeitraum unserer Kulturgeschichte, in den der Aufklärung.

B. Die französische und die englische Schule.

In Frankreich wurde die Baukunst der Renaissance unter Ludwig XII. durch italienische Architekten, besonders durch Fra Giocondo eingeführt, mußte sich jedoch mehr eine Verschmelzung mit dem mittelalterlichen Stile gefallen lassen, als daß sie sich frei entwickeln konnte. Beispiele dieser bizarren Vermischung sind die Kirche St. Eustache in Paris (1532) und das Schloß Chambord (1523). Einer strengern und feinern Richtung huldigen die Schlösser von Blois und Fontainebleau. Ihren Gipfelpunkt erreichte die französische Renaissance im Louvre (1547) und im Stadthause (Hôtel de ville) zu Paris (1549). Barocker erscheint der ältere Theil der Tuilerien (1564).

Ebenſo gewann die neuere franzöſiſche Bildhauerkunſt ihr Daſein durch Vermiſchung einer einheimiſchen realiſtiſchen Auffaſſung, die ſeit Ende des vierzehnten Jahrhunderts beſonders in Grabmälern vorherrſchte, mit eindringendem italieniſchem Geſchmacke. Die erſten Schnitzarbeiten, welche davon Zeugniß ablegen, ſind die Chorſtühle der Kathedrale von Amiens (1508) und die erſten Steinreliefs die der nämlichen Kirche und des Domes zu Chartres, die „eine unruhig überfüllte Anordnung“ verraten. Aus den Todtenfiguren des Grabmales Ludwigs XII. in Saint-Denis (1530) ſpricht „herber nordiſcher Realismus“; prächtiger iſt das Mauſoleum Franz I. (1552) von Pierre Bontemps. Dasjenige Heinrichs II. ſchuf (1564—83) Germain Pilon, von deſſen Kunſtauffaſſung im Louvre die 1560 entſtandenen drei „übergraziöſen Grazien“ zeugen.

In der Malerei zeigte Frankreich ſchon im fünfzehnten Jahrhundert Spuren des Einwirkens der van Eyck'ſchen Schule, namentlich in Miniaturen, deren beſte Jean Fouquet, Hofmaler Ludwigs XI., fertigte, weniger in Tafelbildern. Im ſechszehnten Jahrhundert iſt als hervorragender Künſtler, und zwar im Fache des Bildniſſes, nur François Clouet oder Janet (um 1550) zu nennen; im Übrigen ging das Land im Gebiete der Kunſt einer Periode entgegen, in welcher es zwar Bedeutendes leiſtete, aber in völliger Abweichung vom bisherigen Gange ſeiner Entwickelung und mit gänzlicher Verzichtleiſtung auf einen eigentümlichen Charakter ſeiner Leiſtungen.

Was endlich die Pflege der Kunſt in England betrifft, ſo zeichnete ſich ſchon damals, wie jetzt, die dortige Ariſtokratie durch ihre feine Bildung vor dem übrigen Volke aus. Ungleich dem feſtländiſchen räuberiſchen und trägen Adel ſah ſie es für eine Ehrenſache an, Kunſt und Wiſſenſchaft zu pflegen, und ſie allein war es, die ihren eigenen Gebäuden, wie Kapellen, Kollegien, Burgen und Paläſten, einen eigentümlichen Stil der Architektur ſchuf, während ſowol dieſe Kunſt (in öffentlichen Gebäuden, wie Kirchen und Rathäuſern) als die übrigen Künſte auf den britiſchen Inſeln von Nachahmung der feſtländiſchen Muſter zehrten. Länger als ſonſt irgendwo erhielt ſich in England die Gotik, und ſpäter als anderswo drang dort die Renaiſſance ein, beſonders 1518 durch Pietro Torrigiano am Grabmale Heinrichs VII. in Weſtminſter. Unter Eliſabeth herrſchte ein ſchwerfälliger und prunkreicher Bauſtil, den beſonders John Thorpe pflegte. Unter Jakob I. aber brachte der italieniſch gebildete Architekt Inigo Jones (gegen 1620) im Palaſte von Whitehall und anderen Bauten die Grundſätze Palladio's zur Geltung.

Unter den Bildwerken, die als Reſt des mittelalterlichen Geſchmacks gelten können, ragt das Grab Richard Beauchamps in der Kirche von Warwick hervor, während die neuere Kunſtrichtung ſich in den Reliefs am erwähnten Monumente Heinrichs VII. kundgab.

In der Malerei wurde von den Engländern unſerer Periode faſt nur das Bildniß gepflegt, dies aber zur Zeit der Anweſenheit Holbeins in umfaſſender Weiſe. —

Werfen wir nun einen vergleichenden Blick auf die Kunſt der Renaiſſance im Süden und im Norden oder, was im Großen und Ganzen dasſelbe iſt, auf die italieniſche und die deutſche Malerei des Reformzeitalters, neben welchen beiden Erſcheinungen alle übrige bildende Kunſt, ſowie die übrigen künſtleriſch wirkenden Völker jener Zeit tief in den Schatten treten. Wichtig iſt in dieſer Vergleichung vor allem der Untergrund der Gemälde. Die romaniſche ſowol als die Baukunſt der Renaiſſance geſtattete den Künſtlern Italiens die Verwendung hinlänglicher Räume zur Freskomalerei, während die in Deutſchland fortwährend vorwiegende gotiſche Baukunſt ſie zwang, ſich auf engere Felder zu beſchränken. Die Folge des letztern Umſtandes war die Blüte einerſeits der Glasmalerei in den Fenſtern und anderſeits der Ölmalerei, welche zuerſt Hubert van Eyck am Anfange des 15. Jahrhunderts zu bedeutenderen Werken verwendete, in den Altarbildern der Kirchen. So gelangte im Norden die Eigenart der Künſtler zu größerer Geltung, indem der auf engen Raum beſchränkte Maler auf demſelben ſeine ganze Thatkraft entfalten mußte, während die weiten Wände der ſüdlichen Gotteshäuſer und das überhaupt öffentlichere, geſelligere Leben Italiens dazu beitrugen, in den großen Freskobildern die Eigenart gegenüber dem allgemeinen Kunſtbewußtſein der gebildeten Volkstheile mehr zurücktreten zu laſſen. Die deutſche Malerei huldigte daher mehr dem Prinzip der innern Überzeugung von der Wahrheit, die italieniſche mehr dem von der öffentlichen Meinung beeinflußtem Streben nach Schönheit des Dargeſtellten; jene war ſubjektiver, dieſe objektiver, was die Auffaſſung, jene realiſtiſcher, dieſe idealiſtiſcher, was die Darſtellung betrifft; die deutſchen Maler waren Maler ſchlechtweg, die italieniſchen aber Dichter in Formen und Farben. In ſpäterer Zeit, als auch der Süden in Öl und auch der Norden al fresco malte, näherten ſich beide Richtungen einander, ohne jedoch ihren Grundcharakter aufzugeben. Rafael geſellte ſeine Madonna Typen bei, den frommen, gottbegeiſterten Mann als Papſt Sixtus, die ſelig ſich ins Göttliche verſenkende Jungfrau als heilige Barbara und dazu die idealiſirte unſchuldvolle Kindheit unter der Form von Engeln, — Holbein der ſeinigen eine wirkliche Bürgersfamilie: Mann, Frau und Kinder. Jene Maria iſt ein göttliches, dieſe ein irdiſches Weib und derſelbe Unterſchied hält auch die Chriſtuskinder beider Bilder auseinander. Es iſt das ein Kontraſt, der ſich auch durch die ganze damalige Kultur beider Nationen und Himmelsgegenden erſtreckt. Im idealiſtiſchen Süden ließ man aus Sehnſucht nach einer be-

rche die wirkliche erſt verkommen und dann zu einer religiöſen Polizeiſtalt verknöchern, während der realiſtiſche Norden ſich in praktiſcher eiſe eine Kirche nach ſeinem Geſchmacke ſchuf, die freilich auch keinem eal ähnlich ſah. Und ſo verhielt es ſich auch in der Literatur, in lcher Italien ſich in großartigen Werken überſtürzte, um ſich darin zu chöpfen, während Deutſchland langſam und zähe Verſuch auf Verſuch gen ließ und trotz allem Mißlingen allmälig doch, wenn auch erſt ch Jahrhunderten eine beharrliche, klaſſiſche Blüte erreichte.

Dritter Abſchnitt.

Die Tonkunſt.

Als ſelbſtſtändige Kunſt war die der Töne im Mittelalter (ſ. Bd. III. 398) noch nicht geachtet, ſondern nur theilweiſe als Hilfsmittel zum ttesdienſt, theilweiſe als Gegenſtand ſcholaſtiſch-myſtiſcher Spitzfindigten. Das Reformzeitalter wurde zur Geburtzeit einer künſtleriſchen ffaſſung des wundervollen Sang- und Klangreiches. Es iſt merkrdig, daß auch in der Tonkunſt die Niederlande die Keime höherer twickelung in ihrem Schoſe bargen, wie ſie zu gleicher Zeit im Norden r Alpen (oben S. 524) die Welt der Farben ins Leben riefen und rin eine eigenartige Richtung ſchufen, welche die Blüte Italiens und paniens überdauerte. Das Jahrhundert von der Mitte des 15. bis zur Mitte s 16. umfaßte die bedeutendſte muſikaliſche Thätigkeit in jenen niederen Gauen. s war vorzugsweiſe kirchliche Muſik mit der Meſſe als Kardinalpunkt, as dort gepflegt wurde. Die Art und Weiſe war aber eine erkünſtelte d verſchnörkelte, nach Carriere an die Verirrungen der ſpätern Gotik d der frühern Renaiſſance erinnernde. Es gab jedoch bevorzugte Geiſter, che ſich über derlei Spielereien erhoben und ſich durch künſtleriſche rwertung volkstümlicher Sangweiſen Verdienſte erwarben. Zu ihnen ören Johannes Okeghem und Josquin de Pres (geſt. 1521), hen Letztern Luther als „der Töne Meiſter“ feierte. Sie brachten r Hoheit und Adel in die niederländiſche Tonkunſt, trugen viel zur Bannung der angedeuteten Künſteleien bei und wurden die Lehrer von i Weſt-Europa in ihrer Kunſt, die in England auf fruchtbarern en fiel als in Frankreich, wo ſie einen frivolen Anſtrich erhielt. Deutſchland kam ihr der längſt gepflegte Volks- ſowol als Kirchengeſang egen; auf Tonſetzungen der Meſſe verwendete man hier weniger r. Der Humaniſt Konrad Celtes (oben S. 78 f.) wirkte ſogar für Tonſetzung Horaziſcher Oden u. a. klaſſiſcher Dichtwerke. Bekannt Luthers Eifer für die Tonkunſt auf volkstümlicher Grundlage und

für deren Äußerung als Gemeindegesang. „Ein' feste Burg ist unser Gott" ist zum Kriegs- und Siegeslied des Protestantismus als religiöser wie als politischer Macht geworden.

Die höchste künstlerische Ausbildung der Tonkunst war jedoch naturgemäß dem Lande vorbehalten, dessen landschaftliche Scenerie wie dessen Sprache Musik ist. Doch waren es auch hier die Niederländer, wie namentlich Adrian Willaert in Venedig, welche die musikalischen Anlagen des Volkes systematisch schulten. Der Geist dieses Meisters, dessen Tonsetzungen man „trinkbares Gold" genannt hat, ging indessen auf Einheimische über, wie auf Giovanni Gabrieli, seinen Nachfolger in dem harmonischen Bestreben, der Meereskönigin Machtstellung mit ihrer Kunst, ihren Palästen wie ihren Malerwerken, in einem tönenden Bilde zu verherrlichen. In Italien bildete sich wieder der Niederländer Roland de Lattre (1520—94), der italianisirt als Orlando Lasso seit 1562 in München die herzogliche Kapelle leitete und durch seine Bußpsalmen erschütternd wirkte.

Ihre Vollendung fand die italienische Tonkunst des Reformzeitalters aber in Giovanni Pierluigi Sante aus Palestrina (Präneste) und nach diesem Orte genannt, geb. 1524. Im Jahre 1540 ging er nach Rom, um sich in der Musik auszubilden, besuchte die Schule des Niederländers Claudio Goudimel, und wurde später von Julius III. als Kapellmeister der vatikanischen Basilika angestellt. Sein erstes Werk, eine Messe, erschien 1554 und erhob ihn bald unter die päpstlichen Sänger, aus deren Innung er aber, weil kein Geistlicher, von dem fanatischen Paul IV. (s. oben S. 222) ausgestoßen wurde. Als Kapellmeister schuf er indessen weitere unsterbliche Tonwerke. Erst 1561 erhielt er eine (dem Familienvater erwünschte) einträgliche Stellung; aber der Papst und das Konzil von Trient gingen damit um, die Kirchenmusik, welche für verweltlicht galt und allerdings oft leichtfertige Volkslieder zum Thema hatte, zu beschränken. Der mit der Vollziehung des bezüglichen Beschlusses beauftragte Karl Borromeo (oben S. 226 f.) trug Palestrina auf, eine Messe zu schreiben wie die Kirche sie wünschte; in diesem Falle sollte die Kirchenmusik keine Gefahr laufen. Der Meister schrieb statt einer drei Messen, von denen eine unter dem Titel Missa Papae Marcelli durch den theils majestätischen, theils fromm ergebenen Ton einen selten erreichten Ruf erworben hat. Die Wirkung ihrer Aufführung (1565 in der mit den geistesverwandten Kunstwerken der großen Maler jener Zeit geschmückten sixtinischen Kapelle) war eine solche, daß das Verhältniß der Kirche zu der ihr dienenden Musik in der That keine Störung erlitt. Ja Papst Pius IV. fand in den Messen einen „Vorgeschmack des himmlischen Landes" und erhöhte des Meisters Ehren und Einkommen. Seit 1571 Kapellmeister der Peterskirche, gründete Letzterer eine Musikschule, verbesserte den gregorianischen Gesang, das Brevier und das römische Meßbuch mit Hilfe gelehrter Schüler, schuf noch in

Alter eines ſeiner Hauptwerke, die Motetten aus dem Hohen Liede und ſtarb 1594.

Wie Paleſtrina für die kirchliche, ſo wirkte für die weltliche Tonkunſt Vincenzo Galilei, der Vater des großen Aſtronomen (geb. 1533, geſt. um 1600). Er bildete 1580 zu Florenz eine Geſellſchaft für Literatur und Kunſt, in welcher er beſonders für die Muſik Theilnahme weckte. An Reſte altgriechiſcher Muſik, die er aufgefunden haben wollte, anknüpfend, ſchrieb er über die Theorie ſeiner Kunſt, ſchuf ſelbſt Tonwerke und verſuchte, eine „Renaiſſance“ der Muſik anbahnend, mit gleichgeſinnten Freunden eine Wiedergeburt der klaſſiſchen Tragödie, welches aus einſeitigem Eifer für die Humaniſtik entſprungene, aber unausführbare Unternehmen im folgenden „Zeitalter der Aufklärung“ der Oper ein ſelbſtändiges Leben gab.

In unſerer Periode vervollkommneten ſich gleich der Tonkunſt ſelbſt auch ihre Werkzeuge. Der Bau der Orgel machte große Fortſchritte, ſo auch die kleineren Taſteninſtrumente für Hausmuſik, die Hand-Saiteninſtrumente, mit Ausnahme der in Abgang kommenden Harfe, beſonders aber die ſo zukunftreichen Streichinſtrumente, in deren Verfertigung Oberitalien, namentlich Cremona, eine Blütezeit antrat.

Achtes Buch.

Geſelliges Leben und Treiben im 15. und 16. Jahrhundert.

So wäre das Bild der geiſtigen Thaten des Reformationszeitalters entrollt! Dasſelbe zeigt uns einen durchgehenden, theils bewußten, theils unbewußten Kampf zwiſchen zwei Richtungen, wenn auch dieſelben nicht immer ſcharf ausgeſchieden ſind, ſich vielmehr zuweilen kreuzen und ſogar vermengen. Die eine jener Richtungen iſt diejenige, welche im Mittelalter widerſpruchlos herrſchte, gegen deren Beſtand und Macht keine, und gegen deren Äußerungen nur wenig Oppoſition ſich erhob, die auch ſtets zum Schweigen gebracht wurde, — es iſt die Richtung der unbedingten Autorität nach und nach herrſchend gewordener Anſichten, der feudalen und der hierarchiſchen. Selbſt der größte und keckſte Freigeiſt des Mittelalters, Kaiſer Friedrich II., mußte Geſetze gegen die Ketzer erlaſſen! Arnold von Brescia aber und die Albigenſer, die Waldenſer und Stedinger wurden gemordet. Die andere Richtung, — wir nennen ſie die der Kritik, weil ſie auf ſelbſtändigem Denken beruht, begann in der Zeit, in welcher unſere Darſtellung anhebt, nicht nur einzelne Äußerungen des Syſtems der Autorität, ſondern dieſes ſelbſt mit ſeinen Konſequenzen anzugreifen und in Frage zu ſtellen. Sie trat unter verſchiedenen Geſtalten auf, — zuerſt unter jener des Humanismus, welcher im Namen der reinen Menſchlichkeit, wie ſie die geiſtigen Werke des klaſſiſchen Altertums atmeten, der düſtern Autorität eines entarteten Chriſtentums ein Spiegelbild hellerer und fröhlicherer Zeiten und Zuſtände entgegenhielt, dem ſelbſt die Träger des herrſchenden Syſtems nicht widerſtehen konnten, ja dem ſelbſt deſſen oberſtes Haupt huldigte. Dem Humanismus fehlte es jedoch an der Kraft einer beſtimmten innern Überzeugung; ſein Weſen beſtand in Neigungen, — nicht in Grundſätzen. Daher zerfiel er, und an ſeiner Stelle trat eine zweite Geſtalt des Prinzips der Kritik auf, welche die ihm fehlende Überzeugung in hohem Maße beſaß, aber deſſen der ihn beſeelenden heitern Lebensluſt entbehrte, — die Reformation.

Sie zerriß das herrschende System in unheilbarer Weise und verkündete
en Grundsatz der freien Forschung; aber sie beging den Fehler, selbst
utoritäten, wenn auch nicht lebende, doch papierene aufzustellen, welche
nen Grundsatz wieder mit Füßen traten. So gab es statt eines —
wei Systeme der Autorität, eines mit dem Sitze im Norden, das andere
it demjenigen im Süden Europa's, — zwischen welchen das Prinzip der
ien Forschung, das sich unter neuen Gestalten, — der Wissenschaft
d der Kunst, wieder erhob, in eine bedenkliche Klemme geriet. Während
e beiden Autoritäten sich gegenseitig mit Feuer und Schwert bekriegten
d auszurotten suchten, war die freie Forschung, welche keine Kanonen
faß, auf rein geistige Thaten beschränkt, die sich nur mühsam Bahn
echen konnten, da beide Autoritäten ihr die Flügel beschnitten, wo sie
eselben erhob, die nordisch-protestantische jedoch mit weniger Eifer und
ehr Nachsicht, als die südlich-katholische, weil sie an der Kritik eine
undesgenossin und, wie sie hoffte, ein Werkzeug gegen die Feindin ge-
nden zu haben glaubte. Die nordische Wissenschaft und Kunst bewegte
ch daher mit mehr Freiheit, sie wurde das, was die einseitigen Richtungen
s Humanismus und der Reformation hätte werden sollen, — ein Wirken
r die höchsten Interessen der Menschheit. Die deutsche und niederländische
Malerei und die englische Dichtung im Zeitalter Shakespeare's wurden
eugnisse für die Möglichkeit eines hohen Kultes des Schönen auch außer-
lb der römischen Kirche, die denselben gepachtet zu haben glaubte. Und
bst das Schöne, das im Gebiete, wo letztere herrschte, gepflegt wurde,
ar nicht ihr Werk, sondern ein Epigonentum der alten Hellenen, obschon
seine Existenz, wie die italischen und spanischen Maler, mit der Ver-
rrlichung der Madonnen und Heiligen, oder, wie die spanischen Drama-
er, mit der Bewunderung der Inquisition erkaufen mußte, während die
bliche Wissenschaft in Colombo mit Ketten belastet, in Giordano Bruno
Asche verbrannt, in Galilei zum Widerrufe gezwungen wurde. Der
zige unabhängige Dichter des Südens, Cervantes, mußte seine Opposi-
n auf die Ritterromane beschränken, der einzige unabhängige Gelehrte
selben, Fra Paolo Sarpi, verdankte sein Geistesleben politischen Händeln
nes Vaterlandes mit dem Papste. Und jener furchtbare Eroberungs-
d Vernichtungszug der südlichen Autorität gegen die nördliche und gegen
Kritik zugleich, die schwarze Bande Loyola's mit wehendem Todes-
nner voran, jene aggressive Glaubenswut, der ein Kepler darbend zum
pfer fiel, — was richteten sie am Ende aus? Einige tausend katholische
elen raffte Rom mühsam aus rauchenden Trümmern und zwischen
ttigen Leichen zusammen. Sein altes Reich konnte es nimmer wieder
richten!

Noch fehlen aber unserm Bilde dieses großen Kampfes zwischen
utorität und Kritik einige Pinselstriche, welche zwar nicht zur darge-
ten Hauptsache selbst notwendig gehören, aber doch derselben mehr

Relief geben und Schatten und Licht beſſer zu verteilen beitragen dürften. Sie betreffen das mehr im Stillen, abſeits vom Geräuſche der Welthändel, unter den Menſchen Gethane und Getriebene und zeigen neben dem Großen auch die Berechtigung des Kleinen, wenigſtens bis auf ein gewiſſes Maß, zur Aufzeichnung im Buche des auf dem Gebiete der Kultur Geſchehenen.

Erſter Abſchnitt.

Hoch und niedrig.

A. Die Stände.

Das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts charakteriſirte ſich unter Anderm durch die Abnahme der im Mittelalter herrſchenden ſchroffen Standesunterſchiede. Dies trat zuerſt in Italien an den Tag. Dort beſtand die Leibeigenſchaft nie in der drückenden Weiſe wie im Norden. Wenn auch oft gezwungen, furchtbar mit dem Leben zu kämpfen, beſaßen doch die italiſchen Bauern die Freiheit, ihren Aufenthalt zu verändern, im Auslande Verdienſt zu ſuchen (wie ſchon frühe die Maurer aus der Gegend von Como), ja ſelbſt in die Zünfte der Städte aufgenommen zu werden. Ein Italiener (Th. Garzono, 1549—1589 lebend) erzählt zwar von den Bauern ſeines Landes und ſeiner Zeit, daß ſie durch ſtrenge und undankbare Arbeit in hohem Grade aufgerieben würden; dabei ſeien ſie aber höchſt unreinlich und waſchen ſich ſo ſelten als möglich, ſo daß man ſie von weitem rieche, ferner unhöflich, ſo daß ſie den Hut nicht einmal vor ihrem Herrn ziehen, gewiſſenlos, boshaft und diebiſch, ſtets daran bedacht, ihren Nachbarn Schaden zuzufügen, betrügeriſch in Handel und Wandel, unfleißige Beſucher der Kirche, aber arge Anhänger der Zauberei und des Aberglaubens. Wer war wol hierfür verantwortlich, als ihre Unterdrücker?

Die geiſtlichen Stellen waren nicht ein Vorrecht jüngerer Adelsſöhne, ſondern ſtanden Jedem ohne Rückſicht auf ſeine Herkunft, freilich auch ohne ſolche auf ſeinen moraliſchen Wert offen. Schon Dante, welcher noch den Adel als einen Vorzug, ja als Beweis für die Trefflichkeit der Angehörigen desſelben betrachtete, fand doch auch wieder, daß es einen Adel (nobiltà) gebe, welcher nicht von der Geburt abhänge, und daß der beſtehende Adel an ſeiner Vervollkommnung arbeiten müſſe, wenn die Zeit

ihn nicht gänzlich abnützen ſolle. Im fünfzehnten Jahrhundert aber war man, und zwar ſelbſt auf adeliger Seite ſo weit, anzuerkennen, daß es keinen andern Adel gebe, als den des perſönlichen Verdienſtes und daß die Jagd eine weniger würdige Beſchäftigung ſei als der Ackerbau. In den Schriften des Niccolo Niccoli wird der Müßiggang der Mehrheit des italiſchen Adels beißend perſifflirt. Eine Ausnahme hiervon machte ein Theil der Adeligen zu Florenz und Genua, die ſich nicht ſchämten, dem Handel zu leben, und die Nobili Venedigs unterſchieden ſich in ihrem Leben, abgeſehen von ihren politiſchen Vorrechten, nicht weſentlich vom Bürgerſtande. Eine Verſchlimmerung trat hier im ſechszehnten Jahrhundert durch den ſpaniſchen Einfluß ein, welcher eine zunehmende Verachtung bürgerlicher und bäuerlicher Gewerbethätigkeit im Gefolge hatte. Es wirkte hierzu die in Italien von jeher graſſirende Rang- und Titelſucht mit, welche ſchon im vierzehnten Jahrhundert ein ziemlich weit verbreitetes Streben nach der Ritterwürde hervorgerufen hatte, an dem ſich ſelbſt Handwerker und ſogar Leute von zweideutigem Lebenswandel betheiligten. Eine Folge davon waren die Turniere, welche nirgends ſo häufig vorkamen als in Italien und gegen welche feinſinnige Männer, wie Petrarca, umſonſt ihre Stimmen erhoben. In Deutſchland wurden noch Ende des fünfzehnten Jahrhunderts (1483 zu Ingolſtadt) feierliche Turniere ausgeſchrieben, um die adeligen Übungen nicht außer Gebrauch kommen zu laſſen. Die Frauen und Töchter wurden ausdrücklich dazu eingeladen. Ja es fanden bei Anlaß der Einweihung der Univerſität Jena 1558 „verſchiedene Ritterſpiele und Turniere“ ſtatt, an denen ſich Herzog Johann Wilhelm von Sachſen und deſſen Bruder betheiligten. Auch ein noch roheres Schauvergnügen, das der Stiergefechte, war n Mittelitalien ſehr häufig; ohne Zweifel war es aus dem damals in talien den Ton angebenden Spanien eingeführt. Selbſt die ſtrengen eſetze Ferrara's, welche die Zweikämpfer mit der Strafe der Körperverletzung oder des Mordes bedrohten, richteten gegen das graſſirende uell ſo wenig aus, daß 1489 an hellem Tage auf öffentlichem Platze n ſolches ſtattfand und mit einer Tödtung endete, bei dem die Söhne es Herzogs als Schiedrichter fungirten, und ſo in der Folge noch mehrere, eren Theilnehmer der Herzog Alfonſo ſogar für ihre Tapferkeit belohnte. ie Zweikämpfe traten überhaupt nach und nach an die Stelle der Turniere nd im ſechszehnten Jahrhundert entſtanden auch in Deutſchland in allen rößeren Städten Fechtſchulen, für welche der Kaiſer bereits 1487 zu ürnberg ein Privilegium erlaſſen hatte. Die Fechter oder Fechtmeiſter theilten ſich in zwei Verbindungen, die „Marxbrüder“ und die Federfechter“, die ſich oft bis auf's Blut bekämpften; die Letzteren erhielten 1608 vom Kaiſer ein Wappen. Sie rekrutirten ſich aus Studenten und andwerksburſchen und hielten öffentliche Schauſtellungen in ihrer Kunſt b, wobei nach der Meinung der adeligen Beſchützer derſelben Blut fließen

der Humaniſten, Erasmus, deſſen weltbewegendes Werk, das Lob der Narrheit, unſer Künſtler mit Randzeichnungen verſah, aus denen ebenſo ſehr die oppoſitionelle Satire ſpricht, wie aus dem Texte, und die ebenſo derb in's Volksleben eingreifen, wie dieſer. Eine reiche Gelegenheit zur Entfaltung ſeines künſtleriſchen Geiſtes benutzte Holbein auch in der Malerei von Häuſerfaſſaden; bedeutender aber wurde die Ausſchmückung des Baſeler Rathausſaales durch ſeinen Pinſel, und er übertraf hierin Vinci und Michel Angelo, welche im Conſiglio grande zu Florenz bloſe Thatſachen malten, — indem er den dortigen Scenen zugleich eine ethiſche Bedeutung verlieh. Die Gerechtigkeit, die Vaterlandsliebe, die Weisheit, die Mäßigkeit ſind es, die hier durch Scenen aus der Geſchichte und allegoriſche Figuren illuſtrirt wurden, und auch hier überall nur Wirkliches, — keine Viſionen, keine Fantaſien!

Entgegen ſeinem eigenen Intereſſe warf ſich Holbein entſchieden auf die Seite der Reformation, obſchon durch die mit derſelben verbundenen Wirren, wie die Pflege der Wiſſenſchaft, ſo auch diejenige der Kunſt unterbrochen, in der Schweiz ſogar gegen letztere feindlich gewütet wurde und Alles auf geraume Zeit hin nur noch an der Kriſe der religiöſen Bedürfniſſe Antheil nahm. Ja der helldenkende und vorurteilsloſe Künſtler ließ ſich auch nicht abhalten, gerade in der bewegteſten Zeit auf Geheiß des altgläubigen Bürgermeiſters Jakob Meyer, ſeine berühmte Madonna zu malen, freilich keine italieniſch verklärte, ſondern eine rein menſchliche, als Beſchützerin der Familie waltende, deren Original in Darmſtadt und deren gefeierte Kopie in Dresden bewundert werden.

Entweder das unerträgliche Zuſammenleben mit ſeiner nüchternen Frau, einer ältlichen Witwe, die er unbedachtſam geheiratet, aber doch in früheren Jahren als Modell einer ſchönen Madonna (in Solothurn aufgefunden) benutzt hatte, oder der Ehrgeiz — war die Urſache, welche unſern Künſtler bewog, Baſel um 1526 zu verlaſſen und auf Antrieb und mit Empfehlungen des großen Erasmus einem ehrenvollen Rufe nach England zu folgen. Erasmus hatte bereits zwei ſeiner von Holbein gemalten Bildniſſe nach England geſandt, ehe der Künſtler dort eintraf. Er errang ſich dort bald bedeutenden Ruf. Während man in Deutſchland oft ſeine Bilder fremden Künſtlern (z. B. Lionardo da Vinci) zuſchrieb, taufte man in England Kunſtwerke verſchiedener Maler nach Holbein, den man damit zu ehren glaubte. Er erfreute ſich, durch des Erasmus Vermittelung, beſonders der Freundſchaft Thomas More's, für deſſen Utopia er Holzſchnitte fertigte und den er ſelbſt ſowol allein als mit ſeiner Familie malte. Es waren überhaupt Porträts, durch welche Holbein in England beliebt wurde. Außer einem Beſuche, den der Künſtler 1529 in Baſel machte, — gerade zur Zeit des Bilderſturmes, der den Erasmus nach Freiburg vertrieb und mehrere Werke Holbeins zerſtörte, — und den er trotzdem in einer ſeiner unwürdigen Lage bis 1531 ausdehnte, und einen

zweiten Beſuche im Jahre 1538, verließ er von da an England nicht mehr und ſchlug eine ihm angebotene Anſtellung in Baſel aus. Bis 1536 malte er meiſt deutſche Kaufleute des Stahlhofes und beſorgte die Dekorationen, mit welchen dieſelben die prachtvollen Feſte der Krönung Anna Boleyn's verherrlichten. Den Saal des Stahlhofes ſchmückte er mit den beiden großen allegoriſchen Gemälden vom Triumfe des Reichtums und vom Triumfe der Armut, welche der italieniſchen Kunſt Mantegna's und Rafaels ebenbürtig ſind. Er war es eigentlich, der die Kunſt der Renaiſſance in England einheimiſch machte; auch war er der Maler des engliſchen Proteſtantismus, ſeitdem Heinrich VIII. ſich dieſem zugewandt, feierte in ſeinen Werken deſſen Helden Thomas Cromwell, illuſtrirte die Bibel und Cranmers Katechismus und verſpottete in Holzſchnitten die im Sturze begriffenen, durch ihre Unſittlichkeit verrufenen Mönche, die er beſonders in ſchneidendem Gegenſatze zu Chriſtus auffaßte. Seit 1536 finden wir ihn als Hofmaler des Königs; ſeine Hauptaufgabe war, den Hof zu porträtiren, und in ſeiner Darſtellung des Königs ſelbſt ſehen wir deſſen deſpotiſchen Charakter treffend ausgeprägt. Daneben lieferte er auch zahlreiche Entwürfe zu luxuriöſen Gerätſchaften. Er ſtarb 1543 an der Peſt in London. Seine Porträtirkunſt wird von Kennern wegen ihrer Naturtreue derjenigen Rafaels am nächſten geſtellt. „Seit Hubert van Eyck," ſagt ſein Biograph Woltmann, „iſt Holbein der Erſte, deſſen Blick im Anſchauen der Natur nicht durch die bizarre Geſchmackloſigkeit der gotiſchen Verfallsperiode getrübt wird. Er ſieht die Dinge wirklich, wie ſie ſind; die äußerſten Konſequenzen des Realismus ſcheut er nicht, den Ausſatz der Armen und Elenden ſtellt er mit mediziniſcher Treue dar. Trotzdem bleibt der Realismus nicht ſein letztes und höchſtes Ziel. Sein Auge iſt ſo organiſirt, daß es, wie die alten Niederländer, alles Einzelne in der Natur mit voller Schärfe erkennt. Gleichzeitig aber verſteht er auch, was jene nicht verſtanden, nämlich einen Schritt zurückzutreten und das, was er darſtellt, nicht nur im Einzelnen, ſondern auch als Ganzes zu ſehen. So gibt es für ihn eine höhere Wahrheit, als jene, welche in unbedingter Wiedergabe der einzelnen Erſcheinungen beſteht, er erkennt die allgemeinen Geſetze, welche dieſen zu Grunde liegen und überſchreitet die Kluft, welche ſonſt in der nordiſchen Kunſt zwiſchen dem Charakteriſtiſchen und dem Schönen liegt. In ſeinen Madonnenbildern iſt eine Abwägung der Maſſen, eine Linienſchönheit der Kompoſition, wie ſie außerhalb Italiens noch nicht exiſtirt hatte." Zahllos ſind Holbeins Holzſchnitte, welche er nur zeichnete, nicht aber ſchnitt; ſie enthalten oft den treffendſten Humor, wie ſie hinwieder in ſeinen Bibel-Illuſtrationen die ausgeſprochenſte reformatoriſche Geſinnung verraten und keineswegs dem Buchſtaben dienen. — Was endlich ſein bekannteſtes Werk, den Todtentanz betrifft, ſo kann man daſſelbe eher „Bilder des Todes" nennen, die ohne Zweifel durch die älteren Baſeler Todtentänze angeregt

denen die erſte die Bürgermeiſter, Ratsherren, Doktoren und Licentiaten, die zweite die vornehmeren Kaufleute, die nicht promovirten Gelehrten und die Bierbrauer (weil das Bier damals Haupthandelsartikel Bremens war), die dritte die Schiffer, geringeren Kaufleute, Krämer, Höcker u. a. „ſolche fromme Leute“ und die vierte die Kahnführer, Boot- und Fuhrleute, Tagelöhner, Träger, Maurer und Zimmerleute, Knechte und Mägde, Wartefrauen und Ammen u. ſ. w. umfaßte*). An komiſchen Rangſtreitigkeiten fehlte es nicht, beſonders zwiſchen den Ratsherren und den Doktoren.

Die hier geſchilderte Periode iſt es namentlich, in welcher die Ceremonien bei der Aufnahme in die Zünfte der ſtädtiſchen Handwerker ſich zu einem förmlichen Syſtem entwickelten. Aus dem deutſchen Bürgerſtande ging indeſſen Alles hervor, was damals ſich in Werken des Geiſtes auszeichnete, die großen Denker, Dichter, Künſtler der Nation. Erleuchtete Bürger, wie der einflußreiche Stadtſchreiber Peutinger und Markus Welſer in Augsburg, Jener der Beſchützer Huttens und Luthers, Dieſer der Beförderer des Druckes alter Schriftſteller, nützten nach Kräften der Kunſt und Wiſſenſchaft. Es iſt erfreulich, zu hören, wie ein gelehrter Italiener, Paolo Giovio, von den Deutſchen der Reformationszeit urteilt. Es genügt, ſagt derſelbe, den Deutſchen nicht, daß ſie den alten Römern den Kriegsruhm entriſſen und noch bis auf den (damaligen) heutigen Tag bewahrt haben; auch des Friedens Zierden und die guten Künſte nahmen ſie dem „verderbenden Griechenland“ und dem „ſchlafenden Italien“ weg (allzubeſcheiden vom Zeitgenoſſen und Landsmann einen Arioſto und Michel Angelo, Rafael und Tizian!); zu der „Väter“ Zeiten habe man die beſten Bauleute, die Maler, Bildſchnitzer, Steinmetzen, Mathematiker, „wunderbaren“ Künſtler und Handwerksleute, die Waſſerleiter und Feldmeſſer aus Deutſchland nach Italien berufen. Es ſei dies auch nicht zu verwundern, da die Deutſchen die unerhörte wunderbare Kunſt der Buchdruckerei, das „erſchreckliche“ Kriegsgeſchütz und allerlei Büchſen erfunden und nach Italien gebracht haben!

Die Bauern, zu denen auch die Hirten und Köhler gerechnet wurden, waren ein „mühſelig Volk“, wohnten in Dörfern, Höfen und Weilern, oder auf dem Felde, lebten in Häuſern von Erde (Kot) und Holz, für ſich allein, mit ihrem Geſinde und Vieh. Ihre Nahrung war ſchwarzes Brot, Haferbrei und gekochte Erbſen oder Linſen, ihr Trank Waſſer und Molken, ihre Kleidung ein Filzhut, eine „Zwilchgippe“ und zwei „Buntſchuh“. Den ganzen Tag arbeiteten ſie, um die ſchweren Zinſen zu erſchwingen, die ſie ihren Herren entrichten mußten. Sie galten zu der Zeit nach dem deutſchen Bauernkriege weder für fromm, noch einfältig mehr, ſondern für wild, hinterliſtig, ungezähmt. Die

*) Kohl, Alte und neue Zeit S. 186. 199.

ieder dieſes Standes zogen übrigens als Krieger in's Feld und brachten oft bis zu Hauptleuten.

Weniger als im monarchiſchen Deutſchland wurden in der republikaniſch organiſirten Schweiz die Standesunterſchiede beachtet. Es gab t wol politiſche Vorrechte und rechtloſe Klaſſen, die ſich aber nicht adezu nach den Ständen, ſondern blos nach dem Prinzipe der Errung richteten, indem der Sieger nicht daran dachte, ſeine politiſchen chte mit dem Beſiegten zu theilen und daher Dieſen als politiſch tlos behandelte. Dagegen wurde im Kanton Zürich die Leibeigenft ſchon zur Zeit Zwingli's und in anderen ſpäter aufgehoben, hrend ſie in Deutſchland noch fortdauerte. Mit Fürſten waren die hweizer gewohnt, wie mit Ihresgleichen umzugehen, beſonders wenn lche als Flüchtlinge in ihr Land kamen. Bekanntlich lebte der verbene Herzog Ulrich von Würtemberg lange Zeit anſpruchlos in der hweiz, und nach dem ſchmalkaldiſchen Kriege ſein Neffe Herzog Chriſtoph t Würtemberg gleich einem Bürger in Baſel, und deſſen anderer heim Georg, der ſich eines Vergehens mit einer Bürgersfrau ſchuldig acht, wurde ohne Umſtände von der Scharwache aufgegriffen, während t Markgraf Bernhard von Baden ſich Bürger herumbalgten, ohne ; er, außer leichter Strafe durch den Rat, Rache dafür in Anſpruch hm. Dagegen wurde der lüderliche Herzog Heinrich III. von Liegh, welcher ſich 1551 und 1552 in Bern und Baſel auf ſkandalöſe eiſe betrank und die Schweizer beſchimpfte, nicht angetaſtet, da man n verachtete, ſondern erſt zu Hauſe eingeſperrt, wo er 1570 im Schloßker ſtarb.

Außerhalb aller ſtändiſchen Gliederung befanden ſich, als deutſche rias, die „Narren", die Juden, die Bettler, die Gauner, die Vagaden aller Art, wie Schauſpieler, Gaukler, Muſikanten, Raritätenitzer u. ſ. w., aber ſonderbarer Weiſe auch ganz ehrbare Gewerbe, z. B. die Schäfer, Bader, Müller, Packträger, Zöllner. Noch derbarer iſt es, daß ſich gerade im Beginn der „neuern Zeit", am De des vierzehnten Jahrhunderts, dieſe Gewerbe mehrten und ſeitdem Los geworden ſind: die Landgerichts- und Stadtknechte, Gerichts-, n-, Thurm-, Holz- und Feldhüter, Förſter, Todtengräber, Nachhter, Kirchner, Zahnzieher, Wurzelgräber, Gaſſenkehrer, Bachfeger, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſogar die Leineweber. Selbſt Scharfrichter und Abdecker, von denen doch dies viel natürlicher war, rden erſt in vierzehnten Jahrhundert „unehrlich". Mit dieſer Stellung r der Ausſchluß von allen Zünften und ehrlichen Handwerken verden. Doch war dies nicht an allen Orten in gleicher Weiſe der II. Papſt Eugen IV. (1431—1447) erlaubte den „fahrenden ten" den Zutritt zum Abendmale.

Das mittelalterliche Inſtitut der Hofnarren (Bd. III. S. 257)

dauerte im Reformationszeitalter nicht nur fort, sondern diese letztere Periode zeichnet sich sogar dadurch aus, daß wir in ihr die ersten in weiteren Kreisen bekannten, ja sogar berühmten Hofnarren erscheinen sehen. Einer der bekanntesten unter ihnen ist Kunz von der Rosen, lustiger Rat und Vertrauter Kaiser Maximilians I. Er sah seines Herrn Gefangennahme durch die Bürger von Brügge im Jahre 1488 voraus, warnte ihn umsonst davor und suchte ihn ebenso umsonst zu befreien, indem er an der festen Weigerung Maximilians scheiterte; er setzte seine originellen Schalksspäße während der ganzen Regierungszeit des „letzten Ritters“ fort und überlebte ihn zu seinem Leidwesen. Kaiser Karl V. hatte mehrere bekannte spanische und niederländische Hofnarren, unter welchen Pape Thaun, ehemals Küster zu Löwen, durch seine Ausschweifungen und Bosheiten von dem Narren seines Großvaters ungünstig abstach. Ein Narr des Herzogs von Baiern, Löffler (oder latinisirt Cochläus), traf am Reichstage zu Worms 1521 mit Luther zusammen und machte ihm, in der Melodie eines Kirchenliedes, fanatisch-katholische Grobheiten. Georg Podiebrad, der hussitische König von Böhmen, und sein Schwiegersohn, der katholische Matthias Corvinus von Ungarn ließen 1461 durch ihre beiden Hofnarren für die Vorzüglichkeit ihrer Konfessionen einen Faustkampf aufführen. Görge oder Klaus Hinge, Hofnarr des Herzogs Johann Friedrich von Pommern-Stettin, erhielt von seinem Herrn ein ganzes Dorf zum Geschenke, welchem er dann in einer versifizirten Bittschrift die Befreiung von der Wolfsjagd auswirkte; er starb 1599 vor Schrecken, indem sein Herr, den er in's Wasser gestoßen und dadurch vom Fieber geheilt hatte, ihn scheinbar zum Tode verurteilen, dann aber statt des Schwertes eine Wurst anwenden ließ, und erhielt als Grabschmuck eine ausgehauene Bierkanne. Hans Miesko, Hofnarr Herzog Philipps von der nämlichen Linie, starb 1619 im achtzigsten Jahre an vielem Essen und Trinken, und auf ihn wurde eine Leichenrede in komisch-gelehrtem Stile gehalten und noch sechszig Jahre später in zweiter Auflage gedruckt. Klaus Narr war Hofnarr Kurfürst Friedrichs des Weisen von Sachsen und seiner nächsten Vorgänger und Nachfolger und erhielt diese Würde als Gänsehirte, indem er bei der Ankunft des Kurfürsten Ernst in seinem Dorfe seine Gänse in komischer Hast ergriff, um den Einzug zu sehen, und sie dabei erwürgte; seine Witze füllten ein in mehreren Ausgaben und Auflagen erschienenes Buch. Ein gelehrter Lustigmacher am Hofe der sächsischen Kurfürsten war der frühere Schneider, dann gekrönte Dichter Friedrich Taubmann, Professor der Poesie zu Wittenberg (geb. 1565, gest. 1613); er ließ sich zu jener Rolle aus Armut und Genußsucht mißbrauchen. Seine Witze wurden besonders gedruckt. König Martin von Aragon (in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts) starb vor Lachen über einen Witz seines Hofnarren Borro. Als spitzbübischer Hofnarr war Gonella

am Hofe der Markgrafen von Este in Ferrara bekannt. Auch er starb vor Schrecken, als man ihn wegen eines schlechten Streiches zum Tode verurteilte, auf dem Schaffot aber blos Wasser über ihn ausgoß. Bereits erwähnt wurden (oben S. 26) Papst Leo's X. Narren Querno und Baraballo, von denen sich der erste im Spital zu Neapel durch Selbstmord vom Podagra befreite; er war übrigens gewandt im Schmieden latinischer Verse. Der Hofnarr Ludwigs XI. von Frankreich warf Diesem, nachdem er ihn beim Gebete belauscht hatte, öffentlich den Mord an seinem Bruder Karl von Guienne vor und mußte dafür im Gefängnisse sterben. Berühmt wie die Witze des Kunz von der Rosen wurden jene des französischen Hofnarren Triboulet unter Ludwig XII. und Franz I.; bei letzterm König bekleidete auch der Dichter Clement Marot (oben S. 419) die Stelle eines Lustigmachers. Brusquet, französischer Hofnarr unter Heinrich II. und dessen Söhnen, war zugleich Quacksalber, wurde Postmeister und führte mit dem Marschall Strozzi einen eigentlichen Krieg boshafter Streiche. Unter den zahlreichen übrigen französischen Hofnarren war Maitre Guillaume unter Heinrich IV. der berühmteste und seine Scherze wurden durch eine zahlreiche Literatur verewigt. Die englischen Hofnarren Scoggan und Pace sagten unter Heinrich VIII. und Elisabeth den höchsten Personen derbe Wahrheiten.

Auch Herren niedern Ranges, ja sogar blose Beamte und Gelehrte, wie z. B. Thomas Morus, hielten Hofnarren. Besonders Kardinäle, römische wie andere, z. B. Wolsey in England, waren Liebhaber des Amtes der lustigen Räte. Ein Bischof von Bamberg im sechszehnten Jahrhundert hielt einen vierschrötigen Bauer als Hofnarren, welcher seine Späße nie anders vollführte, als auf allen Vieren am Boden, und zugleich für einen Zauberer galt. Am französischen Hofe und in Italien waren im 16. Jahrhundert auch die Zwerge Mode; in anderen Ländern war dies erst später der Fall. Wettläufe von Zwergen zur öffentlichen Belustigung finden wir schon damals in deutschen Landen.

Außerhalb der Höfe waren Narren an den Schützenfesten (in der Schweiz bei jeder Schützengesellschaft) und auch bei andern Festen, wie Kirchweihen u. s. w. angestellt. Die schweizerischen Narren erhielten immer von der festgebenden Gesellschaft, welche von der ihrigen besucht wurde, ein Ehrenkleid und einen Zehrpfennig. Als die naive Freude an der Narrheit abnahm, wurden die Lustigmacher der Schützen „Pritschenmeister" genannt.

In der von uns geschilderten Zeit war die Blütezeit der Judenverfolgungen, die in das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert fällt (Bd. III. S. 216 ff.), im Abnehmen. Aber noch fortwährend hielt man den verfemten Stamm in der entwürdigendsten Stellung dar-

nieder und vertrieb seine Angehörigen, so oft es den Machthabern der Staaten beliebte. In Rom zwängte man sie in das bekannte Ghetto ein und selbst in Ferrara, wo sie sonst, besonders unter Ercole I. und Alfonso I., am menschlichsten behandelt wurden, gebot man ihnen 1496 auf's Neue, zur Auszeichnung einen gelben Ring von mindestens vier Zoll Breite an der linken Schulter eingestickt zu tragen, wovon jedoch Ercole zu Gunsten der Geltwechsler und Ärzte eine Ausnahme machte.

In Deutschland wurden Juden sogar nach den Zeiten der blutigen Verfolgungen oft außerordentlich hart behandelt, so z. B., wenn sie den Galgen verdient und sich nicht bekehrt hatten (1505 in Breslau), mit den Füßen und gebundenen Händen zwischen zwei wütenden oder bissigen Hunden aufgehängt und diesen und den Vögeln preisgegeben. Auch blieb im Urtel der sonst stereotype Schluß „Gott gnad der Selen" weg. Besser wurde die Stellung der Juden in Deutschland um die Zeit der Reformation, ohne daß jedoch die letztere hierauf unmittelbaren Einfluß geübt hätte, indem vielmehr Luther selbst und lutherische Geistliche, wie Wagenseil, Eisenmenger und Müller, die Juden auf die gehässigste und gemeinste Weise schmähten. Es geschah vielmehr einerseits durch fortschreitende Emanzipation der einzelnen deutschen Landeshoheiten gegenüber dem Reiche, in welchem sie als „Kammerknechte" des Kaisers der ärgsten Willkür ausgesetzt gewesen waren, indem sich einzelne Kaiser sogar erlaubten, ihre Unterthanen und Vasallen von den Schulden an die Juden zu befreien; wozu Letztere allerdings nicht selten durch ihren Wucher, Aussaugung ihrer Schuldner und selbstsüchtige Ausbeutung des Handels und Verkehrs Veranlassung geboten hatten. Die Landesfürsten dagegen erließen nach und nach Gesetze, welche, so wenig Rechte sie auch den Juden darboten, sie doch gegen grausame Verfolgungen schützten, was die Söhne Israels freilich mit schwerem Gelte bezahlen mußten. Anderseits brachte die scheußliche Vertreibung der Juden aus Spanien (s. S. 251) eine Menge Angehörige dieses Volkes nach Italien, Deutschland, den Niederlanden u. s. w., — Enkel jener Juden, welche unter den Chalifen von Cordova sich in den Wissenschaften ausgezeichnet hatten. Diese, von edlerm, weil ungebeugtem Charakter, als ihre bisher stets verfolgten Glaubensgenossen des Nordens, wirkten so günstig auf die Letzteren, daß sich die Judenschaft nach und nach mehr Achtung unter den Christen erwarb, als zu der Zeit, da sie notgedrungen blos dem Wucher und Schacher gelebt hatte. Selbst Karl V. der in seinen spanischen und italischen Erblanden die Juden unterdrückte, verlieh ihnen 1530 einen Schutzbrief, durch welchen er sie zu allen geschäftlichen Verrichtungen zuließ und das ihnen bisher zustehende Vorrecht des Wuchers aufhob. Welchen Kampf und Widerstand indessen die Erhebung der Juden aus ihrem alten orthodoxen Schlendrian zu freieren und menschenwürdigeren Anschauungen durch ihre spanischen Stammesgenossen in

Anſpruch nahm, zeigt u. A. das traurige Schickſal des Uriel Acoſta (geb. 1594 zu Oporto und dort durch Zwang als Katholik erzogen, dann nach Amſterdam geflohen und wieder Jude geworden), der wegen freiſinniger Anſichten zu entehrendem Widerruf und ſchmählicher Buße gezwungen, ſich 1647 aus Verzweiflung erſchoß. Wir werden die würdigere Fortſetzung ſeiner Beſtrebungen in denjenigen Baruch Spinoza's kennen lernen.

Die von jeher den Deutſchen innewohnende Wanderluſt brachte in dieſem Lande die Erſcheinung mehrerer Arten „fahrender Leute" hervor. Es gab fahrende Ritter, Geiſtliche, Sänger, Studenten u. ſ. w. Von den letzteren, den „fahrenden Schülern", haben wir bereits oben (Seite 97 f.) ein Bild gegeben. Außer dem dort geſchilderten Treiben befaßten ſie ſich auch mit allen möglichen Arten betrügeriſcher Manipulationen, die theilweiſe auf den Aberglauben des Volkes ſpekulirten, wie: Stern- und Traumdeutung, Schatzgräberei, Magie, wunderbare Heilkunſt u. ſ. w., oder auch geradezu mit Betrug und Diebſtahl, wetteiferten mit Gauklern, Taſchenſpielern, Muſikanten, Komödianten, ſpielten je nach Umſtänden die Mönche oder die Narren und gaben bisweilen vor, ſie kämen, gleich Tannhäuſer, aus dem Venusberg, ſie wüßten das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, könnten verlorene Dinge herbeiſchaffen und gegen Hexen und Zauberer ſchützen. Die Zauberei wollten ſie meiſt zu Salamanca vom Teufel (ſ. oben S. 350) erlernt haben. Ihr Typus iſt Doktor Fauſt geworden.

Je mehr indeſſen die wiſſenſchaftliche Thätigkeit zunahm und die akademiſchen Geſetze die Studirenden beſſer und ſtrenger beiſammenhielten, um ſo mehr nahm die Erſcheinung der „fahrenden Schüler" ab, und das unehrenhafte Wandern und Vagiren ging theils auf verdorbene Menſchenklaſſen überhaupt, theils auf beſondere Stämme über, und zwar vorzugsweiſe auf die beiden verachteten und verfolgten der Zigeuner und der Juden. Das erſte dieſer beiden zerſtreuten Völker erſchien im Jahre 1417, wahrſcheinlich aus Indien kommend, zum erſten Mal in Europa. Ihre diebiſchen Neigungen gaben ſie bald dem allgemeinen Haſſe preis. Karl V. verbannte ſie 1548 aus dem Reiche; 1561 widerfuhr ihnen dies in Frankreich, ſie waren aber deſſenungeachtet nicht zu vertreiben. Obſchon ſie, unter den Chriſten lebend, ihre Kinder taufen ließen und chriſtliche Gebräuche beobachteten, huldigten ſie unter ſich fortwährend einer Art von Heidentum und gaben ſich vorzugsweiſe gern mit Wahrſagen und anderen abergläubigen Künſten gab. Der Name der Zigeuner ſoll eine Korruption von „Ägyptianer" ſein, weil man ſie früher allgemein aus Ägypten ableitete. Eine Abkürzung davon iſt das Wort „Gauner", welches in Folge ſeiner Verwandtſchaft mit „Jauner oder Joner" (Korruption aus „Jedionen", Inhaber der jüdiſchen kabbaliſtiſchen und myſtiſchen Kenntniſſe, abgeleitet vom hebräiſchen

דָּדַץ, joda, wissen, erkennen) nach und nach zum Inbegriffe herumziehender Diebe und Betrüger wurde, obschon diese selten Zigeuner, aber zahlreiche Juden und noch zahlreichere Christen unter sich zählten. Schon in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts erscheinen die Gauner als gefährliche Korporation unter dem Namen der „Landfahrer, Gardebrüder, Schnalzer, Dobisser, Grantener, Schlepper, Burkartbettler" u. s. w. Sich selbst nannten sie „Kochemer" (vom heb. חָכֵם, chochom, kundig), ihre Sprache „Jenisch" (von Jedionen), ihre Kameraden „Chawer" (von חָבֵר), die Nichtgauner „Wittscher" (von ואטר, der Beschränkte).

Die christlichen Gauner entstanden aus dem Bettlertum, welches die christliche Kirche in den ersten Zeiten ihrer Herrschaft durch übelangewandte und demzufolge mißbrauchte Mildthätigkeit, wie auch durch das Klosterwesen nährte. Schon früh nahmen diese arbeitscheuen Menschen die verfolgten Juden unter sich auf und bildeten im vierzehnten Jahrhundert bereits gefürchtete Räuberbanden in Deutschland, Frankreich und England, mit denen Fürsten und Städte Verträge schließen mußten, wenn sie ungeschoren bleiben wollten. Man bezeichnete sie damals als „Rote" (davon „Rotwälsch") und „Schwarze", und ihr Treiben nahm im fünfzehnten Jahrhundert noch zu und erlitt erst 1495 durch den Landfrieden Kaiser Maximilians einen empfindlichen Stoß, von dem sie sich jedoch bald wieder so sehr erholten, daß ihnen die Carolina keinen Einhalt mehr thun, und daß es jene furchtbare Gestalt in Krieg und Frieden annehmen konnte, deren Gräueln wir später begegnen werden.

Das Gaunertum spielte denn auch bereits in der Literatur des Reformationszeitalters eine nicht geringe Rolle, zuerst in einem zu Basel im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts erlassenen Ratsmandate, das bereits ein kleines Wörterbuch der „rottwelschen" (aus deutsch und hebräisch gemischten) Sprache enthält und 23 Klassen von Gaunern verschiedener Verrichtung kennt. Später spukt das Gaunertum in Geilers von Kaisersberg Predigten, wie in Sebastian Brant's Narrenschiff, besonders aber in einem Buche, dessen Gegenstand es ausschließlich bildet, in dem zwischen 1494 und 1499 erschienenen, später zu Wittenberg (1523 und öfter) gedruckten und mit Bildern gezierten Liber Vagatorum, „der Betler Orden", das auf der Grundlage des erwähnten Baseler Mandats auf alle Spezialitäten der Sitten und Sprache damaliger Gauner aufmerksam macht. Plagiate desselben erschienen zuerst 1583 zu Frankfurt als „rotwelsche Grammatiken". Es hat drei Theile, deren erster Theil 28 Klassen der Gauner aufzählt und charakterisirt, der zweite verschiedene allgemeine und besondere Kennzeichen derselben angibt und der dritte einen „Vocabularius" der rotwälschen Sprache in alfabetischer Ordnung enthält. Eine Bearbeitung des Liber Vagatorum

in Versen nach Sebastian Brant's Manier lieferte Pamphilus Gengenbach. Mit den Gaunern hingen wahrscheinlich die wandernden Kesselflicker zusammen, welche in der Schweiz „Tage" hielten und einen „König" hatten; diese Stelle bekleidete einst der berühmte Bürgermeister Hans Waldmann von Zürich, nach dessen Enthauptung 1495 die Tagsatzung ernstlich beriet, wie in dem erledigten Königreiche der Keßler wieder Ordnung zu schaffen sei*).

B. Das Polizeiwesen.

Die öffentliche Sicherheit befand sich bei solcher Ausbildung verbrecherischer Menschenklassen im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert natürlich in traurigen Verhältnissen. In Italien gehörte die allgemeine Sympathie den Mördern und Alles wünschte ihrer Flucht vor der Strafe Gelingen. Um das Jahr 1480 gab es durchaus keine Sicherheit vor Mordanfällen, Einbrüchen und Kirchenraub. In Ferrara wurde 1495 der Priester Nicolo de Pelegati eingesperrt, welcher Morde (den ersten am Tage seiner ersten Messe!), Notzucht und Raub in Menge verübt hatte. Allgemein verwildert war die Bevölkerung im Königreiche Neapel. Namentlich dort, aber auch anderswo, grassirte der Meuchelmord um Lohn, den selbst Fürsten häufig anordneten, und wurde durch Dolch und Gift bewerkstelligt. Einzelne Machthaber, wie z. B. Sigismund Malatesta, Herr von Rimini (Cesare Borgia's und seines Vaters nicht zu gedenken), begingen ohne Scheu sämmtliche Verbrechen, die sich die menschliche Fantasie ausdenken kann.

Auch in Deutschland walteten in dieser Beziehung die kläglichsten Verhältnisse. Das Land (außerhalb der Städte) wimmelte von Soldaten, Bettlern, Zigeunern, Spielleuten, Schalksnarren, welche, wenn sie ihr eigentliches Gewerbe nicht gerade ausübten, Verbrechen aller Art begingen. Wer Gelt hatte, konnte sich von aller Strafe loskaufen, während an den Galgen die Unzahl von Gebeinen der Nicht-Zahlungsfähigen im Winde klapperte (so in Nürnberg nach Celtes' Zeugniß).

Ebenso befanden sich auch die Wege und Straßen während jener Zeit noch in sehr schlechtem Zustande und waren stets von Räubern und Wegelagerern adeliger und geringer Herkunft beunruhigt und mit Zöllen beschwert; dennoch wurde bedeutend viel gereist. Es fuhren wallende Pilger, bettelnde Mönche, fahrende Schüler, brotsuchende Künstler und Handwerker, ehr- und bücherbegierige Gelehrte, briefbefördernde Boten, abenteuernde Ritter, thaten- und soldbursige Landsknechte und lüderliche Dirnen in Menge von Ort zu Ort. Wolhabendere Reisende bewegten sich zu Pferde weiter, bedürftigere zu Fuß. Die erste Post,

*) Des Verf. Gesch. des Schweizervolkes I. S. 513 ff.

welche der Fürſt Franz von Taxis damals in Deutſchland einrichtete, beförderte die Paſſagiere auf Pferden.

Den meiſten Antrieb zu dem zunehmenden Reiſen gab wol der Handel. Im Norden befand ſich derſelbe größtentheils in den Händen der Hanſa (Bd. III. S. 267 ff.), welche ſeit 1260 ihre Niederlaſſung im Stahlhofe (Steel-yard) zu London beſaß, in elf engliſchen und drei iriſchen Häfen Handelsfreiheit genoß und im Innern Englands auch Bergwerke betrieb. Viele Kaufleute und noch mehr Handwerker Londons, beſonders Goldſchmiede, waren Deutſche.

Auch die zahlreichen Kriege jener Zeit, in deren Gefolge das Beutemachen Luxus mit ſich brachte, trugen zur Belebung des Verkehrs bei. Zu der Zeit, als die Schweizer (am Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts) die erſte Kriegsmacht Mitteleuropa's waren, wimmelten alle Städte, Flecken, Straßen und Wirtshäuſer ihres Landes, wie der Chroniſt Stumpf erzählt, von fremden Kaufleuten und waren überfüllt mit fremdem Wein, Konfekt, Gewürz und anderen leckerhaften Eßwaaren, was in hohem Maße zur Verſchlechterung der Sitten und zur Untergrabung der Geſundheit beitrug. Die Herbergen der Zeit waren, wol mit Ausnahme weniger in den Städten, jämmerlich beſchaffen, ungaſtlich, die Wirte grob und abſtoßend, unbekümmert um das Wol der Gäſte, wovon in den Geſprächen des Erasmus von Rotterdam eine draſtiſche Schilderung enthalten iſt.

Im Wucher wetteiferten (Bd. III. S. 217 f.) beſonders die Lombarden und andere Italiener mit den Juden. Es war nicht ungewöhnlich, daß die Wucherer ſechszig Prozent jährlich bis hundert Prozent monatlich nahmen! Die Wuchergeſetze bewieſen dabei ihre vollſtändige Nutzloſigkeit. Zum Schutze gegen dieſe Blutſauger begann man ſeit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, wol zuerſt in Italien, Leihhäuſer zu errichten, welche anfangs für die erſten ſechs Monate keinen Zins annahmen. Ebenſo bildeten ſich auch damals unter verſchiedenen Ständen Unterſtützungsvereine für Fälle der Krankheit, des Alters, der Armut u. ſ. w. 1496 gründete die Herzogin Eleonore von Ferrara, Ercole's I. Gattin, eine Prinzeß von Aragon, ein Aſyl für verſchämte Arme, in Verbindung mit einer Schule. In den beſſer organiſirten Städten, zuerſt in Ferrara, wurden gegen den Bettel energiſche Schritte gethan, das Almoſengeben verboten, die Bettler eingekerkert und im Rückfall ausgepeitſcht, zugleich aber alle Staatseinwohner verpflichtet, Fälle der Hilfbedürftigkeit den Behörden anzuzeigen, welche dieſelben dann unterſuchten, den Armen Verdienſt, den Kranken und Alten Unterſtützung verabreichten und von den Reichen zu dieſem Zwecke eine Steuer erhoben.

Nichtbezahlende Schuldner wurden gleich Verbrechern und mit ſolchen eingekerkert, vorher aber auf einem Karren unter Trompetenſchall

urch die Stadt geführt, was später durch Ausstellung in einer grünen Nütze ersetzt wurde. Man betrachtete es daher wie einen Fortschritt, ls im Jahre 1478 auf Antrag eines menschenfreundlichen Mönches in errara ein besonderer Schuldthurm errichtet wurde.

Die Unbefangenheit, Ungeziertheit und Derbheit, mit welcher man n Mittelalter und auch noch im Reformationszeitalter alle menschlichen erhältnisse betrachtete, schloß folgerichtiger Weise auch die Duldung und lbst die Beschützung der öffentlichen Unzuchthäuser, oder wie man sie aiv nannte, „Frauenhäuser“, (s. Bd. III. S. 289) in sich. och schlug diesen, zu der Zeit von welcher wir sprechen, in einem großen heile Europa's, besonders in Deutschland, die letzte Stunde. Nicht enig trug dazu die Sittenlosigkeit der Klöster bei (oben S. 544), so aß während der Reformation die Nonnen mancher Klöster, z. B. des lara-Klosters zu Nürnberg, nichts Eiligeres zu thun hatten, als die rauenhäuser zu bevölkern.

Die Frauenhäuser fanden ihr Ende entweder durch die Reformation uther verurteilte sie unbedingt und scharf) oder durch die Ausbreitung r Syphilis, für welche Krankheit im Frauenhause zu Würzburg nach ssen Aufhebung ein Spital („Franzosenhaus“) errichtet wurde. In lm wurde das letzte Frauenhaus 1531, in Basel 1534, in Nürnberg 562 geschlossen und in letzterer Stadt verordnete 1582 der Rath, daß a Paar, das sich vor der Hochzeit vergangen, ohne Kranz und Schleier uf dem Lande mit Strohkränzen) erscheinen mußte und keine Lustbar- iten veranstalten durfte. In England unterdrückte Heinrich VIII. die rauenhäuser und versagte den Bewohnerinnen ein christliches Begräbniß. inzelne Beschränkungen waren schon früher vorgekommen. In Ham- urg vertrieb man 1483 die Lustdirnen aus den zu Kirchen führenden assen und wies ihnen „mit Trommeln und Fahnen“ Winkelgassen zur Wohnung an. In Ferrara wurden lüderliche Frauenpersonen mit einer eldstrafe von fünfundzwanzig Pfund belegt, zweimal ausgepeitscht und f zwei Monate eingesperrt. An die Stelle der unerhebbaren Geld- afe trat Ausstellung am Pranger. Im Rückfalle sollte ihnen die ase abgeschnitten und sie in diesem Zustande aus der Stadt geführt rden. Den Bürgern, welche Häuser der Unzucht besuchten, sollte die and abgehauen und ihr Vermögen verkauft werden. Jedermann hatte s Recht, Inhaber schlechter Häuser mit dem Stocke zu züchtigen. Im hre 1507 wurde dort eine Ehebrecherin eingemauert und ihr nur Darreichung der Nahrung eine kleine Öffnung gelassen; sie blieb bis sie starb. Die Blütezeit der Frauenhäuser war daher in der t, welche wir behandeln, bereits vorbei. Doch hörte damit das lerische Wesen überhaupt nicht auf. Die Dirnen zerstreuten sich nur, die Frauenhäuser aufhörten, und wurden desto gefährlicher. Vor- hme Herren hielten ihre „Courtisanen“, die oft zierlich gebildet waren,

ſich fein benahmen, luxuriös wohnten und mit Schminken und allerlei Mitteln ihre Reize zu erhalten ſuchten, auch wol ohne Bedenken das Bild der Madonna am Fenſter ſtehen hatten.

Manchen Ortes war aber das lüderliche Leben nicht auf die „lichten Fröwlin“ oder „guten Dirnen“, wie man ſie nannte, beſchränkt. In Wien z. B. begnügte ſich, wie Piccolomini in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erzählt und Bonſtetten an deſſen Ende beſtätigt, ſelten eine Frau mit einem Manne, und wenn die Edeln zu den Bürgern kamen, ſo trugen die Letzteren Wein auf und entfernten ſich (!). Viele Töchter nahmen Männer ohne Wiſſen ihrer Eltern, und Witwen warteten das Trauerjahr nicht ab. Die alten reichen Kaufleute nahmen ihre Mägde zu Frauen, und wenn ſie bald danach ſtarben, heirateten die letzteren ihre jungen Knechte, mit denen ſie ſchon während der Ehe vertraut geweſen, und ſo wurden oft arme Leute plötzlich reich, und die Geſchlechter wechſelten ſchnell. Ja es ſollen oft Vergiftungen alter oder ungeliebter Männer durch ihre Frauen und deren adelige Buhlen vorgekommen ſein. Doch auch außerhalb der Städte gab es fahrende Dirnen in Menge, beſonders an den Höfen und in den Kriegslagern, ſelbſt während der Kreuzzüge und der Religionskriege des ſechszehnten Jahrhunderts. Bei den Landsknechten gab es ein beſonderes Amt des Hurenweibels, welcher den Befehl über die mitziehenden „Huren und Buben“ führte, die außer ihrem eigentlichen Gewerbe verſchiedene Handlangerdienſte leiſteten. Es gibt ſogar Gedichte auf dieſe Geſchöpfe. Im Heere des Herzogs von Alba, das in den Niederlanden Spaniens Monarchie und Katholizismus vertheidigen ſollte, zogen vierhundert Dirnen zu Pferd und achthundert zu Fuß mit, welche der Geſchichtſchreiber Brantôme „belles et braves“ nennt. Im Jahre 1547 ſtürmten die ſpaniſchen Soldaten das Frauenhaus zu Nürnberg, worauf der Rat die Dirnen bei den Bürgern unterbringen und das Frauenhaus ſperren ließ. Noch im dreißigjährigen Kriege bezahlte Waldſtein ſeinem Hurenweibel wöchentlich einundeinviertel Reichsthaler.

Es iſt indeſſen merkwürdig, daß zur Zeit des Beſtehens der „Frauenhäuſer“ das Verbrechen des Kindermords beinahe unbekannt war. Im fünfzehnten Jahrhundert kam zu Nürnberg kein Fall dieſer Art vor, im ſechszehnten ſchon ſechs, im ſiebenzehnten aber dreiunddreißig. Hand in Hand mit dieſer Erſcheinung traten an die Stelle der Frauenhäuſer nach und nach die Findelhäuſer, welche indeſſen in Italien (wo ſeit 787 eines zu Mailand beſtand) ſchon längſt bekannt waren. In Nürnberg wurde Anfangs des ſechszehnten Jahrhunderts eines errichtet, konnte aber, wie bereits gezeigt, den Kindesmord nicht verhindern. Die Findelkinder wurden in „guten Sitten und der lateiniſchen Sprache unterrichtet“ — wenn ſie erwachſen waren, mit dem Bürgerrechte beſchenkt und zum Handel oder einem Handwerke angehalten, die Mädchen aber zur Heirat ausgeſtattet.

Seit den letzten Zeiten des fünfzehnten Jahrhunderts begannen die vorher krumm und winkelig angelegten Städte sich zu moderniſiren. Den Anfang hierin machte, nach Burckhardt, Ferrara, wo das regirende Haus Eſte regelmäßige Häuſerquadrate bauen ließ und die Bevölkerung namentlich durch fremde Flüchtlinge und durch Induſtrie ſo ſtark zunahm, daß die Stadt bereits 1497 als überfüllt gelten konnte. Dies machte eine Austrocknung der verpeſtenden Sümpfe um die Stadt notwendig, die denn auch mit Glück in urbares Land verwandelt wurden. Mit ſolchen Erſcheinungen ging auch die Entwickelung des Polizeiweſens Hand in Hand, einer Anſtalt, welche in der Neuzeit die mittelalterliche Allmacht der Hierarchie erſetzt und alle Regungen des Menſchenlebens kontrolirt und ſyſtematiſirt. In Ferrara wurde gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts alles Waffentragen und während des Carnevals auch der Gebrauch von Prügeln ſtreng verboten, ſo auch das Spielen auf öffentlichen Plätzen, das Galoppiren, raſche Fahren u. ſ. w., die Unreinlichkeit beim Backen, der Brotverkauf unter dem Gewichte, die Fälſchung des Weines u. ſ. w. Alle Dolchſpitzen mußten abgeſchliffen werden. Dieſe und andere Verordnungen wurden anfangs mit ſolcher Härte durchgeführt, daß 1496 der dortige Polizeidirektor Zampante von einem Studenten zum Jubel des Volkes ermordet wurde. Auch die Päſſe wurden in Ferrara zuerſt eingeführt und ebenſo das erſte eigentliche Steuerſyſtem in's Werk geſetzt. Mit direkten Steuern wurden blos die Reichen heimgeſucht, die armen blos mit indirekten. Als fürchterlich genial ausgedachte Geheimpolizei erlangte das Polizeiweſen ſeine genaueſte Ausbildung in Venedig (ſ. Bd. III. S. 280 f.), wo man kaum mehr zu denken, geſchweige denn zu ſprechen wagte, aus Furcht, in die Hände der finſtern Macht zu fallen, welche ihre Opfer über die Seufzerbrücke und unter die Bleidächer führte. Zu den Folgen des Polizeiregimentes gehörte als ächtes Kind der Neuzeit unter anderen die Statiſtik, als deren Heimat Venedig angenommen iſt. Wol hatte es ſchon früher z. B. in Mailand bereits im dreizehnten Jahrhundert, ſtatiſtiſche Aufzeichnungen gegeben, aber in ziemlich roher, ungeordneter und unfruchtbarer Weiſe. In Venedig zuerſt wurde die Statiſtik zu bewußten politiſchen Zwecken benützt und dort zuerſt begann man, die Bevölkerung nach „Seelen" aufzunehmen, ſtatt ſich, wie früher und anderswo, mit Zählung der Feuerherde, Waffenfähigen, Gewerbetreibenden u. ſ. w. zu begnügen. Florenz folgte in dieſem Fache zuerſt nach, zählte auch die Getauften, die Schulkinder, die Armen u. ſ. w. und zog daraus nationalökonomiſche Nutzanwendungen. Namentlich erſcheinen in Florenz, wie auch in Genua, nähere Angaben über das Vermögen und die Steuerkraft der Reichen.

In der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, als ſich das Papſttum von den Stürmen der Reformation zu erholen und gegen deren Reſultate angreifend vorzuſchreiten begann, fand es dasſelbe in ſeinem

Intereſſe, den ihm gehörigen Staat zu dieſen Zwecken als Mittel zu gebrauchen und daher ſeine Kräfte zu prüfen. Die Romagna erzeugte damals im Jahre 40.000 Stara Getreide mehr als ſie bedurfte, wovon 35.000 über das Meer ausgeführt wurden. Im Jahre 1589 führte der Kirchenſtaat jährlich für eine halbe Million Scudi Getreide aus. Daneben wurden auch große Mengen Wein, Lein, Öl u. ſ. w. erzeugt. Die einzelnen Städte des Kirchenſtaates beſaßen noch viele Unabhängigkeit von der päpſtlichen Regirung, bezahlten ihr oft nur gewiſſe Abgaben und lieferten ihr Hilfstruppen nach ihrem Belieben. Ancona ſpielte um 1522 eine bedeutende Rolle im levantiniſchen Handel, und es gab dort griechiſche und türkiſche Kaufleute, von denen welche im Jahre Geſchäfte von einer halben Million Scudi machten. Es beſtand dort eine griechiſche Kirche und der Hafen wimmelte von Schiffen. Die Einkünfte Ancona's betrugen 50.000 Scudi jährlich, bis die Stadt 1532 von Clemens VII. unter dem Vorwande, eine Feſtung gegen die Türken anlegen zu wollen, durch Liſt eingenommen wurde, alle Waffen verlor, die Verbannung von vierundſechszig und die Hinrichtung mehrerer angeſehener Bürger erlebte und der päpſtliche Hof — 20.000 Scudi jährlich gewann. Das früher ebenſo unabhängige Perugia, welches ſich einer Erhöhung des Salzpreiſes durch Paul III. widerſetzte, wurde 1550 durch ein päpſtliches Heer von 10.000 Italienern und 3000 Spaniern unter Peter Ludwig Farneſe, dem Sohne des Papſtes, unterworfen und die Häuſer der fünfundzwanzig flüchtigen Mitglieder des aufſtändiſchen Magiſtrates niedergeriſſen.

Ziemlich viele Angaben beſitzen wir über die Einkünfte des Kirchenſtaates im ſechszehnten Jahrhundert. Leo X. bezog aus dem Verkauf von 2150 Ämtern 900.000 Scudi; die Inhaber derſelben nahmen 320.000 Scudi ein. Man mußte zu ſolchen Mitteln greifen, weil die Päpſte es nicht wagen durften, ihrem Volke Steuern aufzuerlegen. Das Ende Adrians VI., welcher dies verſuchte, iſt bekannt. Als auch der Ämterverkauf nicht genügte, griff man ſeit Clemens VII. zu Staatsanleihen; dieſer Papſt nahm 200.000 Dukaten zu 10 Prozent auf. Paul III. mußte 600 neue Ämter ſchaffen und endlich doch zu einer Auflage, dem Suſſidio ſchreiten, die anfangs auf 300.000 Scudi berechnet war, wovon der zehnte Theil auf Bologna fiel, das ſich aber durch eine mäßige Abfindungſumme davon befreite. Andere folgten dieſem Beiſpiele, und ſo gingen denn vom Suſſidio im Jahre 1560 nur 165.000 Scudi ein. Unter Julius II. hatten die Einkünfte des Kirchenſtaates 350.000, unter Leo X. 420.000, unter Clemens VII. 500.000 Scudi betragen; am Ende der Regirung Pauls III. waren ſie auf 706.473 Scudi geſtiegen, freilich geſellte ſich ihnen aber eine ſchwebende Schuld von 500.000 Scudi bei und Julius III. erhielt von Ancona nicht die Hälfte, von Perugia ſogar kaum den hundertſten Theil der auf dieſe

tädte treffenden Abgaben. Er erhöhte die Auflagen und so auch seine achfolger. Unter Pius IV. überstiegen die Einkünfte eine Million und : Schuld eine halbe; die verkäuflichen Ämter hatten die Zahl von 3500 :eicht. Von den Einkünften kamen auf die Zölle 133.000 Scudi, n denen aber die Staatskasse nicht den zehnten Theil erhielt, da der :st bereits den Gläubigern verschrieben war.

Die Stadt Rom zählte unter Leo X. 80.000 Einwohner, die sich ter dem strengen Paul IV. auf 45.000 verminderten, nach ihm aber eder auf 70.000 und unter Sixtus V. auf 100.000 stiegen. Von :sen Zahlen gehörte ein winziger Theil den fest Angesessenen; die Be- lkerung in ihrer Mehrheit war eine flottante, die je nach den Umständen n und wieder ging; sie war aus allen christlichen Nationen zusammen- etzt.

C. Die Volkswirtschaft.

Durch die mit der kirchlichen Reformation gleichzeitigen politischen d wissenschaftlichen Bewegungen erhob sich auch die Volkswirt- aft auf eine neue Stufe ihrer Entwickelung*). Es war dies im ızen Geiste der Zeit begründet. Im Mittelalter befanden sich die liegen der Bevölkerung in den Händen einzelner Körperschaften, der :chen, der Gemeinden, der Zünfte, der Gutsbezirke u. s. w. und der aat stand dem Volke fremd gegenüber. Im Reformzeitalter aber chs der Staat an Macht, wie wir gesehen haben (oben S. 308), d damit wuchs auch das Bedürfniß für ihn, bestimmte Grundsätze nnehmen, nach denen die Anliegen seiner Bevölkerung wahrgenommen :den sollten.

Die volkswirtschaftliche Bewegung des Reformzeitalters stand in igem Zusammenhange mit allen übrigen Bewegungen jener Zeit, mit ı Humanismus, der Kirchenreform und dem Streben nach Volksfrei- t, wie wir es im Bauernkriege (oben S. 129 ff.) auftreten gesehen.

Die Humanisten wurden schon durch das Studium der Schriftsteller Altertums darauf geführt, auch deren volkswirtschaftliche Ansichten Berücksichtigung zu ziehen. Am eingehendsten oder vielmehr ein- leidendsten hat dies Erasmus in seinem „Lob der Narrheit" gethan, em er die Arbeit pries und die unnötige Existenz der Mönche und nnen verurteilte, den Wucher an den Pranger stellte und sogar so it ging, das persönliche Eigentum zu verwerfen und ein gemeinsames hes nach dem Vorbilde des Urchristentums zu befürworten. In prak-

*) Falke, Joh., die volkswirtschaftl. Anschauung der Reformationszeit. tschr. f. d. K. G., N. Folge III. S. 167 ff.

tischerer Weise beleuchtete Wilibald Pirkheimer in seinem Buche über den Ursprung, die Lage, die Sitten und Einrichtungen Nürnbergs die Maßregeln dieser Stadt zur Verhinderung willkürlicher Steigerung der Preise und zur Beschränkung des Aufwandes und Wuchers. Mehr vom Standpunkte des niedern Adels äußerte sich dagegen Ulrich von Hutten über dieselben Gegenstände, trat gegen die selbstsüchtige Handelsbetreibung der Fugger u. a. reicher Kaufleute, sowie gegen die Einfuhr ausländischer Waaren auf und predigte die genügsame Einschränkung auf die Erzeugnisse des Vaterlandes. Mit diesen Deutschen im Allgemeinen übereinstimmend, zog der Italiener Machiavelli seinen Gesichtskreis weiter und verlangte, daß allein die Größe und das Wol des Staates das Ziel jeder Politik sein solle; dieses sei, lehrte er, nur durch die gegenseitige Unterstützung der Natur und der Arbeit zu erreichen. Von seinem absoluten Fürsten verlangte er Einführung möglichster Gleichheit der Vermögensverhältnisse und Verbannung des Müßigganges und des Aufwandes. In idealerer Weise empfahlen jene italischen Humanisten, welche sich enthusiastisch zu Platon hingezogen fühlten (oben S. 62) die Einführung der „Republik" dieses Philosophen mit ihrer Gütergemeinschaft, jedoch in christlichem Geiste und auf friedlichem Wege. Am folgerichtigsten entwickelte Thomas Morus in seiner Utopia diesen Gedanken.

Die Reformatoren hatten naturgemäß vor Allem ihr religiöses Strebeziel im Auge. Die wirtschaftlichen Verhältnisse als solche waren ihnen untergeordneter Natur und nur im Lichte des „Wortes Gottes" von Bedeutung. Nach Maßgabe der Bibel empfahl darum Luther die Arbeit im Schweiße des Angesichts, jedoch gemildert durch ihre Vertheilung unter die verschiedenen Stände, und verlangte von der Obrigkeit die Vorsorge für Redlichkeit im Handel und Wandel und gegen Übertheuerung. Gleich Hutten eiferte er auch gegen Ausfuhr des Geldes nach Außen für fremde Erzeugnisse und gegen den Großhandel, wie er auch in Verdammung des Zinsnehmens den mittelalterlichen Standpunkt aufrechthielt. Wie Luther und gleich ihm auch Zwingli auf die thatsächlichen Verhältnisse ihrer Länder, so stützte sich dagegen Melanchthon mehr auf die volkswirtschaftlichen Lehren der Alten. Von ihnen entfernte sich Calvin durch Vertheidigung des Zinsnehmens, indem er das Geld als Waare auffaßte. Alle Reformatoren aber stimmten in der Festhaltung am persönlichen Eigentum überein, daher auch, neben dem Eifer für den Gehorsam gegen die Obrigkeit, Luthers heftige Worte gegen die aufständischen Bauern.

Mit den Letzteren und gleich den Humanisten trat dagegen Sebastian Frank (oben S. 441) wieder für Gütergemeinschaft ein. Die Bauern selbst verlangten Erhebung des Ackerbaues zur einzigen als ehrlich anerkannten Arbeit, Beschränkung des Handels und der Gewerbe

auf das notwendigſte, Aufhebung der Zölle, ſowie der Feudallaſten und Frondienſte, Freiheit der Jagd und Fiſcherei, Einführung gleicher Maße, Gewichte und Münzen. Ähnliche Ziele verfolgten die Wiedertäufer, in der geiſtvollſten Weiſe aber Thomas Münzer (oben S. 130 ff.).

Soweit nun dieſe nationalökonomiſchen Lehren Gütergemeinſchaft und ähnliches zum Ziele hatten, alſo ſtaatsgefährlich waren, wurden ſie natürlich von den Herrſchenden mit Feuer und Schwert vernichtet; aus dem, was übrig blieb, bildete ſich das erſte Syſtem der Volkswirtſchaft, das durch Kaiſer Karl V. begründete Merkantilſyſtem, welches auf dem Irrtum beruhte, als beſtände das Vermögen in edeln Metallen: Gold und Silber. Der Kaiſer prägte ſchlechtes Gelt, um, wie er kindiſch wähnte, mehr Gelt im Lande zu haben, und verhinderte dadurch ein Emporſtreben der ihm untergebenen Städte durch den Handel, deſſen freie Bewegung er durch Sperren und Verbote der Ein- und Ausfuhr zu hemmen ſuchte. Die Spanier jagten darum in ihren Entdeckungs- und Eroberungszügen vor Allem nach Gold und Silber, wie die Tataren und Mongolen auf den ihrigen nach Vieh. Man glaubte daher auch lächerlicher Weiſe, daß ein Land durch die Einfuhr von Waaren ärmer werde, weil dieſelbe mit der Ausfuhr des Geltes verbunden war, kannte kein Maß und Ziel im Hinaufſchrauben der Einfuhrzölle und nahm ſogar Reiſenden, welche ein Land verließen, ihr Gelt bis auf einen gewiſſen Betrag ab, was z. B. Erasmus in England begegnete. Die Folgen dieſer Thorheit waren, daß das Gold und Silber im Werte ſanken und ein Gegenſtand eifrigen Schmuggels aus dem Lande gegen eingeſchwärzte Waaren wurden. Spanien, das dieſem Syſtem am längſten huldigte, verlor durch dasſelbe ſeine Induſtrie, und ebenſo verdankte die Neuzeit demſelben die Einführung der Negerſclaverei. Hand in Hand mit dem Merkantilſyſtem ging auch die Kolonialpolitik oder der Wahn, daß die Mutterländer durch ihre Kolonien reich würden, was die unſinnigſte Bedrückung der letzteren und dadurch endlich großentheils ihren Verluſt herbeiführte. —

Der zunehmende Zerfall des deutſchen Reiches in beſondere Landeshoheiten, welche dem erſtern alle Kennzeichen der Staatsmacht entzogen und ſich ſelbſt zuwandten, verhinderte die weitere Ausbildung volkswirtſchaftlicher Lehren von größeren Geſichtspunkten aus und beſchränkte die Beſchäftigung mit den aufſtrebenden Wiſſenſchaften auf das Intereſſe an den Hilf- und Erwerbsquellen der Kleinſtaaten, wie z. B. am Münzweſen und deſſen Wandelungen. Doch bewirkten die Beſtrebungen nach Hebung der „Regalien“ unſtreitig Vieles zum Wole der Bevölkerungen. Unter anderm trat um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts an die Stelle der frühern Gleichgiltigkeit gegen den Verfall der Wälder, in Folge empfindlichen Holzmangels die Sorge für das Forſtweſen. Die erſten Verordnungen gegen die Verwüſtung der Forſten ſind die ſächſiſche von 1482, die brandenburgiſche von 1531 und die des Herzogs

Heinrich des Jüngern von Braunſchweig vom Jahre 1547. Noch mehr Aufmerkſamkeit widmeten die Fürſten dem Berg- und Hüttenweſen. Herzog Julius von Braunſchweig ließ ſein Land nach Bergſchätzen und 1586 auch geognoſtiſch unterſuchen und im Harz neue Stollen, Schachte und Waſſerleitungen anlegen; im Jahre 1576 ſchon hatte er den Überſchuß der Bergwerke um 84.000 Gulden höher gebracht als ſein Vater. Bezeichnend für jene Zeit war es vorzüglich die Alchemie, welche ihn zur Vervollkommnung des Hüttenweſens antrieb; Betrügereien, denen er zum Opfer fiel, brachten ihn aber auf den rechten Weg, und ſtatt Gold und Silber lieferte er redlich Blei und Eiſen, Vitriol und Arſenik, Alaun und Salpeter. Aus der Eiſenhütte zu Gittelde gingen die damals berühmteſten „Feldſchlangen“ hervor, und zwar geſchmiedete Hinterlader, die erſte war $34\frac{1}{2}$ Fuß lang und 170 Zentner ſchwer und ſchoß eine Meile weit. Auch auf Herſtellung von Verkehrsſtraßen richtete man das Augenmerk; Herzog Julius verordnete 1589 deren fleißige Beſichtigung und Verbeſſerung, wie er auch kräftige Schritte gegen die das Land unſicher machenden, ſich umhertreibenden Landsknechte that. Auch die Schiffbarmachung von Flüſſen wurde nicht vernachläſſigt; aber die elende Kleinſtaaterei zeichnete ſich dabei, als z. B. die Stadt Braunſchweig und Herzog Wilhelm von Lüneburg 1577 gegen die Schifffahrt auf der Oker intrigirten und proteſtirten, ſie ſogar thätlich ſtörten und ſich gegen angebliche Schädigung ihrer Rechte an den Kaiſer wandten, und es gelang ihnen wirklich, das Werk zu hintertreiben!

Im Übrigen aber war eine der liebſten Beſchäftigungen von Fürſten u. a. großen Herren die Jagd. Die Waldungen und Wildniſſe, viel weiter ausgedehnt als jetzt, boten Unmaſſen von Wild dar. Man fand in Deutſchland nicht nur Wildſchweine und Hirſche, ſondern auch Bären und Wölfe, Auerochſen und Elennthiere. Auch Frauen nahmen an dieſem „Vergnügen“ theil. Bis zum 17. Jahrhundert bediente man ſich als Waffe meiſt der Armbruſt, erſt ſpäter der Feuerwaffen, gegen Eber und Bären der Jagdſpieße. Gegen Vögel wurden als Jagdthiere die abgerichteten Jagdfalken verwendet.

Die mit der Volkswirtſchaft in engem Zuſammenhange ſtehenden Beſchäftigungen der Bevölkerungen, wie der Handel, die Gewerbe und die Landwirtſchaft, haben in unſerm Zeitraume wenig Charakteriſtiſches und ihre Entwickelung in demſelben läßt ſich ſo wenig von ihrer höheren ſolchen im folgenden Zeitraume trennen, daß wir genötigt ſind, ſie unerwähnt zu laſſen und hinſichtlich ihrer auf den nächſten Band unſeres Werkes zu verweiſen.

Zweiter Abſchnitt.

Krieg und Frieden.

A. Kriegs- und Seeweſen.

In der von uns geſchilderten Periode waren die Söldnerheere
. III. S. 240) noch ſtetsfort an der Tagesordnung. Über die
l, Pflichten und Rechte der Söldner wurden zwiſchen den Ange-
benen ſelbſt oder ihren Regirungen und dem ſie mietenden Kriegs-
n Verträge und Bündniſſe abgeſchloſſen. Manche Staaten, wie z. B.
Schweizer Kantone ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert, verkauften ihre
ehörigen förmlich gegen den Bezug von Jahrgeltern, die aber oft
t bezahlt wurden, an Frankreich, den Papſt u. ſ. w. Auch einzelne
ger, beſonders Trompeter, Büchſenmeiſter, Schwertfeger und andere
che, die beſondere Fertigkeiten beſaßen, verdingten ſich durch Verträge
Kriegführende. Den rühmlichſten Namen in Bezug auf Tapferkeit,
n auch nur noch um Gelt, nicht mehr zur Verwirklichung großer
en, errangen ſich unter den Söldnern des ſechszehnten Jahrhunderts
erſte geordnete Fußtruppen die Schweizer und die (1487 zuerſt
retenden) deutſchen Landsknechte (auch Lanzknechte), die meiſt mit
eßen und nur zu geringem Theile mit Hakenbüchſen (arquebuses)
affnet waren. Beide dienten ohne jegliche andere Rückſicht dem Meiſt-
nden, ſo die Erſteren zur Zeit des Papſtes Julius II. Dieſem, nach
unſeligen Schlacht bei Marignano aber (1515) ihren Beſiegern, den
nzoſen, mit denen die Kantone 1516 einen ewigen Frieden und 1521
ı ein Bündniß zum Zwecke der Lieferung von Söldnern abſchloſſen,
aber Zürich ſtets fern blieb, wo Zwingli gegen die fremden Dienſte
te. Doch traten auch oft Schweizer in kaiſerliche Dienſte und fochten
n ihre auf franzöſiſcher Seite befindlichen Landsleute. Ja es ließen
die kurz vorher proteſtantiſch gewordenen Züricher trotz Zwingli's
ahnung vom Papſte Leo X. gegen Frankreich anwerben, in deſſen
ſte die katholiſchen Schweizer gegen den Papſt zogen! Ein Zuzug
14.000 Schweizern, um 1519 dem Herzog Ulrich von Würtemberg
verlorenes Land wieder erobern zu helfen, wurde auf Zürichs Be-
als gegen den Willen der Behörden unternommen, an allen Theil-
ern ſtreng beſtraft. Bei Marignano war indeſſen die nationale
kraft der Schweizer gebrochen worden; bei Bicocca (1522) verloren
uch ihren Söldnerruhm, und nach der Schlacht bei Pavia geſchieht
, als einer kriegeriſchen Geſammtheit, keine Erwähnung mehr.
ſo charakterlos wie die damaligen Schweizer verhielten ſich im

Kriegsdienſte auch die deutſchen Landsknechte. Ein ſogenannter Schwarzer Haufe Solcher, unter dem ſich der freche Georg oder Hans Langmantel durch ſeine Pralerei hervorthat, diente bei Pavia den Franzoſen gegen den Kaiſer, wobei aber Langmantel, welcher den vaterländiſch geſinnten Landsknechtführer Georg von Frundsberg mit lauter Stimme und auffallenden Geberden zum Kampfe herausforderte, erſchlagen und ſeine ganze Bande vernichtet oder in die Flucht geſchlagen wurde. Georg von Frundsbergs Name hatte einen guten Klang; gleich den alten Schweizern fiel er vor jeder Schlacht mit ſeinen Leuten auf die Kniee. Er hielt treffliche Mannszucht und ließ ſeine Untergebenen niemals plündern, daher in ihren Kriegen die verbündeten Spanier ihnen Alles vorweg nahmen. Neben den Söldnern erſcheinen jedoch im Reformzeitalter bereits die Anfänge der ſtehenden Heere. Das erſte ſolche waren die türkiſchen Jenidſcheri (Bd. III. S. 496), das erſte chriſtliche aber ſchuf 1449 Karl VII. von Frankreich in ſeinen 15 Ordonnanzkompagnien.

Die öffentlichen Gebreſten des Mittelalters, die Fehden und das Fauſtrecht ſpukten auch noch tief in das ſechszehnte Jahrhundert hinein. Das Kriegführen und Menſchenſchlachten war noch nicht, wie heute, ein Privilegium der Staaten und Regirungen, ſondern Jeder, der die Kraft dazu fühlte, fand ſich berufen, ſeinen Feinden förmlich durch Urkunden abzuſagen, ihnen Feindſchaft und Fehde anzukündigen. Dienſtleute und Söldner ſagten ohne Bedenken ihren Vorgeſetzten, ja ſogar Leibeigene ihren Herren ab, beliebige Raubritter den Räten der Städte, Kaufleute den Raubrittern, von denen ſie beſchädigt worden (wie z. B. der bekannte Hans Kohlhaſe in der Mark Brandenburg), Juden ihren Verfolgern u. ſ. w. Der Fehdebrief drohte in der gehäſſigſten Weiſe mit Mord, Raub und Brand. Man überſandte ihn feierlich durch Herolde oder Edelknaben, meiſt auf die Spitze einer Lanze geſteckt. Noch 1521 ſagten fränkiſche Junker der Stadt Nürnberg ab, raubten jeden Bürger derſelben, der in ihre Hände fiel, aus, und ſandten ihn mit abgehauener rechter Hand heim (eine bei den Raubrittern ſehr beliebte Grauſamkeit).

Den größten Schrecken jagten aber in unſerer Periode der geſammten Chriſtenheit die Türken ein. Zweimal, 1529 und 1683, belagerten ſie Wien, und in der Zwiſchenzeit war faſt ganz Ungarn ein Theil der „Türkei“ und Siebenbürgen ihr Vaſallenland, das ihnen ſogar zeitweiſe gegen den Kaiſer anhing. Oft genug drohten ſie weiteres Eindringen in Deutſchland und die „Türkenglocken“ erinnerten die bebenden Chriſten beſtändig an die drohende Gefahr. Oft aber hausten die vom Kaiſer gegen den Erbfeind in Italien und Spanien geworbenen Truppen nicht ſanfter als die Türken, raubten, mordeten, braunten und zerſtörten zwecklos, aus Übermut und aus Haß gegen die „Deutſchen“. Doch machten es auch deutſche Truppen im eigenen Lande oft nicht beſſer.

Die Waffen waren damals in einem Zeitraum bedeutender Entwickelung begriffen. Herzog Karl der Kühne von Burgund, der tapferste Fürst seiner Zeit, führte bei der Belagerung von Neuß 1475 an Geschützen bei sich: fünf eiserne Büchsen (davon eine „geschraubt", d. h. wahrscheinlich gezogen), jede zehn bis elf Fuß lang, neun kupferne Büchsen, eine davon ebenso lang, die acht kleineren mit Löwenköpfen, eine große „eiserne Schlange" dreizehn, und vier kleinere sechs Fuß lang, sechs eiserne Böler auf Rädern, vierundeinhalb Fuß lang, vierundvierzig „kupferne Schlangen" von sieben bis elf Fuß Länge, sechsundsechszig „runde Schlangen" auf Rädern, sechs bis neun Fuß lang, neun große Steinbüchsen, zwölf Roßmühlen, eine Windmühle (?) u. s. w. An den Handbüchsen trat 1507 das Radschloß an die Stelle des Lunтenschlosses. Die gezogene Handbüchse wurde von Kaspar Zollner in Wien 1480 erfunden, dem dies August Kotter in Nürnberg 1520 und Wolf Danner daselbst streitig machten. Gebraucht wurde sie nachweislich schon 1498 bei einem Schießen in Leipzig. Im Kriege erschienen Büchsenschützen in größerer Anzahl erst während des dreißigjährigen Krieges. Das erste Recept zur Bereitung des Schießpulvers kennen wir aus dem Jahre 1445, nämlich 4 Theile Salpeter, 2 Schwefel und 1 Kohle. Baptista Porta erwähnt 1567 schon das heutige Verhältniß mit 6 Theilen Salpeter, 1 Schwefel und 1 Kohle.

Auch nach der ausgedehnten Anwendung des Schießpulvers bediente man sich noch fortwährend anderer Geschosse, wie ungeheurer Pfeile, welche die Balliste (daher: Arcubalista, verdorben „Armbrust") abschoß. Mittels Schleudermaschinen (lat. Katapulten, deutsch Antwerke) dagegen wurden Felsenstücke, Feuerkugeln, sogar Kot, Aas und dergleichen Unreinlichkeiten unter die Belagerten geworfen. Die Ballisten kamen Ende des fünfzehnten, die Schleudermaschinen erst Ende des sechszehnten Jahrhunderts außer Gebrauch und an ihre Stelle traten unter dem schon für sie üblichen Namen (Arkolei, Artillerie) die genannten schweren Feuergeschütze, bei denen die Zeugmeister zu Büchsenmeistern wurden. Die erste Schlacht, in welcher die Feuerwaffen die Entscheidung herbeiführten, war wahrscheinlich die von Pavia 1525.

Ein würdiges Gegenstück zum System der Strafen im bürgerlichen Leben bildete das militärische Strafrecht. Vergehen und Verbrechen im Kriege wurden bei den deutschen Landsknechten durch die Kriegsgemeinde derselben beurteilt, und zwar an „einem nüchternen Morgen". Der Profoß machte den Ankläger und brachte den Angeklagten in den Ring der Landsknechte. Die Truppe beschloß mittels Aufhebens der Hände nach Stimmenmehrheit Eintreten auf die Anklage, worauf der Profoß sowol, als der Angeklagte Jeder einen „Fürsprecher" erhielten. Nach den Verhandlungen, welche der „Feldweibel" leitete und während

deren Verlaufes die Fähndriche ihre Fahnen mit der Spitze in die Erde steckten, wurde das Urteil gesprochen, worauf man die Fahnen wieder ergriff und in die Höhe hielt. Die häufigste Todesstrafe war die des „Spießrechts", nach welchem der Delinquent, nachdem er seine Kameraden und sie ihn um Verzeihung gebeten, gegen die in eine „Gasse" geordneten vorgehaltenen Spieße derselben laufen mußte, wobei sie ihm „aus Gnade" auf halbem Wege entgegenkamen, damit er schneller „erledigt" werde. War es vorbei, so knieten Alle nieder und beteten für die „arme Seele". Diese Strafe scheint bis zur Einführung der Piken im dreißigjährigen Kriege fortbestanden zu haben. Andere kriegerische Strafen waren das Erschießen, Hängen und Enthaupten. Die scheußlichste aber war das im christlichen Europa bis in's achtzehnte Jahrhundert geübte Spießen oder Pfählen, welches darin bestand, daß man dem Verurteilten einen spitzen Pfahl zwischen den Beinen in den Leib und an den Schultern wieder heraustrieb und denselben dann aufrichtete, worauf der Unglückliche oft noch Tage lang lebte, ja manche sogar todverachtend noch ihre Pfeife rauchten. Das Pfählen kam meist nur bei schweren Mordthaten und bei Verrat an den Feind vor. Peter Wolfgang, welcher sechs Kirchen- und einundvierzig Witwenraube und dreißig Morde begangen hatte, davon sechs an schwangeren Frauen, deren Früchten er die Herzlein ausgerissen und „gefressen", um (wie der Aberglaube lehrte) nicht gefangen zu werden, wurde 1575 zu Sagan, nachdem man ihm die rechte Hand abgehauen, mit Zangen zerrissen, zur Stadt hinausgeschleift und dann gespießt, — 1615 ein Mörder zu Breslau, welcher sechsundneunzig Morde und drei Brandstiftungen begangen, mit glühenden Zangen zerrissen, geschleift, gerädert und zuletzt noch gespießt. In Ungarn soll den Delinquenten der Pfahl von einem Pferde durch den Leib gezogen worden sein.

Im Seewesen wurde das Reformzeitalter durch die Fahrten nach Länderentdeckungen bedeutsam. Im 15. Jahrhundert nahmen die Schiffe an Größe zu und damals wurden auch zuerst Kanonen auf denselben verwendet, was bedeutende Veränderungen im Schiffbau herbeiführte. Seit der Entdeckung Amerikas wuchs die Größe der Schiffe noch mehr an; aber sie waren noch plump von Ansehen, bis um Mitte des 16. Jahrhunderts die Engländer elegantere Formen aufbrachten. Heinrich VIII. gründete die englische Seemacht durch Errichtung der ersten eigentlichen Kriegsflotte.

Die berühmte spanische Armada zählte 133, die damalige englische Flotte 179 Schiffe; doch waren erstere fast doppelt so groß als letztere. Die das Seewesen des Mittelalters beherrschenden Galeren kamen gegen Ende des 16. Jahrhunderts außer Gebrauch und der Schiffbau machte bedeutende Fortschritte, besonders in England.

B. Bewegtes Leben im Frieden.

Mit dem Lärm der kriegerischen Ereignisse und dem wilden Leben der Theilnehmer an denselben wetteiferte damals auch in Friedenszeiten, die freilich selten waren, ein lärmendes und wildes Treiben.

Das allgemeine Auftreten neuer Ideen im fünfzehnten Jahrhundert führte auch eine Zunahme der Pracht und des Aufwandes bei öffentlichen Festen mit sich. Italien und speziell Florenz hatte hierin schon früher den Anfang gemacht. Triumfzüge, in Nachahmung derjenigen des Altertums, waren in Rom nichts seltenes und wurden später auch an anderen Orden gebräuchlich, und zwar nicht nur in Wirklichkeit, sondern auch in der Dichtung. Dabei spielte stets die oft unglückliche und mißlungene Allegorie eine Hauptrolle, wie dies auch in der Poesie und in der bildenden Kunst der Fall war, besonders in der Periode des herrschenden Humanismus. Die Allegorie wurde mit ihrem ganzen Pomp selbst bei kirchlichen Festen in Anwendung gebracht, so namentlich am Fronleichnamsfeste, bei welchem selbst Päpste sich in dunkeln Versinnbildlichungen zu überbieten suchten. Die Borgias sollen den dabei üblichen Kanonendonner eingeführt haben. Ähnlich wurden die weltlichen Feste gefeiert, mit besonderm Glanze die politischen der Republik Venedig, mit bunten Zügen von Gondeln. Bei Einzügen fürstlicher Gattinnen schritten kostbar gekleidete Pfeifer, Trommler, Trompeter und Hellebardiere voran; das Blendendste aber leisteten die Hochzeit- und Krönungsfeste von Königen und Königinnen, besonders in Frankreich und England, wobei antikisirende allegorische und symbolische Mummereien nie fehlen durften und Teppiche aus allen Fenstern hingen. Bei der Hochzeit Heinrichs VIII. von England und Katharina's von Aragon, welche so verhängnißvolle Folgen haben sollte, ritt der Herold des Königs dem Zuge voran in die Halle und rief Jeden, der seinen Herrn nicht für den rechtmäßigen Herrscher halten würde, zum Zweikampfe auf; dann erhielt er vom König einen goldenen Becher, den er austrank und behalten durfte.

Eine große Liebhaberin solcher Schaustellungen war die Königin Elisabeth. Wenn sie das Land durchreiste wurde sie überall pomphaft empfangen. Als sie einst in Norwich ankam, erschien vor ihrer Wohnung, „in einer fantastisch bemalten Kutsche fahrend, Merkur, in einem goldbesetzten Wamms von blauem Sammt, mit einem goldnen Hute auf dem Kopfe und Flügeln an Händen und Füßen, um sie zu einem eigens für sie vorbereiteten Schauspiel unter freiem Himmel einzuladen, worin Venus und Cupido nebst allegorischem Gefolge der Laster durch die Göttin der Keuschheit und die ihr folgenden Tugenden überwunden wurden, welche natürlich die Königin und ihre Damen vorstellten. Auf dem ganzen Wege wurde sie von Nymphen und Feen umschwärmt,

die ihr ſingend und tanzend huldigten," während in komiſchem Kontraſte plötzlich ein würdiger Paſtor vor ſie trat und ihr für den Schutz verfolgter Proteſtanten dankte. Im Jahre 1581 wurde zu Ehren einer franzöſiſchen Geſandtſchaft ein großes Feſt in Whitehall gefeiert. In einem prachtvollen Feſtbau, deſſen Decke mit Sonne, Mond, Sternen und ſchwebenden Wolken verziert war, wurde „die Burg der vollkommenen Schönheit", d. h. der Platz, wo die Königin ſaß, von Rittern, welche die „Pflegeſöhne der Begierde" hießen, belagert. Nach erfolgloſer ſchwülſtiger Rede eines fantaſtiſch gekleideten jungen Parlamentärs wurde die Burg aus Kanonen mit ſüßem Pulver und wohlriechendem Waſſer, ſowie mit Blumen, Süßigkeiten und dergleichen beſchoſſen, worauf ein Turnier ſtattfand, in welchem natürlich die Kämpen der „vollkommenen Schönheit" ſiegten.

Bei der Geburt eines fürſtlichen Kindes, namentlich eines Erbprinzen, wurden alle Glocken geläutet, Dankmeſſen geleſen, Kleider und Speiſen unter die Armen vertheilt. In Italien, vielleicht auch anderswo, wurden die Bänke der Gerichte und Schulen weggenommen und in Freudenfeuern verbrannt, und wenn das fürſtliche Haus beſonders freigebig war und aus den Brunnen Wein fließen ließ, auch Angriffe auf die Thüren der Häuſer und Magazine gemacht, um ſie zu demſelben Zwecke zu gebrauchen.

In Rom gewann im fünfzehnten Jahrhundert der Carneval ſeinen lärmenden Umfang, mit Wettrennen von Pferden, Eſeln, Büffeln, Alten, Juden u. ſ. w., welchen gegenüber dasſelbe Feſt in Florenz durch ſeinen feinen künſtleriſchen Charakter abſtach, den jedoch bisweilen unanſtändige Gedichte entſtellten, die man dabei abſang. Sehr glänzend war der Carneval in Ferrara, wo man zwar die in Venedig damit verbundenen Zügelloſigkeiten nicht mehr duldete, ſeitdem dabei Mönchs- und Nonnenkleider getragen, der geiſtliche Stand ſomit lächerlich gemacht wurde und Mitglieder desſelben ſich ausgelaſſen betragen hatten. Dagegen hatte man dort an einem jährlichen Carneval nicht genug, ſondern feierte deren mehrere.

Bei der deutſchen Faſtnacht ging es höchſt derb zu. Hauptſpäße dabei beſtanden in ſehr unanſtändigen Geberden. Doch fehlten auch die ernſten Seiten nicht; denn 1482 wurde in Köln die Faſtnacht zum Deckmantel eines Aufſtandsverſuches gegen den Rat benutzt, der wiederholt Maßregeln gegen ſolche Plane treffen mußte. Auch ſonſt kam es in jener Zeit vor, daß man zur Verhöhnung eines Nachbarortes eine Figur aufſtellte, wie z. B. auf der Rheinbrücke zu Baſel den die Zunge herausſtreckenden „Läufenkönig", welchem gegenüber die Kleinbaſeler, denen der Hohn galt, an einem Thurme ein derbkomiſches Geſicht anbrachten. Mummereien (Mummenſchanz) wurden übrigens auch zu anderen Zeiten gern getrieben und mit allerlei Neckereien verbunden. Beſonders

Anläſſe dieſer Art waren der Schäfflertanz in München und das Schempartlaufen in Nürnberg, welches von Kaiſer Karl IV. herrühren ſoll, aber ſchon in Mitte des 16. Jahrhunderts ſein Ende fand und mit allerlei grotesk-komiſchen Vorſtellungen verbunden war.

Mit der Entwickelung des Feſtlebens ging auch diejenige der Bühne Hand in Hand. Ihre Geburtſtätte war bekanntlich die Kirche, und die dramatiſche Darſtellung der Glaubensgeheimniſſe gab den älteſten Theaterſtücken den Namen der Myſterien, welche wir aus der Kulturgeſchichte des Mittelalters (Bd. III. S. 400) kennen. Neben den Myſterien kamen aber nach und nach Pantomimen von durchaus nicht nur weltlichem, ſondern ſogar heidniſchem Charakter auf, indem die antike Mythologie in dieſelben hineingezogen wurde, was ſelbſt Kardinäle (wie Riario 1473 in Rom) aufführen zu laſſen ſich nicht ſcheuten. Der Tauſendkünſtler Lionardo da Vinci ließ 1489 bei einem fürſtlichen Brautfeſte in Mailand das Planetenſyſtem vorſtellen, und wenn ſich bei deſſen Umdrehung ein Planet der Braut näherte, ſo trat der Gott, deſſen Namen er trug, aus der Kugel und begrüßte ſie in Verſen. Man war ſehr erfinderiſch in dergleichen allegoriſchen Dramen; jedes Feſt von Bedeutung hatte ſolche im Gefolge, und es bildeten ſich beſondere Geſellſchaften zur Einrichtung derſelben. Beſonders glänzend waren die erwähnten Trionfi (Triumfzüge), deren einer 1513 die Wahl des Papſtes Leo X. mit antiken Scenen feierte.

Seit Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts traten die Myſterien indeſſen mehr zurück und die „Moralitäten“ an ihre Stelle, d. h. Stücke religiöſen Charakters, in welchen ſtatt der Wunder die Tugenden und Laſter die Hauptrolle ſpielten und meiſt durch Bürger oder Studenten dargeſtellt wurden. Während der Reformation wurden ſie eifrig benutzt, um deren Grundſätze beliebt zu machen und gegen die Entartung der alten Kirche loszuziehen. Der Teufel war der Vertreter des komiſchen Elementes und kam ſelten ungeprügelt davon, welche Operation meiſt dem Laſter zufiel, das ſie hinwieder oft von der Tugend erlitt. Durch allmälige Individualiſirung der abſtrakten Begriffe, welche nach und nach ganz verſchwanden, entſtand während des ſechszehnten Jahrhunderts das eigentliche Schauſpiel, das am Ende desſelben die Moralitäten völlig verdrängte, wie wir bei Anlaßder ſpaniſchen (oben S. 474 ff.) und der engliſchen Bühne (oben S. 487 ff.) geſehen haben.

Bei fürſtlichen Familienfeſten ſtanden auf mehreren öffentlichen Plätzen, die der Zug paſſirte, Bühnen, auf denen mythologiſche Perſonen die Gefeierten mit langen Versreihen bewillkommten und dafür von ihnen belobt wurden. Die Hauptbühnen aber wurden in öffentlichen Gebäuden aufgeſchlagen und trugen bisweilen über hundert Schauſpieler, deren Vorſtellungen mit Tänzen und Pantomimen abwechſelten. Eine Vermiſchung der beiden letzteren Gattungen von Darſtellungen war die Moresca,

ein Tanz in kriegerischen Kostümen mit Waffen oder auch in fantastischen Aufzügen mit Produktionen nach Art der heutigen Gauklerkünste. Die beliebtesten Schauspiele waren zur Zeit der Blüte des Humanismus die Komödien des Plautus und Terentius im Original. Einen unerfreulichen Wetteifer mit den Nationalbühnen unterhielten im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert italische Schauspielertruppen, welche besonders in Deutschland durch ihre dem Aretino und anderen schamlosen Dichtern entlehnten unanständigen Komödien, die sie mit Trommelschall ankündigten und in offenen Höfen aufführten, bei Gebildeten ebenso sehr Ärgernis erregten, als sie bei dem Pöbel Anklang fanden. In Pantomimen traten oft Pferde in Menge, ganze Heerden Ziegen und Rudel von in Felle wilder Thiere gekleideten Menschen auf, um Jagden, Beschäftigungen der Landwirtschaft und dergleichen darzustellen. In den Fastenzeiten hörten alle weltlichen Schauspiele auf und in den Kirchen wurden dafür Passionsspiele aufgeführt und so die Mysterien wieder zu Ehren gezogen.

Neben dem Theater ging auch bereits das Marionetten- oder Puppenspiel einher. Cardanus erzählt in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, daß er zwei kleine hölzerne Bilder gesehen, die, von einem Sicilianer gezeigt, und an einem durch sie gehenden Faden geleitet, mit einander spielten, Pauken schlugen, tanzten, die Köpfe, Arme und Beine nach dem Takte der Musik bewegten u. s. w. Unter anderweitigen Sehenswürdigkeiten und Schaustellungen finden wir bereits 1443 lebende Elefanten, 1629 abgerichtete solche, seit dem sechszehnten Jahrhundert die verschiedensten Thiere, je nachdem man sie durch die Entdeckungen neuer Länder kennen lernte. Dazu kamen Riesen, Zwerge, bärtige Frauen, Menschen ohne Arme, sehr schwere und fette Kinder, Mißgeburten, Kuh-, Ochsen- und Bärenhetzen, wobei alte blinde Bären, denen die Zähne ausgebrochen waren, auftraten und zuletzt niedergemacht wurden. Das meiste Aufsehen aber erregten die Seiltänzer, die man auch „Seilschwimmer“ nannte, und die sich bei Anlaß der verschiedensten Festlichkeiten sehen ließen. Seit Mitte des sechszehnten Jahrhunderts fuhren Solche auf Seilen von Thürmen herab, indem sie sich mit ausgestreckten Armen auf der Brust herabgleiten ließen, führten auch Jungen in Schubkarren auf und ab, brannten auf dem Seile Feuerwerke ab und tanzten mit Säcken über den Köpfen oder in Harnischen u. s. w. Mit ihnen wetteiferten spanische und italische Gaukler und Springer, welche ein ganzes System von besonders benannten Sprüngen (Affen-, Katzen-, Hasen-, Forellensprung) aufgestellt hatten. Ebenso trieben Quacksalber, Theriakkrämer und Taschenspieler ihr Wesen, indem sie ihr Gewerbe mit lautem Geschrei und lächerlichen Geberden ausschrieen. Besonders wurden Mittel gegen Gift angepriesen. Auch produzirte man sich in gefahrlosem Umgange mit erschöpften Schlangen, Krokodilen u. s. w., ließ Hunde singen,

iegen tanzen, in Zauberſpiegel ſchauen; Athleten ließen ſich mit Hämmern
f die Bruſt ſchlagen, fraßen Werg, ſpieen Feuer, ſchnitten einander
einbar die Naſen ab u. ſ. w.

Waren keine fremden Gaukler ſolch' verſchiedener Art anweſend,
ſorgten die Einheimiſchen ſelbſt für öffentliche Beluſtigung. Es geſchah
es durch ernſte und komiſche Umzüge, welche Geiſtliche, Schüler und
andwerker abhielten, maskirte Tänze, Wettlaufen, Turniere, Armbruſt-
d Büchſenſchießen, Maſtklettern u. ſ. w. Bei ſolchen Gelegenheiten
ielten ſtets die „Glückshäfen", auch Wucher- oder Glückstöpfe, die
tterien jener Zeit, eine große Rolle, indem die Unternehmer derſelben
ettel (Loſe) austheilten, Gewinnſte vorſpiegelten, aber oft durch be-
lgeriſche Kunſtgriffe nichts oder wertloſes Zeug gewinnen ließen.
as älteſte Beiſpiel dieſer Art finden wir 1477 zu Erfurt an einem
chützenfeſte, wobei der erſtgefallene Gewinn in zwei Gänſen und einem
ſunde Ingwer, der letzte in einem Gulden beſtand. Andere Loſe ge-
annen ſilberne Becher, welche die Schützen ausgeſetzt hatten. Die Zettel
it den Namen der Einleger und die mit den Nummern der Gewinnſte
urden je in ein geſchloſſenes Faß gelegt und durch einen „ungelehrten
echt" in Gegenwart der Ratsherren und ihrer Schreiber gezogen. Selbſt
erzog Wilhelm von Weimar ſpielte mit, gewann aber nichts. Ein
deres Spiel der Art fand 1521 zu Osnabrück ſtatt, ebenſo an einem
chießen zu Nürnberg 1561, an einem ſolchen zu Augsburg 1570,
o 36.464 Zettel zu 8 Pfennigen eingelegt wurden und Wettläufe wie
ferderennen ſtattfanden, an denen ſich Herzog Chriſtoph von Baiern
bſt im Laufen und Springen hervorthat und Herzog Wolfgangs Pferd
n Preis gewann. Ein Glückshafen von 1578 zu Augsburg hatte
m beſten Gewinn ein bairiſches Wirtshaus im Werte von 4500 Gulden.
uch prangte ein Glückshafen aus dem Schießen zu Straßburg 1576,
elches die Züricher durch ihre bekannte Fahrt mit dem warmen Hirſebrei
rherrlichten. Zu Baſel wurden 1585 die Glückshäfen verboten. Unter
n übrigen Spielen war das Würfeln ziemlich allgemein verpönt,
ährend dagegen 1472 der Rat von Nürnberg ſelbſt zwanzig Gulden
einem Schachſpiele hergab.

Das ſechszehnte Jahrhundert war die Blütezeit der älteren Schützen-
ſte, welche man in Stahl- oder Armbruſt- und in Büchſenſchießen
tterſchied. Sie waren ſeit dem vierzehnten Jahrhundert üblich, beſonders
der Schweiz und in Süddeutſchland. Wir finden bedeutende Frei-
ießen z. B. 1465, 1504 und 1549 in Zürich, 1461, 1508, 1518,
567 und 1617 in Augsburg, 1523 und 1577 in München, 1524
Heidelberg, 1579 in Nürnberg. Es waren dabei meiſt Armbruſt-
d Büchſenſchützen zugleich vertreten. Früher war das Ziel des Schießens,
mentlich mit Armbrüſten, gewöhnlich ein auf hoher Stange angebrachter,
t prächtig verzierter Vogel, welcher aber, zuerſt in der Schweiz und

Schwaben, bei Zunahme der Schützenfeste, besonders mit Feuerwaffen, durch die bequemeren Scheiben verdrängt wurde. In Norddeutschland jedoch, namentlich in Schlesien, hing man noch lange fest an den Vögeln. Fürsten nahmen oft Antheil, wie z. B. Herzog und Kurfürst August von Sachsen am letztgenannten Nürnberger Schießen, wo er den ersten Preis von hundert Dukaten gewann, ausgesetzt vom Markgrafen Georg Friedrich, der das Schießen zur Feier seiner Hochzeit veranstaltet hatte. Die Schießstätten waren prachtvoll verziert und mit Bildern geschmückt, die Brunnen gemalt und vergoldet, die Schranken mit Säulen, Laubwerk und Wappen ausgestattet. Es war großes Leben und Treiben, Lärm aller Art und Musik ließen sich hören. Wir erstaunen jedoch, zu lesen, daß 1579 in Nürnberg blos 111 Fremde und 136 Schützen sich betheiligten und daß während der fünf Tage des Festes jeder Schütze 24 Schüsse gethan habe. Das Schießen selbst scheint demnach Nebensache gewesen zu sein; denn wir finden, daß der Rat den Schützen täglich zweiunddreißig Kandeln Wein nebst Brot, Käse und Obst verehrt und daß ein dabei aufgestellter Glückshafen 84.000 Zettel gezählt habe. Den Schießplatz zierten vierundzwanzig Zelte. Zahlreicher besucht war das Augsburger Schießen von 1508, bei welchem sich 544 Armbrust- und 919 Büchsenschützen einfanden.

In der Beschreibung einer fürstlichen Hochzeit aus dem Beginne unserer Periode, nämlich derjenigen des Herzogs Georg von Baiern mit der Tochter des Königs von Polen (1475), finden wir folgende Angaben. Der römische Kaiser selbst ritt mit „allen Fürsten, Rittern und Knechten" auf eine Meile Weges vor Landshut der Braut entgegen, vor welcher sofort vier Ritter mit scharfen Speeren auf einander turnierten. Vor dem Bräutigam zogen neun Hengste her, auf jedem ein Edelknabe. Das Pferdegeschirr war mit Perlen gestickt, die Zügel silberne Ketten. Am Hute trug der Bräutigam ein Kleinod im Werte von 15.000 Gulden, auf dem Ärmel seines Kleides eine gestickte Jungfrau mit einem Löwen am Stricke und der Inschrift „In ehren sie mir liebet". Der Kaiser und sein Gefolge saßen ab und gingen mit allen Handwerken und dem „heiligen Sakrament" der Braut entgegen, welcher zehn Jungfrauen auf weißen Zeltern folgten und welche zwei vergoldete Wagen mit sich führte. Ihre Vorreiter, vier polnische Herren, trugen vergoldete Sporen, sie und ihre Edelknaben vergoldete, mit Perlen und Edelsteinen gestickte Kleider und Pferdegeschirre. Nachdem Alles in Landshut eingezogen, stiegen der Kaiser und der Markgraf von Brandenburg ab und führten die Braut in die Kirche, wo der Bischof von Salzburg die Brautleute zusammengab. Bei Anbruch der Nacht begann der Tanz, den der Kaiser mit der Braut eröffnete. Später „legte der Kaiser die Braut und den Hochzeiter schlafen", worauf Alles in seine Herberge ging. Am andern Tage besuchte die ganze Hochzeitgesellschaft unter großem Gepränge die Kirche

und hielt dann in einem mit rotem Sammet behängten und von Silbergeschirr glänzenden Sale ein reiches Bankett ab, dem ein Turnier folgte. An der Hochzeit nahmen im Ganzen zehntausend Menschen Theil, welche achttausend Pferde mit sich führten. Die Kosten derselben betrugen 55.766 Gulden und dreiundsiebzig Heller. Allein an Gewürzen wurden verbraucht: Safran 207, Pfeffer 386, Ingwer 286, Zimmt 205, Nelken 105, Muskatblüten 85 und Zucker 500 Pfund. In den Familien der höheren Bürgerstände war die Hauptsache bei der Hochzeit die Brautfahrt (in Bremen der Treck, d. h. Trakt, Zug) nach der Kirche. Des Rates Musikanten zogen blasend voran, dann folgten möglichst viele geschmückte kleine Kinder als „Hoffnungsboten", dann die Brautjungfern und die Brautleute selbst, zuletzt die Verwandten und Eingeladenen. Hauptstücke des Schmuckes der Braut waren der goldene Gürtel und die Krone von vergoldetem Silber. Eine Braut trug so oft mehrere Pfund Gold an sich. Der Rat von Bremen gestattete 1587 und 1606 nur den Bräuten des ersten und zweiten Standes goldenen Schmuck und beschränkte 1606 die mitziehenden Kinder auf solche über acht und später auf solche über zwölf Jahre. Die Hochzeiten der reichen Familie Fugger in Augsburg waren mit Tänzen, Schlittenfahrten, Stechen, Ringelrennen, Mummereien und Aufzügen verbunden, bis der Rat letztere 1628 wegen der Kriegszeiten untersagte. Auch bei den Kindtaufen gab es gewöhnlich große Gastereien.

Bei keinem häuslichen oder öffentlichen Vergnügen jener Zeit durfte der Tanz fehlen, über welchen sogar, und zwar keineswegs in durchaus mißbilligendem Sinne, auf der Kanzel gepredigt wurde, wie die 1578 zu Straßburg erschienenen „Brautpredigten" des Pfarrers Cyriakus Spangenberg zeigen. Dieser Kanzelredner theilte die Tänze nach der Bibel ein in geistliche, Götzen-, bürgerliche und Buben- oder Hurentänze. Die erstere Art übten die jüdischen Weiber nach dem Durchgange durch das rote Meer, die zweite die Anbeter des „goldenen Kalbes", die dritte sei die der ehrbaren, die vierte die der lüderlichen Leute. Die letztere muß nach der von dem frommen Herrn sehr plastisch davon gegebenen Beschreibung damals sehr im Schwange gewesen sein, und zwar in einer so unzüchtigen Weise, wie sie jetzt unerhört wäre. Wenn man damals zum Tanze ging, nahm man keinen Anstand, mit Trommeln und Pfeifen während des Gottesdienstes an der Kirche vorbei zu ziehen. Nach der Tanzbelustigung aber wurde auf's Unmäßigste gegessen und getrunken, und nach Diesem geschah noch Schlimmeres zwischen den Tanzgästen. Dazu wurde gelärmt und geschrieen, Gläser und anderes Geschirr zerschlagen, singende Schulknaben, welche das Vergnügen erhöhen wollten, übertäubt und sogar je nach Laune geprügelt, Freudenfeuer angezündet u. s. w. War aber das tolle Treiben gar mit einer Hochzeit verbunden, so sang man vor der Kammerthüre der Neuvermälten zotenhafte Lieder,

brach dieſelbe auch wol gar auf und holte die Brautleute zum Tanze ab! Mitunter liefen die Ausgelaſſenſten auch in der Stadt herum, tobten, lärmten, trommelten, warfen Marktbuden um, ſtürzten Wägen und Karren in's Waſſer, ja brachen ſogar in die Häuſer ein und zertrümmerten, was ſie vorfanden. Die Sächſiſch-Meißen'ſche Polizeiordnung von 1555 ſuchte dergleichen Unfugen bei Tanzanläſſen zu ſteuern und belegte Unanſtändigkeiten mit Buße. In Zürich war ſchon mit Annahme der Reformation das Tanzen, ausgenommen bei Hochzeiten, verboten worden; auf keinen Fall aber durfte es nach Sonnenuntergang fortgeſetzt werden. Kam das damals beliebte „Umwerfen" der Tänzer vor, ſo ſtellten obrigkeitliche Perſonen ſofort das Tanzen ein. Die Tanzmuſik beſtand in Zürich aus einer Trommel, zwei Feldpfeifen, zwei Violinen und einer Harfe, wobei natürlich die militäriſchen Inſtrumente die übrigen übertönten. 1557 wurde wegen eines Hagelwetters das Tanzen auf ein ganzes Jahr verboten.

Ihrer Tanzluſt wegen waren beſonders die Augsburger bekannt. „Selbſt das gemeinſte Volk beluſtigte ſich mit Zechen und Tänzen auf offener Straße um den Gewinn von Kränzen oder Hähnen, zog jauchzend in der Stadt umher, zechte vor den Thüren der Häuſer an zubereiteten Tiſchen und Bänken" und beging dabei ſo große Unordnungen, daß die Obrigkeit 1512 dergleichen „Kranz- und Hahnen-, auch „Geſellentäge" verbot. Die Gebildeteren beluſtigten ſich in einem ſogenannten Tanzhauſe in ſogenannten Geſchlechtertänzen, an welchen oft Kaiſer, Könige und Fürſten Theil nahmen. Man war dabei maskirt und tanzte nach Zinken, Pfeifen oder Schalmeien, Dudelſäcken, Zithern, Trommeln und Poſaunen, welche die „Stadtpfeifer" aufſpielten. Dieſe Tänze hörten jedoch ſeit 1577 auf.

Die Vergnügungen und Feſte der Kinder waren im Ganzen von denen der neueſten Zeit nicht ſtark verſchieden. Wie jetzt noch waren unter dem jungen Volke, wie uns Abbildungen und Schilderungen lehren, Reifſchlagen, Handwindmühlen, Steckenpferde, Stelzenlaufen, Radſchlagen, Kreiſeldrehen, Bockſpringen, Fangen und Soldatenſpielen gebräuchlich, und die Mädchen ergötzten ſich bereits mit Puppen, kleinem Küchengeſchirr, Hausgeräte, Wägelchen und dergleichen. Nur die Nachahmungen des Treibens der Großen mußten verſchieden ſein wie dieſes ſelbſt. Die Kinder der Vornehmen führten mit Pferd- und Ritterfiguren Turniere auf oder turnierten gar auf den Schultern dienſtwilliger Männer gegen einander. In der Schweiz feierten die Knaben Bogenſchützenfeſte. In Regensburg war ein beliebter Kinderfeſttag das „Birgatumgehen", wobei die Schuljugend am Anfange des Sommers, mit grünen Zweigen geſchmückt, mit den Lehrern vor die Stadt zog und vor vielen Zuſchauern ſich in gymnaſtiſchen Übungen zeigte, die aber ſeit 1554 abgeſchafft und nach und nach durch Muſik und Tanz erſetzt wurden. In Württemberg

fand und findet noch das Virgatumgehen im Mai ſtatt. Es ſoll ein Reſt des mittelalterlichen Biſchofsſpieles ſein, welches in der ſcherzhaften Wahl eines Biſchofs durch die Knaben aus ihrer Mitte beſtand. Im Jahre 1487 veranſtaltete Kaiſer Friedrich III. zu Nürnberg ein Kinderfeſt, wobei er die Schuljugend mit Lebkuchen beſchenkte.

Wenn Jemand eine Badekur machte, ſo war es in Zürich, und zwar mit beſonderm Bezuge auf den nahen Badeort Baden im Aargau, gebräuchlich, daß Demſelben alle ſeine Bekannten und Freunde Geſchenke machten. Bei dem Bürgermeiſter und dem Pfarrer that dies die ganze Gemeinde, bei dem Zunftmeiſter ſeine Zunft, bei dem Lehrer ſeine Schule. Die Geſchenke durften jedoch nicht in Gelt beſtehen; meiſt waren die anſehnlicheren ſilberne Pokale oder andere Geräte, auch Weine, ſelten Eßwaaren, bisweilen lebende Ochſen, Pferde u. ſ. w. oder eine Eiſenrüſtung. Der Beſchenkte dankte bei ſeiner Rückkehr durch Einladung zu einem Abendtrunke; ſelten war er ſo freigebig, die Schenkenden an den Badeort ſelbſt kommen zu laſſen und dort einige Tage hindurch zu bewirten.

Baden im Aargau war wol der berühmteſte Badeort in der Periode, welche wir ſchildern. Die älteſte Nachricht über denſelben beſitzen wir von dem uns (oben S. 58 und 63) bekannten Humaniſten Johann Franz Poggio Bracciolini aus Florenz (1380—1459 Kanzler ſeiner Vaterſtadt). Als er den Papſt Johann XXIII. an das Konzil von Konſtanz begleitete, beſuchte er von dort aus, am Chiragra leidend, Baden und beſchrieb dieſen Aufenthalt in einem latiniſchen Briefe an ſeinen Freund Niccolo Niccoli vom Jahre 1417. Er ſtellt darin die geſelligen Freuden Badens weit über jene der antiken Bäder von Puteoli und ſand, „Cypria ſelbſt, und was ſonſt die Welt Schönes in ſich faſſen mag, ſei in dieſe Bäder gekommen;“ ſo ſehr halte man hier auf die Gebräuche dieſer Göttin, ſo ſehr finde man ihre Sitten und loſen Spiele wieder. Schon damals waren, eine Viertelſtunde von dem Städtchen Baden, an der Limmat, Gaſthäuſer um einen Hof herum angelegt, deren jedes ſein eigenes Bad hatte. Der öffentlichen und Privatbäder gab es zuſammen dreißig. Für die niedrigſte Volksklaſſe waren zwei beſondere von allen Seiten offene Plätze beſtimmt, wo Männer, Weiber, Jünglinge und Mädchen, kurz Alles, was vom „Pöbel“ zuſammenſtrömte, zugleich badeten, und zwar in vollkommen nacktem Zuſtande. Es ſtand zwar darin eine die beiden Geſchlechter trennende Scheidewand, die jedoch, wie es ſcheint, niedrig genug war, um den kecken Blicken nichts zu verbergen. In kleinerm Maßſtabe war dasſelbe auch in den ſchön geſchmückten Privatbädern der Gaſthöfe der Fall, wo in den Scheidewänden Fenſterchen angebracht waren, durch die man ſich nicht nur ſehen, ſondern auch berühren konnte. Sogar Gallerien für Zuſchauer befanden ſich hier. Es gab ſelbſt Bäder, welche von Männern und Frauen durch

denſelben Eingang betreten wurden, und zwar von beiden Geſchlechtern ohne alle Kleidung, als bei den Männern eine Schürze und bei den Frauen ein vorne oder an der Seite offenes Hemd. Im Waſſer ſelbſt ſpeiste man gemeinſam auf ſchwimmenden Tiſchen. Es wurden auch oft Männer auf die Frauenſeite eingeladen und zogen dann ebenfalls ein ähnliches Hemd an wie die Frauen es trugen. Poggio gibt indeſſen den Badenden das Zeugniß, daß ſie ſich ohne alles Ärgerniß benahmen, gegen Scherze nicht empfindlich wurden, Alles von heiterer Seite betrachteten und ſogar Ehemänner keine Eiferſucht gegen ihre mit Anderen ſchäckernden Frauen empfanden. Man beſuchte einander gegenſeitig in den Bädern, trank, ſang und muſicirte darin und tanzte nachher. Die Zuſchauer warfen oft den badenden Schönen Geldſtücke und Kränze zu, die ſie mit arglos aufgehobenem Linnengewand auffingen. Außerhalb der Badezeit beluſtigte man ſich auf einer von Bäumen beſchatteten Wieſe mit Ballſpielen, indem man Bälle, in welchen ſich Schellen befanden, Denen zuwarf, die man durch ſeine Neigung auszeichnen wollte. Poggio rühmt, nicht ohne Schalkheit, unter den wolthätigen Wirkungen der Bäder von Baden vor Allem die Beförderung der weiblichen Fruchtbarkeit. Die Bäder wurden ohne alles Bedenken auch von Prieſtern, Mönchen, Äbten und ſogar Nonnen beſucht, die ſich von der geſchilderten Badeweiſe nicht abſonderten. Ja es gab Äbtinnen, welche Güter ihres Kloſters verkauften, um eine Kur zu machen, Nonnen, welche ſich vom Papſte Abläſſe erkauften, um in weltlichen Kleidern Bäder beſuchen zu können, und Äbte, welche durch ihre Kuren ihr Kloſter ruinirten, bis ſie endlich in Folge ihres ärgerlichen Lebens mit dort befindlichen Nonnen entſetzt wurden. Der berühmte Bürgermeiſter Waldmann von Zürich beſuchte Baden mit ſeiner Frau und noch dazu mit — ſechs Buhlerinnen und einer Geſellſchaft wilder Zechkameraden. Am Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts benutzte der franzöſiſche Geſandte Baden dazu, die Weiber für ſich und dadurch ihre Männer für die Politik ſeines Hofes zu gewinnen. Ein Junker von Landenberg welcher ſich 1526 zu Baden allerlei ſchlechte Streiche erlaubt, wurde dort auf rätſelhafte Weiſe ermordet.

Aus der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts beſitzen wir einen zweiten ausführlichern Bericht über Baden von dem Baſeler Doktor Pantaleon (geb. 1522, geſt. 1595), Arzt, Profeſſor und zeitweiſe Rektor der Univerſität ſeiner Vaterſtadt, und zwar in deſſen 1578 gedrucktem Buche „Wahrhafftige und fleißige beſchreibung der uralten Statt und Graveſchafft Baden, ſampt ihrer heilſamen warmen Wildbederen, ſo in der hochlöblichen Eydgnoſchaft in dem Ergöw gelegen,“ u. ſ. w. Er tadelt die italieniſche Geilheit Poggio's und unterſucht Alles mit echt deutſcher Gründlichkeit und Trockenheit. Die Frage nach der Wirkung der Bäder beantwortet er richtig mit dem Sprichwort:

„Die würckung endert ſich im Bad,
„Iſt einem nutz, dem andern ſchad."

Zu ſeiner Zeit beſtand auf einem offenen Platze unter freiem Himmel ein ſogenanntes freies Bad oder Burgerbad mit Raum für hundert Menſchen. Ein Viertheil deſſelben war durch einen Verſchlag für die Weiber abgeſchloſſen, wurde jedoch von ehrbaren Frauen gemieden. Man badete umſonſt darin und ließ ſich im Übermaß ſchröpfen, was Pantaleon tadelt, wie auch die Vermiſchung des offnen Waſſers mit dem Regen. Es war ein Bademeiſter verordnet, „der Knaben Unzucht zu ſtillen und gute Ordnung zu erhalten." Das ebenfalls offene Verenabad wurde meiſt von „armen präſthaften Leuten" benutzt. Wenn es aber zuweilen geſäubert war, ſtiegen auch „ſchöne reiche Frauen" hinein, um fruchtbar zu werden, was nach dem Volksglauben geſchah, wenn ſie einen Fuß in die Quellöffnung hineinſtießen, wobei ungeſcheut viele Perſonen zuſchauten. Es fehlte auch nicht an Verleumdungen, als wären die anweſenden „ſtarken Bettler" die eigentliche Urſache der erworbenen Fruchtbarkeit! — In den Gaſthöfen gab es mehrere größere und kleinere, gemeinſame und abgeſonderte Bäder, in welchen es anſtändiger, wenn auch oft lärmend genug herging. In einem der größeren, dem „Herrenbad", wählte die Badgeſellſchaft einen Schultheißen, Statthalter und mehrere andere Amtsperſonen bis zum „Schergen" und „Nachrichter", um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Abhängig von dieſen Beamten war auch das im Übrigen abgeſonderte Frauenbad und ſo noch andere. Pantaleon rühmt, daß in dieſen Bädern Katholiken und Proteſtanten ohne Zank und Diſputation friedlich beiſammen ſaßen.

Dritter Abſchnitt.

Leben und Tod.

A. Häusliches Leben.

Ging es bei beſonderen Anläſſen in Friedenszeiten ziemlich ſo lärmend zu wie im Kriege, ſo hatte auch das gewöhnliche Leben, ohne außerordentliche Gelegenheiten, einen pompöſen und ſplendiden Charakter. Im Eſſen und Trinken war man nicht karg. Hochgeſtellte Herren eröffneten ihre Tafeln mit enormen Zügen aus Rieſenpokalen auf die Geſundheit des Monarchen und ließen dieſelben in der Geſellſchaft herum-

gehen, bis Niemand mehr auf den Füßen stehen konnte. Trompeten riefen zur Malzeit und während derselben wurde anhaltend musizirt.

Berühmt waren die englischen Braten, — in Italien die Salami und Ochsenzungen von Ferrara, die Aale von Comacchio.

Sehr im Schwange waren die Schlaftrünke, d. h. nicht etwa besondere Getränke, welche Schlaf hervorriefen, sondern großartige Gelage vor dem Schlafengehen. Es erschienen dabei, nach einer deutschen Schilderung von 1550, unter hellem Kerzenschein, kalt Gebratenes, Wildpret, Kapaunen, Fasanen, Feld- und Haselhühner, anderes Geflügel, Pasteten von Fischen und Wildpret, gebratene Fische mehrerer Arten, gesottene Rinder- und Kalbsfüße in Essig, dann Latwergen, Obst und Spezereien, in Zucker und Honig eingemacht, z. B. saure Amarellen, Kirschen, Johannisbeeren, Schlehen, Pflaumen, Quitten, Birnen, Weintrauben und vielerlei andere Früchte, darauf rote Rüben, eingebeizte Wurzeln (der Wegwarten, Bibernellen u. s. w.), Zitronen, Pomeranzen, Muskatnüsse, Datteln, Feigen, Zibeben, Rosinen, Mandeln, Haselnüsse, Baumnüsse, Kastanien u. s. w., ferner gebratene Quittenäpfel, Träseneien (geröstetes Brot in Wein), übergoldetes Konfekt von Mandeln, Zimmet, Ingwer, Koriander, Fenchel, Anis, Kümmel, Bisam; endlich Fladen, Honigkuchen, Hippen, Marzipan aus Mandel und Zucker mit Wappen darauf, Käse und Obst. Neben alle dem her ging noch Brot, Eierkuchen, Bretzeln und natürlicher Weise Wein aller Arten, weißer, roter und „schwarzer", alter und neuer, süßer und saurer, sowie Kirschenwasser. Die Gerichte wurden „züchtiglich" aufgetragen, und unter den Schmausenden ergingen „beste Freude und Kurzweil, freundliche Gespräche, züchtige Gesänge, liebliche Sprüche;" man „hofierte" (machte den Hof), tanzte und musizirte. Solche Bankette dauerten die halbe oder auch die ganze Nacht bis zum Morgen, und oft schritt die väterliche Obrigkeit dagegen ein. Denn bei ungebildeteren Leuten ging es roh und wild her, und man aß Allerlei untereinander, wie es Jedem einfiel. Unter den Gegenständen solcher Gelüste finden wir „Speckſuppen", saure Milchsuppen, Eier in Schmalz, rohe Bücklinge, rohe Bratwürste, Heringe aus der Tonne mit Essig und Zwiebeln, Rettige, Sauerkrautbrühe, in Butter geröstetes Weißbrot („der Zechbrüder Kramet-Vögel" genannt) u. s. w. Die erwähnten Konfekte, Marzipane, Latwergen u. s. w. wurden von den Apothekern aus allerlei Ingredienzien zubereitet, meist aus Früchten, Zucker und Wein. Aus Blättern und Blüten der Pflanzen, die man klein hackte, wurden durch Destillation „Konserven" gefertigt, aus dem ausgepreßten Safte derselben Sirop oder Julep, aus verzuckerten Pflanzensamen Konfekte und Magenpulver, aus Verschiedenem Krafttränke, (gewürzte Weine), Torten und dergleichen.

Die königlich dänische Tafel hatte 1515 folgende Speisezettel: An Fleischtagen: Kohl mit Speck, Kuhfleisch mit Brühe, frischgesalzen Fleisch

mit Senf, Lämmerbraten, geſottene Hühner oder wilde Vögel, geſalzen oder friſch Wildpret; an Faſttagen: Heringe, Weinſuppe oder Grütze, Stockfiſch mit Butter, friſchen Dorſch oder andere Seefiſche, Eier und friſche Butter. Die Diener erhielten Kohl oder Erbſen, ein Stück getrocknetes Kuhfleiſch, an Faſttagen Hering, getrockneten Fiſch, Grütze und Butter.

In Baſel wurde 1556 verordnet, daß ein Fleiſchmal nicht mehr als drei Schilling und ein Fiſchmal nicht mehr als zwei Batzen die Perſon koſten ſolle. — An einem Bankette, welches der Rat von Braunſchweig am 6. Oktober 1569 dem neuen Herzog Julius gab, und welches von zwölf bis vier Uhr dauerte, brachte der erſte Gang Rindfleiſch mit Suppe, Braten, Haſen und Rebhühner, Birnen und Paſteten, der zweite gekochte Vögel und friſchen Lachs, der dritte Herz oder Hirſch in Semmel gebraten und Weinmus, der vierte Hirſchwildpret und Mandelkäſe, der fünfte Hirſchpaſteten und Schaffleiſch, der ſechste gebratene Vögel und Quappen, der ſiebente gebratene Ferkeln und trockene Forellen, der achte Mandeltorte und Gründlinge, der neunte Ferkel in Gallert und Schlipken (?), der zehnte Muſcheln (Auſtern?), Wiren (?) und Gebäckelſe, der elfte Krebſe, Karpfen und Paſteten, der zwölfte Bratfiſche, Gebackenes und Parmeſankäſe. Zu jedem Gange mit Ausnahme des erſten und letzten, kam noch ein „Schaugericht", beſtehend aus von den Paſtetenbäckern geformten, theilweiſe vergoldeten und bemalten Figuren, Thieren, Vögeln, u. ſ. w. Es wurden hierfür angeſchafft: 8 Ochſen, 32 Hämmel, 13 Botlinge (?), ein wildes und zwölf zahme Schweine, 50 Haſen, 17 Stück anderes Wildpret, 236 Hühner, 82 Rebhühner, 260 Stück Vögel, 190 Krammetsvögel, 960 Eier und noch weitere für ſechszehn Gulden, 9 Aale, 304 Karpfen, 203 Hechte, 1140 Gründlinge, 101 Barſche, 30 Bratfiſche, 3600 Krebſe, eine Tonne und 66 Pfund Lachs, eine Tonne und 56 Pfund Butter, 246 Pfund Speck, — 15 Faß Märzbier, 1 Faß ſtarkes, 8 Tonnen Weißbier, 2 Faß Einbeck'ſches Bier und 4 Faß Mumme, $7\frac{1}{2}$ Ohm Rheinwein. Davon blieben übrig: 5 Schweine, 7 Gänſe, 30 Würſte, 6 Schinken, 5 Lachſe, 130 Scheepel (?), 165 Pfund ungeſchmolzen Wachs, 108 Pfund Butter, — von Getränken — nichts. Die Beleuchtung erforderte 150 Fackeln, 36 Pfund Tafel-, 103 Pfund Talglichter. Eſſig wurde ein Faß und noch für einundeinhalb Gulden gebraucht. Die Koſten beliefen ſich auf 3085 Gulden 7 Schilling 5 Pfennige. Wurde man bei den Banketten luſtig und aufgeräumt, ſo äußerte man dies durch die Zerſtörung oder Fortſchleppung der zum Male gehörigen Sachen. An dem zuletzt erwähnten Bankette mußte der Rat folgende Gegenſtände den Eigentümern, von denen er ſie entlehnt hatte, erſetzen: vier zerriſſene Tafellaken, elf zerſchlagene Stühle, 23 zinnerne Schüſſeln und ſechs ſolche Teller, eine Kanne, ſieben Leuchter und zwei Pipkannen von Zinn, zwei Roſten, 67 Schüſſeln und 17 Teller von Holz, 34 Weingläſer und für 11 Gulden gewöhnliche Gläſer, zuſammen Sachen für 2111 Gulden 2 Pfennige.

Ein festliches Gastmal vom Jahre 1587 wird folgendermaßen geschildert*). Die Tafeln laufen in Hufeisenform an drei Saalwänden hin, — die Mitte an dem Platze des Ehrengastes vorbei, die Flügel von den Enden des Mittelstücks nach der Thürwand des Saales zu. Über die Tafeln werden große Tücher aus Leinen mit aufgedruckten gewaltigen bunten Blumen „in Tapetenart" gelegt, die an beiden Seiten des Tisches fast bis auf die Erde gelangen. Über diese „Tapeten" (bekanntlich waren in alten Zeiten auch die Wandtapeten aus Zeug, Tuch oder Seide) kommen alsdann gewaltige weiße Tischtücher, von schönen bunten Borten umsäumt und durchzogen, die nur halb bis zur Erde reichen und den unteren Theil der „Tapeten" sichtbar lassen. Diese weißen Tücher werden nach jedem Gang abgesetzt und erneuert, — die Tapeten bleiben dagegen stets liegen, sie vertreten gleichsam die am Tische weder auf Beinen noch Platte vorhandene Politur. Dann bringt man die zinnernen Schüsseln und Teller (Porzellan gab es noch nicht), sowie die Gläser und Bestecke herbei. Der Gläser giebt es nur grüne, und zwar für jeden Platz ihrer drei: eines für Landwein, eines für fremden Wein, und eines für Schaumwein. Die Gläser sind von ziemlichen Dimensionen, — die Bestecke dagegen sind klein und niedlich, — ein gebogenes Messer mit weißem Griff, ein zweizinkiges Gäbelchen, und ein kleiner hölzerner Schöpflöffel von zierlicher Arbeit, — als wenn man langsam essen und schnell trinken sollte. Nun werden die Stühle gestellt, an jeden der drei Tische kommen 40 Personen, im Ganzen 120 im ganzen Sal. Allein die Gäste sitzen sammt und sonders nur an den Wänden, — an der Außenseite des Hufeisens und nicht an der innern, — etwa wie weiland Jesus Christus von Correggio mit sieben seiner Jünger beim heiligen Abendmahle saß. An die beiden Enden des Hufeisens aber werden Stühle für die beiden „Fürschneider" hingestellt.

Ist die Tafel fertig gedeckt, so wird der Fußboden mit Rasen belegt und der Saal geräuchert. Außen im Vorsal wird eine fliegende Brücke aufgeschlagen. Der Rasen und die fliegende Brücke stoßen aneinander: das Gras befindet sich jedoch nicht unter den Sitzen der Gäste, sondern nur in dem freien Raume innerhalb des Hufeisens. Wozu Rasen und fliegende Brücke dienen, werden wir sehen. Jetzt tritt in den Bankettsaal der Speisemarschall (das Amt ist uralt) in der Pracht der Zeit, visitirt Alles, und befindet, daß man anfangen könne. Deshalb begibt er sich zu den wartenden Gästen und theilt dem Ehrengaste mit, daß Alles fertig sei. Die Gäste betreten den Sal und nehmen Platz. Jeder findet außer dem Gedeck eine zierliche Speisekarte auf der Tafel. Auch mustert jeder das niedliche Besteck und erinnert sich, daß ihm gestattet ist,

*) Nach dem Entwurfe eines „historischen Banketts" beim Jubelfeste des germanischen Museums in Nürnberg 1877.

daſſelbe nach vollzogener Malzeit — mit nach Hauſe zu nehmen. Der Marſchall ſagt ein Sprüchlein. Auf einer Eſtrade ſitzt ein Muſikkorps.

Jetzt eröffnet ſich von Neuem die große Flügelthür, und auf der Schwelle erſcheint ein Wagen, von Küpern gezogen. Das ſind die Schenken und im Wagen iſt der Wein, vorläufig allerdings nur derjenige für den erſten Gang, allein ſchon ſind es viele Wagen. Man fährt an den Schenktiſch und packt aus. Die Küper gehen umher und ſchenken ein. Es giebt Landwein (d. h. deutſchen Wein), Ungarwein, Gewürzwein (à la Kardinal, Biſchof ꝛc.), Schaumwein (vulgo Sekt) und den berühmten Malveſier (Malvaſier).

Die Flügelthüren ſtehen offen, die Poſaunen ſchallen. Auf der Schwelle erſcheint jetzt ein Reiter — ein wirklicher Reiter — und reitet von der fliegenden Brücke des Korridors auf den Raſen des Sals. Ihm folgt ein zweiter, ein dritter, ein vierter, ein fünfter, ein ſechster. Und die ſechs Reiter — tragen — die Speiſen. Die letzteren werden an den beiden Enden des Hufeiſens, bei den „Fürſchneidern“ abgeladen. Und die Fürſchneider ergreifen ihre Meſſer, machen ſich über die Speiſen her, und ſchneiden — nicht auf, ſondern — „für“. — Der erſte Gang geht herum. Er heißt: „Der erſte Gang zum Nachtmal.“ (Alles kalt.) Entivienſalat, Köpfelſalat, Rapunzel, Salat von allerlei Kräutern, Salat von roten Rüben, Salat von Pommeranzenſchalen, von Brunnkreß'. — Kalt' Fleiſch: weſtfäliſchen Schinken, vier gebratene Schwanen (kalt) mit übergezogener Haut und in vollem Federſchmuck, ſechs gebratene Pfauen, Ochſenköpfe in eigener Galert' mit vergoldeten Hörnern, mehrere Kalbsköpfe in Eſſig und Öl, zwei Wildſchweinsköpfe „in feiner Dreſſur“, geräucherte Zungen, Wurſt und kalten Kapaun. — Folgt die Suppe, warm: Ochſenſchwanzſuppe, — über jeden Teller liegt der Quere ein langer hölzerner Spahn, an welchem ein gebraten Vöglein ſteckt „zum Abzauſen.“

Erſte Pauſe. Der Tiſch wird abgeräumt, die weißen Tiſchtücher weggenommen und neue auf die „Tapete“ gelegt. Es wird neu gedeckt. Die „Kellner“ reichen Handwaſſer herum. Da man in jenen Tagen nur halb mit der Gabel und halb mit den Händen aß, ſo muß ſich Alles waſchen. Unterdeſſen ſteht noch immer die Flügelthür offen, und es kommen Athleten herein, die zur Beluſtigung der Gäſte auf dem Raſen ihr Stücklein aufführen. Dann geht es zum zweiten Gang. Neue Muſik, neue Schüſſelreiter, neue Weinwagen. Die Fürſchneider ſchneiden wieder für.

Es beginnt „der *andere* Gang zum Nachtmal.“ (Alles warm.) Der Marſchall ſagt ein „anderes“ Sprüchlein. Rindfleiſch geſotten mit Meerrettig und warme Kuttelfleck' (Kalbsgekröſe) dazu. Gebratene Spanſäu'. Manſcho Blanco (Reis und Fleiſch). Ein großer Hirſchziemer

wird von zwei verkleideten Jägern hereingetragen. Ein Lungenbraten. Warme Pasteten von Feldhühnern werden herumgegeben. Ein Gast nach dem anderen sticht hinein und holt sich sein warmes Feldhuhn heraus; ein Lampretenbraten; dort kommt eine andere Pastete und da noch eine, die Gäste stechen hinein, da fliegen vierundzwanzig lebendige Sperlinge heraus. Kommt eine sehr große Pastete — Achtung geben! Man sticht hinein, fliegen sechs Tauben heraus. Folgt gar eine dritte Pastete, größer als alle bisherigen. Sie ist von Papiermaché, ihr entsteigt ein lebendiger Zwerg. Er grüßt achtungsvoll und macht sich aus dem Staube. — Folgt schweinernes Wildpret, eingemacht (Ragout) in schwarzen Pfeffer. Eingemachte junge Hühner mit Kräußelbeer. Gebratene Gäns', gefüllt mit süßen Äpfeln und Quitten. Rehkeule und Feldhühnerbraten.

Zweite Pause. Handwasser, neues Tischtuch, neue Gedecke. — Durch die Flügelthür kommt zu Fuß ein sehr natürlich aussehender feuerspeiender Drache, welcher, nachdem er sein Pulver verbrannt hat, von 10 Landsknechten erschlagen wird. Folgt neue Musik, neue Weinwagen, neue Speisenreiter. Der Marschall sagt ein drittes Sprüchlein, die Fürschneider thun ihre Pflicht; es folgt

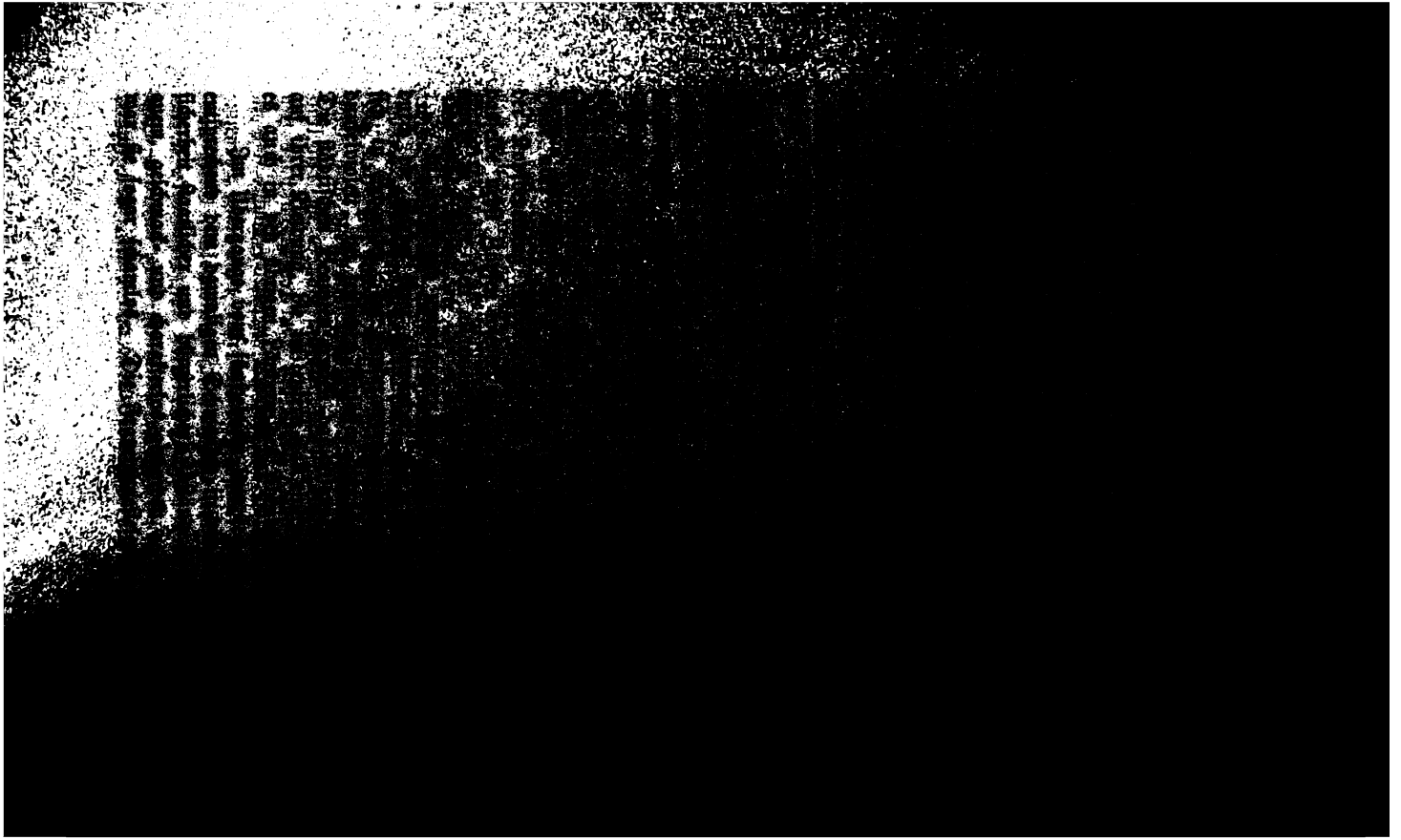
„Der dritte Gang zum Nachtmal." (Nachtisch.) Allerlei eingedunstete Frücht' (Kompot) und Marzipan. Allerlei Saft von Quitten und Latwergen, Frösch' von Marzipan, item Krebs', Fisch', und Vögel, Tauben von Biscuit, item Gäns', ein Truthahn und Enten in natürlicher Größe. Strauben (Spritzgebackenes) und ungrische Turten; item Spinnatturten, Hollippen und Hobelspähn'. Jetzt folgen große Stücke: Ein Taubenhaus — ein Mandelbaum — der Lauffer-Thorthurm (nach Dürer) aus Marzipan, $1^1/_2$ Ctr. schwer. Endlich allerlei überzogenes Konfekt. Folgt noch ein Nachtisch: Frische Früchte Schlußpause. „Minnesinger und Harfenmädels" produziren ihre Melodien. Es wird abgeräumt und Handwasser gereicht. Ehe man sich erhebt, werden noch zum Reinigen der Zähne „von Holz gut zugerichtete Zahnstühle" aufgetragen.

Am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts speiste man in Frankreich, selbst am Hofe, um zehn Uhr zu Mittag, um vier Uhr zu Abend, im spätern Theile desselben jedesmal um eine Stunde später. Kaiser Karl V. speiste um elf Uhr zu Mittag und um sieben zu Abend, und sein Hof ging Winters um elf und Sommers um zehn Uhr zu Bette. Die gemeinen Leute in oberdeutschen Landen aßen Abends um sechs, die Vornehmen spätestens um sieben Uhr zur Nacht. Um acht Uhr ging Alles, wenn keine festlichen Anlässe da waren, Sommers also noch am hellen Tage, zu Bette; Morgens aber stand man auch in der Regel mit der Sonne auf. In der Mark Brandenburg erhob man sich um fünf, frühstückte (eine Suppe) um acht, aß zu Mittag um zehn, zu Abend um drei, zu Nacht um fünf, und ging zur Ruhe schon um sieben oder acht Uhr. Bei Hochzeiten erlaubte man 1581 in Berlin die Abhaltung aller

Malzeiten eine Stunde später; aber Gesellschaft und Tanz mußten um neun Uhr aufhören. In derselben Stadt und zu derselben Zeit dauerten die Schulstunden am Gymnasium Morgens von sechs bis acht und Nachmittags von zwölf bis zwei Uhr, am Mittwoch aber Morgens bis neun Uhr, und Nachmittags war frei. Die Beratungen der Behörden in der Schweiz begannen meist schon um sechs Uhr Morgens.

Die Zeiteintheilung war übrigens noch immer verschieden (Bd. III. S. 313). Zu ihrer Vereinfachung trug offenbar die Erfindung der Taschenuhren durch Peter Hele in Nürnberg (1500) viel bei.

Wie das Essen, so erreichte auch das Trinken, obschon es bereits im Mittelalter (s. Bd. III. S. 236 f. und 291) nicht viel zu wünschen übrig gelassen, im Reformationszeitalter einen beinahe unglaublichen Höhepunkt. Der selbst sehr mäßige Kaiser Karl V. brachte zur Fürstenversammlung in Regensburg dreitausend Eimer Wein mit und ein Erzherzog von Österreich ließ sich zweitausend Eimer für seine Tafel nachführen. Die damaligen Bankette verschlangen oft nicht nur die vorhandenen Kassen, sondern führten auch zu großen Schuldenlasten; denn man hielt es für eine Schande, ohne große Leistungen im Trinken den Reichstag zu verlassen, während dessen Dauer (z. B. 1544 in Speier, 1546 in Regensburg und 1547 in Augsburg) die Fürsten Tag für Tag aufs Stärkste zechten. Das ärgerte die anwesenden Spanier, die dem Kaiser anlagen, gegen die deutsche Trunksucht einzuschreiten; dieser aber bekannte seine Ohnmacht, hiergegen ebensowenig auszurichten, wie gegen die Raufsust der Spanier. Ebensowenig vermochte Luther bei den Protestanten mit seiner Abmahnung. Bei der sechs Tage dauernden Hochzeit des Prinzen von Oranien mit der sächsischen Prinzeß Anna 1561 zu Leipzig wurden 3600 Eimer und tausend Fässer Wein getrunken (doch waren 5647 berittene Gäste da). Bei Anlaß des Beilagers Herzog Ulrichs von Würtemberg mit Sabina von Baiern 1511 in Stuttgart wurden für siebentausend Gäste 736 Ochsen und 1800 Kälber geschlachtet, 6000 Scheffel Früchte verbacken und Tag und Nacht sprang aus zwei Brunnenröhren roter und weißer Wein. Manche Ritter machten sich thatsächlich durch Trinken berühmt und geehrt. Das Trinken wurde zur förmlichen Manie und fixen Idee. Auch gaben den weltlichen Herren die Geistlichen keineswegs nach, selbst an den erz- und fürstbischöflichen Höfen. Ebenso ging es an den Universitäten zu, und die Professoren gaben den Studirenden durchaus kein Beispiel der Mäßigkeit. Selbst das weibliche Geschlecht machte bis zu einem gewissen Grade mit. Unser Zeitalter war denn auch dasjenige der überaus großen Trinkgefäße, wie sie als Familienpokale, Gesellschaftbecher, Zunfthumpen u. s. w. erscheinen, sowie der ungeheuern Weinfässer, deren berühmteste das Schloß zu Heidelberg barg und noch birgt (das erste von 1591, 132 Fuder, das zweite von 1664, 204 Fuder,



das dritte und berühmteste von 1752, 250 Fuder fassend; 600 Eimer mehr als das letzte faßte das 1725 erbaute, nicht mehr vorhandene in der Festung Königstein). Wie das Trinken besungen wurde, davon sahen wir bereits (oben S. 424) eine der anständigeren Proben.

In Angelegenheiten der Kleidung war in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts noch immer Frankreich (s. Bd. III. S. 283 f.), in der zweiten Hälfte desselben aber der burgundische Hof tonangebend. Beide Hälften hatten aber das Gemeinsame, daß in der Tracht die seit 1400 durch Italiener nach Frankreich gebrachte Seide zu starker Anwendung gelangte. Die Kleider waren am Anfange des genannten Jahrhunderts sehr eng und die Männerröcke noch kürzer als früher, die Obergewänder (Roben) aber, die sowol als Haus- wie als Staatskleider dienten, sehr lang und für feierliche Anlässe kostbar mit Gold und Pelzwerk verziert. Sie hatten sackförmige Ärmel; seit 1420 etwa wurden sie aber enger und kürzer. An den Schuhen wurden die Schnäbel noch länger und erstere erhöhten sich zu Halbstiefeln und Stiefeln. Als Kopfbedeckung traten an die Stelle der Kapuzen immer mehr die Mützen und Hüte in allerlei Formen und mit allerlei Verzierungen. Der burgundische Einfluß in der Mitte des Jahrhunderts gab sich namentlich durch das Auftreten sehr weiter Ärmel kund, welche geschlitzt und mit Pelz besetzt wurden. Gegen Ende des Jahrhunderts wurden auch die Beinkleider geschlitzt. Der Hut zeigte sich meist als mäßig hoher abgestumpfter Kegel.

Die Frauenkleidung erfuhr seit dem Mittelalter keine bedeutenden Veränderungen, mehr die Kopfbedeckungen, welche verschiedene oft höchst fantastische, barocke Gestalten oder riesenhafte Größe annahmen; das Haar aber wurde meist sorgsam aus dem Gesichte gestrichen und unter der Kopfbedeckung verborgen. Erst am Ende des Jahrhunderts kam dasselbe nebst Zöpfen wieder zu Ehren. Der Gebrauch der Handschuhe wurde zu dieser Zeit allgemein.

In Frankreich unterschieden sich die höheren Beamten des Staates durch die Farbe ihrer Gewänder. Die Parlamentsmitglieder trugen sich in Scharlach, die Prokuratoren in schwarz und die Advokaten in dunkelviolett, bei festlichen Anlässen aber beide Letzteren in dunkelblau. Die städtischen Beamten trugen das Wappen oder die Farbe der Stadt auf ihrer Kleidung, die im letztern Fall eine getheilte war. Ähnlich wurde es auch in den übrigen Ländern des Abendlandes gehalten.

Im Übergange vom fünfzehnten zum sechszehnten Jahrhundert war, entsprechend dem damaligen Schwanken in den Meinungen und der Unsicherheit staatlicher und bürgerlicher Zustände, die Kleidung höchst unbequem, geschmack- und charakterlos geworden. Ja bei beiden Geschlechtern war sie sogar schamlos. Die Frauen gefielen sich in Entblößung des

Halses bis tief auf Busen und Rücken herab. Eine noch auffallendere Rolle aber spielten bei den Männern die Bluderhosen, — weite, lange, faltige und bauschige Ungeheuer von Beinkleidern, zu denen sechszig bis achtzig, ja bis auf hundertunddreißig Ellen Zeug vergeudet wurden. Sie waren in allen Richtungen ausgeschnitten und ausgefüttert und wurden zuerst aus Tuch, dann, als dies zu schwer wurde, aus Seide gefertigt. Ungeheure Hosenlätze gesellten sich dieser Tracht würdig bei, und waren oft entweder so gebildet, daß sie das, was sie bedecken sollten, in der Form nachahmten, oder gar so, daß sie es bei jeder Bewegung enthüllten! Lächerlich war die Sucht, an den Knieen das Familienwappen eingestickt zu tragen. Alle Verordnungen der Obrigkeiten und alles Predigen der Geistlichen gegen solche Unsitte, den „Hosenteufel", wie sie es nannten, fruchtete nichts. Namentlich die Stutzer, Raufbolde und Soldaten gefielen sich in derselben, welche das ganze sechszehnte Jahrhundert hindurch dauerte. Unterdessen aber kamen verschiedene Neuerungen in der Kleidung auf; denn die Länder-Entdeckungen und die großartigen Bewegungen in Staat und Kirche konnten nicht ohne Einwirkung auf die Kleidung bleiben und zwar im Sinne größern Ernstes und bewußterer Würde. Das zeigte sich in Einführung der zweckmäßigen und kleidsamen „Schaube" (eines kurzen Mantels), des Baretts und der vorne breiten und sogar geschlitzten an Stelle der geschnabelten Schuhe. Doch verfielen auch diese Moden der Übertreibung und dem Aufwande, wobei indessen noch die erträglichste Seite die zunehmende Vorliebe für schneeweißes zwischen den Falten der geschlitzten Kleidungstücke hervortretendes Linnen war. In Mitte des sechszehnten Jahrhunderts aber wurde in Folge der Macht, welche das Haus Habsburg erlangte, diese Tracht durch die überall steife und glatte sogenannte spanische zurückgedrängt, welche jedoch vorzugsweise nur an den Höfen Eingang fand.

Im sechszehnten Jahrhundert rechnete es sich in den Städten noch jeder Bürger, und selbst die Geistlichen, zur Ehre an, vollständige Eisenrüstungen, Harnisch und Spieß zu besitzen, welche im Prunkzimmer aufgehängt wurden. Die Prediger bestiegen die Kanzel nicht ohne einen Degen an der Seite, wie ihn die Bürger trugen, während ihre Kollegen in Italien unter den Kutten Dolche verborgen hatten und nicht selten Gebrauch davon machten. Aus Kriegsdiensten heimgekehrte Offiziere hielten ganze Rüstkammern.

Die Zeit, in welcher unsere Darstellung beginnt, befand sich noch unter der Herrschaft der im Mittelalter aufgekommenen Luxusgesetze. Noch am Anfange des 16. Jahrhunderts wurden in Venedig und Ferrara neue solche erlassen. Ein Frauenkleid durfte nicht mehr als fünfzehn, ein Frauenschmuck nicht mehr als fünfzig Dukaten kosten; die Größe und der Preis jedes Kleidungstückes beider Geschlechter waren

genau vorgeschrieben. Bäuerinnen durften keine Seide, Perlen, Gold oder Silber, auch andere Frauen keine längeren Schleppen als von einer halben Elle tragen. Daran kehrten sich jedoch fürstliche Personen natürlich nicht und die Damen kleideten sich meist in Goldbrokat, Sammt und Seide von bunten Farben und mit Hermelin-Einfassungen. In England trug die Königin bei ihrer Krönung Purpur, ihre Damen Scharlach. Die Kopfbedeckungen der Zeit waren von Goldgewebe und mit Diamanten besetzt, die Halsbänder mit Perlen, während die Männer dicke schwere goldene Ketten um den Hals trugen. Edelsteine vertraten oft die Stelle der Knöpfe. Vornehme Damen liebten es, auf ihren Kleidern astrologische Zeichen, Musiknoten, Thiere, Menschenfiguren, sogar Passionsbilder und dergleichen gestickt zu tragen. Auch bei geringeren Personen nützten die Luxusgesetze im Ganzen nichts, obschon man an den Kirchen Kästen anbrachte, in welche anonyme Anzeigen gegen Übertreterinnen derselben geworfen werden konnten. Bezüglich der Städte wurden manigfache Ausnahmen von den Luxusgesetzen gemacht. Eine Reichsversammlung zu Frankfurt 1577 gestattete den Doktoren, gleich den Rittern goldgeschmückte Kleider und goldene Ketten, doch letztere nicht über 200 Gulden an Wert zu tragen. Auch die Frauen der Doktoren nahmen an dieser der Gelehrsamkeit erwiesenen Gunst theil*).

Der volle Bart, in der Zeit des Frauen- und Minnedienstes der beiden Jahrhunderte der Kreuzzüge außer Gebrauch, kam im vierzehnten Jahrhundert wieder auf; doch fand man ihn noch lange so wenig anständig, daß die Todtenbilder auf den Gräbern noch in jenem und dem folgenden Jahrhundert bartlos gefertigt wurden. In Deutschland wurde der Vollbart am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, in England erst in den dreißiger Jahren desselben allgemeine Mode, und seit der Mitte jenes Jahrhunderts trugen ihn auch die Geistlichen.

Häufig treffen wir im fünfzehnten Jahrhundert bereits falsche Haare, die oft sogar aus weißer und gelber Seide bestanden. Man liebte meist die Farbe der Haare, welche im betreffenden Lande ungewöhnlich war. In Italien hielt man z. B. die blonden Haare für die schönsten, und die Damen jenes Landes suchten ihren schwarzen Kopfschmuck durch Bleichen an der Sonne und durch Färben blond zu machen. Hatte man schöne Haare, so liebte man es, sie frei über den Nacken herabhängend zu tragen.

Das Schminken des ganzen Gesichtes, sogar der Augenlider und Zähne, war sehr gebräuchlich, und man parfümirte sich im Übermaß, in Italien sogar die Maulthiere bei Festlichkeiten. An allerlei Schönheitmitteln war jene Zeit ebenso reich wie die unsrige.

Je civilisirter die Völker waren, desto mehr hielten sie auch auf

*) Kohl, Alte und neue Zeit. S. 198.

körperliche Reinlichkeit. Daher galten damals die Italiener, welche an der Spitze der Civiliſation ſtanden, für äußerſt reinlich, und die Deutſchen ſtanden bei ihnen im Rufe des Schmutzes. In Betten und Wäſche, Kleidern und Geräten nahm der Aufwand zu. Die wie erwähnt ſehr beliebten Wolgerüche (Parfümerien) wurden früher aus Safran, dann aus Moſchus und Biſam, Ambra, Lavendelwaſſer u. ſ. w. bereitet, wozu noch die verſchiedenſten Spezereien, wie Sandel- und Aloeholz, Roſenblätter, Majoran, Rosmarin, Koriander, Laudanum, Benzoe, Weihrauch u. ſ. w. kamen. Man trug beſondere Ambra-Äpfel oder Biſamknöpfe, Winters mehr aus Holz und Gewürz, Sommers aus Blumen bereitet. Auch Rauchkerzen und Räucherpulver wandte man vielfach an und wuſch Bart und Kopf mit wolriechenden Seifen von ſorgfältiger Zubereitung. Vielfach trugen auch Männer und Frauen ohne beſondern Anlaß, zur bloſen Verzierung, Kränze, oft ſogar goldene auf dem Kopfe ſtatt des Hutes, ſogar im Winter bei Schlittenfahrten, beſonders im ſechszehnten Jahrhundert.

Damals verwandte man in Italien viel auf gutes Straßenpflaſter; denn man begann dasſelbe mehr zu befahren, als zu begehen.

Mit vielem Luxus waren die erſten Kutſchen ausgeſtattet. Diejenigen fünf, welche Lucrezia Borgia 1502 von ihrem Schwiegervater, dem Herzog Ercole von Ferrara, den Manche für den Erfinder jener Fuhrwerke halten, zum Geſchenk erhielt, hatten Dächer, die erſte von Goldbrokat, die anderen von verſchiedenfarbiger Seide, und die erſte wurde von vier Schimmeln gezogen, deren jeder fünfzig Dukaten koſtete. Die Reitpferde fürſtlicher Perſonen trugen oft Satteldecken von Sammt; mit Gold geſtickte Geſchirre von Damenpferden galten oft ſechs- bis achttauſend Dukaten. Bei Krönungen wurden noch gegen die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts von den Königinnen ſtatt der Kutſchen Sänften oder von Pferden getragene Ruhebetten benützt, und durch einen hochgeſtellten Hofmann die Krone vor ihnen hergetragen. Dagegen bedienten ſich damals die reichen Fugger zu Augsburg bereits der Kutſchen.

Früher als die Kutſchen, ſchon im fünfzehnten Jahrhundert, werden die Schlitten erwähnt. Schon damals wurden dieſe Fuhrwerke ſowol, als ihre Pferde, reichlich mit Schellen behängt. Oft veranſtaltete man Nachts Schlittenfahrten, was aber (das erſte Beiſpiel iſt von 1476 in den Görlitzer Statuten) von den Obrigkeiten verboten wurde. Auf kleinen Schlitten Halden hinabzufahren war ſogar bei Erwachſenen, auch Nachts gebräuchlich.

Gegen die Unannehmlichkeiten des Wetters, wie Regen und Sonnenbrand, trug man blos bei feſtlichen Aufzügen und blos über vornehmen Perſonen, wie z. B. Päpſten, Kaiſern u. ſ. w. Schirme, welche von

ungeheurer Größe, bis vierzig Fuß weit, mit bunten Farben bemalt und mit Figuren verziert waren. Man nannte sie „Regenhüte".

Die Straßen der deutschen Städte waren im fünfzehnten Jahrhundert meistens noch nicht gepflastert, selten und spärlich beleuchtet, unreinlich gehalten, auch meist (und noch lange nachher) eng und krumm. Bürgerliche Wohnhäuser waren von Holz und Lehm gebaut und mit Schindeln gedeckt; dagegen besaß man bereits Rauchfänge und Öfen. Steinhäuser mit Ziegeldächern waren verhältnißmäßig noch selten und daher sowol die Gefahr der Ansteckung durch Krankheiten, als der Verbreitung ausbrechenden Feuers sehr groß, Seuchen und Feuersbrünste demzufolge auch äußerst häufig. Glasfenster gab es in Deutschland seit dem zehnten, häufiger aber erst seit dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, und zwar noch meist in runden oder sechseckigen mit Blei unter sich verbundenen Scheibchen. In öffentlichen Gebäuden und solchen reicherer Privatleute liebte man die Einsetzung gemalter Scheiben, welche meist als Geschenk von Freunden, bei einflußreichen Personen auch der Regirung, bei Rathäusern der befreundeten Regirungen, gegeben waren, und meist Wappen oder Scenen aus der heiligen Geschichte darstellten. Wo die Glasfenster noch nicht eingedrungen, bediente man sich des Marienglases, in Öl getränkten Papiers, dünngeschabten Horns, Tuches u. s. w. In den zuletzt genannten Jahrhunderten wurde es auch gebräuchlich, die Häuser von außen mit Gemälden zu schmücken. Den schon früher angenommenen Wetterfahnen auf den Dächern folgten damals auch Dachrinnen um dieselben. Die öffentlichen Gebäude, außer den Kirchen waren: das Rathaus, das Tanzhaus, das Kaufhaus (an Orten wo Handel und Gewerbe blühten), die Krankenhäuser, die Badestuben, die — Frauenhäuser und erst später, nachdem die Klöster in Unwissenheit versunken waren, die Stadtschulen.

Ungeachtet der erwähnten leichten Bauart der Häuser waren im fünfzehnten Jahrhundert die bedeutenderen Städte Deutschlands durch ihre Schönheit berühmt und wetteiferten sogar in den Augen reisender Italiener, wie des nachherigen Papstes Pius II. (Äneas Sylvius Piccolomini) und Machiavelli's, mit denen ihres Vaterlandes. So rühmt Piccolomini namentlich Köln, Augsburg, Nürnberg und Wien. Der französische Schriftsteller Montaigne zog sogar Augsburg seinem Paris vor!

Wien hatte mit der Ringmauer einen Umfang von 5000 Schritten, hohe Häuser, weite Höfe und prachtvolle Gärten um dieselben und unter der Erde mächtige Weinkeller. Die Einwohnerzahl betrug damals 50.000 und das hauptsächliche Gewerbe war der Weinbau. Die Weinlese dauerte vierzig Tage und erforderte zum Transporte des Weins zwölfhundert Pferde. Auch waren die Wiener schon damals durch ihre Lust an gutem Essen und Trinken, an sinnlicher Liebe, an Musik und Tanz überall bekannt.

Durch seinen Reichtum war Augsburg berühmt. Man bedurfte jedoch damals weit weniger, um reich zu sein, als heutzutage. Peter von Argen, der 2600 Gulden jährlichen Einkommens hatte, war der reichste Mann der Stadt, und wer zwei- bis dreihundert Gulden einnahm, galt immer noch für reich. Der Stifter der durch ihre Reichtümer berühmten Familie Fugger erregte durch den Erwerb von 13.000 Gulden Erstaunen, und die Häuser der Fugger mit ihren Kapellen, Bädern, Gemälden, Statuen, Kaminen, Altertümern, Teppichen und Silbergeschirren und den herrlichen Fresken der Fassaden (welche auch die öffentlichen Gebäude und viele andere Häuser zierten), wie auch ihre Landhäuser mit Gärten und Wasserkünsten glichen Palästen aus 1001 Nacht, wie ihre Feste mit Stechen, Ringelrennen und Tanz denen der Märchenwelt nahe kamen. Mit den Fuggern wetteiferten die Welser, denen im sechszehnten Jahrhundert die Provinz Venezuela in Südamerika gehörte.

Die Zimmer in den Häusern waren meist getäfelt und die Felder der Wände mit Figuren bemalt oder solche darin ausgeschnitzt, oft auch mit moralischen Sprüchen aus den Klassikern oder der Bibel beschrieben. Die Fußböden der Schlafzimmer waren von einfarbigen gebrannten, bisweilen mit Blumen oder anderen Zeichnungen verzierten Steinen, die der Wohnzimmer aber mit Holz belegt, die Decke von bemaltem oder vergoldetem Schnitzwerke oder von Gipswerk.

Das bewegliche Eigentum der Häuser am Ende des fünfzehnten und im sechszehnten Jahrhundert (der Hausrat) war in den Städten bei wolhabenden Leuten höchst prächtig. Man liebte besonders fremde lebende Thiere, wie Affen, Papageien, Pfauen und andere Vögel aller Art; solcher war eine Menge vorhanden, die heute in hohem Grade auffallen würde.

In den Wohnzimmern bestanden die Sitze für den gewöhnlichen Gebrauch in langen Bänken, die um Tische herum aufgestellt waren. Die oben am Tische stehende Bank des Hausvaters und der Hausfrau war mit Tuch überzogen. Für Gäste ließen Reichere mit Sammt gepolsterte und mit seidenen, silbernen oder goldenen Fransen behangene, Andere mit Leder oder Stickereien ihrer Töchter überzogene Stühle hinstellen. Lehnstühle waren meist, wo nicht große Verweichlichung eingerissen, blos für Alte und Kranke im Gebrauche. Die Tische wurden bei Festanlässen mit gestickten Teppichen bedeckt.

Bilder, die an den Wänden aufgehängt wurden, enthielten Bildnisse oder Landschaften. Religiöse Bilder waren seit der Reformation bei den Protestanten verpönt. Häufig hingen auch zinnerne Trinkgefäße an den Wänden. Die kostbareren solcher waren von Silber und oft vergoldet und hatten die Gestalt von Kriegern oder von Pferden und

anderen Thieren (meist die das Wappen der Familie enthielt). Einer Wöchnerin wurde an manchen Orten jedesmal eine silberne Suppenschüssel geschenkt und während der Wochen alles Silbergerät des Hauses im Wochenzimmer aufgestellt. Seit dem 16. Jahrhundert kamen, nachdem man sich vorher einfach am Brunnen gewaschen, erst besondere Waschapparate auf.

Bei reichen Protestanten wurde mit besonderer Feierlichkeit die schöne in Sammt gebundene und mit Silber, ja sogar mit Perlen beschlagene Bibel im Prunkzimmer aufgelegt.

Das Linnen, welches im Hause gebraucht wurde, selbst verfertigt (gesponnen und genäht) zu haben, war eine Ehrensache der Frauen und Töchter. Erst wenn man dessen genug hatte, verwandte man das Geld für Schmuck, besonders für silberne und goldene Ketten.

Trinkgeschirre waren noch selten von Glas, meist von Holz oder Metall (Zinn und bei den Reichen Silber), die Löffel von Holz, Gabeln selten vorhanden, Servietten kannte man nicht. Der Tischtücher bediente man sich beim Essen, bei Trinkgelagen des bloßen Tisches. Zur Beleuchtung diente Wachs bei Reichen, Talg bei minder Bemittelten. Kronleuchter, oft aus Hirschgeweihen, erhellten die Festsäle.

Die Betten waren ziemlich einfach, meist sehr hoch und breit, mit bloßen Teppichen gedeckt.

Um den Hausstand einer wolhabenden bürgerlichen Familie des Jahrhunderts kennen zu lernen und dadurch einen ungefähren Maßstab für die fahrende Habe höher oder niedriger gestellter Familien zu gewinnen, geben wir einen Auszug des aus dem Jahre 1587 stammenden Inventars über die Verlassenschaft des gräflich Wertheim'schen Rentmeisters Hans Kallenbach.

Derselbe hinterließ bei seinem Tode folgende Habe:

1) an Baarschaft und Silbergeschmeidewerk: Eine Reihe Regalen und Doppelregalen, Schiffnobel, französische Kronen, ungarische einfache und doppelte Dukaten, einfache und doppelte Portugaleser, Goldgülden, Spitzgröschlein ꝛc.; 2 vergoldete Scheuren, 1 Schwitzbecher, 6 andere Becher, 2 silberne Kännchen, 1 indianische Nuß mit Silber beschlagen, 2 Dolche mit silbernen Griffen, 1 mit Silber beschlagenen Mannsleibgürtel, 1 silbernen Weibergürtel, 2 Perlenschappel, 1 seidenen Gürtel mit silbernen Stiften, 2 goldene Brautschnüre, 6 Stück Goldborden, 3 mit Silber beschlagene Löffel, 2 goldene Petschierringe, 1 goldenen Ring mit einem Krötenstein, 15 andere goldene Ringe mit Türkisen, Smaragden, Rubinen und anderen Edelsteinen, 1 silbernen Gichtring, 3 silberne Kruzifix, ein Paar Paternoster von Korallen, 1 silbernen Christoffel, 1 goldenen und 1 silbernen Zahnstürer, 1 silbernes Pfeiflein, verschiedene Denk-

münzen, 1 Blutstein (haematites), 2 silberne Bisamknöpfe, eine große Anzahl noch ungefaßter Edelsteine, Dattelkörner, Elendklauen, Wolfszähne und sonstige Kuriositäten.

2) An Büchern: 15 Stück, darunter Luthers Bibel und Hauspostill, eine Kosmographie, ein Turnierbuch und mehrere Arzneibücher;

3) an Zinnwerk: Eine große Reihe zinnerner Flaschen und Kännchen, englische Salzfäßchen, Leuchter, Bettscherben, Teller, Eierschüsslein, Würzbüchsen, Gießfässer ꝛc.;

4) an Messingwerk: Verschiedene Becken, Pfannen, Häfen, Mörser, Leuchter, 2 Tischringe ꝛc.;

5) an Kupferwerk: Kübel, Eimer, Stürzen, Kessel ꝛc.;

6) an Eisenwerk: Bratpfannen, Bratspieße, Dreifüße, Brandreitzen, Putzscheeren, Pferdegeschirr, Gartengerätschaften ꝛc.

7) An Bettwerk: 4 Himmelbettladen, eine mit einem halben Himmel, 4 ohne solchen, 6 Lotterbettlein, 10 Unter- und 8 Oberbetten, 11 Pfülben, 19 große und 5 kleine Kissen, 15 flächserne und 6 werchene Leilachen, Kissenüberzüge ꝛc.; 1 Taufzeug, 1 Badhemd, 2 Badmäntel, 8 Tischtücher, 9 Handzwehlen von Gebild, 22 andere Handzwehlen, 18 Salvetten, 2 gemalte Tischtücher, mehrere wollene oder gewirkte Tischdecken von roter und grüner Farbe, mehrere Umhänge, 1 wollenen Umhang von 12 Ellen für Bänke, sodann große Vorräte an Flachs, Tuch, Leinwand ꝛc.;

8) an Mannskleidern: 1 Sammetbarett, mehrere Hüte mit oder ohne Schnur, 1 schwarzseidene Spitzhaube, 2 schwarze lindische Mäntel, darunter einer mit Sammet besetzt, 1 grauen Mantel mit Silberheften, schwarze und lederne Pumphosen, ein Paar Atlashosen, mehrere schwarze Atlaswämmser, 1 ledernes Wamms, wollene Handschuhe mit Pelz gefüttert, 1 lindischen Rock mit Fuchspelz gefüttert, 1 schwarzen Nachtpelz mit braunem Atlas überzogen ꝛc.;

9) an Weiberkleidern: Eine Reihe Röcke meist von dunkler Farbe, jedoch mit heller Verbrämung von Atlas und anderen Stoffen; mehrere verbrämte Burschatten, eine Reihe Leiblein von Atlas, Seide, Damast, Taffet; eine große Menge Ärmel von den verschiedensten Stoffen und Farben, Schürzen von Schamelot, Schleier von Baumwolle und Leinwand, Pelzwerk ꝛc.;

10) an Gewehr: 1 „Remdtling" mit böhmischer Klinge, 1 „Reuthschwert" mit silberner Platte, 1 Handdegen mit Silber beschlagen, 1 mit Silber beschlagenen „Dusseggen", 150 fl. werth, mehrere Spieße, 1 Hellebarte, 1 Birschbüchse, 1 Fäustling, mehrere Pulverhörner, Köcher, Faustkolben, Jagdmesser ꝛc.

11) An Holzwerk: Große Vorräte an Schüsseln, Näpfen, Kannen und sonstigen Küchen- und Hausutensilien, 1 Spinnrad, 2 Wiegen, 5 Gemachstühle, eine Menge Schränke und Truhen, 1 „Trißur" in der

„Stube", 1 Anricht in der Küche, 1 Kreuztisch in der oberen Stube, 7 andere Tische, 1 Sessel mit Leder beschlagen, andere Sessel, Stühle und Bänke, 2 gemalte Tafeln an der Wand ꝛc.

B. Kirchliches Leben. Tod und Bestattung.

Die religiösen Übungen waren, besonders in der letzten Zeit vor der Reformation, reich an Pomp und Heuchelei. Im Jahre 1478 führte Ercole I., Herzog von Ferrara, der übrigens aufrichtig fromm war, dort die Sitte ein, daß der Herrscher zur Osterzeit Armen und Pilgern die Füße wusch, was er selbst mit seinen Brüdern befolgte und worauf er die Gewaschenen mit Kleidern und Gelt beschenkte.

Die Prozessionen wetteiferten an Pracht und Glanz, besonders der Kostüme, mit den theatralischen Aufführungen der Mystereien, und auch bei ihnen hatte man kein Bedenken, Gott selbst auftreten zu lassen. Am 21. Juli 1587 (sagte eine Note bei Nork, die Sitten und Gebräuche der Deutschen ꝛc.) wollte Karl von Bourbon, Kardinalbischof von Rouen und Abt von Saint-Germain, sich durch eine prächtige und seltsame Prozession auszeichnen. Er ließ alle Knaben und Mädchen der Vorstadt Saint-Germain in einer Reihe aufstellen. Sie waren weiß gekleidet, und jedes Kind trug eine brennende Kerze in der Hand, war aber barfuß. Die Knaben zeichneten sich durch Blumenkränze aus. Die Kapuziner, Augustiner und weißen Büßenden folgten ihnen. Dann schlossen sich die Mönche von St. Germain mit Reliquien an. Endlich kam die Musik. Die sieben Schreine der Abtei wurden von Männern im bloßen Hemde getragen. König Heinrich III. wohnte der Ceremonie im Büßergewande bei und fand sie so schön, daß er bemerkte, er habe lange keine besser geordnete gesehen. Es gab aber damals auch Prozessionen, in welchen Männer, Weiber und Geistliche halb oder ganz nackt auftraten; so z. B. hielt man am 30. Januar 1589 zu Paris mehrere solche ab, unter denen sich viele ganz nackte Knaben und Mädchen befanden, an anderen Orten solche mit fünf- bis sechshundert ganz nackten Personen.

Trotz diesen frommen Unsitten wurden strenge Gesetze gegen Gotteslästerung erlassen, und es gab einen Tarif von Geltbußen, in welchem Gott und die Jungfrau neben einander obenan mit sechs Pfund und dann die Heiligen mit drei Pfund standen. Zahlungsunfähige wurden gepeitscht und verbannt, Rückfälligen das erste Mal ein Nagel durch die Zunge geschlagen, das zweite Mal die Zunge ausgerissen! Auch Meineidigen wurde die Zunge auf einen Block genagelt.

An Sonn- und Festtagen und während der Fasten durfte bei Geltstrafe kein Fleisch verkauft werden.

Es war sehr gebräuchlich, Wallfahrten durch um Gelt gemietete

Personen ausführen zu lassen. Selbst der fromme Herzog Ercole I. von Ferrara nahm Wallfahrten zum Vorwande, um politische Zwecke zu erreichen oder Heiraten in seiner Familie zu Stande zu bringen, die Niemand voraus wissen sollte.

Die Wallfahrten wurden oft mit Jahrmärkten verbunden, besonders wenn der besuchte Ort zur betreffenden Zeit seine Reliquien ausstellte. Zu Nürnberg wurden bis zur Reformation die dieser Stadt 1424 übergebenen Reichskleinodien fast jedes Jahr feierlich vorgewiesen, nebst den zu ihnen gehörigen Heiligtümern: einem Stücke der Krippe Jesu, einem Zahn Johannes des Täufers, einem Arme der heiligen Anna, einem Stücke vom Kleide Johannes des Evangelisten, einigen Gliedern der Ketten, womit Petrus, Paulus und Johannes gefesselt gewesen, einem Stücke des Tischtuchs vom heiligen Abendmale und der Schürze, welche Jesus getragen, als er den Jüngern die Füße wusch, ferner fünf Dornen von der Dornenkrone Jesu, dem Eisen des Speers, der in sein Herz gestoßen wurde und einem seiner Nägel. Ein ähnliches Fest war die Heermesse oder Herrenmesse am St. Moritztage zu Magdeburg, bei welcher gezeigt wurde: die Fahne des heiligen Mauritius, ein Stück vom Kreuze Christi, ein Theil vom Becken, in welchem Jesus den Jüngern die Füße gewaschen, ein Bissen von dem Brote, mit dem er fünftausend Menschen gespeist, Haare Maria's, Stücke ihres Bettes, Blutstropfen und Barthaare von Johannes dem Täufer, einer der Steine, womit Stephanus gesteinigt worden u. s. w. Wer diese Heiligtümer anschaute, erhielt auf 49.826 Jahre und ebensoviel vierzigtägige Zeiträume Ablaß, den Bonifaz VIII. eingesetzt und Eugen V. um acht Jahre und soviel vierzigtägige Zeiten vermehrt hatte. Im Dome zu Magdeburg wurden aber noch mehr ebenso kostbare Schätze verwahrt, wie: ein Stück der Leiter, mittels welcher Jesu Leichnam abgenommen worden, die beiden Endstücken der Laterne, welche Judas trug, als er Jesum verriet und das Becken, in welchem Pilatus die Hände wusch.

Bei Einführung der Reformation zerstörten die Reformirten (nur selten die Lutheraner) Alles was an den Katholizismus erinnerte, auch alle Bilder u. a. Kunstwerke. In Nürnberg u. a. Orten dagegen ließ man Alles unberührt und unterließ blos von da an die Verehrung vergänglicher Dinge.

Interessant ist, daß noch am Vorabende der Reformation, 1519, zu Regensburg auf der Stelle der niedergerissenen Judensynagoge eine neue Kirche, genannt „zur schönen Maria", errichtet wurde. Nachdem dort angeblich einige Kranke geheilt worden, ergriff eine solche Wut zum Wallfahren das Volk der Umgegend, daß solches von allen Altern, Geschlechtern und Ständen, von der Arbeit mit Mistgabeln und Melkeimer weg oder aus dem Bett im Hemde, viele Meilen weit

zuſammenſtrönte, um von der „ſchönen Maria“ irgend eine Wolthat zu empfangen. In den erſten drei Jahren nach Entdeckung des neuen Wunders wurden 25.374 Meſſen geleſen. Der Zudrang ſtieg um Pfingſten auf 50.000 Menſchen! Doch konnten nur Wenige in das kleine Kirchlein gelangen. Nach jenen drei Jahren aber nahm die Thorheit wieder bedeutend ab; 1525 war die ſchöne Maria verwaist und beinahe vergeſſen, und 1542 wurde ihre Kapelle dem proteſtantiſchen Gottesdienſte eingeräumt. Ebenſolche an ſich komiſche, für den Menſchengeiſt aber traurige Ereigniſſe fanden damals noch an mehreren anderen Orten Deutſchlands ſtatt. Dieſe Manie hatte ſogar eine ähnliche tragiſche Parodie, wie die Kreuzzüge 1212 eine ſolche gehabt hatten. In den Jahren 1457 bis 1462 nämlich waren aus mehreren Orten Baierns und Schwabens Kinder zu hunderten, ja tauſenden aufgebrochen, um nach dem Wallfahrtorte St. Michel in der Normandie (auf der Inſel Guernſey) zu ziehen, kamen jedoch, da man ſie nicht zurückhalten konnte, auf der Reiſe durch Frankreich jämmerlich um. Es war epidemiſcher religiöſer Wahnſinn.

Kirchweihen, d. h. Gedächtnißfeſte an die Einweihung einer Kirche, waren meiſt Anläſſe zu wilden Vergnügungen, da ſie mit einem Jahrmarkte verbunden waren, der zu tollen Gelagen Anlaß bot. Kaiſer Karl V. ſetzte in den Niederlanden eine Strafe von fünfzig Gulden auf Jeden, der eine Kirmeſſe länger als einen Tag feiern würde, — doch ohne Erfolg; man feierte nach wie vor acht Tage hintereinander. Zu Straßburg zechte man während der Kirchweihe die Nacht hindurch im Münſter, ja man neckte und prügelte ſich ſogar darin, bis der Prediger Geiler von Kaiſersberg 1481 die Abſchaffung dieſes Unfugs bewirkte.

In Deutſchland hatten die verſchiedenen Kirchenfeſte nicht nur eine religiöſe, ſondern auch eine gaſtronomiſche Bedeutung. Zu Oſtern backte man Fladen, zu Pfingſten trank man Pfingſtbier, am Pantaleonstage aß man in Sachſen Schinken, Speck, Knackwurſt und Knoblauch, am St. Burkhards-Abend zechte man neuen Moſt, am St. Martinstage neuen Wein und verzehrte eine Gans dazu.

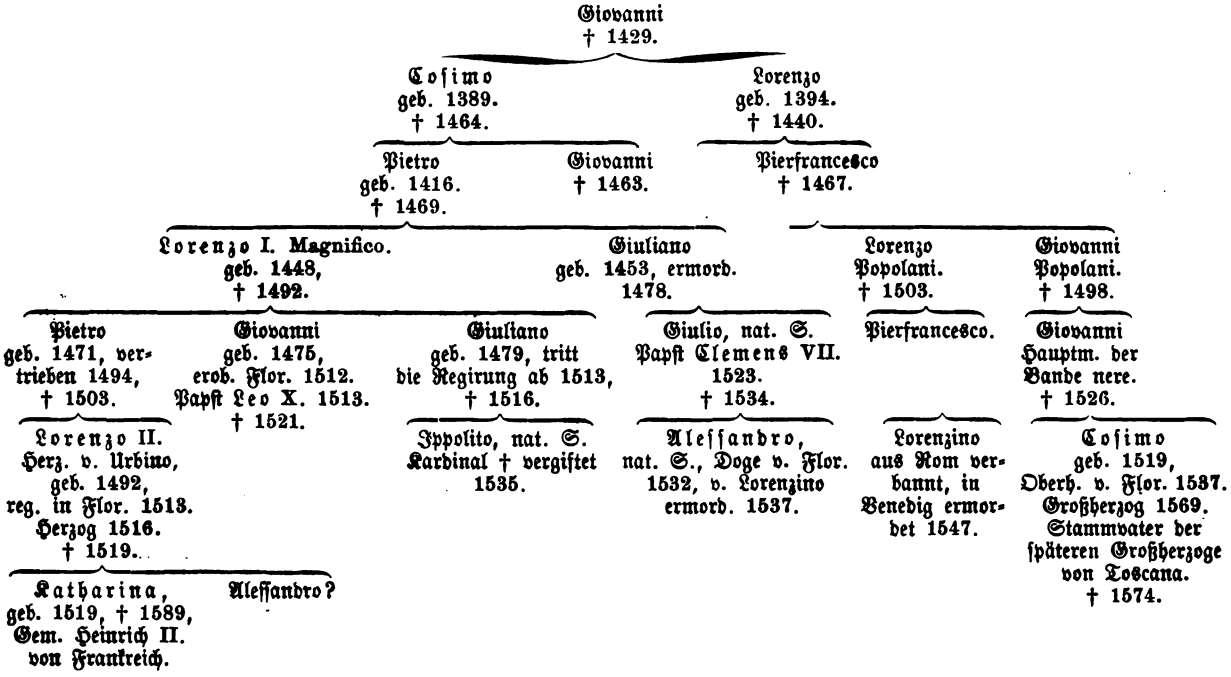
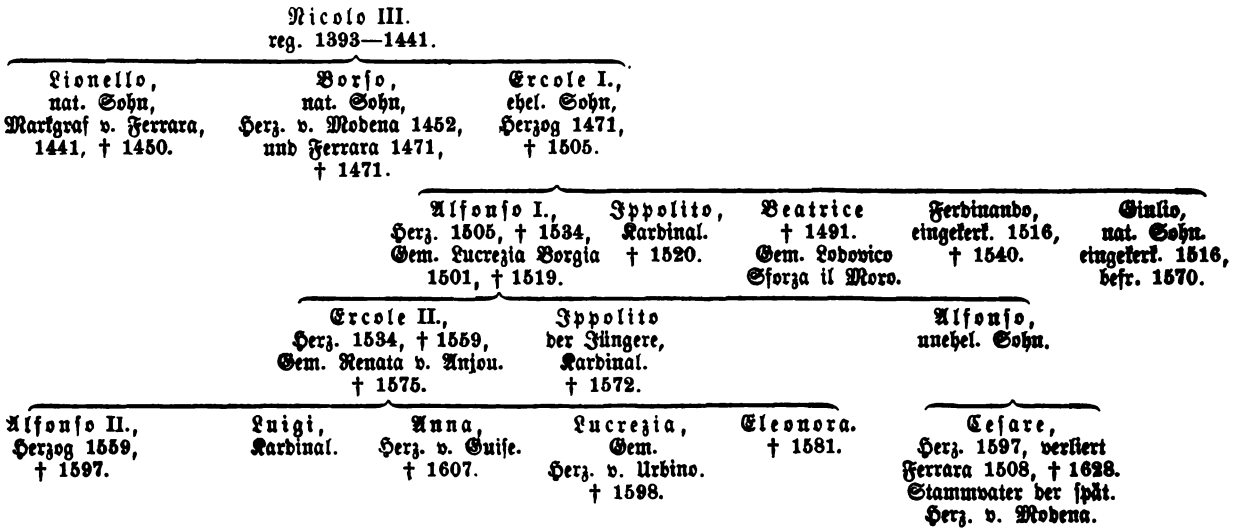
Um Verſtorbene trauerte man in ſchwarzer Kleidung, je nach dem Alter derſelben und dem Grade der Verwandtſchaft, von ſechs Monaten bis zu zwei Jahren, liebte es, Gegenſtände, die denſelben gehört hatten, aufzubewahren, und enthielt ſich lange Zeit aller Vergnügungen. An manchen Orten war es gebräuchlich, einige Zeit nach dem Todesfalle eine „Klagkappe“ über den Kopf zu tragen, damit, ſagt der ſchalkhafte Sebaſtian Frank, „die Leut des Erben Lachen nit gewar werden.“ Sonderbarer Weiſe gab es Orte, wie z. B. Zürich, wo dieſelben Frauen in ſchwarzer Kleidung zu Leichenbegängniſſen und zu Hochzeiten einluden.

Die Beerdigungsplätze befanden sich in deutschen Landen bereits an der Kirche und um dieselbe. Im Bistum Augsburg und anderswo war es gebräuchlich, Brot nebst einer oder zwei Kerzen erst auf das Grab, dann aber auf den Altar zu legen, wo es der Meßner wegnahm und „von der armen Seel wegen" für sich behielt. An manchen Orten enthielt die Altarspende Wein, Brot und Mehl, welches dann, nach Sebastian Frank, „der frum Priester mit seiner Köchin von der Seel und Heiligen willens verbrasste." Wenn Einer im Sterben lag, erschien der Priester mit dem Sakrament, „schwetzet es dem Kranken als nötig ein, als daß er nit mög geraten noch ohn dieß selig werden." War er gestorben, so läutete man ihm mit allen Glocken, wenn er reich war. Dann hielt der „Pfaff" eine Vigilie am Altar und sang, während die Freunde des Verstorbenen herbeiströmten und Wein, Mehl, Gelt, Brot, Licht u. s. w. opferten, und fuhr fort zu singen, so lange dies andauerte. Wer bei den Katholiken ohne das Sakrament gestorben war, für den mußte man bei dem Bischof ein Begräbniß in geweihter Erde erkaufen. Nach der Beerdigung mußte man so viel Priester, als erschienen waren, mit einem glänzenden Essen traktiren. Mochten die Erben „nit weynen noch klagen," so besoldeten sie Klageleute, welche vorher die Augen mit Zwiebeln bestrichen. Auch in Italien ließ man durch bezahlte Personen an den Gräbern der Verstorbenen beten und weinen. Zum Beten nahm man Männer, zum Weinen Frauen. Beide kehrten nach vollbrachter Arbeit lachend und tanzend zurück und holten ihren Lohn.

Bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts wurden in Deutschland fast allgemein die Todten blos in Leinwand eingenäht und ohne Sarg begraben, ja an manchen Orten noch bis in das siebenzehnte Jahrhundert, zu dessen Anfang in Nürnberg Geistliche ausnahmweise in einer „Truhe" begraben wurden. Vornehme Herrn indessen wurden schon früher in Särgen und ausgemauerten Gräbern bestattet. Begrub man ohne Sarg, so trug man den Todten offen auf einer Bahre zum Friedhofe. Unter frommen Leuten oder Solchen, die es scheinen wollten, war es bis zur Reformation (bei den Katholiken wol auch nachher) Sitte, sich in Kutten der Bettelmönche begraben zu lassen, weil Letztere unter dem Volke den Glauben verbreiteten, wer in ihren Kutten begraben werde, habe nur kurze Zeit im Fegefeuer zu bleiben. Die Leichenbegängnisse waren bei Reichen äußerst pomphaft; das Trauerhaus war ganz schwarz bekleidet und lange Reihen Schwarzgekleideter folgten der Bahre. Wollte Jemand an einem andern Orte, als wo er starb, begraben werden, so konnte diese Gunst von der Geistlichkeit nur mit den größten Opfern erkauft werden, widrigenfalls man den Leichnam einfach im Hause liegen und verfaulen ließ. Leichenreden wurden erst nach der Reformation von den Protestanten (in Augsburg 1565) eingeführt.

Bei Beſtattungen von Kaiſern und Königen kamen noch heidniſche Gebräuche vor, wie z. B. die Pferdeopfer. Als Kaiſer Karl IV. beerdigt wurde (1378), opferte man 26 Pferde, und auf dem letzten derſelben ritt ein „wohl gewappneter Ritter“ unter „goldenem“ Traghimmel und (wie, erfahren wir nicht) „opferte ſich mit dem Roß“. Bei der Leichenfeier Kaiſer Maximilian II., 1577, fünf Monate nach ſeinem Tode, wurden an ſeinem Grabe zu Prag die Pferde zwar nicht mehr getödtet, aber „als Oblate der Domkirche behalten“.

Stammtafel der Medici von Florenz.



Stammtafel der Este von Ferrara.